DER KANZLER VON TYROL: GESCHICHTLICHER ROMAN

Hermann Theodor von Schmid



e



Elise Dorsch

Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zehnter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig
Ernst Keil.
1874.

Der

Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmid.

Erster Band.

Zweite Auflage.



Leipzig
Ernst Keil.
1874.

Der

Kanzler von Tirol.

Erstes Kapitel.

Porta Claudia.

Das einsame, zwischen steilen Felswänden eingezwängte Scharnitz-Thal war ungewöhnlich laut und belebt. Wo sonst nichts zu sehen war, als ein einzelner Gemsjäger oder ein Köhler, der im schweren Rückenkorbe seine Kohlen vertrug, da drängte sich eine frohe Menge Volks in allen Anzügen des trachtenreichen Tirols durch einander. Wo sich sonst nichts hören ließ, als der heisere Ruf des Jochgeiers, der über den Karbendel hinstrich, oder die kleine Glocke des Scharnitzer Kirchleins, da schollen plaudernde und lachende Stimmen, dazwischen das Rollen von immer neu ankommenden Wagen und die Töne beginnender ländlicher Musik.

Besonders an einer Stelle hatte sich Leben und Fröhlichkeit zusammengedrängt. Ein leichter offener Schupfen, aus Brettern zusammengeschlagen, war mit Reisig und jungen Tannen bedeckt und geschmückt; darunter hatte der kluge Wirth von Seefeld eine wandernde Schenke eingerichtet und war mit einigen Fässern Rothwein heraufgekommen. Der reichliche Zuspruch zeigte, daß er sich in seinen Erwartungen nicht betrogen hatte; zwei Fässer waren schon geleert und zur Seite gekollert, und auch das dritte fing an, seinen Inhalt etwas mattherzig auszuspenden. Der Wirth, eine große Gestalt mit stämmigem Nacken und breiter Brust, stand in dem Schupfen und blickte mit Besorgniß bald auf seinen schwindenden Vorrath, bald auf

die Schaar der Gäste, die, auf Bänken und allerlei, vom Bedürfniß erfundenen Sitzen in der Runde gelagert, noch lange nicht befriedigt schien und immer durch neue Ankömmlinge verstärkt wurde.

Diesem fröhlichen Treiben gegenüber stiegen hoch und steil die marmornen Bastionen der Scharnitzer Klause empor, ein gewaltiges Gebäude mit Thürmen und Wällen, das, sich an die seitwärts vorbeirauschende Isar anlehnend, das ganze Thal absperrte und nach innen wie nach außen unzugänglich machte. Aus den Schießscharten blinkten Kanonenrohre hervor, und über den Brustwehren blitzten die Gewehre und Helme der Besatzung. Die Wände aber, wie alle Wälle und das Thor waren heute mit Kränzen geschmückt; mächtige Tannen waren an passenden Stellen zum Schmucke angebracht, und darüber von der höchsten Zinne flatterte, ebenfalls bekränzt, die Landesfahne von Tirol, roth und weiß, mit dem rothen gekrönten Adler im Herzschilde.

„Was meinst, Schildhofer," wendete sich der Wirth jetzt an einen Mann, der an der Ecke des Schupfens stand und, das Weinglas in der Hand, nachdenklich in das Getreibe hineinsah. „Was meinst, wird's noch lang' dauern, bis die Frau Herzogin kommt? Du mußt es wohl wissen, weil sie Dich vorausgeschickt hat. Ich hab' schon Post hinunter gethan nach Seefeld, daß sie mir noch ein Faß heraufschicken — aber wenn's lang' ansteht, bis die Herrschaften kommen, langt das auch noch nicht, das Wetter ist einmal zu durstig heut'."

Der Angeredete war ein nicht sehr großer, aber kräftiger Mann von gedrungenem Körperbau; der volle, das ganze Gesicht umgebende Bart, der bis auf die Brust herabfiel, schimmerte bereits in's Graue, aber in dem Ausdrucke des Gesichts lag Kraft, und aus dem dunklen beweglichen Augenpaare sprachen Muth und Entschlossenheit. Er trug die

Tracht eines Bauers, in nichts von den andern verschieden, aber die kurze braune Jacke mit rother Einfassung, der braune Hosenträger auf dem grünen Brustlatz und oberhalb des breiten schwarzen Ledergurts ließen den Passeyrer nicht verkennen.

Er sah noch einen Augenblick fest in die Menge hinein, als ob er sich von etwas vergewissern wollte, dann wendete er sich leicht dem Fragenden zu. „Ich kann Dir's auch nicht gewiß sagen, Wirth," sagte er. „Die Frau Herzogin hat schon nach der Frühmess' fort gewollt und könnt' also schon lange da sein, aber es muß 'was über quer 'kommen sein, das sie aufhalt'. Ich mein' alleweil, es wird nicht so weit gefehlt sein, wenn Du noch ein Fass'l herausbringen lass'st ... es hat eine Hitz', als wenn wir nicht im Juli, sondern schon in den Hundstagen wären ..."

Während der Wirth einem Knechte den entsprechenden Befehl zurief, sah der Passeyrer mit noch mehr gesteigerter Aufmerksamkeit auf die Stelle hin, die schon zavor seine Blicke auf sich gezogen hatte. Er hielt sogar eine Zeit lang die Hand wie einen Schirm über die Augen, um ungestört von der Sonnenhelle desto schärfer beobachten zu können; dann wendete er sich wieder dem Wirthe zu. „Kennst Du den Burschen," sagte er, „der dort auf dem Holzschragen sitzt? Dort bei den Fässern, hinter den zwei Innthalerinnen mit den grünen Hüten?"

„Meinst Du den Schmächtigen," erwiderte der Wirth, „den Blassen? Den in dem verschossenen Camisol, der aussieht wie ein verdorbener Handwerksgesell? Hat er nicht den Arm in der Binde?"

„Ja, ich hab's aber justament gesehen, daß er damit recht gut handieren kann. Kennst Du ihn? Ist's ein Hiesiger?"

„Ein Hiesiger ist's nicht," entgegnete der Wirth, „ich wüßt' nicht, daß ich das Menschenkind meiner Lebtag' schon

einmal gesehen hätt' . . . Aber was hast mit ihm, Schildhofer? Ist er Dir bekannt?"

„Ich weiß selber nit," schloß der Passeyrer, indem er dem Wirthe das geleerte Glas auf den Schenktisch stellte, „in der jetzigen Zeit kommen Einem gar oft Gesichter unter, die man sich merkt, weil sie so besonders aussehen. Aber ich muß jetzt noch hinüber zum Commandanten, hab' auch sonst noch allerhand ausz'richten — also b'hüt Dich Gott, Wirth, und wenn Du einmal hinein kommst nach 'Spruck, so besuch' mich fein! . . ."

Er ging und schlug die Richtung nach der Straße ein, wo er sich bald in der Menge verlor. Nach einiger Zeit jedoch änderte er den Weg und ging im weiten Bogen dem Platze zu, wo er den jungen Burschen mit dem Arm in der Schlinge bemerkt hatte. Es war offenbar, daß er unbeachtet ganz in die Nähe desselben kommen und sich von irgend etwas überzeugen wollte. In dem Gedränge kam er nur langsam seinem Ziele näher, behielt es aber fortwährend im Auge, und trotz wiederholten Stillstehens, trotz manchen flüchtigen Gesprächs mit allerlei in den Weg gekommenen Bekannten blitzte manchmal ein Seitenblick nach dem Tische des Burschen hinüber.

An diesem hatte sich eine zahlreiche und ziemlich bunte Gesellschaft zusammengefunden und war in lebhaftem Gespräche begriffen. Der blonde Bursche, der die Aufmerksamkeit des Passeyrers so sehr in Anspruch nahm, war eben in einer Erzählung begriffen, welcher die Uebrigen mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Es waren Kohlenbrenner aus der Nähe, die ihren Meiler des Festes wegen ein Stündchen allein rauchen ließen; Arbeiter aus den Kreidegruben an der Isar, mit ihren schmutzig weißen Kitteln lebhaft von den rußigen Köhlern abstechend, und einige Bauern, welche der große runde Hut mit den breiten Bändern als Unterinnthaler bezeichnete. Einer im weißlich

gelben Lodenrocke hatte einen großen holzgeschnitzten Vogelbauer hinter sich stehen, und ihm gegenüber saß der Bursche mit dem lahmen Arme, ein junger Mensch im Beginne des Mannesalters, bleich und mit schlaffen blonden Haaren, aber mit so lebhaften Zügen, daß man bald erkannte, die Blässe sei nicht die Folge von Abspannung oder Krankheit, sondern nur ein Zeichen hoher Erregbarkeit. Er trug ein schmales Wehrgehäng über dem braunen, stark abgetragenen Leibrocke und einen soldatenhaft aufgekrempten Hut; die kleine Wehre selbst hatte er aus dem Gehänge gezogen und seitwärts auf die Bank gelegt neben den geschnürten Wanderbündel, den er daran zu hängen und so über die Schulter zu tragen pflegte.

An einem Tische hinter ihnen saßen wieder Landleute in bunter Reihe, darunter ein paar Mädchen, die halb umgewendet der Erzählung des blassen Burschen zuhörten. Sie schenkten darüber einem rückwärts sitzenden Nachbar wenig Aufmerksamkeit, so sehr er auch bemüht war, dieselben durch allerlei kleine Dienste und zierlich gesetzte Redensarten zu gewinnen. Es war dies ein hageres, in etwas schäbige Bürgerstracht gekleidetes Männchen, dessen schwarzes Haar und dunkle Gesichtsfarbe den Italiener verrathen hätte, auch wenn er des deutschen Ausdrucks mächtiger gewesen wäre, als es der Fall war.

„Das war das Ende vom Liede," sagte der bleiche Bursche, „die Stadt war Euch so ausgehungert, daß nichts Lebendiges mehr zu finden war, was man hätte schlachten können. Sogar die letzte Ratte war längst verzehrt, und die Haare standen Einem zu Berge, wenn man in eines der Seitengäßchen hinein ging, denn man konnte keinen Schritt machen, ohne daß man auf eine Leiche oder auf ein paar elende Gerippe stieß, die sich in der letzten Qual und Angst des Hungertodes am Boden wanden wie die Würmer. Ich hab' es mit eigenen Augen gesehen, daß sie

die frisch verscharrten Leichen wieder ausgruben, zerrissen und sich um die Stücke balgten . . .“

„Um's Blut Christi willen!“ seufzte das eine der Mädchen schaudernd, der eine von den Kohlenbrennern bekreuzte sich andächtig an Stirne Mund und Brust und rief: „Gott bewahre jeden Christenmenschen vor solchem Elend! — Aber nun ist's aus, sagt Ihr? Die Festung hat sich ergeben?“

„Ergeben müssen,“ erwiderte der Bursche betrübt, „am dreizehnten Tage des Wintermonds hat Oberst Steinach die edle Festung Breisach an Herzog Bernhard von Weimar übergeben. Ich bin elend zum Sterben in einem Winkel am Thore gelegen, vor Hunger und wegen meines Arms, den eine Falkonetkugel zerschmettert hatte — da hab' ich den gewaltigen Kriegshelden selbst gesehen, wie er auf einem prächtigen Rappen den Einzug hielt mit seinen stattlichen Kriegsvölkern, die freilich besser aussahen und es draußen bequemer gehabt hatten, als wir Kaiserlichen in dem ausgefressenen Steinhaufen!“

„Bernhard von Weimar?“ fragte der Köhler wieder. „Ist das nicht Einer von den Lutherischen, die gegen den Kaiser sind?“

„Und der is il confederato von dem Reichsfeind, dem Francese . . .“ schaltete der Italiener kurz und spöttisch ein.

„Schlimm genug, daß es so weit hat kommen müssen!“ bemerkte der Bursche, indem er sich entschieden gegen den Italiener umwandte und ihn mit festem Blicke musterte. „Ich hab' gegen den Herzog im Feld gestanden und bin sein Widerpart gewesen,“ sagte er dann; „aber wenn das zu seinen Unehren geredet sein soll, so mögt Ihr immer wissen, daß ich ihn nicht verunglimpfen lasse! Schlimm genug noch einmal, daß es so hat kommen müssen! Daß die Fürsten deutscher Nation nicht zusammenhalten unter sich, und die Schweden und Franzosen und Spanier und

wer weiß wen sonst noch Herr sein lassen im Lande! Hätten sie das gethan, dann hätte der edle Bernhard nicht nöthig gehabt, sich mit den heimtückischen Franzosen einzulassen, denn wer das thut, ist verloren, und wenn sein Recht klarer wär' als das Sonnenlicht!"

„Ei, es hat sich 'was zusammenzuhalten!" sagte der Eine von den Innthalern, ein Mann mit scharf geschnittener Vogelnase und mächtigem schneeweißen Schnurrbart. „Das heißt — mit Verlaub, guter Freund — das heißt daher reden wie ein Mann ohne Kopf! Der Kaiser steht für unsern heiligen christkatholischen Glauben: die Fürsten aber draußen im Reich, das weiß Unsereins auch, sind lauter Ketzer und Lutherische, bis auf den alten bayerischen Maxel. Wie soll da der Kaiser zusammenhalten mit den Ketzern? Und Du bist wohl auch Einer davon, sonst könntest Du nicht so reden und sie so herausstreichen!"

Der Bursche sah dem Alten fest in's Auge und zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich bin katholisch," sagte er dann, „so gut als Ihr da herinnen in Eurem Tirol, und das will viel sagen — aber ich weiß auch gerade so gut, daß bei dem furchtbaren Kriege, der nun schon an die fünfzehn Jahre währt, kein Mensch mehr daran denkt, daß er des Glaubens wegen ist angefangen worden. Warum sollt' man sich auch in den Haaren liegen deswegen? Die Leute sind nicht gleich von außen, warum sollen sie dann inwendig Alle über einen Leisten geschlagen werden? Wenn man Euren Habichtschnabel da im Gesicht ruhig als eine Nase gelten läßt, müßt Ihr auch erlauben, Landsmann, daß ein Anderer mit seiner Stumpfnase ebenso zufrieden ist!"

Die Bauern und Köhler lachten, der Alte aber griff sich an die Nase, als wenn er sie beschützen oder sich überzeugen wollte, daß sie noch ungefährdet da sei. Der Italiener ward erdfahl im Gesichte. „Santa Madonna di

Loretto," rief er, „Ihr treiben Spott mit der 'eilikſten Sachen!"

„Ich treibe nie mit etwas Spott," rief der Burſche entgegen, „was einem Andern heilig iſt, aber ich ſchlage auch Jeden auf die Finger, der ſich erfrecht, das anzutaſten, was bei mir in Ehren ſteht! Ich bin Soldat geweſen meines Zeichens, leider wider meinen Willen, aber mit Ehren — darum laſſ' ich das Andenken von einem ſo edlen Manne und Kriegshelden, als wie Herzog Bernhardus, nicht verſchimpfiren. . ." Mit dieſen Worten hob er das Schoppenglas in die Höhe, zog den Hut ab und ſagte wehmüthig: „Und wenn Niemand mit mir anſtoßt und mit mir trinkt, ſo thu' ich's allein. Herzog Bernhardus von Weimar hoch! — Er lebe — kann ich leider nicht mehr ſagen!"

Die Bauern und Köhler ſchwiegen und ſahen mit einer Art Ehrerbietung auf den jungen Kriegsmann, deſſen Rührung unverkennbar war; der Italiener dagegen ſchob das vor ihm ſtehende Glas zurück, wie um zu zeigen, daß er nichts gemein habe mit dem ausgebrachten Trinkſpruche.

„Und warum," fragte er, „könnt Ihr nicht mehr ſagen Eviva Bernardo?"

„Er iſt todt!" ſagte der Burſche traurig, indem er den Hut wieder aufſetzte und tief über die Stirne zog.

„Todt?" rief der Welſche entgegen und ſprang auf. „E incredibile questo! Das ſein ſehr merkwürdige Nachrichten. . . Und woher wiſſen Ihr? O erzählet doch, mio caro . . ."

„Ich bin Euer Caro nicht und will's nicht ſein," entgegnete der Gefragte verächtlich, „aber was ich geſagt habe, iſt wahr. Wie ich geſtern herein gewandert bin durch's Bayeriſche über Partenkirchen und Mittenwald, bin ich einem Trupp ſchwediſcher Reiter begegnet — von denen hab' ich es erfahren. Der Herzog war hinauf gezogen in's

Burgundische, denn in Breisach und rund umher war das Land so kahl, als sollte nie wieder etwas darauf wachsen und grünen. Er machte große Beute und ließ Alles nach Breisach bringen; das hatte er seinem vertrautesten Freunde übertragen und hatt' es ihm auf die Seele gebunden, daß er die Festung bewahren solle wie seinen Augapfel, vor seinen Feinden, den Kaiserlichen, und noch mehr vor seinen zweideutigen Freunden, den Franzosen. Der Vertraute war ein Schweizer und hieß Erlach, wenn ich mir den Namen des Schuftes recht gemerkt habe."

„E poi?" warf der Italiener drängend ein. „Was dann?"

„Was dann? — Es ging, wie's vorauszusehen war. Die Franzosen hatten es bald durchschaut, daß der Herzog sich mit ihnen nur seinetwegen verbunden hatte, daß er sich ein neues Königreich machen wollte aus dem schönen Lothringen und Elsaß, nach dem ihnen selber schon lange der Mund wässert. Sie haben ihm erst allerlei Lockspeise und Blendwerk vorgehalten, damit er vom deutschen Vaterlande abfallen und sich an sie verkaufen sollte; wie er aber nichts hören gewollt von Allem, was sie ihm vorgepfiffen, da haben sie ihm ein Süpplein eingegeben, daß er nicht weiter gekommen ist auf dem Rückwege, als nach Neuburg am Rhein. Dort ist er vor acht Tagen gestorben . . ."

Unter den Landleuten ward theilnehmende Bewegung sichtbar. Die Mädchen seufzten, und der alte Innthaler murmelte: „Unser Herrgott wird wissen, ob es dem Lutheraner zu gut kommen kann — aber wenn er so brav war, wie Ihr sagt, wünsch' ich ihm die ewige Ruh' . . . für meinen Theil."

„Aber Breisach?" drängte der Welsche wieder. „Wie ist's mit der Festung?"

Der Erzähler maß ihn von oben bis unten. „Ihr seid ja gewaltig begierig auf das Schicksal der Festung! Fast

möchte man glauben, Ihr hättet Wind von dem Schelmstück, das dort gespielt worden ist.

„Was ist das?" rief der Andere aufspringend und mit zornfunkelnden Augen. „Wollt Ihr mich beleidigen?"

„Ich wehr' Euch nicht, wenn Ihr meine Red' so verstehen wollt!" war die ebenso rasche und entschiedene Antwort. „Ihr benehmt Euch und fragt so eigen, daß man auf's Hirn gefallen sein müßte, wenn man nicht merken wollt', daß 'was Besonderes dahinter ist . . . Und damit ich's nur gerade heraus sage, wie's mir auf der Zunge sitzt: Ihr seid ein Welscher, und ich kann die Welschen nicht leiden!"

„So?" lachte der Italiener höhnisch. „Das bedaur' ich . . . aber wollen Ihr mir auch sagen, warum?"

„Das sollt Ihr hören, Signor, und ebenso gerade heraus! Es sind gar viele von Euren Landsleuten in der kaiserlichen Armee, aber wo ich Einen davon getroffen hab', ist immer nichts Gutes herausgekommen. Wir taugen nicht zu ihnen mit ihrer Praktica — es sind Schleicher und Heimtücker Alle miteinander . . ."

Der Welsche lachte lauter und widerlicher als zuvor. „Cospetto," sagte er, „Ihr vergeßt wohl ganz darauf, amico, daß die Frau Herzogin von Tirol, Claudia von Medicis, auch ein Welsche ist?"

„Ja, Gott besser's," sagte der Bursche, „ich weiß es wohl, aber ich weiß, daß es auch weiße Raben giebt, und die Herzogin Claudia ist ein weißer Rabe, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was ich von ihr gehört habe... Aber Ihr habt ja wissen wollen, wie es mit Breisach gegangen ist. Erfahrt also, daß der Schweizerschuft, wie Herzog Bernhardus kaum kalt geworden war, nichts Eiligeres zu thun gewußt, als daß er die Franzosen in die Festung ließ. . . Und damit Ihr Alles recht genau wißt, so hört weiter: der kaiserliche Marschall Savelli — Euer

wackerer Landsmann, Signor — stand mit einem starken Corps keinen halben Tagmarsch entfernt und hätte das Einrücken der Franzosen leicht hindern können! Er hat es aber nicht gethan — und wir dummen Deutschen begreifen wieder einmal nicht, was die welsche Praktik da Feines ausstudirt hat! Denkt Euch nur, es giebt Schwachköpfe, die allerlei von krummen Händen daher faseln und von einer Correspondenz zwischen dem Savelli und dem Duc von Rohan, über welche die Wiener Perücken gar sehr in Verwunderung gerathen dürften!"

„Verleumdung! Niederträchtige Verleumdung!" schrie der Italiener.

„Das sage ich ja auch!" entgegnete der Krieger mit eisigem Spotte. „Und nichts als Verleumdung, niederträchtige Verleumdung ist es auch, wenn die dummen Leute erzählen, die Unterhändler seien in Nacht und Nebel hinübergeschlüpft aus den kaiserlichen Quartieren und zwischen den französischen Vorposten. Die Einfältigen haben einen Busch oder einen Weidenstock für einen kaiserlichen Generalissimus oder Hofrath angesehen — aus Furcht natürlich, denn im Rausche kann's nicht geschehen sein; seit ein paar Jahren ist Niemand um Breisach herum zu einem Tropfen gekommen, mit dem man sich hätte betrinken können . . . Aber da hilft alles Zureden und Aufklären nichts! Wenn das Volk einmal sich etwas so recht fest einbildet, ist es gerade so bockbeinig, wie ich in meiner Vorliebe für Eure Landsleute!"

„Mein Eid!" rief der Alte mit der Habichtsnase, „das sind betrübte Aussichten! Da dürfen wir wohl noch lang' auf den Frieden warten, und wer weiß, was der Krieg noch für Unglück über's Land bringt und über die Leut'!"

„Da habt Ihr Recht, Alter!" sagte der Soldat. „Das Reich schreit nach Frieden, und der Kaiser möcht' ihn wohl

auch und die Reichsfürsten mit ihm. Sie haben auch ihre Gesandten nach Hamburg geschickt, um darüber zu verhandeln, aber diese Vornehmen und Schulfuchsen haben kein Herz für das Volk und seine Noth, weil sie davon noch nichts empfunden haben. Und wenn sie sich einigen wollten, ich glaub's nicht, daß die Fremden es zulassen. Die Franzosen und Schweden meinen, weil sie einmal hereingekommen sind auf deutschen Boden, wollen sie auch d'rauf bleiben und mindestens ein paar Fetzen davon herunterreißen!"

„Da wird's mit der Handelschaft auch nit woltern viel bedeuten!" mischte sich jetzt der Tiroler in's Gespräch, der den großen Vogelbauer hinter sich stehen hatte. „Ich hab' Dir so viel Kanarivögel daheim gehabt in Imst, eine ganze Heck', daß ich die Kraxen auf den Buckel genommen hab' und hab' gemeint, ich wollt' hinaus damit in's Reich und in's Bayerische. Zu München drinn' der Herr Kurfürst hat mir schon oft was abgekauft, und auch in der Stadt sein viel Bürgersleut', die die gelben Dinger sein gut leiden können!"

„Kehr' um mit Deiner Kraxen, Tiroler, wenn ich Dir gut zu einem Rath bin!" rief der Krieger. „Zu München d'rinnen haben sie wohl 'was Anderes zu denken als an Kanarienvögel, und im ganzen Bayernland'l werden nicht Viel' mehr zu finden sein, die Dir einen abkaufen können, und wenn sie auch möchten. Da sieht's traurig aus, Ihr Leut', daß Einem das Herz bluten möcht', wenn man das schöne reiche Land vor dem Krieg gesehen hat, wie ich. Ueber Weilheim herein hab' ich das Elend betrachtet. Die Weg' sind kaum mehr zu passiren und leer, es giebt Niemand mehr, der ein Geschäft hätt', das ihn zum Reisen brächt'. Wenn man einem lebendigen Menschen begegnet, sind's Soldaten oder Bettelvolk oder Raubgesindel ... die Felder an den Straßen hin liegen ungebaut und öd', so

weit man nur sieht; das Gesträuch und das Gestrüpp wächst darüber auf; daß man fast nicht mehr erkennt, wo vor zehn Jahren Ackerland gewesen ist. Die Dörfer auf dem flachen Lande sind verfallen und verlassen, die Bauern sind zu Tode geschunden oder davongelaufen in die Wälder und Berge hinein, weil sie sich nicht zu Tode martern lassen wollten . . .“

Die schlichten Zuhörer schauderten und rückten unwillkürlich enger an einander. Um sie herum hatte sich allmälig ein größerer Kreis von Bauersleuten, Köhlern und Kreidenarbeitern gebildet, die Alle der Erzählung mit gleicher Theilnahme zuhörten. Der Italiener saß abgewendet da und schlürfte den Rothwein wie unmuthig in sich hinein.

„Wenn man herein kommt,“ fuhr der Kriegsmann fort, „gegen Murnau zu liegt seitwärts ein See, der Staffelsee geheißen, eine gar freundliche Augenweide für den Wanderer, denn es kommt Einem fast vor, als wär' in die grüne Landschaft ein geschliffenes Glas eingesetzt, damit sie sich darin abspiegeln könne. Dort herum liegt ein gar stattliches Dorf mit einem schönen spitzigen Kirchthurm, den man schon von Weitem herausschauen sieht aus den Kirschen- und Zwetschgenbäumen, die wie ein Wald um die Häuser herstehen. Ich bin einmal dort eingekehrt, weil ein weitschichtiger Vetter meines Vaters dort sein Haus und seine Schmiede eingerichtet hatte. Wie ich nun wieder des Wegs kam, wollte ich dort einsprechen und hoffte, ein Nachtlager und Imbiß zu finden. Gefiel mir aber die ganze Sache nicht, wie ich nur ein bischen näher kam. Der Kirchthurm hatte keine Spitze mehr, und seine Wände standen nackt und schwarz geräuchert da wie ein Schornstein. Mit erschrockenem Herzen bog ich um den letzten Hügel herum — da war das ganze Dorf nichts als eine weite schreckliche Brandstatt'. Die Kirche und die Häuser alle waren aus- und niedergebrannt, die schönen Bäume

standen schwarz versengt und verkohlt dazwischen, und so viel ich in dem schwarzen Trümmerwerke herumstieg, kam mir nichts Lebendiges entgegen — nicht einmal ein Hund, der mich angebellt hätte. Im Hause meines Vetters, des Schmieds, sah es noch am wüstesten aus. Alle Wände waren schwarz, wie die rußige Schmiedstatt, die aber war stehen geblieben, weil sie gewölbt war. Da lagen allerhand unkenntlich gewordene Fetzen von Kleidern am Boden herum, dazwischen hier und da große rothbraune Flecken — das mochte wohl vertrocknetes Blut sein. Und wie ich weiter nachsah, fand ich am Eingang unter schwarzen herabgestürzten Balken ein halb verfaultes und halb verbranntes Geripp' ... der Schädel war eingeschlagen, und nach der Größe mochte es wohl mein armer guter Vetter sein, der sich und sein Hab' und Gut hatte vertheidigen wollen und d'rüber von den schwedischen Mordbrennern niedergehauen worden war. Mit dem Imbiß und Nachtlager, das ich mir von ihm erwartet hatte, war's also nichts; dafür scharrte ich mit einer Eisenstange ein Loch auf im Boden und legte das Geripp hinein und gab ihm das letzte Nachtlager, das Einer auf der Welt braucht. Dann hab' ich ein Vaterunser gebetet für seine arme Seel' und habe geschlafen, bis die Sonne aufging. Die war so schön und warm wie damals, als sie auf das lebfrische Dorf und seine grünen Bäume herabgeschienen hatte, und ging ihren Weg, als ob unter ihr Alles beim Alten geblieben wäre. Dann hab' ich mich aufgemacht und hab' den Weg unter die Füße genommen, bis ich hereingekommen bin in Eure Berge."

„Ja Gott sei Dank," rief aufathmend ein Köhler, „in unsern Bergen ist's sicher; das sind Schutzmauern, auf die wir Tiroler uns was einbilden dürfen. Noch ist kein ketzerischer Schwede d'rüber herein gekommen — sie haben sich allemal den Kopf daran eingerennt."

„Und sie sollen's wieder, wenn es ihnen nochmal einfallen thät', mit uns anzubinden!" rief der alte Innthaler. „ — Aber die Berg' thun's nicht allein — wenn nicht die rechten Männer vor die Luken steh'n, thäten die Berg' die Schweden wohl auch nicht aufhalten! Aber daß der Tiroler Landsturm bei der Hand ist, dafür sind drei Ding' gut, — daß wir uns um die eigne Haut wehren, daß unser heiliger christ-katholischer Glauben in Gefahr ist und daß Frau Claudia unsere Herzogin ist, für die ein Jeder mit Vergnügen durch's Feuer geht!"

„Hast Recht, Alter," sagte der Krieger sich erhebend, „bei Euch ist noch der einzige rechte Soldatenstand daheim; Ihr seid Alle Soldaten; draußen überall lassen sie sich todtschlagen für ein Stück Geld! Wie lang' ist's wohl, daß die Schweden dagewesen sind und haben die Scharnitz belagert?"

„Das werden just fünf Jahre sein," entgegnete der Alte, „ich bin nicht dabei gewesen und bin mit dem Aufgebot bei Kitzbühel gestanden. Damals waren nur ein paar Mauern da und ein Wall gegen die Isar hinaus, und doch haben die Schweden ihr Pulver verschossen und abziehen müssen. Jetzt, wenn sie wieder kämen, sollt's ihnen wohl von selber vergehen; über die Thürme und Bastionen, wie sie jetzt dastehen, kommt Keiner herein, wenn er nicht Flügel hat. Die Frau Claudia, die sie gebaut hat, hat ihnen den Spaß versalzen und das Thürl' zugemacht für ewige Zeiten."

„D'rum wird der Paß," bemerkte der Soldat, „wie ich gehört habe, heute bei der feierlichen Einweihung den Namen Porta Claudia erhalten zu ihrem Angedenken!"

Die Versammlung hatte während der letzten Reden sich gegen die neuen Festungswerke gewendet und betrachtete dieselben, und in Aller Blicken war die Ueberzeugung zu

lesen, daß sie unbezwingbar und wirklich wie für die Ewigkeit gebaut seien.

Ein halblautes spöttisches Gelächter störte den übereinstimmenden Eindruck — es kam von dem Italiener, nach dem sich Alles umwendete. Der Soldat sprang auf und trat vor ihn hin.

„Es scheint, Ihr sucht Händel mit mir?" rief er aufflammend. „Die könnt Ihr haben, wenn Ihr mir nicht augenblicklich sagt, was Ihr an meinen Worten so lächerlich findet."

Auch der Italiener erhob sich. „Sagt mir lieber, Ihr selbst, was Euch einfällt, mich zur Rede zu stellen! Cospetto, ik kann lachen, quando mi piace. . ."

„Ueber was Ihr wollt, Herr," eiferte der Zürnende, „aber hier ist's anders — das Lachen galt mir und meinen Worten — also heraus mit der Erklärung, oder ich drücke sie Euch mit der Seele aus dem Leibe!"

„Ich haben nix gelacht über Euch," entgegnete der Welsche, etwas zurückweichend, „ich haben nur gelacht wegen der Frau Herzogin und der Porta Claudia!"

„Damit kommt Ihr nicht los! Was findet Ihr zu lachen an der Frau Herzogin oder an der Festung, die ihren Namen trägt?"

„Ja, das wollen wir auch wissen!" riefen die Umstehenden durcheinander. „Er soll es sagen, was er gegen die Herzogin hat!"

Dem Italiener begann es etwas unheimlich zu werden, aber er suchte es durch den Anschein von kecker Unbefangenheit zu verbergen. Er trat daher einen Schritt gegen die Landleute vor. „Ma was wollen Ihr, amicissimi! Ich haben gesagt nix, ich haben nur gelacht vor mich hin — sein das verboten in Tirol? Aber ich haben kein Geheimniß, es sein gewesen ein bloßer Spaß! Die Festung sein una fortificaziono eccellentissima, und die

Frau Herzogin Claudia sein eine donna eccellentissima, eine vortreffliche Frau . . . aber . . ."

„Was aber? Heraus damit!"

„Aber sie sein doch auch nit mehr als eine Frau! Noch dazu eine schöne junge Frau, und es sein wohl begreiflich, daß sie ihr Herz nicht weiß so gut zu verschließen, wie ihr Land. . . Ich hab' das Verslein nicht gemacht!"

„Was für ein Verslein?" riefen Mehrere.

„Kennt Ihr es nicht? Dann will's ich's Euch sagen:

Dein Ländchen, Claudia, verschließest sorglich Du,
Mach' fein Dein Herzel auch und Deinen Beutel zu!"

Der Italiener lachte und machte eine rasche Bewegung, sich unter die Umstehenden zu verlieren; aber die Faust des greisen Innthalers mit der Habichtsnase hinderte ihn daran, weil sie ihn am Kragen festhielt.

„Halt, wällischer Springer," rief der Alte, „das ist bei uns Tirolern nicht der Brauch, daß man den Leuten Eins von der Seiten anhängt und sich dann aus dem Staube macht. Da bleibst . . . und gehst nicht eher von der Stell', bis Du sagst, was das heißen soll! Was unterstehst Du Dich, von unserer Frau Herzogin zu sagen?"

„Ich?" rief der erschreckte Italiener, der sich vergebens loszuwinden suchte. „Per dio, ik sage gar nichts — aber man sagt! Die Leute sagen! „Ik wiederhole nur, was ik habe gehört, hier und dort. . ."

„Und was hast Du gehört?"

Ma perché haltet Ihr mich so fest, Signor? Es ist nicht meine Schuld, wenn die Leute sagen, die Herzogin Claudia sei des Wittwenstandes überdrüssig, sie sei sehr zugeneigt . . . inamorata zu einem schönen jungen Cavaliere von ihrem Hofe. . ."

„Hund von einem Kerl!" rief der Alte, von dem drohendem Gemurre der Umstehenden begleitet, „Du unter-

stehst Dich, so 'was von der Frau Herzogin zu sagen? Du willst unsere Landesfürstin verleumden?"

„Schlag' ihn nieder, Sixtenbauer," rief Einer aus der Umgebung, „der Lump ist das Hängen nicht werth!"

Dem Welschen schien durch die Gefahr der Muth zu wachsen, denn er riß sich von dem Alten los, der nicht übel Lust zu haben schien, der erhaltenen Aufforderung nachzukommen. „Was fällt Euch ein, Ihr Leute," schrie er, „mich wegen dessen zu mißhandeln, was ich Andern nachsage! Kann ich dafür, wenn Ihr noch nichts gehört habt von dem schönen Signor Cancellario Eurer Frau Herzogin!"

„Das ist Dein Letztes, Du Schandmaul!" rief einer der Tiroler, indem er ihn wieder ergriff. Im Augenblicke warfen sich Mehrere auf ihn, er wurde sehr unsanft hin und her gezogen und gezerrt und würde ohne Zweifel schwer mißhandelt worden sein, wenn nicht der junge Kriegsmann dazwischen gesprungen wäre. „Halt, Ihr Männer!" rief er, „das ist nicht das Rechte, wenn Ihr ihn durchwalkt und dann laufen laßt. Was liegt daran, was ein solcher Mensch von Frau Claudia sagt? Das thut ihr nicht so viel, als wenn Euch ein unsanfter Windstoß um die Nase fährt — es ist unangenehm, aber es schadet nicht! Ich wette meinen Kopf, der Italiener sagt das nicht aus sich selbst, es kommt mir so recht wie ein angelegter und abgekarrteter Handel vor — sorgt dafür, daß das untersucht wird und daß die rechten Leute ihm ein bischen auf den Zahn fühlen. Führt ihn weg und übergebt ihn der Wache, bis die Herzogin kommt: dann können ihre Räthe sondiren, was hinter der Geschichte steckt!"

Dem Italiener war dieser Vorschlag sittlich unangenehm; er zuckte zusammen und schoß einen wüthenden Seitenblick auf den Sprechenden. Die Bauern standen eine Weile und schienen unschlüssig, als sich der Passeyrer hin=

durch drängte und ihren Zweifel entschied. „Der Soldat hat Recht, Ihr Männer!" rief er. „Führt den Wällischen an's Thor von der Klausen und übergebt ihn dem Commandanten. Es steckt 'was dahinter, und wenn die Herren kommen, werden sie's wohl aus einander klauben!"

„Bist Du da, Schildhofer?" sagte der Sixtenbauer. „Na, wenn Du das sagst, soll's auch so sein, Du verstehst Dich auf die Sach'. Packt's an, Leuteln," sagte er dann zu den Andern, „führt's den Sprecher in die Klausen, sie sollen ihn aufheben, bis die Herren kommen!"

Während ein paar handfeste Köhler und Holzknechte den Welschen packten und mehr weiter trugen als führten, war der Soldat vor den Passeyrer getreten und rief, ihm freudig die Hand entgegenstreckend: „Grüß Euch Gott, Vater Schildhofer! Nun das ist eine Freude, die ich mir nicht erwartet hätte! Ich glaube, daß ist ein gutes Zeichen für mich, daß Ihr unter den Ersten seid, die mir an der Tiroler Grenz' begegnen!"

Der Passeyrer machte sich mit beiden Händen an seinem breiten Hosenträger zu schaffen und schien die zum Einschlagen dargebotene Hand gar nicht zu bemerken. „Ich weiß nit", sagte er, den Soldaten bedeutsam anblickend, „ob der Glauben nicht ein Aberglauben ist! Es wird wohl darauf ankommen, mein' ich, was Dich nach Tirol zurückführt, Hartmann!"

„Ihr wollt mir nicht die Hand geben zum Grüß' Gott?" entgegnete dieser. „Seid Ihr mir also immer noch gram? Aber ich denke, ich kenne Euch und Eure Art besser, Ihr seid lange nicht so schlimm, als Ihr wild darein schaut — d'rum sollt Ihr's auch ohne Handschlag erfahren, warum ich wieder da bin. Zwar könnt' es Euch der steife Arm da von selber sagen ... die Boucquoy-Dragoner haben mich nicht gefragt, als sie mir statt des Setzhakens den Säbel in die Hand gaben, und so hat man

mich auch nicht gefragt, als man mir den Laufpaß gab. Nun muß ich wohl oder übel zum Setzhaken greifen, und da will ich mein Glück wieder in Innsbruck versuchen ..."

„Wird nit sein stark sein, das Glück!" sagte Schildhofer. „Bei uns in Tirol ist die Bücherleserei nicht der Brauch, da haben die Drucker auch viel Feierabend. Soll mir aber lieb sein, wenn Du 'was vor Dich bringst — 's wird Dir auch nicht fehlen, wenn Du unter den Dragonern der alte Hartmann geblieben bist . . . bis auf Eins! Du verstehst mich schon."

Dem Soldaten flog ein leichtes Roth über das Gesicht, er machte eine hastige Bewegung, als wollte er etwas erwidern; als er aber sah, daß Schildhofer sich bereits abgewendet und ein Gespräch mit dem alten Innthaler begonnen hatte, unterließ er es. Sein Gesicht nahm die dunklere Röthe des Zornes an, unmuthig preßte er die Unterlippe zwischen die Zähne, wandte sich ebenfalls kurz und entschieden ab und verschwand unter der Menge.

Inzwischen und während der Abführung des lästernden Italieners waren die Landleute wieder an ihre Plätze zurückgekehrt und ergingen sich laut und noch ziemlich unwirsch im Gespräche über den Gefangenen und über den Inhalt seiner Schmähungen. „Laßt Euch das Gered' nicht anfechten, Leut'!" sagte Schildhofer, in seinem Gespräche mit dem Alten fortfahrend, doch so, daß seine Worte auch an die Uebrigen gerichtet und ihnen verständlich waren. „Das sind Alles nur ausstudirte Finten. Die Frau Herzogin hat an ganz andere Sachen zu denken, an ihre Kinderl'n und an's Land Tirol, und was der Wällische gesagt hat, ist nur das boshafte Wesen von Leuten, denen der Kanzler ein Dorn im Aug' ist, weil er nicht in ihr Horn blast, und sie ihm neidisch sind um seinen Platz und um das Vertrauen, das ihm die Herzogin schenkt."

„Kann mir's denken," erwiderte der greise Innthaler;

„solche Vögel giebt's überall: Diebsvolk, das nur auf's Stehlen aus ist, aber dabei den ganzen Tag fort schreit, wie die Spatzen auf meinen Kirschbäumen. Aber wer ist der Kanzler, dem's gilt? Ich mein' alleweil, es sind mehr Leut' in 'Spruck d'rinnen, die sich so schimpfen lassen."

„Freilich," lachte Schildhofer entgegen, „Kanzler giebt's Dir in der Stadt nach der schweren Meng' — wirkliche und Vice und was sonst noch . . . Unsereins weißt, merkt sich die Titulaturen nicht. Aber der, auf den sie's gemünzt haben, der ist der Oberste von Allen, der Kanzler im Staatsrath und der nächste nach der Frau Herzogin!"

„Dann ist er woltern (freilich) ein großes Thier! Wie heißt er? Ist's ein Tiroler? Du mußt ja das Alles wissen, Schildhofer, Du gehörst ja auch zu den großen Herren, und wer weiß, ob sie Dich nit auch noch einmal zu einem solchen Vice machen!"

„Ich mein' alleweil, das werden's wohl bleiben lassen," antwortete Schildhofer. „Ich könnt's auch nit annehmen, außer wenn Du mein Secretari werden wollt'st, denn nachher wär' ich aufgericht'!"

Alles lachte; der Alte bot ihm die Hand und rief: „Nichts für ungut, Schildhofer, wir kennen uns ja!" worauf dieser kräftig in die dargebotene Hand einschlug. „Allemal, Sixtenbauer," sagte er, „wir Zwei fangen keinen neuen Brauch mehr an! Der Kanzler aber, von dem wir reden, heißt Wilhelm Biener und ist kein Tiroler, sondern, wenn ich recht hab' läuten hören, droben aus der obern Pfalz daheim. Er ist erst geheimer Rath gewesen, in Wien beim Kaiser Ferdinand; der hat ihn dann empfohlen an seinen Bruder, unsern lieben seligen Herzog Leopold, und so ist er hereingekommen zu uns, in's Tirol. Der Herzog war auch gar wohl zufrieden mit ihm, und wie er fortgemußt hat, mitten in seinen schönsten Jahren . . . Ihr wißt's ja Alle noch, als wenn's gestern gewesen

wär'! . . . Da hat er noch auf dem Todtbett zu seiner Frau gesagt, der Biener sei sein treuester Diener gewesen und sein bester Freund, und wenn sie einmal einen offenherzigen guten Rath braucht und ein treues Gemüth und eine sichere Hand, dann sollt' sie sich auf den Biener verlassen, und sie wird nicht verlassen sein! — Und die Frau Claudia hat sich daran gehalten in ihrem traurigen Wittibstand und hält den Kanzler Biener in gar hohen Ehren, und das ist es, was die andern Neidnickel nit vertragen können!"

„D'rum spintisiren sie solche Sachen aus, die Fickermenter!" entgegnete der Alte. „Aber soll mir noch einmal Einer kommen, der soll sich wundern, wie der Sixtenbauer ihm heimleuchten will! Vielleicht bringen sie aus dem Wällischen heraus, wer ihn angestiftet hat!"

„Ich wollt's wünschen," rief Schildhofer, „dann wär' der Frau Herzogin viel Sorg' und Kummer erspart, und sie hat davon schon genug gehabt ihr Leben lang!"

„Hab' auch schon so Manches davon gehört, aber niemals so das Rechte und das Ganze. Du könntest uns alleweil davon erzählen, was Du weißt!"

Der Passeyrer blickte nach der innern Thalseite hin, auf die schmale Straße, die sich zwischen den Bergen fortzog. „Es ist noch nichts zu sehen von dem Zug," sagte er dann, „also haben wir noch Zeit. Rück' zu, Sixtenbauer, ich will Euch erzählen, was ich von der Herzogin Claudia weiß."

Er nahm neben dem Alten Platz, der aus seinem Glase nippte und es ihm dann hinhielt. „Ich bring' Dir's, Schildhofer," sagte er, „thu' mir erst ordentlich Bescheid; das Reden geht besser, wenn die Gurgel angefeucht' ist!"

Schildhofer trank bedächtig und begann dann.

„Eh' ich von der Frau Herzogin erzähle, muß ich's machen wie der Kuckuck und muß von mir selber anfangen;

aber was ich weiß, das ist Alles so absonderlich, daß Ihr mir's kaum glauben würdet, wenn ich's nicht von der Frau Herzogin selber wüßt'. Und damit Euch das einleucht', muß ich zuerst sagen, wie ich an's Hoflager gekommen bin, und warum ich noch da bin . . . Im Passeyerthal, auf den Halden herum und an der Passer hinauf, da liegen die eilf Schildhöfe — sind zwar nur Bauernhäuser wie die andern, aber gemauert und fest wie kleine Schlösser. Es sind gar alte Lehen, und ist ein uraltes Recht und Herkommen, daß die auf den Schildhöfen sitzen, den Hofdienst machen beim Grafen von Tirol, und seine Leibwache sind, wann's gegen den Feind geht. Ich bin daheim auf einem von den Schildhöfen, da wo es gegen die Jaufenburg hinauf geht, und wie vor fünf Jahren die Kreidenfeuer zu brennen angefangen haben auf den Bergen rund herum, da hab' ich auch die Räder geputzt und eingeschmiert an meiner Donnerbüchs' und hab' mich zum Landsturm gestellt."

„Weiß wohl," schaltete der Sixtenbauer ein, „das war dazumal, wie es hieß, die Bündnerischen seien mit den Franzosen heimlich einverstanden und wollten sie herein lassen in's Veltlin und in's Vinschgau . . ."

„Und wie zugleich," begann der Passeyrer wieder, „die Schweden von zwei Seiten her im Anzug waren, der Horn von Constanz her aus dem Schwäbischen, und der wüthige Wrangel durch's Bayerland'l auf die Scharnitz zu. Da hat's gegolten, Ihr Leut', und war Alles in großer Sorg', denn der Herzog Leopold war kurz zuvor und plötzlich gestorben zu Schwaz, und war die Landesregierung in der Hand von einer jungen Wittib, die vom Krieg und Kriegswesen nicht viel gehört haben mocht' ihr' Lebtag' und sich vor Trauer nicht zu fassen wußte mit ihren unmündigen fünf Waislein. Bin selbiges Mal gerade in Innsbruck eingerückt mit dem Zuzug und weiß es noch wie heut', wie wir in der Reihe aufgestellt gestanden sind im innern Hofe

der Burg, denn die Residenz zur Ruhelust war abgebrannt wenige Monate vorher und lag noch in Schutt und Trümmern da. Da kam die Frau Claudia die große Stiege herab mit dem Landfeldobersten, den Kriegsverordneten und etlichen von ihren Räthen und sollte Musterung halten. Da hab' ich sie zuerst gesehen, und war es mir zuerst sonderbar vorgekommen, daß eine Frau uns mustern und uns befehlen sollt', so war die Verwunderung gleich vorbei, wie ich sie selber sah. Sie war sehr blaß, und man sah es ihr an den Augen an, daß sie viel geweint hatte, aber sie ging Euch so fest und aufrecht daher, wie nochmal eine Herzogin; ihre großen dunklen Augen blitzten nur so über uns hin, und man glaubte ihr's wohl, daß sie den Harnisch über dem schwarzen Trauergewande nicht zum Spott anhatte. An der Hand hat sie den ältesten Prinzen geführt, ein Bübel von sechs Jahren; den hat sie auf den Arm genommen und ist damit vor uns hingetreten. ‚Tiroler‘ hat sie gesagt, ‚Tiroler — der Bub' hat keinen Vater mehr! In seiner schweren Sterbstund' hat er mir den Buben hingereicht und hat gesagt: Sei getröst't, Claudia, die Tiroler verlassen Dich und ihren künftigen Grafen nicht — jetzt bin ich da und will Euch fragen, ob Ihr Euren seligen Herzog Lugen strafen wollt?‘“

„Sacra!“ sagte der Sixtenbauer, indem er den Schnurbart drehte, der mitsammt der Oberlippe vor Rührung zuckte. „Das hätt' ich hören mögen! Werdet's Euch nit lang' b'sonnen und Ja gesagt haben!“

„Ob wir Ja gesagt haben!“ rief Schildhofer. „Den Meisten sind die helllichten Zähren über die Backen und in den Bart gelaufen, und wir haben geschrie'en, daß die Berge gehallt haben: Vivat, es lebe Herzogin Claudia! Vivat, es lebe Ferdinand Karl, der junge Graf von Tirol!“

Während die Zuhörer ihrer Bewegung durch Ausruf und Geberde Luft machten, schlürfte Schildhofer aus dem

dargebotenen Glase des Nachbars und fuhr dann fort: „Die Mutter und das Bübel sind dann zu uns hin und haben unterschiedlich mit uns gered't und uns die Hand gegeben, und noch am selben Abend sind wir über den Zierl hereinmarschiert in die Scharnitz, die Frau Herzogin mit uns. Damals hat's da herinnen nit so ausg'schaut wie heut'; damals ist noch nichts da g'standen, wie ein kleines Schanz'l. Das Karbendelthal und die Leutascher Ach haben damals noch zum Freysinger Stift gehört und es hat wohl Beißen gebraucht, bis der Zugang von den zwei Seiten mit einem Verhau vermacht war, über den die Schweden es wohl sollten bleiben lassen, hereinzusteigen. Freilich jetzt ist's getandelt gegen damals! Wie der Bischof von Freysing hat Reißaus nehmen müssen vor den Schweden, hat er das Karbendelthal und die Leutasch gern hergegeben für ein ordentliches Reisegeld, und nun soll ein Feind kommen und soll das Plätz'l suchen, wo er sich nicht den Kopf einrennt! Also — wie wir dazumal in den Scharnitzer Wald hereingekommen sind, haben wir uns an den Höhen und in den Schluchten aufgestellt, Frau Claudia alleweil mitten unter uns, recht wie ein couragirter und richtiger Feldhauptmann!"

„Ich hätt' dabei sein mögen," schaltete der Sixtenbauer ein, „wir sind derweil um Kopfstein herum müßig gestanden und haben die harte Wart' gehabt."

„Darüber haben wir nit klagen können. Wir waren kaum fertig mit dem Verhack und haben kaum etliche Bäum' und Stein' zusammengeschleppt gehabt auf der Höh', da sind unsere Vorposten schon eilig hereingekommen und haben die Schweden angesagt. Waren auch gar bald da und sind in den blauen Röcken recht stattlich anmarschirt gekommen. Wir haben uns still gehalten wie die Mäuseln, und die Schweden mochten vielleicht nicht glauben, daß sie eine so starke Besatzung treffen würden, und so ließen wir sie, wie

gerade der Abend anfing zu dämmern, bis an den Verhack herankommen. Da ging der Tanz los! Wie sie sich gerade d'ran machten, zu stürmen, haben wir hinter ihnen schnell ein paar tüchtige Bäume quer hinunter fallen lassen — da war die ganze Schaar in der Mitte eingekeilt, und jetzt sind auf allen Höhen und auf den Schanzen die Feuer und die Fackeln angegangen, und das Schießen von allen Seiten. Ich muß sagen, was wahr ist, die Schweden sind wohl einen Augenblick dagestanden, wie zertrellt, aber sie haben nicht viel Lärmen gemacht und haben ausgehalten wie die Mauern. Erst wie der kleine Weckauf, den wir bei uns hatten, die Kugeln so recht mitten unter sie hineingeschmettert hat, sind sie langsam, Schritt vor Schritt und ohne sich umzuwenden, rückwärts gegangen. Jetzt war's Zeit! Durch die Nacht hört' man plötzlich über das Schießen und Schreien eine Stimme, die schreit — Laßt's los! Da hau'n die Unsern mit der Hacken das Seil durch, das die Last festgehalten hat, und als wenn die Berge einfallen thäten, sind die Mordsbäum' und die Felsentrümmer, groß wie die Hüthäuser, in den Engpaß 'runter g'stürzt — einen Augenblick hast durch das Krachen durch ein wildes G'schrei gehört, dann aber ist's auf einen Schlag still 'worden, so schauderlich still, daß uns're Leut' droben die Hüt' abzogen haben und haben ein Vaterunser gebet't für das arme Kriegsvolk, das zermalmt und zerschmettert unter den Felsen g'legen ist . . ."

„Im Tod hört alle Feindschaft auf!" sagte der Alte, indem er sich bekreuzte und ein paar Worte andächtig vor sich hin sprach. Mancher von den Umstehenden hatte den Hut gelüftet, als wolle er mitbeten für die unglücklichen Schweden.

„Ich bin nit weit weg davon g'standen," sagte Schildhofer nach einer Pause, „als Salvaguardi bei der Frau Herzogin, die sich's nicht hat ausreden lassen, mit unter

den Vordersten zu sein. Wär' auch bald übel aus'gangen die Geschicht'! Wie das Seil ab war, und die Bäum' und Felsen fangen an, herunter zu stürzen, schau' ich so in die Höh' und seh', daß gerad' so ein zwanzig Schuh ober uns ein Felsblock aus der Richtung gekommen ist und im nächsten Augenblick auf uns herunterrollen und uns Alle zerschmettern oder mit hinunterwerfen muß zu den Schweden ... Da ist keine Zeit mehr gewesen zum Besinnen! Schreien hätt' auch nit viel g'nutzt, also hab' ich mich kurz gefaßt ... ich stürz' vor, pack' die Frau Herzogin um den Leib und spring' mit ihr in eine kleine Schlucht hinein, die daneben angeht, und reiß' sie mit mir auf den Boden nieder. 's war die höchste Zeit — eh' Du hättest Amen sagen können, war der Felsblock schon da, und ist richtig auf den nämlichen Platz, wo die Frau g'standen war, aufgeschlagen und von da in einem Preller gerad' über uns weg in die Tiefen gesprungen. Ist uns nichts zu Leid' geschehen, aber Einen von uns, den Hutter-Franz von Sanct Martin, ein braves Bürschel mit einem richtigen Tiroler-Gemüth, hat das Steind'l mitgenommen und hinuntergelegt, daß er das Aufsteh'n vergessen hat. . . Hab' dann die Frau Claudia wieder feinlich herausgehoben aus der Schlucht und mich woltern entschuldigt, daß ich sie so grob hab' anfassen müssen — aber sie hat mich nit reden lassen, sondern hat mir die Hand 'geben und mir für ihr Leben gedankt. Sie ist auch fest darauf bestanden, daß ich alleweil' bei ihr bleiben sollt', weil sie gesehen hätt', daß ich Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hätt', und sie gern eine treue Seel' um sich haben möcht'. Mir war daheim mein Weib gestorben; so hat mich nichts abgehalten, ich hab' den Hof meinem Bruder übergeben, hab' mein Mädel, die Afra, mit hineingenommen nach Innsbruck, und so bin ich halt auch geblieben, wie der Landsturm wieder auseinander'gangen ist. Die Frau Herzogin aber haltet von der Zeit

ein großes Stück auf mich und red't oft mit mir ganz vertraulich, wie mit Ihresgleichen, und auf die Weis' hab' ich von ihr selber erfahren, wie's ihr schon gegangen ist ihr' Lebtag'."

„Schnauf' aus, Schildhofer," rief der Sixtenbauer, „mach' einen tüchtigen Zug, und weil Du doch schon im Erzählen d'rinnen bist, mußt Du uns schon auch noch zum Besten geben, was Du von der Lebensgeschichte der Frau Herzogin weißt!"

Der Passeyrer stand auf und blickte nach der von Seefeld heraufführenden Straße hin. „Wird sich nicht mehr machen lassen für heut'," sagte er dann, „denn dort sprengen ein paar Reiter heran, da wird wohl auch die Frau Herzogin nicht mehr lang' auf sich warten lassen."

Das Herannahen der Reiter war bereits von Andern ebenfalls bemerkt worden und brachte auf einmal Leben und hastige Bewegung in die ganze Versammlung. Alles erhob sich und beseitigte die Weinneigen in den Gläsern so rasch als möglich, um sich näher an die Straße und an die Befestigungswerke zu postiren, von wo die erwarteten hohen Personen kommen, und wo die Feierlichkeiten stattfinden sollten.

Die Reiter kamen indessen näher; es waren vier Männer, drei davon durch die Kleidung und deren Farben als Diener des herzoglichen Hauses bezeichnet, der Dritte weit voraus auf prachtvollem Rosse — in Erscheinung und Ausdruck eine Gebietergestalt. Es war ein hoher Mann mit breiter, schön gewölbter Stirn, welche überraschend sichtbar wurde, als er im Heranreiten zum Danke für die ihm hier und da zugerufene Grüßen den hohen spanischen Hut mit der gefiederten Krämpe abnahm. Langes Haar von kräftigem Dunkelbraun fiel in leichten Locken auf den ausgeschlagenen Spitzenkragen und den gestickten violetten Sammetmantel herab, der um die Schultern flog. Ueber

der angenehm gebogenen Nase blitzten ein paar rasche und durchdringende Augen; der in trotzigem Selbstgefühle leicht aufgeworfene Mund schien an's Befehlen gewöhnt zu sein, und ein scharfer Zug um denselben, der dem sonst gewinnenden Lächeln einen etwas spöttischen Ausdruck gab, ließ vermuthen, daß das gerechte Selbstgefühl von hochmüthiger Ueberhebung nicht frei war.

In der Nähe der Volksmenge angekommen, hielt der Reiter den Lauf seines dampfenden Thieres an und ritt langsam unter stetem Grüßen dem Eingange der Festungswerke zu, deren Besatzung durch sein Erscheinen ebenfalls in Bewegung gerathen war und sich gruppenweise zum Empfange der Landesfürstin bereit stellte.

Auch Schildhofer war mit dem Sixtenbauer hinzugetreten und hatte diesem, sobald man im Stande war, den heransprengenden Reiter zu erkennen, zugerufen. „Das trifft sich eben gut," sagte er „das ist der Mann, von dem wir vorhin gesprochen haben; das ist Herr Biener, der Staatsraths- und Regiments-Kanzler und vertraute Rathgeber der Frau Herzogin."

Der alte Bauer betrachtete bedächtig den Kanzler, der eben an Beiden vorbeiritt und dem Passeyrer einen herablassenden Gruß zunickte. „Das ist freilich ein stattlicher Herr," sagte er dann, „und ein sauberer dazu — da ist's zu begreifen, wenn die bösen Mäuler zu reden wissen. Aber ich hätt' ihn eher für einen Fürsten oder Kriegsobristen gehalten, als für einen Federhelden und Papierverderber!"

„Wer weiß," lachte Schildhofer, indem er mit dem Alten der Strömung gegen die Festung folgte, „wer weiß, ob er da nicht auch an seinem Platze gewesen wäre! Das Zeug hat er zu dem Einen wie zum Andern!"

Inzwischen war Kanzler Biener am Thore der Scharnitzer Klause angekommen und hatte dem ehrerbietig saluti-

renden Commandanten angezeigt, daß die durchlauchtigste Frau Erzherzogin mit Begleitung ihm auf dem Fuße nachfolge. Dieser entfernte sich eilig, um seine letzten Anordnungen zu treffen, die Soldaten traten in Reih' und Glied, und die Kanoniere standen mit brennenden Lunten an den Stücken. In der Ferne wurden bereits Staubwolken auf der Straße sichtbar und verkündeten die Ankunft der Hofwagen.

Jetzt trat der wachhabende Cornet vor Biener, der abgestiegen war, sein Roß einem Diener übergeben hatte und nun die Ankunft der Gebieterin erwartete. Es war eine gewöhnlich aussehende gedrungene Gestalt mit unschön zusammengedrücktem und verschobenem Gesichte, zu welchem der blanke Helm und der dunkle Lederkoller etwas befremdlich standen. „Euer Excellenz," begann er mit besonderer Unterwürfigkeit, „habe zu vermelden, daß soeben ein Maleficant eingebracht und mir bis zur Ankunft Euer Excellenz mandirt worden ist. Befehlen, was mit dem Burschen geschehen soll."

„Wer ist der Mensch?" fragte der Kanzler gleichgültig. „Weshalb hat man ihn verhaftet?"

„Er nennt sich Marello," erwiderte der Cornet, „und hat hochverrätherische Reden geführt über Ihre Durchlaucht die Frau Erzherzogin und über Euer Excellenz."

„Sonst nichts?" antwortete Biener mit dem vollsten Ausdruck seiner Würde. „Ihre erzfürstliche Durchlaucht stehen so hoch, daß das verläumderische Gerede eines Vagabunden sie so wenig berührt, als es die Sonne verdunkeln kann, und was er über mich gesagt haben mag, ist ihm verziehen. Man soll dem Kerl mit dem Staupbesen drohen, falls er wiederkommen wollte, und soll ihn über die Grenze jagen!"

Der Cornet schien einen solchen Bescheid nicht erwartet zu haben, er stand unbeweglich und sichtbar verdutzt.

„Nun," rief ihn Biener herrisch an, „was zögert Er, Cornet? Hat Er mich nicht verstanden?"

„Vollkommen, Excellenz," erwiderte dieser, „aber ich meinte nur . . ."

„Er hat nichts zu meinen!" war die rasche und fast heftige Antwort. „Er hat zu gehorchen. Das Fest soll durch nichts gestört oder beeinträchtigt werden; also nochmals fort mit dem Burschen! Nun?" rief er mit spöttischem Lachen, als er sah, daß der Cornet noch immer sich nicht zu gehen anschickte. „Hat Er noch Zweifel?"

„Solches würde sich für mich nicht geziemen," entgegnete der Angeredete, „ich wage es nur, Ew. Excellenz aufmerksam zu machen, daß man bei der Verhaftung von der Erwartung ausgegangen zu sein scheint, durch Verhör und Untersuchung allenfalls die Quellen und Anstifter zu entdecken! . . ."

„Sein Name, Cornet?" fragte der Kanzler, indem sein Auge durchbohrend auf dem Soldaten ruhte, der halb verwirrt auf die unerwartete Zwischenfrage antwortete:

„Georg Neuhaus, Cornet in Ihro landesfürstlicher Durchlaucht neu errichtetem Fuß-Regiment Neu-Arch."

„Ich frage nur," fuhr Biener fort, „um mich an Seinen Namen zu erinnern, wenn einmal irgendwo ein Posten als Gefangenwächter oder Eisenmeister vacant wird. Er scheint besondere Lust zu dem Geschäfte zu haben . . . Indessen aber kein Wort mehr: ich kenne das Nest der Otternbrut recht gut, wenn ich es auch noch nicht aufgestört habe; in keinem Falle bedarf ich dazu die verdächtige Aussage eines Landläufers. Also fort mit ihm über die Grenze!"

Der Cornet war bei Biener's höhnischen Worten bis in die Lippen hinein blaß geworden und vermochte nichts zu erwidern. Dieser hatte es nicht beachtet und wendete sich der Straße zu, auf welcher der fürstliche Wagenzug

schon ganz nahe gekommen war. Eine Secunde lang stand Neuhaus noch wie angewurzelt, dann murmelte er ein paar unverständliche Worte vor sich hin und trat rasch zu seinem Wachposten.

Unmittelbar vor dem Thore des mittleren Festungswerkes war ein breiter Raum freigelassen und nach drei Seiten von Soldaten umstellt. In diesem sollte die eigentliche Feierlichkeit der Einweihung stattfinden; gegenüber stieg das stattliche Marmorportal mit Säulen und schöner Frontspitze empor, mit Gewinden von Tannenzweigen bekränzt und von weiß und rothen Wimpeln umwallt. Das Giebelfeld war durch ein weites blähendes Tuch verhüllt und schien den Kern der Festlichkeit zu enthalten. Der Boden war leicht mit ungehobelten Tannenbrettern verdeckt und darüber Teppiche gebreitet. Ein erhöhter, mit rothem Sammet bekleideter Sitz unter einer Art von offenem kriegerischem Zelte bezeichnete die Stelle, welche für die Erzherzogin bereitet war.

Jetzt hielten die ersten Wagen, und das Volk drängte hinzu, um die aussteigenden Herrschaften möglichst nahe in Augenschein nehmen zu können. Der Sixtenbauer stand mit Schildhofer an einem etwas erhöhten Punkte, von welchem aus der ganze Platz übersehen werden konnte. „Das sind die Herren vom Landesregiment und von der Kammer!“ flüsterte Schildhofer seinem Nachbar zu. „Ich kenne sie auch nicht alle, aber der ehrwürdige alte Herr dort im schwarzen Sammetmantel, das ist Graf Berchtold von Wolkenstein, der Regimentspräsident, und der Große, Breite neben ihm mit dem blassen Gesicht und dem röthlichen Knebelbart ist der Kammerpräsident Herr Gröbner von Wolfsthurm.“

„Und wer ist der Dicke mit dem rothen Gesicht, der fast mühselig aus dem zweiten Wagen steigt?“ fragte der

Sixtenbauer. „Der scheint auch nicht der Letzte zu sein, wenn's zur Tafel geht."

„Errathen, Landsmann. Der edle Herr Schmauß von Angerzell und Kolbenthurm ist dafür bekannt, daß ihm kein schlechter Bissen schmeckt."

„Desto ausgehungerter schaut der schwarzgelbe Herr aus, dort im rothen Mantel neben dem geistlichen Herrn im dritten Wagen. Kennst Du den?"

„Das wollt' ich meinen!" erwiderte Schildhofer. „Der ist gar ein großes Thier am Hof und bildet sich noch zehnmal mehr ein, als er ist. Es ist ein Italiener, Graf Montecuculi, der Obersthofmeister der Frau Herzogin . . . Den läßt der Hochmuth nicht fett werden und der Neid."

„Und der geistliche Herr mit dem rothen Kragen und dem Kreuze darauf, das so funkelt?"

„Das ist der hochwürdigste Herr Josua Perkhofer, der Weihbischof von Brixen, der sich eigens die Ehr' ausgebeten hat, daß er den neuen Paß einweihen darf. Die Zwei neben ihm werden wohl seine Gesellpriester sein . . ."

Lautes anhaltendes Lebehoch-Rufen und der Donner der Geschütze unterbrach das Gespräch. Es galt die Begrüßung der Erzherzogin Claudia, die eben in einem etwas schwerfälligen, aber reich vergoldeten und verzierten Staatswagen herangeflogen kam. In einem zweiten saßen die Frauen der Herzogin. Als die Wagen hielten, schwenkten die Panzerreiter, welche als Escorte vor und hinter denselben geritten waren, rechts und links ab und bildeten ein stattliches Spalier, zwischen welchem sich der Eingang auf den Festplatz öffnete. Während die Diener damit beschäftigt waren, das über dem Schreien und Schießen erschreckte und sich bäumende Sechsgespann zur Ruhe zu bringen, hatte sich der Hofstaat mit den Würdenträgern im Halbkreise versammelt und trat der Gebieterin entgegen.

Herzlich und anhaltend war der Zuruf der Landleute, als die Wagen erschienen waren — er wuchs zu einem wahren Sturme und schien nicht enden zu wollen, als Graf Montecuculi den Schlag unterwürfig geöffnet hatte, und nun die verehrte Fürstin, Allen sichtbar, hervortrat.

Claudia Felicitas von Medicis stand in der vollsten Blüthe reifender Frauenschönheit und machte durch die Hoheit und Anmuth ihrer Erscheinung einen gebieterisch gewinnenden Eindruck. Man sah es der weißen fleckenlosen Stirne unter dem bauschigen durchsichtigen Schleier und dem juwelenblitzenden Diadem kaum an, daß die rauhe Hand eines stürmevollen Lebens schon den Erstlingsduft der Jugend von ihr verwischt hatte, — vielmehr vereinigte sich der darüber gehauchte, fast gramvolle Ernst mit dem feuchten Feuerglanze der schwärmerisch dunklen sehnsüchtigen Augen zu jenem eigenthümlichen Reize, der über einem ruhig zwischen Wäldern hingebreiteten Bergsee liegt und Verlangen erweckt nach den wunderbaren Geheimnissen seiner Tiefe. Um den weichen, schön geschwellten Mund floß ein Lächeln voll Herzensgüte, während die ganze feingebaute und doch füllreiche Gestalt durch Haltung und Bewegung erkennen ließ, daß das gütige Herz im Busen einer Fürstin schlug, die Hoheit und Pflicht sehr wohl kannte und zu wahren wußte. Die Trauerfarben, welche sie sonst seit dem Tode des geliebten Gatten zu dessen treuem Gedächtnisse zu tragen pflegte, waren heute um ein reiches Kleid von rothem geschnittenem Sammet vertauscht, das, bedeckt von schimmernder Silberstickerei, über die schlanken Hüften faltig niederfloß und in einer weiten Schleppe endete, um den Busen aber enganschließend sich in ein durchsichtiges Gewebe der feinsten und zartesten Spitzen verlor.

Als die Fürstin den Wagen verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen und blickte mit sichtbarem wohlwollendem Vergnügen über die Schaaren des sich heran-

drängenden Volkes hin, dessen Zurufen und Hutschwenken nicht nachlassen wollte. Sie nickte lächelnd nach allen Seiten, erwiderte die Grüße mit einer leichten, ungemein anmuthigen Handbewegung und rief im reinsten Deutsch, dem nur hie und da ein fremdartiger Ton anzuhören war: „Ich dank' Euch, meine lieben Tiroler, und geb' Euch miteinander ein herzliches Grüß' Gott zurück!"

Während dessen war auch der Erbprinz, ein hübscher blonder Knabe von etwa zwölf Jahren, aus dem Wagen gestiegen, gefolgt von seinem Hofmeister, Freiherrn von Nomi; die Damen waren hinzugetreten und bildeten einen strahlenden Kreis um die Fürstin, der aber nur dazu diente, den eigenen Glanz und die Schönheit derselben zu erhöhen.

Jetzt trat Graf Montecuculi mit der Meldung heran, daß Alles zum Beginne der Feierlichkeit bereit sei. Der schimmernde Zug setzte sich gegen den Festplatz langsam in Bewegung; von der entgegengesetzten Seite aus dem Innern der Festungswerke erschien der Brixener Weihbischof im vollen Ornate, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit und dem Sänger-Chore der landesfürstlichen Capelle, der sich in den innern Räumen versammelt und bereit gehalten hatte.

Unter dem halb ehrfurchtsvollen, halb andächtigen Flüstern des Volks schritt Erzherzogin Claudia der Estrade zu, hinter sich ihre Frauen und einen in die Landesfarben gekleideten Pagen, der ihr die Schleppe trug. Unmittelbar hinter ihr folgte der kleine Erbprinz Ferdinand Karl, links von seinem Erzieher, rechts von einem eisgrauen und altersgebückten Manne in schwarzer geistlicher Ordenstracht geleitet; es war der Beichtvater der Herzogin, Pater Malaspina von der Gesellschaft Jesu. An diese reihten sich die Hofleute und hohen Würdenträger, Alle überragt und verdunkelt von der Hoheit und Herrschermiene des Staats-Kanzlers.



Als Claudia sich unter dem Thronzelte niedergelassen hatte, begann die Feierlichkeit. Mit mächtiger, klangvoller Stimme intonirte der Weihbischof die gebräuchlichen Gebete und Formeln, in feierlichem Chore von den Tönen einer tragbaren Orgel und dem Gesange der Capelle erwidert. Weich und süß schwebten die ernstschmeichelnden Töne empor, wie die Wolken des Weihrauchs aus den geschwungenen Rauchfässern; die klaren Silberkehlen verriethen, daß die schöne Herzogin aus der welschen Heimath mit der Liebe für Musik und Gesang auch die Sänger und Castraten mitgebracht hatte. Dann sprengte der Bischof mit dem Wedel Weihwasser über das Festungswerk und sprach mit kreuzweise erhobener Hand den Segen und das Schlußgebet. Das letztere wurde mit erhöhter Stimme und zur allgemeinen Verständlichkeit in deutscher Sprache gesprochen.

„Allmächtiger, ewiger Gott,“ rief der Bischof mit Salbung, „der Du die Kraft David's erwählet zu Deinem Rüstzeug wider die Philister! Der Du Berge baust um Jerusalem her und einen unwiderstehlichen Wall rund um Dein Volk, laß Deinen Segen herniedersteigen auf diese Mauern, die wir erbaut haben zu Schutz und Schirm des Unsrigen, vor Allem aber Dir zu Ehr' und Preis, damit Deine ewige alleinwahre Lehre rein und unverfälscht bewahrt bleibe in dieser Zuflucht Deiner Berge, die so unerschütterlich stehen, wie unsere Zuversicht! Laß die Fluthen des Unglaubens rückwärts strömen von diesem Damme, und zerschellen laß die Macht der Gottlosen an diesem Bollwerke! Du streite mit Deinem Volke, damit es Dir dienen möge in Frieden und Gottseligkeit, und wir eingehen zu Dir und der Herrlichkeit, die da währet durch die Jahrhunderte aller Jahrhunderte!“

„Amen!“ tönte der harmonische Chor entgegen; auf ein gegebenes Zeichen krachten die Feuerschlünde von den

Wällen, und vermischt mit dem Zurufe der Volksmenge rollte der Widerhall gewaltig und erschütternd an den Bergen dahin. Der Zuruf galt Herzogin Claudia, denn von der Frontspitze war die Verhüllung gefallen, und in riesigen goldenen Buchstaben leuchtete weithin der Name, den das neugeweihte Festungswerk für alle Zeiten tragen sollte — Porta Claudia.

Die Fürstin war in ruhig würdiger Stellung dagesessen und hatte der gottesdienstlichen Feier mit Andacht gelauscht: bei deren Schlusse und bei Enthüllung der Inschrift erhob sie sich rasch und blickte fest auf das Thor und dann über die jauchzende Menge hin. Es war nicht zu verkennen, daß ein Gefühl stolzer Befriedigung durch ihre Seele ging.

Eine kurze Unterbrechung trat ein, während welcher die Angehörigen des Hofstaats und die Beamten sich herzudrängten, um der Gebieterin zu dem Vollendeten ihre Glückwünsche, mit einigen Körnern Schmeichelei vermischt, darzubringen. Biener allein blieb an seinem Platze stehen, als halte er es unter seiner Würde, mit der Menge zu huldigen, und als warte er den für ihn geeigneten Augenblick ab, um seine Freude an dem Gelingen eines Werkes auszusprechen, das er im Stillen mindestens zur Hälfte das seine nannte. Der Herzogin entging seine Zurückhaltung nicht; eine Secunde lang glitt ihr Blick wie erwartend und fragend über ihn hin, und es war, als wolle ihre klare Stirne sich etwas unmuthig bewölken.

Vielleicht hätte sie die Aufklärung seines Benehmens gefordert, allein die zweite Hälfte der Feierlichkeit vergönnte ihr keine Zeit dazu. Der kirchlichen Ceremonie folgte die höfische: in den offenen Kreis vor dem Thronsessel trat ein ältlicher Mann mit fahlblondem Haare, schmalem Gesichte und kleinem Zwickelbarte, in schwarzem Mäntelchen eine mächtige Rolle in der Hand. Es war der Regiments-

Vicekanzler Pappus, beider Rechte Doctor, nebenbei aber auch kaiserlich gekrönter Poet und darum auserwählt, das Musenopfer darzubringen, das bei einem solchen Anlasse nicht fehlen durfte.

Er entfaltete seine Rolle, bei deren Anblick Mancher seinem Nachbar einen bedenklichen Blick zuwarf, und aus welcher der Poet mit feiner Stimme und fortwährendem Pathos sein Carmen herabdeclamirte. Es war ein lateinisches Lobgedicht auf Claudia, in langen klappernden Distichen, an Seichtigkeit und Schwulst nur von seiner Länge übertroffen. Der Poet begann mit dem ersten Menschenpaare im Paradiese und bot alle Gottheiten des heidnischen Olymps, alle Helden aus der Geschichte der Römer und Griechen und die Namen der berühmten Frauen aus allen Jahrhunderten auf, um zu versichern, daß Alles das hinter der Gefeierten des Tages zurückbliebe, und daß eigentlich von ihr erst eine neue Aera des Menschengeschlechts beginne.

Unmuthig und gelangweilt standen die Zuhörer, obwohl nach Stand und Würden bemüht, diesen Eindruck zu verbergen — auch Claudia's Antlitz verlor, während sie vor sich niederblickte, immer mehr den Ausdruck der Güte. Der Einzige, der seinen Unmuth nicht zu verhehlen suchte, war der Staatskanzler. Geberde und Miene verriethen denselben, und als der unglückselige Poet eben wieder ein Blatt seiner Rolle zu entfalten begann, flüsterte er dem neben ihm stehenden Kammer-Präsidenten Gröbner von Wolfsthurm halblaut, doch so, daß es allen Umstehenden vernehmlich war, zu: „Der Marsyas von einem Poeten verdirbt die Stimmung und den ganzen Eindruck! Welch' ein Gewäsch — und noch dazu lateinisch! Das Alles hätte sich in zwei Zeilen sagen lassen!"

Der Angeredete erwiderte nichts; er war erstarrt über Biener's Kühnheit, der ein Lobgedicht auf die Herzogin ein

Gewäsch zu nennen wagte, und zudem in solcher Nähe derselben, daß sie die Lästerung wohl gehört haben konnte. Claudia hatte sie auch vernommen, aber sie blieb unbeweglich, als wäre nichts geschehen.

Jetzt endlich schloß der kaiserlich gekrönte Poet mit einem Lebehoch auf die Herzogin, in das Alle um so freudiger einstimmten, als es ihnen vergönnt war, sich wieder zu regen und frei aufzuathmen. Indeß die Dienerschaft Wagen und Pferde zur Abfahrt bereitete und herbeiführte, schickte die Herzogin sich an, das Innere des neuen Festungswerkes zu besehen.

Auf dem Wege dahin, an Biener vorüberschreitend, blieb sie stehen, blickte ihn durchdringend an und rief: „Ihn darf ich nicht einladen, Herr Kanzler, das Werk zu besehen, dessen Lob Ihm so widerwärtig geklungen hat.“

„Das Lob nicht, Ihro Durchlaucht,“ sagte Biener mit feinem Lächeln und ehrfurchtsvoller, doch männlicher Haltung, „wohl aber die Art des Lobes!“

„Eine bloße Ausflucht! Zum Beweise wird Er mir zeigen, daß sich Alles, was wir gehört haben, wirklich in zwei Zeilen sagen läßt!“

Das Lächeln um Biener's Lippen zuckte stärker. „Wollen Durchlaucht bedenken, daß ich kein kaiserlich gekrönter Poet bin . . .“

„Gleichviel. Er thut, was ich befehle, oder bekennt, daß schmähsüchtig tadeln leichter ist, als besser machen.“

„Ihro Durchlaucht Befehl kann mich zu Allem machen — warum nicht auch zum Dichter?“ entgegnete Biener unterwürfig. „Es galt ein Gedicht zum Lobe Ew. Durchlaucht — hätte ich ein solches zu machen gehabt, so hätte ich mich einfach an den Hirten und Schiedsrichter weiland Paris erinnert und ihm zugerufen:

„Den Apfel, Einer von drei Göttinnen vermeint,
Der Fürstin reich' ich ihn, die — alle Drei vereint!“

Ehrfurchtsvoll verneigte sich Biener; ein Geflüster durchlief die Reihen der Umstehenden, die mit sehr verschiedenen Erwartungen auf die Wendung des Gesprächs gelauscht hatten — Claudia schritt, ohne ein Wort zu erwidern, der Porta zu, aber ein flammendes Roth, das Gesicht und Nacken überflog, verrieth, daß das Impromptu des Kanzlers seine Wirkung nicht verfehlt hatte.

Biener folgte nicht; er warf sich auf's Roß und flog in den nächsten Secunden die Straße zur Hauptstadt dahin.

Zweites Kapitel.

Büchsenhaus.

Ein drückend schwüler Sommertag ging zu Ende; die Sonne war eben daran, hinter den Wald- und Felszacken der Frau Hütt zu versinken, und während ihr Glanz noch roth und golden auf den Hochebenen des rechten Innufers ruhte und den Höhenzug der Waldraster- und Serlesspitze überstrahlte, begann das linke Ufer bereits in Schatten zu versinken. Ersehnte erfrischende Kühlung breitete sich immer weiter die Berghänge herab, in die Häuser von Hötting und Sanct Nicola bis an den ernst und breit dahinrauschenden Innstrom.

Vor einem der letzten Häuser der Vorstadt saß ein Bauernmädchen auf der Thürbank und blickte mit starren verschwimmenden Augen in den Widerschein des Sonnenuntergangs hinaus. Die Stirne, um welche das dunkelbraune Haar in sich kreuzenden Zöpfen geschlungen war, hob sich rein und frei empor, aber sie schimmerte, wie das ganze Antlitz des Mädchens, von ganz ungewöhnlicher, fast

leuchtender Blässe. Das erhöhte den Ausdruck von Ernst, der die sonst wohlgeformten Züge beinahe streng und hart erscheinen ließ. Sie hatte die Hände fest gefaltet und ließ sie regungslos im Schoße auf der weißen Schürze ruhen: sie schien weder auf sich, noch auf ihre Umgebung zu achten und in einen Zustand wachender Träumerei versunken zu sein.

Sie bemerkte es daher auch nicht, als hinter ihr an dem geöffneten Fenster des Erdgeschosses ein paar bebende, altergefurchte Hände sichtbar wurden, welche nach dem Gesimse tasteten, und denen die Gestalt eines Mannes in schwarzem abgetragenem Kittel folgte, eine gebeugte und doch hohe Greisengestalt mit kahlem, nur von einem Silberreife eingefaßtem Schädel, mit schneeweißen buschigen Brauen, unter welchen ein paar dunkle verschleierte Augen weit geöffnet mit jenem Ausdrucke der Unsicherheit starrten, welche den Blinden kennzeichnet. Der Mann blieb einige Augenblicke am Fenster stehen, athmete tief die heranströmende Kühlung ein und murmelte dann vor sich hin: „Die Sonne muß hinunter sein... der Inn rauscht schon stärker und lauter herauf . . .“ Damit verschwand er wieder vom Fenster, und bald erklangen aus dem Hintergrunde des Zimmers die weichen getragenen Töne eines Kirchenliedes, kunstvoll aber mit großer Innigkeit auf einem tiefklingenden Instrumente gespielt.

Das Mädchen vor der Thüre kannte das Lied, denn sie fuhr aus ihrem Brüten auf; es kam Leben über sie, und während die zuvor streng geschlossenen Hände sich linder und wie zum Gebete in einander falteten, senkten sich auch die Augen, eine Thräne perlte unter den Lidern und rann die bleichen Wangen hinab. Das Spiel des Alten klang immer ergreifender aus der dunkelnden Stube; die Töne schwebten tief, ruhig und doch so mächtig heraus, als wäre es der Gesang einer schönen Menschenstimme, welche wort-

los nur um so stärker zum Herzen drang, als suchte sie, es in seinen innersten Wurzeln zu fassen und zu erweichen. Immer häufiger rannen die Thränen des Mädchens, und als das Lied schon verklungen war, saß sie noch eine Weile stumm und regungslos, das überströmte Angesicht in den Händen verbergend.

Nach einer Weile erschien der blinde Alte am Fenster wieder. „Afra," sagte er, nachdem er einen Augenblick horchend gestanden hatte, „Afra — ich höre Dich nicht, bist Du da?"

Das Mädchen bejahte, indem sie sich bemühte, in dem Tone ihrer Stimme ihre Erschütterung nicht durchklingen zu lassen.

„Ist es schon Nacht?" fuhr der Greis wieder fort. „Es ist mir, als wenn schon die feuchte Thauluft durch die Bäume ginge!"

„Es fängt zu dämmern an," erwiderte Afra, „auf unserer Seite ist's schon dunkel und kühl, aber drüben ist's noch leidlich hell: ich seh' das Kreuz noch schimmern auf der Kirche von Heiligenwasser!"

„So komm' zu mir herein — es währt wohl noch eine Weile, bis Dein Vater nach Hause kommt. Wir können noch ein Wort reden von Gott und gottseligen Dingen: draußen ist's nicht sicher, die Ohren der Lästerer und Horcher sind offen überall . . ."

„Ich komme!" sagte das Mädchen aufstehend. „Der Vater könnte schon lange da sein, ich begreife nicht, was ihn so lang' verhält: es muß wieder wichtige Dinge abgeben drüben in der Burg. Ich komme," wiederholte sie, sich umsehend, „mir ist's so schwer um's Herz — ich hab' ein gottseliges Wort vonnöthen und ein frommes Gebet."

Sie trat in's Haus, hielt aber an der Schwelle inne, denn die Berggasse herauf ließ sich der Laut herannahender Tritte vernehmen. „Es kommt Jemand," flüsterte sie dem

Alten durch's Fenster zu, „ich will erst sehen, wer es ist, — das ist nicht des Vaters Gang!" Der Blinde verschwand in der dunklen Stube, das Mädchen blieb, an das Thürgerüst sich lehnend, stehen, und auf dem Sträßchen, zwischen den Bäumen und entlang der Mauer des Kirchhofes wurde die rasch heranschreitende Gestalt eines Mannes sichtbar.

Afra erkannte den Nahenden; sie wollte im ersten Augenblicke in's Haus hineinschlüpfen, besann sich aber ebenso schnell und verharrte in ihrer Stellung, als ob sie den Ankömmling nicht bemerkte. Es war ein hochgewachsener junger Mann in dunklem Wams, eine ringsum aufgekrämpte Mütze auf dem kräftig emporgetragenen Krauskopfe. Auch er schien nur rasch vorüber eilen zu wollen, als er aber in die Nähe des Hauses kam, ward sein Schritt wie unwillkürlich langsamer, er lüftete die Mütze und rief Afra zum Gruße das landesübliche „Gelobt sei Jesus Christus!" zu.

„In Ewigkeit!" sagte das Mädchen. Der junge Mann blieb stehen, er schien auf eine weitere Anrede zu sinnen, oder eine solche erwartet zu haben; so kam es, daß die Beiden einen Augenblick sich schweigend gegenüber standen. „Er hat wohl ein Geschäft, Meister," begann endlich Afra, „weil Er noch Abends bis zu uns herauf kommt?"

„Wie man's nehmen will, Jungfer!" erwiderte der Mann, sichtbar erfreut, einen Anlaß zu längerem Verweilen gefunden zu haben. „Ich hab' allerdings ein Geschäft, geh' aber auch gar gern die Höhen bis zur Weiherburg hinauf. Der Ausblick auf die Stadt und auf's ganze Thal ist wunderlieb da droben, und wenn man den langen Tag an der Ess' und am Ambos gestanden hat, thut es gar zu wohl, wenn man Abends ausschnaufen und sich in der Kühle erlustiren kann."

„Ja, es ist schön auf der Höh'," nickte Afra, „und der alte Spruch sagt nit umsonst, nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Wenn man so hinaus schaut, wie die Sonn' hinunter geht, und wie's immer dunkler wird, und wie die Wälder immer schwärzer werden und immer stiller, daß Einem ist, als hörte man's, wie die ganze Welt unsichtbar niederkniet und anfangt, zu beten . . ."

„Ja ja," rief der Meister freudig, „das ist gerad', was ich auch verspür', wenn ich's auch nit so schön und rechtsinnig sagen kann, wie Sie, Jungfer . . . ich kann mit der Hand besser fort, als mit der Zung'! Das ist das Einzige, was mir abgeht, wenn ich so still und allein durch alle die Schönheit dahin geh', daß ich Niemand bei mir hab', der das sagt, was ich mir denke, oder der mich versteht, wenn ich's selber sagen will in meiner unbeholfenen Weis'. Da fallen mir immer die andern, die ältern Meister und Bürger ein, und wie gut sie's haben! Wenn's Feierabend ist, dann wartet die Frau schon unter der Werkstattthür' und hängt sich dem Mann an den Arm, und die Kinder drängen sich hinzu und nehmen Vater und Mutter an der Hand, und so geht der ganze Zug hinaus in's Freie, und Alle freuen sich mit einander, und Jedes freut sich für sich, und was jedes Einzelne freut, das . . ."

Ueber Afra's Züge flog bei den Worten des Meisters eine leichte Verwirrung. „Habt Ihr nit gesagt," unterbrach sie ihn, „Ihr hättet ein Geschäft . . .?"

„Das hab' ich auch, Jungfer," entgegnete der Meister, „und ich bin nit so gar weit von ihm weg, als Sie vielleicht meint. Sie weiß wohl schon, daß ich's herausbekommen hab' von der Regierung, mich als Schmied einzurichten. Ich hab's gethan und habe mir mein Haus gebaut, oberhalb der Innbrücke — nun, Sie kennt ja den Platz . . . das ist nun fertig und steht so stattlich da, daß Einem das Herz im Leibe lachen muß, wenn man vorbei

geht daran . . . und da hab' ich mir nun gedacht . . . da wollt' ich nun . . . da mein' ich, weil Ihr Vater immer so freundschaftlich mit mir gewesen ist, es würd' ihn auch freuen, wenn er sieht, was ich vor mich gebracht', und da wollt' ich ihn einladen, daß er bei mir einkehren soll und soll Haus und die Werkstatt besehen . . ."

„Ich dank' Ihm, Meister!" war des Mädchens Antwort. „Ich will's dem Vater wohl ausrichten, denn es wird ihm sein Freud' machen, mein' ich!"

„Und dann," fuhr der Schmied mit merklichem Zögern fort, „dann hab' ich fragen wollen, ob ich die Jungfer nit auch einladen dürfte?"

„Ich will kommen — mit dem Vater," sagte Afra befangen, „wenn es Ihm Freude macht . . ."

„Wenn es mir Freude macht, Jungfer?" rief hastig der Meister, indem er einen Schritt näher trat. „Kann Sie auch nur fragen, ob es mir Freude machen würde, Sie bei mir, in meinem Hause zu sehen? — Ich habe, wie's Brauch ist in einem christlichen Bürgerhaus, einen Spruch in Stein graben und über die Thür setzen lassen — einen Spruch, den ich mir selber zusammengeschmiedet hab', und der's aussprechen soll, wie ich's halten will in meinem Haus und meinem Handwerk. Der Spruch heißt:

Segen ströme über dieses Haus von oben,
Alle Hammerstreich' sollen Den, der segnet, loben!

Sieht Sie, Jungfer, wenn Sie zu mir kommt, dann weiß ich, daß ich das nit umsonst geschrieben hab' . . . das ist mir dann ein Unterpfand und Zeichen, daß der erste Theil des Spruchs sicher in Erfüllung geht . . ."

Die Verwirrung und Befangenheit Afra's stieg unverkennbar. „Was könnt' ich dazu thun . . .?" flüsterte sie.

„O Sie kann!" rief der Schmied, immer wärmer werdend. „Sie kann, wenn Sie nur will! Denn wenn Sie nun käm', und es gefiel' Ihr bei mir . . . wenn es

Sie gar anheimeln thät', wie an einem Ort, wo man sich denkt, da ist's gut sein, da möcht' ich bleiben . . . Mir dringt ordentlich das Blut zum Herzen, wenn ich mir das nur denke . . . dann gäb' es keinen glücklicheren Menschen in ganz Tirol, dann sollten die Hammerstreiche in der Schmiede klingen, daß man es ihnen von Weitem anhört, wie auch der zweite Theil meines Spruchs in Erfüllung gegangen ist . . ."

Der eifrige junge Mann war im besten Zuge, seinem Herzen noch weiter Luft zu machen, aber er unterbrach sich selbst, da Afra nicht einen Laut erwiderte und in so sichtbar peinlicher Verwirrung zuhörte, daß es auch einem minder begeisterten Beobachter nicht entgehen konnte.

„Sie redet gar nichts, Jungfer!" begann er dann mit stockendem Athem wieder. „Bin ich Ihr so zuwider, oder ist das, was ich Ihr sage, gar keiner Antwort werth? — Ich kann mir's nit einbilden; Sie ist ja sonst lieb und gut und fromm mit Jedermann — aber wenn's auch wär', es muß einmal herunter von meinem Herzen, und ich muß eine Antwort haben . . . Ich will es Ihr daher sagen, Jungfer, wenn Sie's noch nicht weiß, daß ich Sie in mein Herz eingeschlossen hab' — daß ich Sie für ein braves, liebes Mädel halt', das einen ehrlichen Kerl so glücklich machen kann, als ein Christenmensch nur sein und werden kann — und daß ich Sie gern in mein Haus einführen möchte als meine liebe Frau und christliche Ehewirthin . . . Mit Ihrem Vater hab' ich schon gesprochen, Jungfer . . . sollt' er Ihr noch nichts davon gesagt haben?"

Afra athmete tief auf und strebte darnach, sich zu fassen; da das gefürchtete entscheidende Wort ausgesprochen war, fühlte sie sich freier und vermochte, dem Meister offen in's Gesicht zu sehen.

„Mein Vater hat wohl schon mit mir gered't," sagte sie dann, „ich dank' Ihm auch von Herzen, Meister, für

die gute Meinung und für die Ehr', die Er mir anthut, aber . . ."

„Aber . . .? Sie hat ein Aber?" sagte der Schmied verdüstert . . . „Dann weiß ich meine Antwort schon! Sie will nicht . . ."

„Versteh' Er mich recht, Meister . . . vom Wollen ist gar nit die Red' . . . aber ich kann Seine Frau nit werden . . ."

„Sie kann nit? Und darf ich wissen, warum?"

Afra zögerte einen Augenblick und sah zu Boden, dann schlug sie das immer klarer werdende Auge auf und sagte ruhig: „. . . Weil ich ledig bleiben will meiner Lebtag' und als eine christliche Jungfrau sterben — ich hab's Gelübd' so gethan . . ."

„Sag' Sie das nit!" rief hastig der Meister. „Das kann ja nit sein und soll nit sein! Ich weiß wohl, daß Sie eine fromme und gottesfürchtige Person ist, aber Sie hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck und weiß, daß Sie das auch als Frau sein und bleiben kann . . . Und Sie sollt' allein und ledig bleiben und sollt' verblühen und verkommen, wie ein einschichtig's Blümel . . .? — Nein nein! Sie meint wohl, Sie will mir nit weh thun . . . Sie sagt nur so, weil Sie mir den bittern Trank versüßen möcht' . . . Ich bin der Jungfer wohl zu gering!"

„Das wär' sündliche Hoffahrt von mir!" rief Afra rasch. „Ich hab' nichts gegen Ihn, Meister — Er ist eine viel bessere Frau werth, als mich . . ."

„Eine bessere? Die giebt's nicht! Und wenn's Eine giebt, die der Jungfer das Wasser reichen kann — ich kann doch keine Andere so lieb haben, wie Sie . . . So," schloß er dann, sich abwendend und mit der Hand über die Stirn fahrend, „so — nun ist's gesagt — und aus ist es auch, ich habe meine Antwort und kann gehen . . ."

„Geh' Er nit im Unwillen von mir, Meister!" sagte

Afra, ihm treuherzig die Hand bietend. „Gott ist mein Zeug', daß ich Ihm die reine Wahrheit gesagt hab' . . . und trag' Er mir's nit nach, daß ich's so gerad' heraus . . .“

„Ich dank' Ihr dafür, Jungfer!“ sagte der Meister, indem er die dargebotene Hand ergriff und festhielt. Eine männliche Rührung zuckte über sein Gesicht; er biß sich auf die Unterlippe, um ihrer mächtig zu bleiben. „Leb' Sie denn wohl, Jungfer Afra!“ sagte er dann. „Gott behüt' Sie, und es soll Ihr immer recht gut geh'n Ihr Leben lang . . . ich geh'. Ich will Ihr nit vorlamentiren, wie schwer mir um's Herz ist, und wie leicht es war, wie ich die Gassen heraufgegangen bin . . . es thät' mir wohl auch nit ansteh'n . . . aber das ist gewiß, Jungfer, und darauf kann Sie leben und sterben . . . mit mir wär' Sie gewiß auch nit schlecht . . .“

Die Stimme brach ihm; heftig schüttelte er noch einmal Afra's Hand und eilte den Höhen zu.

Langsam, sinnend trat Afra in die dunkelgewordene Hausflur und in die völlig verfinsterte Stube des Alten. „Dort auf dem Ofengesims,“ sagte er zu der Eintretenden, liegt Stahl, Zunder und Feuerstein, wenn Du Dir Licht machen willst — ich weiß, Du bist nicht gern im Dunkeln und ich bin's schon gewohnt, zu sitzen in den Finsternissen war in den Schatten des Todes . . .“

Das Mädchen tastete nach dem bezeichneten Orte; nach einigen Schlägen glimmte der Zunder, und eine kleine Oellampe, wie die Bergleute sie in den Schachten zu tragen pflegen, warf ihren mattröthlichen Schein auf die weißen schmucklosen Wände der kleinen Stube, auf die braune niedrige Balkendecke und die dürftige Einrichtung. Sie bestand nur aus einem hölzernen Bettgestell in der Ecke mit dem ärmlichen Lager des Alten. Darüber waren eine Bergmannsmütze und unter dieser Fäustel und Hammer 'kreuzweise aufgehangen, dem Eintretenden ein Zeichen,

welchem Stande der Bewohner früher angehört hatte. In einer Ecke unweit des Fensters waren die Werkzeuge und Spuren seiner jetzigen Beschäftigung zu sehen, eine Schnitzbank mit allerlei Geräthen und Schneidezeug, fertigen und halbfertigen Instrumenten von geigenartiger Form. Der Greis saß an der Schnitzbank und prüfte und verbesserte eben an dem Halse eines solchen. Es waren Bratschen oder Violen, die der Blinde, dem Licht und Dunkel gleich war, zur Erholung und Zerstreuung mit merkwürdiger Geschicklichkeit zusammenbasselte.

Er wandte den Kopf seitwärts, als er Afra neben sich hintreten hörte. „Du bist lang' ausgeblieben," sagte er, „schau' Dir nun die Viol' an, die ich fertig gemacht und heut' zum erstenmal gehört habe. Hat sie nicht einen schönen lieblichen Ton?" Er hielt Afra die Geige hin, die sie wie schwermüthig betrachtete. „Wohl," flüsterte sie, „hat sie einen schönen, einen gewaltigen Ton, — er geht Einem zum Herzen, man weiß selbst nicht wie . . ."

Um das Antlitz des Alten spielte ein verklärendes Lächeln. „Ich will es Dir sagen, Afra," flüsterte er geheimnißvoll, „Dir ganz allein, warum der Ton solche Gewalt hat. Es ist meine Mutter, Afra, die Stimme meiner Mutter wohnt in der Viola . . . Ich kann mir denken, daß Du darüber verwundert bist, und Du meinst vielleicht, ich fasele und bin irr' im Kopf aber es ist nicht so! Wenn man blind wird, da begreift man erst, was es um einen Ton und um eine liebe, zum Herzen gehende Menschenstimme ist: man vergißt sie nie wieder, und gar manche, an die man lang' nicht mehr gedacht hat, und die schon ausgetönt hat seit Jahrzehnten, klingt in der Nacht und in der Einsamkeit noch herüber, als wie ein Wiederhall in den Bergen! Es ist mir auch so gegangen — und eine Stimme, die kam am öftesten zu mir und war mir die liebste von allen, und ich brauchte mich nicht lang' zu be-

sinnen, wem sie einmal angehört hatte ... es war die Stimme meiner Mutter, wie ich sie durch den Schlaf in der Wiege gehört habe, und wie sie beim Gebet aus allen heraus erklang, so tief und so weich,und ach, so voll unerschöpflicher Liebe ... Seitdem ließ es mir keine Ruhe — ich wollte eine Viola machen, die den Ton ihrer Stimme hätte, damit sie auch Andern forttönen soll wie eine Engelsstimme aus der Ewigkeit ... jetzt, nach vielen Versuchen, ist es mir gelungen! Bei dieser Geige hat mir die Mutter selbst die Hand geführt ... ihre Stimme ist's, die darin wohnt ..."

Der Greis streckte die Hände nach dem Instrumente aus, das ihm Afra zurückgab, tastete nach dem Bogen und führte einige Striche über die Saiten. Dabei neigte er sich tief zu der Geige herab, als ob er den Ton recht genau hören und in sich hineinschlürfen wolle.

„Spielt weiter, Vater Schwarze!" sagte Afra, als er inne halten wollte. „Spielt mir das Lied noch einmal. Es hat mich vorhin wunderbar getröstet, wie mir so weh um's Herz war, daß ich gemeint hab', es müßte abspringen vor Leid! Vielleicht hilft es mir wieder — ich hab's nöthig, ich bin noch betrübter, als zuvor, weil ich auch einem Andern das Herz habe schwer machen müssen ..."

„Ich hab's errathen, was es war!" nickte der Blinde. „Ich habe Würdinger, den wackern jungen Schmiedmeister, an der Stimme erkannt ... Du hast ihn abgewiesen?"

„Was hätt' ich sonst thun sollen ... Ihr wißt ja ..."

„Ja ja, ich weiß!" murmelte der Bergmann. „Es ist nicht leicht, sich loszureißen von der Welt — d'rum will ich Dir das Lied spielen; aber denke auch an die Worte, die dazu gehören — die geben den besten und den einzigen Trost ... Du weißt ja ...

Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,

Der treuen Vaterpflege
Deß der den Erdkreis lenkt..."

Er begann die Weise des Liedes, erst leise, dann immer stärker und stärker, tief das Haupt herabgeneigt auf die Geige. Gegen das Ende zu verklang sie wieder schwächer, aber so klar, daß man die Beruhigung daraus hervor fühlte und das Vertrauen auf Den, der Wolken, Luft und Winden ihre Ziele giebt und ihre Bahn.

Der Alte schwieg eine Weile, als wenn er den Tönen nachhorchen wollte: dann wendete er sich Afra zu, welche die Hände vor dem Angesichte, bitterlich schluchzte.

„Hat die Stimme nicht zu Dir gesprochen?" sagte er. „Worüber weinst Du?"

„Worüber sonst, als daß ich so unglücklich bin — ach so bodenlos unglücklich . . .!"

„Gräme Dich nicht darüber und freue Dich vielmehr, wenn Dein Gemüth erweicht ist bis auf den Grund. Um so näher ist Dir das Heil, denn die Gnade will ein zerknirschtes Herz!"

„O, ich bin ihrer nicht würdig!" jammerte das Mädchen. „Ich werde sie nie empfangen! Ich habe keinen Gedanken, kein Gefühl, als die bittere Reue über das, was ich gethan — hinter dem Rücken meines guten, lieben Vater's gethan hab'... O Du heilige Mutter, wenn er's jemals erfahren thät', daß ihn sein einziges Kind so hintergeht . . . es wär' sein Letztes!" Ein unwillkürlicher Schauder überflog sie bei dem Gedanken.

„Thörichtes Kind," entgegnete der Alte, kannst Du von Reue sprechen, wo jeder Deiner Gedanken eine Lobpreisung des Herrn, jedes Gefühl ein Dankgebet sein sollte für ihn, der Dich erwecket hat zum Licht und nicht will, daß Deine Seele verloren sei!"

Afra erwiderte nichts; sie vermochte nicht zu sprechen vor Thränen.

„Was Dich beunruhigt," fuhr der Greis fort, indem er sich mit Würde erhob, „hat mir den Frieden meiner Seele wiedergegeben und sie mit nie geahntem Entzücken erfüllt! . . . Kannst Du es begreifen, kannst Du Dir die Verzweiflung vorstellen, die über mich kam, als ich blind wurde? — Du kannst es nicht! Ich war, wie so viele Andere, aus meiner Heimath in Sachsen als Bergmann nach Tirol gewandert und hatte in den Gruben von Schwaz mein Unterkommen gefunden: es war wohl ärmlich, aber ich war zufrieden — ich hatte daheim es nicht so gut gehabt, denn gar viele von den Erzgruben waren dort über'm Kriege unbebaut und in's Freie gefallen! Mein Weib hatt' ich lang' zuvor eingegraben auf dem Eislebener Kirchhof, und mein einziger Sohn, mein Fürchtegott, war bei mir und arbeitete neben mir im Stollen — ein Junge, an dem kein böses Aederchen war, kräftig und schön und wohlgemuth und der Stab meiner Hände, die allgemach zu zittern begannen . . . Da kam der unselige Tag, an dem ich Alles verlieren sollte . . .! Wir hatten eine Mine gebohrt in's taube Gestein und wollten es sprengen: ich stand zuvörderst und hielt die Lunte an den Faden! Es brannte auf und erlosch, die Mine sprang nicht — ich trat näher, um zu untersuchen, woran es fehlte . . . da flammte vor mir eine ungeheure Lohe empor und mir entgegen — ein entsetzlicher Knall erschütterte die Grundfesten des Berges . . . Wie ich wieder zu mir kam, fühlte ich Luft und Sonne, ich spürte, daß ich im Freien lag und gerettet war . . . aber das Feuer hatte meine Augen zerstört . . . mein Fürchtegott lag unter dem eingegangenen Gestein begraben . . ."

Ergriffen faßte und drückte Afra die Hand des Alten, der erschüttert inne hielt.

„. . . Ich will Dir nicht schildern, was in mir vorging," begann er wieder, „dafür giebt es keine Worte und

keinen Ausdruck ... als ich geheilt war und man mir einen Rücksack umhing mit einem Stücke Brod und einen Stecken in die Hand gab und mich hinausstieß als alten blinden Bettler — da streckte der Satan der Verzweiflung die Krallen nach mir aus, ich fluchte und fletschte die Zähne gegen den Himmel, den ich nicht mehr sah. Da war's, wo ich zum ersten Mal die Stimme hörte, die jetzt aus meiner Geige spricht, und es war, als ob sie aus weiter, weiter Ferne mir das ‚Befiehl Du Deine Wege' zusänge! Die Verzweiflung wich vor ihr, aber ein finsterer Mißmuth blieb — ich grübelte und zweifelte und grollte dem Herrn, daß er mich so sehr heimgesucht hatte. So bettelte ich durch's Land, bis mich Dein mitleidiger Vater aufnahm, mir Obdach und Nahrung und die Mittel gab, meine Geigen zu schnitzen. Glaubst Du aber, daß ich es ihm dankte? Ich murrte wider mich selbst, aber ich konnte den Dank nicht in mir finden ... Da kamst Du zu mir, Afra, und wurdest der Morgenstern in der Nacht meiner Trübsal! Du schlossest Dich an mich an, Du faßtest Vertrauen zu mir, Du hörtest mir begierig zu, wenn ich Dir das gereinigte Evangelium vortrug, und indem ich es Dir erklärte, übte es seine heiligende Macht auch an mir selbst! Der Mißmuth schwand, mein altes gläubiges Gottvertrauen kam wieder, und jetzt segne ich den Herrn, der mich gezüchtigt hat! Ich preise sein Werk, denn seither weiß ich erst, daß ich nicht umsonst auf der Welt bin! Ich segne meine Blindheit, denn sie hat mich hierher geführt, um Dich zu finden, um Dein Auge von der geistigen Blindheit zu befreien und Deine Seele der Erkenntniß und dem wahren Lichte zu retten!"

Afra hatte sich vorgebeugt und ließ ihre Thränen stiller auf die Hand des Alten rinnen, der wie ein Begeisterter hoch aufgerichtet vor ihr stand. Er legte die andere Hand wie segnend auf ihr Haupt und fuhr fort: „Der Herr

erhebe sein Antlitz auf Dich meine Tochter, er stärke und erleuchte Dich und leite Deine Füße auf den Pfad des Friedens! — Aber brauchen wir erst zu warten, bis die Stärke kommt und die Erleuchtung? Hat uns der Herr nicht schon den Quell geöffnet und gegeben, aus welchem Beides unversiegbar fließt, und aus dem wir nur zu schöpfen brauchen in gläubiger Demuth ...? Wir sind allein, Afra; schließe das Fenster ... ich will meine Bibel hervorholen aus dem Versteck, in dem ich sie untergebracht habe, seit die Kutten das letztemal im Lande herum sind und nach ketzerischen Büchern gesucht haben, wie die Frevler sie nennen ... lies mir daraus vor — es wird uns Beide erquicken! ..."

Das Mädchen that, wie ihm geheißen war; der Alte aber trat an die Werkbank und drückte einen an der untern Fläche angebrachten Schieber bei Seite. Aus einer Vertiefung, die eben groß genug war, das Buch aufzunehmen, zog er die Bibel hervor, küßte sie und reichte sie Afra, welche sie ebenfalls mit andächtiger Feierlichkeit empfing. „Was soll ich lesen?" fragte sie.

„Oeffne das Buch, und was Du zuerst aufschlägst, das lies, das soll Dir eine Antwort sein und eine Offenbarung! Das Buch ist ein heiliger Berg; wo Du ihn berührst, springt aus ihm das Wasser des Lebens hervor!"

Afra schlug das Buch auf und las: „Er ist mir nahe, der mich für gerecht erklärt: wer will als Gegner wider ihn auftreten? Ich will es mit ihm aufnehmen: wer ist, der mit mir rechten will — er trete auf! Wisset, der Herr, Gott hilft mir, wer will mich verdammen? Wie ein Kleid werden sie Alle verschleißen! Motten werden sie fressen — wer aber unter Euch den Herrn fürchtet, wer im Dunklen gewandelt, ohne Licht zu sehen, der setze sein Vertrauen ..."

Ein starker, gellender Pfiff scholl von der Straße her und unterbrach die Lesende. „Der Vater!“ flüsterte sie und stand im nächsten Augenblicke mit dem Oellämpchen des Bergmanns in der Hausflur, um dem Ankommenden zu leuchten. Gleich schnell hatte der Blinde das Buch ergriffen und wieder im vorigen Verstecke untergebracht.

„Grüß' Dich Gott, Vater!“ rief Afra. „Du bist aber viel lang' aus'blieben heut'. Es hat wohl 'was Besonders gegeben d'rinnen in der Residenz?“

Der Eingetretene war Schildhofer, der Bauer aus Passeyer. „Grüß' Dich Gott auch!“ sagte er stehen bleibend, indem er beide Hände wie gewohnt in den breiten Hosenträger gesteckt hielt und Afra fest betrachtete, die seinen Blick nicht auszuhalten vermochte und die Augen voll Verwirrung zu Boden senkte. „'s ist wohl Feuer an allen Enden drüben in der 'Sprucker Residenz, aber ich mein' alleweil, ich will froh sein, wenn mir nicht das Feuer aufgeht in mein' eigenen Haus! — Wo hast denn gesteckt, daß ich nichts gesehen hab' von Dir? Es war ja nit einmal Licht oben in Deiner Kammer . . .“

„Ich war bei dem alten Schwarze!“ sagte Afra beklommen, während sie mit der Leuchte die Stiege empor schritt.

„Bei dem blinden Häuer?“ fragte Schildhofer, bedächtig nachfolgend. „Begreif' auch nit, was Dir an dem halbverrückten alten Menschen so gefällt, daß Du immer bei ihm steckst!“

„Er bedauert mich halt so feinlich, der arme Narr,“ erwiderte Afra, „weil er so ganz allein und verlassen ist in seinem Alter und in seiner Blindheit. Du weißt auch, wie schön er geigen kann . . . ich hör' ihm so viel gern zu . . . und er ist auch sonst gar ein lieber, frommer und gottesfürchtiger Mann.“

Beide waren indessen oben in der Stube des Bauers

angekommen. „Das ist er," sagte Schildhofer; „wenn er das nit wär', meinst, der Schildhofer hätt' ihn in's Haus gelassen? Aber er ist bei alldem, wie er's auch vermäntelt, doch ein halber Luth'rischer, und es ist nit gut, daß Du Dich so viel mit ihm abgiebst. Es wär' nit das erstemal, daß der Gesunde, der den Bresthaften auswarten will, die Krankheit aufklaubt. . ."

Gegen seine Gewohnheit setzte sich der Schildhofer nicht an den großen Tisch in der Stubenecke, sondern legte nicht einmal Hut und Jacke ab. Wie mechanisch ließ er sich auf einen Stuhl an der Thüre nieder, hielt vorgebeugt die Hände um die Kniee geschlungen und sah brütend vor sich hin. Afra hatte ein größeres Oellicht angezündet; sie fand den Muth nicht, etwas auf die Besorgniß des Vaters zu erwidern und ihn nach dem Grunde seiner Verstimmung zu befragen.

„Ist die Excellenz schon daheim?" sagte er nach einer Weile, aus seinem Brüten auffahrend. „Ich hab' den Herrn Kanzler nicht gesehen und gehört!" erwiderte Afra, indem sie an's Fenster trat und in die Nacht hinaussah. „Ich seh' auch kein Licht in seinen Zimmern drüben im Büchsenhaus!"

Schildhofer versank wieder in sein Nachsinnen: Afra sah ihn noch einen Augenblick von der Seite an, dann trat sie näher, setzte sich auf die Armlehne des Stuhls und sagte mit stockendem Athem, indem sie die Hand auf die Schulter des Mannes legte: „Was hast, Vater? Bist harb auf mich?"

Der Bauer hob den Kopf in die Höhe und sah das Mädchen mit gütigem, aber ernstem Ausdrucke an. „Ich bin nit harb," sagte er, „aber bekümmert bin ich — wegen Deiner! . . . Der Martin, der Schmied an der Innbruck', ist mir begegnet . . . Du hast ihn fortgeschickt. . ."

„Ja, Vater — aber es ist halt einmal so: ich kann nit anders.“

„Aber was soll's auf die Weis' einmal werden mit Dir? Du meinst wohl, die Hochzeiter werden so nach der Reih' her aufmarschirt kommen? Du kannst lang' warten, bis wieder Einer kommt, wie der Martin, brav und geschickt und fleißig, der sein gutes Auskommen hat, und mit dem Du eine gemachte Frau geworden wärst! Wie soll's nun werden mit Dir, wenn ich heut' oder morgen die Augen zumach'? Eine 'Sprucker Bürgersfrau zu werden, wär' wohl mitzunehmen gewesen — zur Bäu'rin bist doch verdorben, glaub' ich! Und selber, wenn Du wieder heim wolltest in's Passeyer — der Vetter ist auf dem Hof, willst dort als eine alte Jungfer den Unterschluf haben und den Leuten Deiner Lebtag' im Weg umgeh'n?“

„Ich wollt', Vater,“ sagte Afra mit tiefem Seufzer, „wir wären niemals heraus aus dem Passeyerthal!“

„Kannst recht haben,“ erwiderte Schildhofer, „es wär' vielleicht besser gewesen — aber es hat halt so sein wollen, und so wird's schon eine Schickung sein, die uns aufgelegt ist!“

„Sei nit bös, Vater,“ sagte Afra nach kurzem Schweigen, „daß ich den Schmied fortgeschickt hab'. Ich kann weiß Gott nichts dafür — ich will bei Dir bleiben, Vater, und gar nit heirathen!“

Der Bauer stand rasch und wie unwillig auf. „Kommst Du mir schon wieder mit dem Gered', mit dem unsinnigen! Bei mir bleiben! Als wenn Du Siegel und Brief dafür hättest, daß ich hundert Jahr' alt werd'! Und meinst, ich glaub' Dir's wenn Du das sagst? Meinst, ich weiß nit, was dahinter steckt? Daß es nichts ist, als der Trotz? Weil ich die Liebschaft nicht gelitten hab' mit dem Ketzer, mit dem hergelaufenen Buchdruckergesellen, willst Du mich tratzen und red'st vom Ledigbleiben?“

„Vater!“ rief Afra bittend.

„Ob's etwan nit so is?“ eiferte Schildhofer fort. „Sag's, daß ich Unrecht hab', und schau mir dabei in die Augen, wenn Du das Herz hast dazu!“

„Ja, Vater, das kann ich!“ rief Afra und trat vor den Bauer hin, dessen Hand ergreifend und ihm fest in's Auge sehend. „Es ist wahr, ich hab' den Franz gern gehabt, wie man einen Menschen gern haben kann . . . und ich glaub', es wär' nit so weit gefehlt gewesen, Vater, wenn Du mir ihn gelassen hätt'st . . . aber Du hast nit gewollt, und so hab' ich wohl's Herz zusammennehmen und ihn aufgeben müssen. . .“

Schildhofer trat hart vor sie hin, sah ihr durchdringend in's Auge und sagte: „Und hast Du's gethan, Afra? Denkst Du nit mehr an den Franz? Hast nichts mehr von ihm gehört und auch nichts hören lassen von Dir?“

Das Mädchen hielt den Forscherblick aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Mit dem Denken, Vater,“ sagte sie, „ist's so viel eine besondere Sach' — das hat man nit so alleweil am Schnürl' . . . aber ich hab' Dir's versprochen, daß ich ihn aufgeben und nichts mehr hören will von ihm — und das, Vater, das hab' ich g'halten. Du sollst es sehen, daß ich ein gehorsam's Kind bin, aber dafür mußt mir auch meinen Willen lassen und mußt mich nit nöthen, daß ich einen Andern nehmen soll, und mußt mich nit irr' machen wollen in meiner Verlobniß!“

„Das ist brav von Dir, Afra,“ sagte Schildhofer bewegt, „wirst auch den Segen davon haben, der einem gehorsamen Kind niemals nit ausbleibt! — Schau, Madel, ich hab' gewiß und wahrhaftig nit anders gekonnt — ich hab's vor meinem Gewissen nit zugeben können, daß Du Dich einlassest mit dem Franz! Wenn er's auch vermantelt hat auf alle Weis', er hat seinen heiligen christkatholischen Glauben abgeschworen. . .“

„Das ist nit wahr, Vater! Das hat der Franz nit gethan!“

„Wenn er's nit auswendig gethan hat, inwendig ist's gewiß geschehen — und der Mensch, der von seinem Glauben laßt . . . na, ich will über Niemand den Stab brechen . . . aber der Schildhofer will nichts zu thun haben mit einem solchen, und am allerwenigsten giebt er ihm seine einzige Tochter zum Weib!“

Schildhofer hatte sich bei diesen Worten rasch seitwärts gewendet so gewahrte er nicht, wie Afra unter ihnen zusammenzuckte. Sie mußte sich auf die Stuhllehne stützen, so sehr bebten ihr die Kniee; es war gut, daß der Alte einen Gang durch die Stube machte und, an's Fenster tretend, in's Nachtdunkel hinaussah.

Eine augenblickliche Stille trat ein: man konnte die Athemzüge der Anwesenden vernehmen und hörte von draußen den Nachtwind, der rauschend durch die Baumwipfel ging.

Da wurde plötzlich der Gesang eines Vogels hörbar, erst muthwillig zwitschernd, dann in längern, flötenartig gezogenen Tönen, dazwischen jene kurzen schnalzenden Schläge, welche dem Schwarzplättchen eigen sind.

Der Eindruck dieses Gesangs war auf Vater und Tochter gleich überraschend und mächtig, wenn er sich auch in sehr verschiedenen Erscheinungen äußerte. Der Bauer war wie erschreckt einen Schritt vom Fenster zurückgetreten und blickte finster und vorwurfsvoll auf Afra: diese war an der Stuhllene niedergeglitten und in die Kniee gesunken. In dieser Stellung horchte sie hoch auf, indeß ein tiefes Roth ihr über Gesicht und Nacken loderte. Ihr Athem flog und stockte zugleich, und die Hände unsicher vor sich hinstreckend, wie Jemand, der eine unvermuthete geisterhafte Erscheinung erblickt, murmelte sie halblaut vor sich hin: „O Du heilige Mutter — was ist das? . . .“

Schildhofer war nach dem ersten Augenblicke der Ueberraschung hastig auf sie zugeeilt: er war in solcher Aufregung daß ihm die Stimme bebte, und er die Worte nur mühsam hervorzustoßen vermochte. „Was das ist?“ rief er. „Wie kannst Dich unterstehen, so zu fragen? Willst mir eine Comedie vorspielen? Willst mir weiß machen, Du kennst das Schwarzplattel da drunten nicht gerad' so gut, als ich es kenn'? ... Red', Afra ... wenn Du mein Kind sein willst, red' ... hast Du mich angelogen vorhin wegen dem Franz? In demselbigen Augenblick, wo's mir schier das Herz abgedruckt hat, weil ich Deine Betrübniß gesehen hab' und Dir doch nit helfen kann ... in demselbigen Augenblick hast Du mich angelogen? — Red', Afra, mach's kurz — gieb mir den Gnadenstoß!“

„Wie meinst, Vater?“ sagte Afra, indem sie sich halb aus ihrer knieenden Stellung aufrichtete und ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah. „So 'was traust Du Deiner Afra zu? ... Nein, Vater — und wenn das mein letzter Augenblick wär': ich hab' nit gelogen, ich hab' den Franz nit mehr gesehen, ich hab' nichts mehr gehört von ihm ... mit meinem Willen hat er nichts mehr gehört von mir... Ich weiß nit, was der Gesang bedeut't ... vielleicht ist's doch ein natürlicher Vogel ...“

„Nein,“ rief Schildhofer lachend, „das ist er nicht! Das Schwarzplattel hat einen Mantel um und einen Reiterhut auf ... ich hab' ein Mannsbild stehen seh'n über der Straß' im Schatten unter den Bäumen ...“

Stärker und lockender ließ sich jetzt der Gesang hören.

Afra horchte, bald erbleichend, bald mit Blut übergossen ... „Es ist dieselbe Weis',“ flüsterte sie, „die er so oft gesungen hat, wenn er Abends gekommen ist ... es ist der Franz! ... Aber nein, der ist ja weit fort im Reich ... ist vielleicht schon lang' todt ... und das ist vielleicht

gar seine arme Seel', die keine Ruh' hat in der Ewigkeit und sich anmelden will bei mir . . ."

Schildhofer trat zu Afra und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Ich glaub' Dir, Kind," sagte er weich, „und ich dank' Dir von ganzem Herzen dafür, daß ich Dir glauben darf! . . . Weil es doch so ist, darf ich Dir's schon sagen, wie die Wahrheit ist. Es ist kein Geist, der da drunten steinelt wie ein Schwarzplattel — es ist der Franz. Er ist wieder da, schon seit ein paar Tagen . . . ich hab' ihn selber gesehen . . ."

„Er lebt . . . er ist da?" rief Afra und sprang, sich vergessend, mit dem Ausdrucke der überströmendsten Freude empor. Ebenso schnell aber gewann der Schrecken und die Abspannung wieder die Oberhand. „Er ist wieder da . . ." murmelte sie fast unverständlich. „O Du meine heilige Mutter — was soll das werden . . ."

„Ich denk'," begann Schildhofer gütig, „es soll gar nichts werden, sondern Alles bleiben, wie's ist! Du hast den Franz nimmer gesehen und gehört . . . es ist gewesen, als wenn er gar nit mehr auf der Welt gewesen wär' für Dich . . ."

Afra sah vor sich hin und nickte nur . . . „Gar nimmer auf der Welt . . ." murmelte sie.

„Es ist Dir recht gewesen so," fuhr der Vater fort, „es bleibt also dabei, und er soll auch von jetzt an nimmer auf der Welt sein für Dich! — Willst Dein Wort vollständig halten, Afra? Ist Dir's recht, wenn ich hinunter geh' und statt Deiner das Schwarzplattel verscheuch'?"

Afra rang mit sich selbst: einen Augenblick horchte sie dem Vogelgesange, der eben lockender und ziehender klang, als zuvor, dann schlug sie die eine Hand vor die Augen, preßte die andere gewaltsam an's Mieder und rief gebrochen: „Ja, Vater, . . . es ist . . . mir recht . . ."

„So will ich hinunter," sagte Schildhofer, seinen Hut

nehmend. „Muß ohnehin noch hinüber und nachsehen, ob die Excellenz noch nicht daheim ist . . .“ Im Vorbeigehen blieb er neben Afra stehen, die sich in den Lehnsessel niedergelassen hatte . . . „Armer Narr,“ sagte er, „geh' in's Bett — schau, daß Du beten und schlafen kannst; das wird Dich wieder aufrichten bis morgen — dann wirst Dich wohl auch zusammennehmen und zeigen, daß Du eine Schildhoferische bist . . .!“

Afra reichte ihm schweigend die Hand, die er ihr schweigend schüttelte; dann erhob sie sich rüstig und langte Spindel und Wollbündel von der Wand, der Alte schritt die Treppe hinab.

Vor dem Hause hielt er an und blickte nach der gegenüberliegenden Seite, wo sich eine Bretterplanke unter überhängenden Obstbäumen hinzog. Auf dem dunklen Hintergrunde waren die noch dunkleren Umrisse einer hohen männlichen Gestalt leicht zu erkennen. „He da, Du Schwarzplattel da drüben,“ rief Schildhofer demselben zu, „wenn ich Dir gut zu einem Rath bin, so fliegst da weg, sonst könnt' leicht ein Vogelfanger über Dich kommen!“

„Das Schwarzplattel ist nicht leutscheu!“ erwiderte der Angeredete und trat aus dem Baumschatten auf die freie Straße. „Es fürchtet sich auch gar nicht vor dem Fangen: dürft nur die Hand ausstrecken, Vater Schildhofer, so habt Ihr's!“

„Wenn Du das Fangen nit scheust, so laß Dir wenigstens rathen. Flieg' weiter und streng' Dich nit so an mit Deinem Schnalzen und Steineln: vor dem Fenster da lockst umsonst — Du kriegst keine Antwort . . . da ist keine Gesellin für Dich!“

„Wer weiß! Die Gesellin hört mich und antwortet vielleicht doch, wenn sie auch im Schlaghäusel sitzt . . .“

„Meinst? Wann sie aber im Schlaghäusel bleiben will?“

„Sie will nicht, Schildhofer! Oder nennt Ihr das Wollen, wenn Ihr das Thürl' aufmacht, sie aber am Fuß an einem Faden anbindet, daß sie doch nit fort kann?"

„Das Thürl' ist offen, die Gesellin hat keinen Faden am Fuß, Schwarzplattel — aber sie kommt doch nit und antwortet nit!"

„Das möcht' ich schon von ihr selber hören . . ."

„Mußt schon mit mir vorlieb nehmen, Hartmann — sie hat mich geschickt — es ist schon so, wenn ich's Dir auch nit mit einer feinen Stimm' vorsingen, sondern nur vorkrächzen kann, wie ein Rab'! . . ."

„Wie ein Rabe, Vater Schildhofer? Das wär' ein Unglücksvogel, und der seid Ihr nicht! Ihr seid wohl eher ein rüstiger streitiger Hacht, der mit Krallen und Schnabel sein Nest und seine junge Brut vertheidigt!"

„Ich will justament nit nein sagen zu dem Gleichniß — aber wenn Du das weißt, was willst nachher da vor meinem Nest?"

„Mich gehen Krallen und Schnabel nicht an — denn ich bringe weder dem Neste Gefahr, noch der Brut!"

„Das muß der besser wissen, dem sie gehören! Was fliegst herum um's Nest, justament zu selbiger Zeit, wo der alte Hacht nit daheim ist?"

Der junge Mann schien sich einen Augenblick zu besinnen. „Laßt uns ein ernsthaftes, ruhiges Wort mit einander reden, Vater Schildhofer!" sagte er dann. „Ich will es Euch nur gestehen; wie ich den Schuß bekommen hatte da in den Arm, da war's mein einziger Gedanke, wieder in's Tirol, nach Innsbruck zu gehen. Ich meinte, die paar Jahre die seitdem vergangen sind, haben bei mir so viel anders gemacht: so könnte es ja bei Euch auch der Fall sein, Ihr könntet Euch anders besonnen haben und es könnte sein, daß Ihr mich nicht so unfreundlich aufnehmen würdet, als Ihr mich fortgeschickt habt . . . So

gerade heraus aber, als ich Euch das sage, sag' ich Euch auch — wie ich Euch neulich zum erstenmal in der Scharnitz wiedersah und Euch so offen und freudig entgegenkam, wie mir um's Herz war, und wie Ihr mich dann wie einen verdächtigen Landläufer vom Kopf zu den Füßen gemustert und nicht einmal den Handschlag angenommen habt, den ich Euch ehrlich anbot — da ist mir der Zorn zu Kopf gestiegen, und ich habe mir gedacht und vorgenommen, ich wollte meinen Weg gehen und mich zwingen, mich nicht um die Leut' zu kümmern, die doch einmal nichts wissen wollen von mir . . ."

„Es wär' wohl das Beste gewesen, Du hättest es gethan," sagte Schildhofer ernst.

„Ich hab's auch gethan!" entgegnete Hartmann fest. „Es hat mich in den paar Tagen wohl oft herübergezogen über den Inn . . . ich hab's aber überwunden und bin standhaft geblieben . . ."

„Aber jetzt? Heut Abend?" fragte Schildhofer.

„Heut' Abend — bin ich auch nit Euretwegen hergekommen. . ."

„Das hab' ich zuvor gewußt!" lachte der Alte spöttisch.

„O — auch nicht der Afra wegen . . . ich hab' ein Geschäft und Gesuch bei dem Kanzler Biener . . . das ist doch wohl sein Ansitz, das Büchsenhaus genannt?"

„Das ist das Büchsenhaus . . . aber dem Kanzler Biener gehört es nicht. Es gehört der Frau Herzogin, die hat ihm eingeräumt, daß er da wohnen kann während der guten Jahreszeit. Die Excellenz ist aber noch nicht zu Haus, und dann bist Du auch viel zu gescheid, Hartmann, als daß Du den Herrn mit Deinem Geschäft bei nachtschlafender Zeit aufsuchst . . . Du mußt Dir schon eine bessere Ausred' ausstudiren, wenn ich Dir glauben soll."

„Warum? Es ist doch so. Ich bin heut' morgens beim Kanzer gewesen und habe ihm mein Gesuch vor-

getragen. Zu Anfang hat er mich wohl ganz freundlich angehört, obwohl er schon auf dem Wege war in die Session, und ich ihn so geradezu auf dem Vorplatz an der Stiege abgepaßt hatte — aber es kam mir doch vor, als ob er andere Gedanken im Kopfe hätte, und als ob die Aussichten für meine Bitte nicht gerade sehr glänzend seien — wie ich aber so nebenher erzählt hatte, daß ich einen lahmen Arm hätte, und daß ich ihn in Breisach davongetragen, da war er auf einmal ganz umgewandelt. Er sah mich an, wie ein Oberst oder ein General, der seine Reiter mustert, und sagte dann: ‚Ich habe jetzt keine Zeit, aber ich will Ihn hören. Komm' Er heut' Abend und meld' Er sich bei mir in meiner Wohnung im Büchsenhaus . . .‘ Er ging, ich verbeugte mich bis auf den Boden — und da bin ich nun. . .!"

„Ja ja, so ist er!" murmelte Schildhofer vor sich hin. „Gönnt sich keine Rast und Ruh' und ist die gute Stunde selber . . .!"

„Das Weitere könnt Ihr Euch wohl selber erklären, Vater Schildhofer!" fuhr Hartmann fort. „Wie ich des Weges kam und das Haus ansichtig ward, wendete ich die Augen ab und wollte d'ran vorüber — es ging aber nicht so leicht, es zog und drehte mir den Kopf nach den Fenstern zu, und die Füße wollten nicht mehr von der Stelle. Wie ich dann droben das Licht sah und die Schatten an der Decke und hörte die Stimmen von fern — da hab' ich meinen Vorsatz vergessen. . . Ob sie dich noch erkennt? hab' ich mir gedacht und hab', ohne so recht zu wissen, was ich thu', das Schwarzplatt'l singen lassen. . ."

Er schwieg; auch Schildhofer fand nicht sogleich Worte der Erwiderung. „Wann's so ist," sagte er nach einer Weile, „kann ich's freilich nit schelten . . . aber es bleibt doch bei dem, Franz, was ich vorhin und vor zwei Jahren gesagt hab' . . . wenn Du auch in der Stadt bleibst, Franz,

— es ist doch für Dich und mich und für noch Jemand am besten, wenn Du vergißt, daß eine Bruck über den Inn führt . . ."

„Ich will thun, was ich kann," sagte Hartmann, „aber Eins müßt Ihr mir zuvor sagen, Schildhofer: auf eine Frag' müßt Ihr antworten, redlich und ehrlich, daß ich's nehmen darf, wie man sagt, ein Mann, ein Wort!"

„So frag'."

„. . . Wie geht's der Afra?" sagte Hartmann mit gedrückter Stimme „Ist sie gesund . . .? Heiter? Ist sie glücklich? . . . Sagt mir, Vater Schildhofer, daß sie glücklich . . . sagt mir nur, daß sie ruhig, daß sie nicht unglücklich ist . . . und Ihr sollt nie wieder von mir hören . . ."

Der Alte schwieg; er vermochte nur mühsam, einen schweren Seufzer zu unterdrücken.

„Ihr sagt nichts?" fuhr Hartmann fort. „Afra ist also nicht glücklich? Ist nicht ruhig? Wohl gar unglücklich und krank dazu? . . . Dann bleibt's bei dem, was ich gesagt habe — ich verspreche nur, was ich kann . . . und das sag' ich Euch rund heraus . . . ruhig zuschauen, wie das Mädchen, das ich lieb habe, wie meine eigene Seel', wegen Eurem Eigensinn verkommt und vergeht — das ist etwas, was ich nicht kann! . . ."

„So thu', was Du meinst," sagte Schildhofer kurz, „ich werd' dann auch wissen, was ich zu thun hab'!"

In einiger Entfernung wurden Fußtritte hörbar. Franz hielt den Alten, der sich dahin wenden wollte, am Rockärmel fest. „Kann sein, daß Ihr's wißt," sagte er, „kann sein, daß es doch nicht schaden würde, wenn Ihr erst noch mit Jemand darüber zu Rath gehen wolltet . . . Wenn Ihr mit dem Pater Erasmus reden wolltet . . ."

„Pater Erasmus?" rief Schildhofer mit lebhafter Verwunderung. „Der Kapuziner-Guardian? Mit dem

soll ich über Dich reden, Franz? Na, die Müh' kann ich mir sparen, denn was der antwort', weiß ich voraus!"

„Vielleicht doch nicht. Ich war erst gestern bei ihm und weiß auch was er für eine Meinung hat. Versucht's einmal!"

„Du warst beim Pater Guardian?" rief Schildhofer mit steigender Verwunderung. „Ja, kehrt sich denn die Welt um, oder . . ."

Er konnte nicht vollenden, denn die Fußtritte waren nun ganz nahe herangekommen. Von der Bergseite her kam Kanzler Biener in dem behaglichen Schritte eines Spaziergängers, mit ihm ein junger Mann, der sich ehrerbietig zu seiner linken Seite hielt.

„Ich werde schon erwartet, wie es scheint,'" sagte der Kanzler freundlich, indeß Hartmann und Schildhofer grüßend die Hüte abnahmen. „Hast mir wohl noch etwas zu sagen, Alter?" fuhr er fort, indem er Schildhofer nöthigte, den Hut wieder aufzusetzen. Und das ist ja der Breisacher Invalide von heut' morgens? Nicht wahr?"

Hartmann verbeugte sich während Biener fortfuhr: „Ich habe Ihn warten lassen: es geschah, weil ich meinen Spaziergang weiter als gewöhnlich ausgedehnt habe. Er soll aber den Weg nicht umsonst gemacht haben. Geh' Er in's Haus — ich werde Ihn rufen lassen. Sie aber, junger Freund," wandte er sich zu seinem Begleiter, „Sie will ich jetzt auch nicht länger zurückhalten. Sie haben mir genug von Ihrer Muße geopfert."

„Es war mir eine außerordentliche Ehre und Auszeichnung, Excellenz begleiten zu dürfen!" entgegnete der junge Mann.

„Lassen sie das!" lächelte Biener. „Es hat mich gefreut, Sie bei diesem Begegnen näher kennen gelernt zu haben, als es im Dienste und im Geschäfte möglich ist. Ich habe Sie lang' genug Ihrer gewohnten Abendgesell-

schaft entzogen . . . Ah, was fällt mir ein! Ist nicht heute große Tafel bei unserm lebenslustigen dicken Kammer-Präsidenten?"

„Allerdings; das ganze Collegium ist geladen — wenn ich recht berichtet bin, wird der Geburtstag des Herrn von Schmauß gefeiert . . ."

„Ich weiß," rief Biener lachend, „er hat mich ja auch geladen, aber ich bin ständig entschuldigt bei allen solchen Gelegenheiten! — Geburtstag . . .? Ja ja, der edle Herr von Schmauß auf Kolbenthurm und Angerzell hält etwas auf solche Feste. Da wird kein Geburts- und kein Namenstag übersehen, von Vater und Mutter und Tochter bis zum Ahnherrn seligen Andenkens zurück. Das giebt jede Woche einen Geburtstag zu celebriren, und wenn die Ascendenten nicht mehr ausreichen und die Descendenten, dann müssen die Collateralen herhalten bis zum siebenten Grad! Warum auch nicht? Der Vorzug ist Allen miteinander nicht abzustreiten, daß sie geboren worden sind, und es giebt doch einen untadelhaften Anlaß zu einer Schmauserei! Ich bedaure nur, daß ich Sie um das Vergnügen gebracht habe, Herr Secretair!"

„Ich kann Excellenz versichern, daß ich ebenfalls nicht sehr portirt bin für die Freuden der Tafel und für solche Gesellschaft. Ich ziehe eine Stunde bei einem guten Buche, einen Gang in die freie Natur, ein vertrautes Gespräch bei einem Glase Wein bei Weitem vor."

„Ja," entgegnete Biener wohlgefällig, „ich habe es auf dem Spaziergange bereits mit Vergnügen wahrgenommen, Sie sind kein fruges consumere natus, Sie haben Sinn für Natur und Wissenschaft. Bleiben Sie so, und Sie sind vor den Hauptkrankheiten verwahrt, die in den Kanzleien epidemisch sind, vor der Verknöcherung und vor der Versumpfung. Wir haben ein Beispiel an unserm Herrn von Schmauß: der ist nahe daran, ganz Sumpf zu

werden; es ist fast nichts Festes mehr an ihm, Alles ist angesaugt und schwammig."

Der Secretär lachte laut auf und zog den Hut, um sich zu verabschieden, denn während dieses Gespräches waren sie an den Thoren von Büchsenhaus angekommen. Biener lüftete den Hut und rief ihm zu: „Gute Nacht, Herr Secretair — ich danke nochmals für angenehme Begleitung!"

Der junge Mann entfernte sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung; Biener trat mit Schildhofer durch die spitzbogige Thüre in die geräumige Halle, deren ziemlich niedriges Gewölbe mit den schmalen sich kreuzenden Rippen nur schwach von der Kerze beleuchtet wurde, welche eine alte Frau auf schwerem Eisenleuchter emporhob. „Grüß' Sie Gott, Frau Sepha!" sagte Biener, indem er an ihr vorüber der Thüre zuschritt, welche durch eine Art Vorgemach in sein Wohnzimmer führte. „Sie macht ja ein Gesicht wie neun Tage Regenwetter! Ich bin Ihr wohl zu lange ausgeblieben? . . . Stelle Sie mir einen Krug frisches Wasser in's Zimmer, und dann kann Sie schlafen geh'n . . ."

„Schlafen geh'n!" brummte die mürrische Alte, indem sie die Wachslichter an dem Arbeitstische des Kanzlers anzündete. „Wie kann man schlafen geh'n! Draußen sitzt ja noch ein Kerl und sagt, die Excellenz habe ihn herbestellt . . ."

„Das habe ich allerdings!" sagte Biener, der die Alte scharf betrachtete und Hut und Degen ablegte. „Sie wird dem „Kerl", den ich noch zu mir bestellt habe, einen Becher Rothwein geben; dann geht Sie in Ihre Kammer, riegelt sie hinter sich zu und merkt sich, daß ich der Herr im Hause bin und weder schiefe Mäuler sehen, noch unwillige Worte hören will . . ."

Die Alte schien etwas erwidern zu wollen, wagte es

aber nicht vor dem Gebieterblicke, mit welchem der Kanzler nach der Thüre wies, und zog sich mit der kriechenden Unterwürfigkeit einer grollenden Katze zurück.

„Dir kommt es auf ein halbes Stündchen Schlaf nicht an!“ sagte Biener zu Schildhofer, als sie die Thüre geschlossen hatte. „Du wartest wohl mit dem, was Du mir zu sagen hast, bis ich den Mann draußen abgefertigt habe. Das Gespräch wird nicht lange dauern, denk' ich . . .“

„Was ich sagen will, hat justament keine Eil',“ erwiderte der Bauer, „aber es giebt halt Sachen, bei denen es heißt: lieber heut' als morgen — d'rum will ich's erwarten, bis die Reih' an mich kommt! . . .“

„So schicke mir den Menschen herein, wenn ich klingle, und wenn er geht, mache statt Frau Sepha den Pförtner und schließe das Haus hinter ihm!“

Als der Kanzler allein war und sein Oberkleid um einen bequemen pelzverbrämten Hausüberwurf von dunklem Sammet vertauscht hatte, setzte er sich in den hohen Lehnstuhl am Tische und sah eine Weile sinnend in das dunkelnde Gemach, an dessen grünen Damastwänden das Kerzenlicht abenteuerlich wankende Streiflichter zeichnete. Er ließ die Erlebnisse und Geschäfte des Tages an sich vorüber ziehen, um sie im Ueberblicke zu sammeln und von der alltäglichen Spreu die Körner zu sichten, welche reif und würdig waren, als Ernte aufgespeichert zu werden, oder als Samen für künftige Entschließungen und Thaten zu dienen. Das Ergebniß der Prüfung schien kein unbefriedigendes zu sein, denn die hohe, gedankengewölbte Stirne des Nachsinnenden blieb hell und heiter, und das feine Lächeln um die Lippen behauptete seinen Platz. Dann griff er nach einem Schubfache des Schreibtisches und zog es völlig heraus, gleichzeitig an einer Feder drückend, so daß sich ein verborgenes zweites Fach langsam in den leeren

Raum herabsenkte. Aus diesem nahm er ein kleines geheftetes Büchlein hervor, blätterte darin und begann dann mit fester flüchtiger Hand einige Zeilen niederzuschreiben. Als er damit zu Ende war, überblickte er das Geschriebene, und das Lächeln verstärkte sich zum unverkennbaren Ausdrucke des Spotts. „Schlüpft wieder in Euren Versteck, Ihre Wespen, und bleibt darinnen," sagte er, indem er das Büchlein wieder an seinen Platz brachte und das geheime Fach schloß. „Ihr sollt meine ganze Rache sein an dem Geschlechte, das in der Gewöhnlichkeit lebt und klebt! . . . Diese Rache sei mir unverwehrt, sie befreit mir das Gemüth von aller Bitterkeit, und Jene fühlen den Stachel nicht, der sie bestraft!"

Nach einer Weile ergriff Biener die Klingel auf dem Tische, und im nächsten Augenblicke stand Hartmann in ehrerbietiger aber fester Haltung vor ihm. „Er will also eine Buchdruckerei in Innsbruck errichten? Glaubt Er dabei sein Fortkommen zu finden? Wir haben schon eine tüchtige Druckerei, von Daniel Bauer, die Er wohl kennt, und die für das Bedürfniß vollkommen genügt; man liest und druckt nicht viel in Tirol . . ."

„Ich glaube es zuversichtlich, Excellenz!" erwiderte Hartmann. „Wenn ich nur Traktätlein und Gebetbücher druckte, würde mir die Arbeit und der Absatz nicht ausgehen und ich denke, die Lust zu lesen wird wohl wachsen mit der Gelegenheit dazu . . ."

„Und warum wendet Er sich mit diesem Gesuche an mich und nicht an die zuständige untere Behörde?"

„Weil ich gleich vor die rechte Schmiede gehen wollte: der Stadtrath und die Bürgerschaft machen eher, daß der Inn aufwärts fließt, als daß sie ein neues Gewerbe und noch dazu einen Fremden aufkommen ließen! Zuletzt müßt' es also doch an die Regierung kommen, und man weiß,

daß Excellenz in solchen Dingen das letzte Wort zu reden haben . . ."

Biener nickte lächelnd. „Ich weiß, so sagen sie und schieben alle Sachen, die unangenehm sind, und vor denen sie Scheu haben, auf mich hinüber. Versuch' Er denn sein Glück. Ich kann und will den ordentlichen Gang nicht unterbrechen: also bring' Er Sein Gesuch an, und kommt es dann vor mich, so kann' Er sich bei dem Gedanken beruhigen, daß ich ein Freund des Lichtes bin und gern dazu beitrage, es allgemeiner zu machen . . . Doch zu etwas Anderm! Er hat im kaiserlichen Heere gedient und ist bei Breisach verwundet worden? Sagte Er nicht so?"

„Ich bin bei den Boucquoy-Dragonern gestanden, Excellenz, und in Breisach hat mir eine Falkonetkugel den Arm zerschmettert . . ."

„In Breisach selbst? Er war also mit in der Festung? Hat die Belagerung durch Bernhard von Weimar mitgemacht?"

„Wenn man das mitmachen nennen kann — ich bin gleich zu Anfang blessirt worden: die ganze übrige Zeit habe ich müssig mit zugeschaut und mitgehungert . . ."

„Es muß arg gewesen sein!" sagte der Kanzler ernst. „Die Berichte, die mir zugekommen sind, lassen noch mehr errathen, als sie sagen. Was ist Seine Ansicht, — war es wirklich so weit, daß die Festung nicht mehr zu halten war?"

„Excellenz — wie sollte ich als gemeiner Reiter dazu kommen, in solchen Dingen mitzureden . . ."

„Eine Meinung kann Jeder haben, also sag' Er die Seinige. Was hat Er, was hat die Bürgerschaft von der Uebergabe gedacht und gesagt?"

Hartmann besann sich einen Augenblick und drehte den Hut in der Hand. „Die Bürgerschaft," sagte er dann, „war mehr todt als lebendig, ausgehungert, zerfetzt und

verkommen — die sehnte sich nur darnach, daß ihr Leiden zu Ende gehen solle, und wer gesehen hat, was sie ausgestanden haben, kann sie nicht schelten, wenn sie das thaten. Der Hunger ist gar ein entsetzlicher Gast, Excellenz . . . wenn er den Menschen dazu treibt, daß er faules Aas zur Nahrung nimmt, kann er wohl auch machen, daß es ihm gleichgiltig wird, ob es Freund oder Feind ist, der ihn füttert! Er kann, Excellenz — bei einem Soldaten ist's freilich 'was Anderes, und wenn ich denn meine Meinung sagen soll . . . ich und die meisten meiner Cameraden haben uns gedacht: haben wir das Elend einige Monate getragen, so wär's wohl auch noch einige Tage auszuhalten gewesen . . ."

„Einige Tage?" fragte der Kanzler forschend, indem er sich bemühte, den Eindruck, welchen die Worte des Erzählers auf ihn hervorbrachten, zu verbergen. „Was hätten einige Tage helfen können? Habt Ihr's für möglich gehalten, entsetzt zu werden?"

„Ja, das haben wir! rief Hartmann rasch. „Wir wußten wohl, daß der General Horst, der uns Mehl und Pulver hatte bringen wollen, von den Weimarischen aufgefangen worden war; wir hatten erfahren, daß der Herzog von Lothringen bei Tann den Kürzeren gezogen; und hatten von unsern Mauern mit angesehen, wie die Kaiserlichen unter Götz die Belagerer überfielen, weil es geheißen hatte, Herzog Bernhard sei krank und könne nicht commandiren, und wie sie mit einander um die Rheinbrücke rauften, daß wohl kaum irgendwo ein solches Morden gewesen ist . . . aber wir haben auch gewußt und, wie wir zur Unterstützung des Götz einen Ausfall machten, selber gesehen, es ging dem Feinde um kein Haar besser als uns. Hatten wir nichts mehr zu beißen, so stand ihm in wenig Tagen das Gleiche bevor . . . das Land herum war rattenkahl gefressen . . . dazu hatten die Weimarischen in den

letzten Affairen trotz des Sieges fast noch mehr gelitten, als die Unsern, und wenn sie wollten, konnten der Götz und der Savelli ihre Trümmer wieder sammeln und im Rücken zu einem ganz stattlichen Heerhaufen vereinigen. Wir wenigstens haben so gemeint und haben geglaubt, wir hätten Recht, denn es hieß, der Kaiser habe eigens einen Reitenden geschickt und habe befohlen, die Festung um jeden Preis und bis auf den letzten Mann zu behaupten und nicht zu übergeben . . ."

„Das ist die Wahrheit!" sagte Biener, der gespannt zuhörte. „Das hat der Kaiser allerdings befohlen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Uebergabe unter diesen Umständen trotz aller Noth etwas Befremdliches gehabt haben mag . . ."

„Allerdings," begann Hartmann wieder, „und wie sie geschehen war, und war ein bischen der ärgsten Noth gesteuert, daß die Bürger den Kopf ein klein wenig wieder heben konnten, da steckten sie auch gleich die Köpfe zusammen und zischelten und verwunderten sich, wie das geschehen sein konnte, was sie zuvor selbst gewünscht hatten. Das Volk ist einmal so — eh' ein paar Wochen in's Land gingen, wußte man überall und erzählte Jedem, der es hören wollte, in die Ohren, es sei bei der Uebergabe nicht mit rechten Dingen umgegangen, und sei Verrätherei dabei im Spiele gewesen . . ."

„Eine schwere Anklage!" rief Biener. „Und wenn man auch sagt, daß Volkesstimme Gottesstimme sei, muß man derlei doch mit größter Behutsamkeit aufnehmen. Das Volk liebt Märchen — oder hatte es Gründe für diese Beschuldigung? Nannte man eine bestimmte Person, gegen die sie gerichtet war?"

„Das Alles kann ich Excellenz nicht sagen," antwortete Hartmann, „weil ich es nicht weiß. Es wird überall nichts dahinter gewesen sein: hab' ich's doch selber er-

fahren! Ich habe damals selber etwas erlebt und mit angesehen, was mir gar sehr verdächtig vorgekommen und seither oft gar schwer im Sinn gelegen ist . . . und nun ist es doch nichts, und ich hab's wieder erfahren, daß der Argwohn ein Schelm ist . . ."

„Und was hatte Er gesehen? Wie hatte Er sich von der Unrichtigkeit Seines Argwohns überzeugt? Sage Er mir Alles — Er soll später erfahren, warum mir daran liegt, es zu wissen . . ."

„Ich hab' keinen Grund, warum ich's verschweigen sollte! Ich habe damals in Breisach einen Mann in höchst verdächtiger Weise gesehen und belauscht — und heute hab' ich denselben wieder angetroffen, hier in Innsbruck, als einen großen Herrn und angesehenen Beamten . . . Das könnte er wohl nicht sein, wenn ich ihm nicht damals Unrecht gethan hätte mit meinem Verdachte . . ."

Der Kanzler war im höchsten Grade überrascht, aber er hielt an sich und fragte anscheinend völlig ruhig weiter. „Gewiß; das kann nichts anders sein — oder es müßte dabei eine sehr große Aehnlichkeit im Spiele sein, welche eine Verwechslung möglich machte . . ."

„Nein, das ist nicht der Fall!" sagte Hartmann bestimmt. „Ich habe dem Herrn Unrecht gethan, aber verwechselt hab' ich ihn nicht. Ich habe ihn zu genau gesehen und würde ihn unter Tausenden wieder erkennen!"

„Und wer wäre dieser Mann?" sagte Biener, indem er mit erheuchelter Gleichgiltigkeit seine Hände besah und den schweren goldenen Siegelring hin und wieder drehte.

„Den Namen weiß ich natürlich nicht," entgegnete Hartmann, ich habe ihn gesehen, als ich heute im Regierungsgebäude Excellenz mein Anliegen vortrug . . ."

Biener ließ die Hände ruhen und sah den Burschen mit dem Ausdrucke der unverhehltesten Spannung an, als wollte er ihm die Worte vom Munde ablesen. „Erinnern

sich Excellenz des großen stattlichen Herrn mit rothblondem Knebelbarte, der hart am Treppengeländer an uns vorüberging und Excellenz grüßte?"

„Er rief mir guten Tag zu? Und daß er hoffe, mich Abends in Gesellschaft zu sehen?"

„Derselbe."

Der Kanzler stand auf und machte in sichtbarer Bewegung einen Gang durch das Zimmer. „Also wirklich!" murmelte er in sich hinein. „Meine Vermuthungen gewinnen also Gestalt und Festigkeit . . . Erzähl' Er," rief er, wieder hin- und herschreitend, „unter welchen Umständen Er diesen Herrn in Breisach gesehen zu haben glaubt!"

„Ich glaub' es nicht," sagte Hartmann, „ich weiß es so gewiß, daß ich einen körperlichen Eid darauf ablegen könnte! — Das war aber so . . . Die Weimarischen waren in die Stadt, und ich als Verwundeter und Kriegsgefangener in's Gefängniß eingezogen, mit gar Vielen. Meine Keuche ging gegen die Rheinseite hinaus, in ein enges finsteres Gässel an der innern Stadtmauer, wo sich ein schmales eisernes Ausfallthürlein im Gemäuer befand. Wenn ich an dem Steingefüge meines Gefängnisses emporkletterte und mich am Eisengitter des Fensters anklammerte, konnte ich das Gässel und das Ausfallthörlein ganz gut übersehen. Neben demselben lag allerlei Schutt, Steine und Geröll in einem Haufen im Winkel. Einmal Nachts, wie der Schmerz in meinem Arme mich nicht schlafen ließ, hörte ich draußen Schritte und halblaute Stimmen, und heller Fackelschein leuchtete an meine Decke, daß ich neugierig wurde, zu erfahren, was da draussen vorgehe. Ich schwang mich also mit dem gesunden Arme, so gut es ging, in die Höhe und sah nun einen Mann in der Kleidung eines schwedischen Kriegsobersten und einen andern in schwarzer Tracht, mit einem Mantel darüber und einem

spanischen Hut auf dem Kopfe. Er war derselbe, den ich heut' wiedergesehen habe. Ein schwedischer Reiter hielt eine Fackel in der Hand und bemühte sich, das Ausfallthörlein, das eingerostet sein mochte, zu öffnen. ‚Es war mir sehr erwünscht,' hörte ich den Schwarzen sagen, ‚daß ich den Herrn Herzog noch antraf. Ich hatte meine Ansichten für alle Fälle schriftlich vorbereitet und verfaßt, aber es ist mir nun doppelt lieb, daß ich sie ihm mündlich vortragen konnte.' — ‚Seiner Durchlaucht,' sagte der Oberst darauf, ‚war es ebenfalls sehr erwünscht, und er ist ganz davon eingenommen — doch Sie haben Eile. Folgen Sie diesem Manne, er wird Sie durch die Gräben an's Ufer bringen, wo schon eine Fähre auf Sie wartet.' Der Reiter hatte inzwischen das Thörlein geöffnet und den Schutt etwas bei Seite geschafft, welcher verhinderte, daß die Thüre gehörig aufging: dann löschte er seine Fackel und trat hinaus in's Freie. Der Schwarze folgte ihm, der Oberst ging das Gässel zurück, nachdem sie einander zum Abschied die Hände gegeben hatten. Wie sie weg waren, sah ich auf dem Schutt neben der Thüre etwas Weißes liegen: es sah aus wie ein zusammengefaltetes Papier und mochte dem Schwarzen beim Aschiednehmen aus dem Mantel gefallen sein. Ich wartete, bis der Reiter zurückkam, regte mich aber nicht und sah, wie er die Thüre wieder zumachte und versperrte. Bei dem Bewegen der Thüre fing der Schutt, den er zuvor bei Seite geräumt hatte, zu rutschen an, daß er das Papier überdeckte. Der Reiter sprang mit einem Fluche beiseit' und trollte sich seiner Wege . . . Ein paar Tage darauf mochten sie eingesehen haben, daß ich zu nichts mehr nütz war, und daß sie mich umsonst füttern würden . . . sie ließen mich laufen. Eh' ich aber ging, ersah ich mir den Augenblick, lief in das Gässel und holte das Papier, das noch richtig unter'm Schutte lag . . ."

Biener hatte mit steigender Bewegung zugehört. „Und dies Papier?" fragte er nun, vor Hartmann stehen bleibend. „Besitzt Er es noch? Kann Er mir's herbeischaffen?"

„Ich hab' es noch!" antwortete Hartmann. „Ich habe wohl hineingeschaut: es ist aber Latein, und da ich Niemand davon sagen wollte, hab' ich's versteckt — bei meiner alten Mutter im Bayerischen draußen, wohin ich mich zuerst gewendet hatte, als ich frei geworden . . ."

„Hör' Er, mein Freund," sagte Biener, „Er kann der durchlauchtigen Frau Herzogin und dem ganzen Hause einen großen Dienst erweisen, wenn Er das Papier herbeischafft. Breisach war der Schlüssel zu Vorderösterreich . . es ist eine Besitzung der Tiroler Herzoge und nun fast so gut wie verloren! Kann sie noch gerettet und wieder gewonnen werden, so ist es unerläßlich, erst ganz das Gewebe von Ursachen zu kennen, durch welche sie verloren ging! Geh' Er nach Bayern zurück, hole Er das Papier, und ich werde selbst Seine Sache unmittelbar der Frau Erzherzogin vortragen. Will Er das?"

„Zu Befehl, Excellenz!" erwiderte Hartmann. „Hab' ich dem Manne Unrecht gethan, so wird sich's ja zeigen, und ist er wirklich ein Heimtücker und Verräther, so soll's mich freuen, wenn ich 'was dazu thun kann, ihm die Larve herunterzureißen. Verlassen sich Excellenz auf mich. Ich mache mich morgen auf den Weg, und in acht Tagen haben Excellenz das Papier in der Hand, oder Sie können darauf zählen, daß mir eine Schwedenkugel das Wiederkommen erspart hat . . ."

Er verbeugte sich und ging, und bald ließ sich der Schall des Thores hören, das hinter ihm zugeschlossen wurde. Der Kanzler maß noch immer das Zimmer mit mächtigen Schritten; dann trat er zum Schreibtische und begann das eben Gehörte in kurzen Zügen niederzuschrei-

ben. Er bemerkte darüber gar nicht, daß Schildhofer eingetreten war und, als er ihn so eifrig beschäftigt sah, um nicht zu stören, auf einem Stuhle unweit der Thüre Platz genommen hatte. Der Alte saß gebückt, in seiner Lieblingsstellung, die gefalteten Hände um die aufgestellten Kniee geschlungen. So ruhte sein Blick halb freundlich, halb bekümmert auf dem Schreibenden.

Als Biener sich umwandte, begegnete er diesem Blicke und der Ernst in seinen Zügen wich dem gewohnten Lächeln, indem er ausrief: „Ah, Du bist hier, Schildhofer? — Ich sehe Dir an, was Du mir zu sagen hast! Du bist wieder einmal unzufrieden mit mir und willst mich auszanken! Was hab' ich denn so Böses gethan, daß es nicht einmal bis morgen Zeit hat?"

„Hast Recht, Excellenz!" sagte der Bauer. „Es nutzt mich zwar gar nichts, und Du thust doch immer, was Du willst — aber ich kann das Brummen doch nit lassen . . . Du weißt, daß ich Dich gern hab', und weißt es auch warum . . ."

„Ich weiß es!" sagte der Kanzler herzlich. „Darum höre ich immer auf Deinen Rath und folge ihm, wenn ich irgend kann! Also rede, was hast Du auf dem Herzen?"

„Das alte Lied," antwortete der Bauer, „ich muß Dir's halt so oft vorsingen, bis vielleicht doch ein bissel 'was hangen bleibt . . . Wann Du's nur über Dich gewinnen könntest, und thät'st den Spotteufel in Dir ein bissel bandeln, daß er nit alle Finger lang seine Hörndeln herausstrecken kann!"

Biener lachte herzlich. „Ist es das?" rief er. „Ich meine doch, es ist nicht so schlimm damit, als Du es machst!"

„Nitte so schlimm?" erwiderte Schildhofer, indem er aufstand und näher trat. Es ist woltern schlimm, denn Du machst Dir Alle zum Feind, über die Du spottest, und

das thut mir leid, Excellenz, weil ich Dich kenn'; weil ich weiß, daß Du's, wenn Du auch kein Tiroler bist, wahrhaftig gut meinst mit dem Land und der Frau Erzherzogin!"

„Es ist eine alte Geschichte, daß die Wahrheit nicht angenehm zu hören ist — soll man sie darum nicht sagen?"

„Es ist aber auch eine alte Geschichte: wer die Wahrheit geigt, bekommt den Fidelbogen um's Maul! Sagen soll man die Wahrheit freilich, aber sie ist eine so viel ernsthafte Sach', daß man nur ernsthaft mit ihr umgehen und nit spötteln soll mit ihr . . ."

„Das wäre traurig, Freund Schildhofer, und die Wahrheit würde damit noch verhaßter, als sie ohnehin ist. Schon ein alter römischer Dichter rühmt es als höchste Weisheit, lachend die Wahrheit zu sagen!"

„Dann muß es selbiger Zeit anders gewesen sein, als jetzt, oder es macht, daß Du eben eine große Gewalt in Händen hast und hast die Macht, der Wahrheit auf ganz andere Weis' zur Ehr' zu verhelfen, als mit ein paar lustigen Schlauderwörteln! Du kannst Einen von Amt und Brod jagen, glaub' ich, er wird Dir's eher verzeihen, als wenn Du ihn lächerlich machst ... wie neulich bei der Einweihung in der Scharnitz den Vicekanzler, den Pappus, den Du, ich weiß nicht was, genannt hast! Er hat beinahe das hitzige Gallfieber davon gehabt!"

„Was kann ich dafür," lachte Biener, „wenn der gekrönte Dichter so schlechte Gedichte macht?"

„Und der Präsident Schmauß, was wird erst der thun und sagen, wenn er hört; daß Du ihn einen Sumpf genannt hast!"

„Er wird sich ärgern und dann seinen Aerger veressen oder vertrinken! Er kann sich gar nicht recht herzhaft

ärgern, alle Dicken sind gutmüthig, und in einem Sumpfe giebt's kein Gewitter!"

„Ein Gewitter freilich nicht," sagte Schildhofer kopfschüttelnd, „aber da steigen die giftigen Dämpf' auf, die das Gewitter machen, wie der Pater Guardian sagt. Es giebt Leut', die wissen wollen, daß der Schmauß sich nur so gutherzig anstellt, „daß er's aber faustdick hinter den Ohren hat und Dir grimmig feind ist!"

„Warum nicht gar! Wenn er böse thut, lad' ich ihn zum Essen ein, geb' ihm meinen besten Burgunder preis oder ein neues Gericht, dessen Namen er noch nicht gehört hat . . . und er denkt nicht mehr daran, daß er böse sein wollte! Aber mögen sie sich ärgern und mir grollen! Ich thue streng meine Schuldigkeit und frage nicht nach ihrem Zorne!"

„Ich weiß nit, ob das recht ist!" sagte der Bauer mit stärkerem Kopfschütteln. „Schon Manchen, der in ein Wespennest gestört hat, haben die Thierl'n zu Schanden gestochen, so klein sie sind! Und wenn man noch so gerad' daher geht auf dem ebensten Weg, kann man Einem doch den Fuß unterschlagen, wenn man's darauf anlegt. Und erst gar, wenn Jemand so unüberlegt daher geht, wie Du, Excellenz!"

„Thu' ich das, Alter?" erwiderte Biener gütig. „Das ist doch zu viel gesagt — unbesorgt . . . ja, das geb' ich zu, aber nicht unüberlegt!"

„So? Und war das etwan wohl überlegt, daß Du neulich in der Scharnitz den Wällischen, den die Bauern gepackt hatten, so mir nichts dir nichts wieder hast laufen lassen?"

„Hätt' ich mich mit dem Schuft besudeln sollen?"

„Festhalten hättest ihn sollen und aus ihn heraus examiniren, wer ihn angestiftet hat . . . denn daß es ein angestifteter Handel war, darauf leg ich die Hand in's

Feuer . . . Ich denk' wohl," fügte er bei, indem er einen Athemzug innehielt und Biener fest ansah, „ich denk' wohl, Du weißt, was er für Reden geführt hat?"

„Ich weiß es!" entgegnete Biener ruhig.

„Und die den Wällischen angestiftet haben, wissen auch, warum sie das gethan haben, und haben gerade den rechten Fleck getroffen, mein' ich . . . Muß ich Dir Alles sagen, wie ich mir's denk'? — Du bist den Meisten nit recht: den Tirolern, weil Du kein Tiroler, und den Wällischen, weil Du ein Deutscher bist, den Tirolern und Wällischen aber mit einander, weil sie Dir um das Vertrauen der Frau Claudia neidig sind. und auf die Macht, die Du hast, und weil Du sie fest und allein in der Hand halt'st und Niemand hineinpfuschen lass'st in's Regiment . . ."

Biener nickte lächelnd. „Du hast nicht Unrecht!" sagte er, indem der Bauer fortfuhr: „D'rum möchten sie Dich weg haben, Excellenz — und wenn auch nichts ist an dem Gered', so können sie's zuletzt doch dahin bringen, daß die Frau Claudia ihrer selbst wegen gar nit anders kann, und muß . . ."

„Sie muß . . .? Nun was stockst Du? Vollende nur ungescheut. Sie muß mir den Laufpaß geben, meinst Du? — Nun, ich denke nicht so über die Sache — indessen wenn Du die Gefahr ausgekundschaftet hast, ist Dir auch gewiß das Mittel nicht entgangen, sie abzuwenden. Was willst Du, daß ich thun soll?"

„Das will ich Dir wohl sagen, Excellenz! — Schau', es ist mir erst heut' Abend wieder schwer auf's Herz gefallen, daß Du so allein bist, daß Du Dich mit einem alten Drachen, wie die Frau Sepha, herumzanken sollst, und daß Deine arme Kinderl'n in fremder Leut' Händen sein und den Vater entbehren müssen . . ."

„Ich verstehe, was Du meinst!" sagte der Kanzler,

indem er etwas verdüstert vor sich hinsah. „Ich soll wieder heirathen! Du hast mir das schon oft zu merken gegeben — aber ich habe keine Lust dazu. Mein Rudolph ist bei den Jesuiten, meine Fränzel bei den guten Frauen zu Hall in den besten Händen, und ich . . . nun, ich bin das Alleinstehen nachgerade gewohnt geworden . . . mein alter Hausdrache ist am Ende nicht die Schlimmste und meint es gut!“

„Die Kinderl'n sind gut aufgehoben — das ist wahr, aber ist es denn schon genug, wenn sie just nicht schlecht behandelt werden? Ich mein', den Vater könnte doch nichts ersetzen... weiß ich ja doch von mir selber, daß ein Vater die Augen überall haben und doch das Unheil nit abhalten kann von seinem Fleisch und Blut . . . wie viel weniger, wenn sie Einem ganz aus den Augen sind! Du solltest Dir's nochmal und nochmal bedenken, Excellenz!“

Biener schwieg einen Augenblick. „Ich habe meine gute Frau — Gott habe sie selig! — von Herzen lieb gehabt!“ sagte er dann. „Unsere Ehe war so glücklich, daß mir in der Erinnerung die dritthalb Jahre ihrer Dauer wie ein einziger schön verlebter Tag vorkommen! Ich möchte eine neue Verbindung nicht eingehen, von der ich nicht das Gleiche erwarten, zu der ich nicht dieselbe Neigung mitbringen könnte . . . und ich habe noch nie in meinem Herzen verspürt, daß es so wäre!“

Schildhofer stand auf und ergriff seinen bei Seite gelegten Hut, um zu gehen. „Ja,“ sagte er ernsthaft, „das ist 'was Anderes; in's Herz sieht nur unser Herrgott! Mach's also aus vor ihm und mit ihm, Excellenz! Ich alter grober Bauer hab' kein Recht darauf, daß Du mir die Wahrheit sagst . . . ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß Derjenige, der allen Leuten so gern die Wahrheit sagt, sie vor sich selber nit verschweigen oder verleugnen wird — weil sie ihm vielleicht unangenehm ist, wie

Denen, über die er spöttelt! Damit kann ich meine Weg' gehen . . . gute Nacht, Excellenz, und nichts für ungut! Ich habe meine Schuldigkeit gethan!"

„Und ich verspreche Dir, zu thun, was ich als die meinige erkenne!" erwiderte der Kanzler entschieden, indem sie sich die Hände schüttelten.

Schildhofer ging, und bald lag tiefes, lautloses Schweigen über dem einsamen Büchsenhause. Der Kanzler schritt in gewohnter Weise durch sein Gemach, aber es war nicht zu verkennen, daß er innerlich erregt war. „Wär' es an dem," sagte er für sich hin, „daß ich etwas vor mir selbst verhehle? Daß ich mich scheuen muß, mir selbst die Wahrheit zu sagen? — Nein," rief er dann, sich höher aufrichtend, „ich weiß, was ich will! Das Ziel liegt unverschleiert vor mir . . . ich kann es erreichen, und sollte es mir selbst unmöglich machen? — Voran auf dem begonnenen Wege — nicht seitwärts und nicht zurück! Ich will's vollenden!"

Er trat an's Fenster, öffnete es und ließ sich die laue Nachtluft um die Stirne wehen. Der Mond war heraufgekommen und bereite seinen vollsten Schein duftig und schleierhaft über das ganze Innthal, in das die Berge schwarz und feierlich herniedersahen, während in der Tiefe der Innstrom unruhig und glitzernd sich hinschlängelte. Jenseits derselben sahen die dunklen Umrisse der Residenz herüber, mit schwarzen, kaum unterscheidbaren Fenstern. Nur zwei davon waren beleuchtet. Der Kanzler blickte sinnend hinüber; seine Gedanken waren eine Frage an die Zukunft. Da rauschte und sauste ein plötzlicher Windstoß von den Höhen herunter, eine breite Wolke legte sich vor den Mond, und das Licht jenseits des Inns erlosch.

Drittes Kapitel.

Wetterwolken.

Vom Kapuzinergraben her eilte in früher Tagesstunde ein schlanker Mann in Federhut und Mantel und hatte den Kragen desselben so hoch emporgezogen, daß von Kopf und Gesicht fast nichts zu sehen war, als das darüber herausquellende pechschwarze und etwas krause Haar. An der Ecke angekommen, beugte er nach der Sarntheingasse ein und war mit wenigen Schritten durch den kleinen Bogen in der Judengasse angelangt, nicht ohne am Eingange den Kopf noch tiefer in den Mantel gesteckt und um sich geblickt zu haben, ob er von Niemand bemerkt werde. In der Krümmung der engen Gasse zeigte sich ein hohes schmales Gebäude, daß trotz aller Anspruchlosigkeit doch auf den ersten Blick erkennen ließ, daß es einem wohlhabenderen Manne gehörte, als die umliegenden, meist verwahrlosten und von Unsauberkeit starrenden Häuser.

Der Mann im Mantel eilte auf das Gebäude zu, zog gebieterisch an der Klingel und stand, nachdem die Thüre sich geräuschlos aufgethan, nach wenigen Schritten auf der schmalen Holztreppe, welche in den Vorplatz des obern Stockwerks führte, und über deren Geländer sich eine alte Frau mit breitem wohlgenährtem Gesichte herabbeugte und dem Ankommenden entgegen rief: „Gott's Wunder, was eine sonderbare Ueberraschung! Der Herr Obersthofmeister Graf Montecuculi thut Löb Abraham die Ehr' an in seinem eignen Haus!"

„Schweig', Alte!" rief Montecuculi zornig, mit etwas fremdklingender Betonung. „Kräh' es nicht aus in der ganzen Nachbarschaft! Deine Stimme schmettert wie eine von den Trompeten in Eurem alten Testament!"

„Immer spaßhaft, gräfliche Gnaden!“ kicherte die Alte, sich mühsam mäßigend. „Immer lustig und aufgeräumt! Daß ich's doch weiß von Löb Abraham, was sein gräfliche Gnaden für ein lustiger Cavalier!“

„Halt' mich nicht auf, Alte!“ drängte der Graf. „Wo ist Abraham? Ich muß ihn augenblicklich sprechen!“

„Gott's Wunder! Wie heißt augenblicklich sprechen, wenn Abraham Löb ist gar nicht zu Haus! Daß er doch ist verreist schon seit drei Wochen; ist gegangen zu machen eine Handelschaft mit Wein in Trient und Roveredo ...“

„Wie? Er wäre noch nicht zurück?“ rief der Graf. „Das ist unmöglich. Ich weiß von dieser Reise; nach der Verabredung muß er gestern Abend zurückgekommen sein ...“

„Er ist aber nicht gekommen, Herr Graf! Daß ich doch bin selber in großer Sorg' und Bekümmerniß, weil er ist geblieben außen über sein Versprechen. Löb Abraham ist ein ehrlicher Jüd und halt' sein Wort: weil er ist nicht gekommen, wie er's hat versprochen, muß ich nicht fürchten, daß ihm ist geschehen ein Unglück? Aber bleiben Sie doch nicht stehen auf der Stiege, gräfliche Gnaden! Sarah, Sarah — komm' doch herbei, schließe die vordere Stube auf und mache gräfliche Gnaden Deine Reverenz! — Sarah, Sarah! Wo steckt denn das Schickselchen?“

„Diavoletto!“ rief der Graf, „was habe ich in Eurer Stube zu schaffen? Ich muß Geld haben, heute noch, vor Abend! Abraham hat mir's versprochen, daß ich heute zweihundert Ducaten erheben kann!“

„Gottes Wunder!“ rief die Alte entgegen. „Wie heißt zweihundert Ducaten! Löb Abraham müßte sein reicher, als der Tempelschatz von Jerusalem, wenn ich sollt' haben so viele Pfennige!“

„Kein Geschwätz, Alte!“ entgegnete barsch der Graf. „Ich habe auf das Geld gerechnet und muß es haben, also schaff' es her, wenn Du es nicht selbst im Hause hast! In

einer Stunde schick' ich darum: erhalt' ich es nicht, so will ich's dem Abraham gedenken, daß er mich genarrt hat. Ihr sollt erfahren, was es ist, wenn ich meine Hand von Euch abziehe!"

Während dieser Reden war die Tochter des Alten aus einer Kammer am Ende des Hausplatzes getreten und hatte, an dem Grafen mit flüchtiger Verbeugung vorüber eilend, eine Thüre neben der Stiege aufgeschlossen, die in das Prunkzimmer des Hauses führte, das nach der Gasse sah. Es war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, schlank und zierlich gebaut und von scharf geschnittener aber schöner Gesichtsbildung. Die Haut war von der seltensten Weiße, so daß die Röthe der Wangen und Lippen ungemein reizend dagegen abstach. Die Augen wetteiferten an Glanz und Schwärze mit den reichen Locken, welche unter einem turbanartig um die Stirne geschlungenen Tuche hervorringelten und den Nacken hinabfielen. Sie war rasch in das Zimmer getreten, wie wenn sie nachsehen wollte, ob Alles zum Empfange des Gastes in Ordnung sei: auf einmal stieß sie einen lauten schreckhaften Schrei aus, der das Gespräch an der Treppe unterbrach und die Mutter der Antwort auf Montecuculi's Drängen überhob.

„Was ist's, Sarah?" rief sie. Was hast Du geschrieen?" Als lebende Antwort stand aber das Mädchen bereits in der Thüre, sichtbar wie durch etwas Unerwartetes verstört und erbleicht, und rief, ehe die Mutter weiter zu fragen vermochte: „Der Aaron, Mutter ... der Aaron kommt auf's Haus zugelaufen!"

„Der Aaron kommt gelaufen? Und allein?" schrie die Alte. „Weh geschrieen — das bedeutet nichts Gutes — dann ist ein Unglück geschehen mit Löb Abraham ..." Das Mädchen hatte indessen den Lederriemen angezogen, welcher die Hausthüre öffnete, und ein junger Mensch mit bleichem, hagerem Gesichte, matten, rothgeränderten Augen und

schmutzig rothem Haupthaare kam die Treppe herauf. „Aaron," rief ihm die Alte entgegen, „was ist geschehen? Wie kannst Du zurückkommen allein, wie gekommen ist Kain? Wo ist Löb Abraham?"

„Wo wird er sein?" erwiderte der Junge keck. „Wo er nicht ist gern! Ich hab' mich weggestohlen, wie ihn die Soldaten haben gepackt am Kragen und haben ihn geschleppt in's Gefängniß. Ist das nicht der Herr Graf Montecuculi, zu dem ich so oft bin geschickt worden mit Geldsäcken? Laßt ihn antworten, Frau: er wird's am besten wissen, wie es ist in dem Gefängniß von Rovereyd, wohin sie haben geschleppt Löb Abraham!"

„Aber warum denn?" rief Montecuculi ungeduldig. „Weshalb ist er im Gefängniß?" Die alte Jüdin hatte sich bei diesen Worten Aaron's die Haube vom Kopfe gerissen und raufte sich das kurze, wirre, weißgraue Haar. „Weh' geschrieen!" rief sie. „Der Herr hat heimgesucht das Haus von Löb Abraham! Im Gefängniß! Der alte kranke Mann! Daß sie sollen verkrummen und verlahmen, die uns das haben angethan!" Sarah gab keinen Laut von sich; sie stand wie versteinert und noch blässer als zuvor, aber an den dunklen Wimpern hing eine große Thräne.

„Das hat Niemand gethan, als der Herr Graf!" sagte Aaron, als er wieder zu Worte kommen konnte. „Er hat uns den Geleitbrief gegeben!"

„Den Geleitbrief?" rief der Graf hastig. „Was ist es mit dem? Sollte er nicht respectirt worden sein?"

„Ja — ins Gefängniß haben sie ihn respectirt!" fuhr Aaron fort. „Weil wir haben gehabt den Geleitschein, sind wir gleich auf dem nächsten Wege herein in's Land und haben nicht angehalten, wo die Contumazhütten stehen, daß die Pest nicht soll werden wieder eingeschmuggelt in's Land. Sind wir auch schon gewesen gekommen bis Ro-

vereyd, da sind wir angehalten worden, und wie wir haben gezeigt unsern Schein, daß wir können reisen und handeln contumazfrei, wie wir wollen, da haben sie genommen den Schein und haben gesagt, er gilt nicht, und haben genommen die Waar' und Löb Abraham und haben ihn geschleppt nach Rovereyd, wo sie ihm werden machen den Proceß. Auf mich haben sie nicht geachtet in dem Geschrei und Gezänk, da bin ich davon und habe mich durchgeschlichen bis Innsbruck!"

Montecuculi war abwechselnd blaß und roth geworden vor Zorn. „Ungiltig?" rief er. „Mein Geleitschein ungiltig? Wer hat sich unterstanden, das zu sagen und ihn nicht zu beachten?"

„Wie kann ich das wissen?" entgegnete Aaron. „Aber in Rovereyd haben sie nicht darauf geachtet, das ist gewiß!"

„Ha, wer es auch immer sei, der mir das gethan," rief der Graf grimmig, „er soll mir dafür büßen! Aber wie ist es mit meinem Gelde, Frau? Wollt Ihr mir die zweihundert Ducaten schaffen?"

„Ich werd' sie schaffen, gräfliche Gnaden!" sagte die Alte, sich in ihrem Schmerze zusammennehmend. „Aber Sie werden dafür schaffen, daß Löb Abraham wieder wird frei, daß ni t muß liegen sein grauer Kopf auf Gefängnißlager, und nicht athmen seine alte Brust die Luft von dem Gefängniß! Haben Sie ihm gegeben den Geleitsbrief, werden Sie auch sorgen, daß er muß werden respectirt!"

„Das werd' ich!" entgegnete Mantecuculi, sich zum Gehen anschickend. „Ich werde sorgen, daß ich für diesen Affront Genugthuung erhalte, und Abraham vollständige Entschädigung! Bis wann kann ich das Geld haben?"

„Gott's Wunder! Wie heißt Entschädigung!" rief die Alte. „Gräfliche Gnaden sollen haben die Ducaten in einer Stund'; Aaron soll laufen zu Levi Halleiner und zu andern von unsern Leuten, bis wir haben das Geld beisam-

men! Sie werden uns wieder schaffen Löb Abraham, werden Vaterleben frei machen ... o ich möchte gräfliche Gnaden schon im Voraus dafür danken und möcht' Ihnen die Hand küssen, wenn's mir wär' erlaubt. . . ."

Die Alte machte eine Bewegung, als wenn sie Montecuculi's Hand ergreifen wollte. Mit unverhehltem Abscheu sprang dieser zurück. „Untersteh' Dich, mich zu berühren, Alte!" schrie er zornig. Diese konnte nichts erwidern, denn im Augenblicke hatte Sarah sie zurückgerissen, so daß sie zwischen die Mutter und den Grafen zu stehen kam: „Geh', Mutter!" sagte sie kalt und höhnisch. „Hast Du vergessen, daß ein guter Christ von einem schlechten Juden nicht berührt sein will? Laß uns zufrieden sein, wenn sie doch unser Geld aus unsern Händen nehmen . . "

Montecuculi, der bereits auf der Treppe war, wandte sie nach dem Mädchen um. „Diavoletto!" rief er verächtlich lachend, „das Schicksalchen ist empfindlich! Tröste Dich immer — es giebt Ausnahmen, und eine Berührung mit Dir könnte man sich schon gefallen lassen. Also — in einer Stunde schick' ich meinen Kammerdiener um das Geld."

Damit eilte er die Treppe vollends hinab und aus dem Hause; Sarah wendete sich ab und spuckte aus; die Alte aber setzte die Haube wieder zurecht und murmelte: „Wenn's nur ist wegen dem Geleitschein, wird's nicht kosten den Hals — mag der Herr Graf nur sehen, wie er das Ding wieder zurecht bringt, haben wir ihn doch um so besser in der Hand. . . Komm, Aaron, brauchst nicht zu laufen zu Levi Halleiner und andern von unsern Leuten; komm' in's Gewölb', wollen wir aussuchen die Ducaten und wägen und nachhelfen, wenn sollte einer fallen gar zu schwer in's Gewicht!"

Unter widrigem Lachen schritt sie den Hausplatz hin, von Aaron mit zustimmendem Grinsen begleitet. Nach

einigen Schritten blieb sie stehen und sah auf Sarah zurück. „Was bist Du zornig, und willst Dich kränken über die Grobheit von dem Christ? Haben wir sie doch Alle in der Hand mit dem Geld und werden sie haben noch mehr! Lache, mein Schickselchen, lache! Stichst Du ihnen in die Augen, weil Du schön bist, wie die Rose von Saron? Will's glauben — aber es soll Dir Keiner zu nahe kommen, kannst lachen über die Gojim!"

Damit ging sie; Sarah wendete sich, um die Thüre des Prunkzimmers wieder zu schließen. Bei den Worten der Mutter war ein dunkles Roth über ihr Angesicht geflogen, und während sie mit der rechten Hand den Schlüssel umdrehte, griff die Linke wie mechanisch an das Busentuch, um ein kleines, dort verborgenes Blättchen Papier noch tiefer in die Umhüllung hinabzudrücken.

— — — Inzwischen begann es in den Räumen des Regierungsgebäudes, unfern der Ottoburg, bereits lebhaft zu werden, denn die neunte Stunde rückte heran, zu welcher die Session ihren Anfang nehmen sollte. In dem Vorsaale des Sessionszimmers standen einige jüngere Männer beisammen und warteten auf den Anfang der Sitzung. Es waren die Praktikanten und Secretaire der Regierung, unbezahlte Hilfsarbeiter, denen daran liegen mußte, durch pünktliches oder vorzeitiges Erscheinen ihren besondern Diensteifer kundzugeben und sich dadurch die Aussichten auf baldige Anstellung und Besoldung zu erhöhen. Der Vorsaal war geräumig, aber mit Ausnahme einiger kleiner Pfeilertische beinahe leer; an den Wänden lief eine hoch hinaufreichende Eichentäfelung herum! der übrige Theil war mit grünem Wolldamast bespannt. Am Plafond war in einem zierlichen Stuccaturrahmen das Urtheil Salomonis in etwas gewagten Gestalten al fresco gemalt. In den Ecken prangten in gleicher Weise die Embleme und Insignien der Rechtsprechung von Gesetzbuch und Waage an

bis zu Richtschwert und Rad in Trophäenform zusammengefügt. Ueber der geschnitzten Holzverkleidung der in den Sessionssaal führenden Flügelthüre war, ebenfalls in Holz geschnitzt, die Figur einer Themis angebracht, mit der Binde um die Augen.

Die jungen Leute standen am Fenster in eifrigem Gespräche beisammen und achteten nicht auf die Diener und Boten, die manchmal mit einem Actenstoße durch das Vorgemach schritten, um ihn im Sessionssaale abzulegen.

„Sagt, was Ihr wollt!" rief der eine der jungen Männer, eine etwas auffallend hagere Gestalt mit abgelebten und welken Gesichtszügen. „Man speist doch nirgends besser, als bei dem Kammerpräsidenten! Das haben wir gestern wieder gesehen!"

„Es war ein exquisiter Abend!" entgegnete ein Blondkopf mit ein paar tiefliegenden warmen Augen und weichen Gesichtszügen. „Trojer hat Recht. Der Herr von Schmauß hat Alles vereinigt, was man von geselligen Genüssen nur wünschen kann. Wie lange hat's gedauert?"

„Du brauchst nicht zu fragen, Henrici!" rief der Dritte, eine gedrungene, untersetzte Gestalt mit dickem, wohlgenährtem Gesichte, aus welchem ein paar listige braune Augen kaum herauszublinzeln vermochten. „Sieht er nicht so verwacht und übernächtig aus, als wie unsere Themis da über der Thüre? So lange noch ein Weiberrock im Saale war, ist Seine Wohledlen Herr Cyriacus von Trojer sicher nicht vom Platze gewichen!"

„Doch jedenfalls vor Dir, Heimbl," antwortete Trojer rasch, „denn der Tiroler Bacchus muß sitzen, so lange noch eine Flasche einen ganzen Hals hat!"

„Ich schenke den Gesellschaften bei dem Herr Kammerpräsidenten Edlen von Schmauß auf Kolbenthurm und Angerzell alle gebührende Consideration," sagte ein Vierter, eine feine, zierliche Gestalt mit klugen, besonnen lächelndem

Gesichte, „gebe aber mit Permission dennoch den Cercles bei unserm Herrn Kammerpräsidenten Grafen von Wolkenstein die Préférence. Dort versammelt sich eigentlich Alles, was auf bon ton Anspruch macht: die Gesellschaft ist gewählter, und die Unterhaltung von größerer Finesse . . .“

„Finesse!“ rief der dicke Heimbl. „Wir andern Menschenkinder, die nicht wie Sie mit der Grafenkrone auf die Welt gekommen sind, wir nennen das Langweile. Aber man weiß ja, daß der Herr Graf Spaur, sich nur wohl fühlt, sobald auf jede Person in der Gesellschaft mindestens sechszehn Ahnen kommen, wenn man sich auch zu Tod gähnen möchte vor Steifheit und Vornehmthuerei!“

„Chacun à son gout!“ erwiderte Graf Spaur ablehnend. „Ich mache nicht die Prätension, daß der Herr Regimentspraktikant Heimbl meine Sentiments approuviren solle, zumal ich denselben versichern kann, daß ich den epigrammatischen Ton, an dem Sie Plaisir zu finden scheinen, keineswegs goutire.“

„Das liegt wohl in der Luft,“ sagte Henrici; „das Bonmot und die Satyre sind Mode geworden in Tirol. Wir wissen, wer das Beispiel dazu giebt. . .“

„Aber es nachzuahmen, bleibt gefährlich!“ lachte Trojer. „Um satyrisiren zu können, muß man so hoch stehen, wie gewisse Leute, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, die man nicht treffen kann, auch wenn es Einem einfallen sollte, gegen den Stachel auszuschlagen!“

„Wer weiß!“ sagte Graf Spaur bedächtig. „Es giebt auch Geschütze für die Ferne, und wer hoch steht, ist denselben am meisten exponirt. . .“

„Ich will nicht fragen und nicht wissen, was Sie damit meinen, Herr Graf,“ erwiderte Heimbl, „aber — mit oder ohne Nachahmung, ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und meine, daß es mit dem Geschütz allein nicht abgethan ist — um damit zu treffen, ist vor Allem

ein Schütz nothwendig, der ein sicheres Aug' und eine feste Hand hat zum Zielen! — Aber wozu den Streit? Thue Jeder, wie es ihm beliebt! Ich sage und bleibe dabei, bei Schmauß ist jedenfalls die Tafel reichlicher und der Wein besser, als bei Wolkenstein!"

„Auch die Unterhaltung ist ang·nehmer," sagte Trojer „denn sie ist freier und ungezwungener. Das Angerzeller Schlößchen ist die Zuflucht Aller, die einen Abend angenehm verbringen wollen. Der Kammerpräsident ist kein Kopfhänger — er weiß zu leben und nach Umständen auch ein Auge zuzudrücken!"

„Waren viele Damen anwesend?" fragte Graf Spaur. „Ohne Zweifel in großer Parure? Und welche hat den Preis der Schönheit davongetragen?"

„Es war ein auserlesener Blumenkranz von Schönheiten!" antwortete Trojer. „Die Wahl würde trotz aller Parteilichkeit selbst dem neuem Paris von der Scharnitz schwer geworden sein! Da war — die Männer übergehe ich natürlich, denn nach ihnen hab' ich mich nicht umgesehen — da war die Geheimräthin Girardi, zart und schlank, nur um so viel zu mager, als die Frau Oberstjägermeisterin von Arz zu füllreich ist. Da schmachtete die blasse Marchesa Agostini, während gegenüber die junge Frau des Oberstkämmerers von Künigl ihre ganze Munterkeit sprudeln ließ. Da waren die Serbelloni, die Mundschenkin von Stachelburg, die Lodron, die Königseck, ungerechnet ein paar Schock von Räthinnen, Kanzlerinnen und Vice-Kanzlerinnen mit ihrem jungen Nachwuchs. Aber um Ihre Frage zu beantworten, welcher Dame der Preis des Abends gebühre. . ."

„Das kann keine Frage sein!" unterbrach Heimbl. „Ich habe sie zwar nicht gesehen, aber am Schenktische war Alles einig, daß die junge Freiin von Königseck die Schönste sei!"

„Warum nicht gar!“ lachte Trojer. „Die bleiche nüchterne deutsche Blondine! Da ist die Marchese Madron eine andere Erscheinung! Da ist Leben, da ist Geist, sprühendes südliches Feuer!“

„Nun nun, nimm Dich nur in Acht,“ bemerkte Henrici, „daß Du dem Sprühfeuer nicht zu nahe kommst und anbrennst!“

„Dürr genug ist er wenigstens,“ lachte Heimbl, „um von einem Funken Feuer zu fangen!“

„Allerdings, dieser Gefahr bist Du überhoben!“ war Trojer's Antwort. „Dein Pulver wie Dein Witz stehen immer unter Wasser! Du bist nicht urtheilsfähig in solchen Dingen — aber am Ende ist Weiberschönheit immer Sache des Geschmacks. Während der Eine für eine Blondine seufzt, begeistert sich der Andere für eine brünette Italienerin, und der Dritte schwärmt gar für die Rabenlocken einer Orientalin — nicht wahr, Henrici?“ Er drehte sich dabei halb auf dem Absatze herum und klopfte den Ueberraschten auf die Schulter.

„Wie kommst Du dazu, diese Frage an mich zu richten?“ fragte dieser, leicht erröthend und nicht ohne Verlegenheit.

„Als ob man große Ursache brauchte, um auf so etwas zu kommen!“ rief Trojer lachend. „Ich meine, trotz Deiner blauen Schwärmeraugen hast Du Dich doch auch schon umgesehen unter den Töchtern Eva's und könntest wissen, daß es Leute giebt, die über einem Paare schwarzer Augen ganz vergessen können, daß ihre Besitzerin damit zu einem Fenster in der Judengasse heraussieht . . .“

„Alle Wetter!“ schrie Heimbl, das hört sich ja complett wie eine Anspielung an! Sollte unser schüchterner Joseph seinen Mantel eingebüßt haben?“

„Thorheiten!“ entgegnete Henrici. „Ich muß Dich allen Ernstes bitten, solche Scherze zu unterlassen!“ Er

war unverkennbar noch befangener, als zuvor; Graf Spaur bemerkte es und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Und was wurde eigentlich geboten diesen Abend? Worin bestand die Unterhaltung?"

„Eben darin, erwiderte Trojer, „daß Jeder das fand und thun konnte, was nach seinem Geschmacke war. Wer gerne tafelt, fand etwas ganz Neues, Rebhühner mit Trüffeln — nota bene, die Trüffeln kamen geraden Wegs aus Frankreich. Der spanische Gesandte hatte die Gefälligkeit, sie für den Kammerpräsidenten auf diplomatischem Wege mitten durch die feindlichen Armeen kommen zu lassen. Für Trinker gab es eine ausgesuchte Sorte Burgunder; für Spiellustige L'hombretische und deutsche Karten zum Landsknecht. Dazwischen ließ der Castrat Fiorito seine Triller und Läufe hören und gab Denen erwünschte Gelegenheit, die sich während des Gesangs unbeachtet mit einer der Damen unterhalten wollten . . ."

„In der That!" rief Spaur. „Das Fest muß etwas Fürstliches gehabt haben. Ich weiß zwar, daß der Kammerpräsident Freiherr von Schmauß ein sehr vermöglicher Mann ist — indessen gesteh' ich, einen Reichthum, wie solche Depensen ihn voraussetzen, hätte ich nicht bei ihm gesucht."

„Es war auch gestern besonders großartig," erwiderte Trojer, „es hieß, der Gerburtstag des Hausherrn solle gefeiert werden, aber man munkelt auch von enormen Schulden und von hochstrebenden Plänen desselben, wofür diese Feste die captatio benevolentiae sein sollen. Es war darum auch Alles geladen und anwesend, was in Regiment und Kammer und bei Hof eine Stimme hat . . ."

„Alles — bis auf die Hauptperson!" warf Heimbl ein.

„Du meinst den Staatskanzler?" fragte Trojer. „Als ob der Misanthrop jemals bei solchen Anlässen erschiene!"

„Er wird seine Gründe haben!“ sagte Heimbl. „Neben der höchsten Person im Regimente hat aber auch die geringste gefehlt: unsern jüngsten Collegen Kolb habe ich vergebens gesucht!“

„Ich bin ihm heute bereits begegnet und habe ihn befragt!“ bemerkte Henrici. „Die Schönheit des Abends hat ihn zu einem größern Spaziergange veranlaßt, von dem er zu spät zurückkam, um noch mit Anstand erscheinen zu können!“

„Schönheit des Abends!“ rief Trojer spöttisch. „Das muß ihn in Deinen Augen freilich entschuldigen! Ich kenne Jemand, der gestern zu spät gekommen ist, weil er auch einen ‚größern Spaziergang‘ unternommen hatte! Der Unterschied zwischen Beiden ist nur der, daß der Jemand mit einem tiefverschleierten Frauenzimmer innaufwärts lustwandelte, während Kolb — ich weiß es von einem Begegnenden . . .“

„Schon wieder eine Anspielung!“ lachte Heimbl, während Henrici in Verwirrung die Farbe welchselte. „Du hast es heute auf unsern schüchternen Joseph abgesehen! Heraus damit, was Du von ihm weißt!“

„Zum letztenmale!“ rief Henrici, der sich zusammenraffte, „ich verbitte mir solche Discurse! Du wirst mir dafür Rede stehen!“

„Mit Vergnügen — aber erlaube mir zuerst, auszureden und zu sagen, daß Collega Kolb nach Mühlau spaziert ist und von da über die Weiherburg und das Büchsenhaus zurück, und zwar mit Niemand Anderem als Seiner Excellenz, dem Staatskanzler!“

„Dacht' ich's doch!“ bemerkte Spaur.. „Er wird den ennuyanten Weg des ordinairen Avancements zu abbreviren suchen!“

„Das thut Jeder, wenn er kann,“ sagte Heimbl, „da-

raus kann ich ihm kein Verbrechen machen! Aber lupus in fabula — da kommt er eben . . ."

Die Gesellschaft wendete sich nach der Thüre, durch welche Secretair Kolb mit einem Bauern eintrat, ein Actenstück in der Hand, in welchem er während des Gehens las. Als er die Anwesenden bemerkte, grüßte er sie mit zuvorkommender Artigkeit und rief: „Guten Morgen, meine Herren — Sie sind fleißiger und pünktlicher, als ich, und beschämen den Neuling! — Ich treffe da so eben einen sonderbaren Casus! Die Herren erinnern sich ohne Zweifel noch der Streitsache, die vor einigen Wochen zum Vortrage kam, zwischen dem Kloster Stams und einem Seefelder-Bauern, puncto spolii?"

„Allerdings!" sagte Henrici. „Handelt es sich nicht um den Besitz eines Stück Feldes, auf welchem der Bauer eine Grube angelegt hattte, um Steinöl zu gewinnen?"

„Ganz recht, ich erinnere mich auch!" rief Trojer. „Das Kloster aber behauptet Eigenthümer des Grundstücks zu sein, und hat den Bauer gewaltsam vertrieben . . ."

„So ist's, guter Herr!" sagte der Bauer. „Und weißt, droben bei uns in Seefeld, da ist so viel eine arme Gegend, und mußt Dich gar kümmerlich durchschlagen. Da war mir das Thirsenöl gar ein guter Behelf, denn es ist gar gesund und hilft für viele Gebresten bei Viehern und Menschen. Da bin ich damit herum'gangen hausiren im ganzen Land Tirol und hab' manchen Kreuzer heimgebracht für mich und meinen alten Vater, der nimmer arbeiten mag und so viel elend ist. Ich kann d'rum das Stückel Feld nit verlieren, und wenn ich's müßt', dürft' ich nur gleich den alten Vater Buckel-Kraxen tragen und mit ihm betteln gehen! D'rum hab' ich geglaubt, ich soll klagen, daß mir die Herren zu meinem guten Recht verhelfen sollen . . ."

„Nun?" sagte Henrici. „Wie ist mir denn? Ist

denn die Sache nicht zu Deinen Gunsten beschieden worden?"

Kolb unterbrach den Sprechenden. „Laß mir Dein Schreiben hier, Landsmann, sagte er zu dem Bauer, ich werde mich um die Sache erkundigen und Dir, wenn Du um zwölf Uhr wiederkommen willst, Bescheid sagen." Der Bauer sagte es zu und entfernte sich mit vielem Danke. „Ich geh' ganz wohlgetröst'," sagte er, „Ihr seid Alle so freundliche Herren, Ihr werdet's wohl machen, wie's Recht ist."

„Sie haben ganz Recht, Herr Collega!" fuhr Kolb fort, nachdem der Bauer gegangen war. „Das Conclusum ging dahin, der Kläger Peter Herzog sei im jüngsten Besitze zu schützen, und Kloster Stams habe seinen Anspruch in petitorio geltend zu machen. Stellen Sie sich nun meine Ueberraschung vor, als ich so eben diesem Manne an der Treppe begegne und mich aus diesem Decret überzeuge, daß ihm gerade die gegentheilige Sentenz intimirt worden ist!"

„Was sagen Sie? Das ist ja unmöglich!" riefen die jungen Leute unter einander.

„Lesen Sie selbst!" sagte Kolb, ihnen das Decret hinreichend. „Kläger ist hier mit seiner Klage ab- und zur Ruhe verwiesen, weil das Kloster durch sofort liquiden Beweis sein Eigenthum an dem strittigen Grundstücke dargethan!"

„Ich erinnere mich dessen vollkommen," rief Henrici, „aber der Einwand ward verworfen, als weil vitium spolii dadurch nicht sanirt werde, und vor Allem der frühere Besitzstand herzustellen sei!"

„Allerdings! Das ist unbegreiflich!" sagten Trojer und Heimbl.

„Ich ließ den Mann abtreten," begann Kolb wieder, „um das Ansehen des Gerichtshofes nicht zu compromit-

tiren; aber ich muß die Sache zur Anregung und Untersuchung bringen!"

„Ohne Zweifel! Es ist ein offenbares Falsum! Aber da kommt eben der expedirende Rath Koller, der muß den besten Aufschluß geben können!"

Der Eintretende war ein Mann von mittlerer Größe, von gedrungenem, etwas plumpem Bau, welchem auch der stierartige Nacken und das breite, starkknochige Gesicht entsprachen. Dunkles, struppiges Haar, mit Grau gesprengt, umstarrte den Kopf und ließ nur einen schmalen Streifen der niedrigen Stirne unbewachsen und frei. Die braunen Augen fuhren lebhaft hin und her und verriethen, wie die etwas stark geröthete Gesichtsfarbe, eine heftige Gemüthsart.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, Herr Rath Koller!" rief ihm Henrici entgegen. „Sehen Sie dies Decret in Sachen Peter Herzog contra Kloster Stams p. spolii. Wir Alle sind sehr verwundert, daß dasselbe einen ganz andern Inhalt hat, als das conclusum sessionis . . . als expedirender Rath können Sie uns wohl aufklären, wie das zusammenhängt?"

Koller hatte das Blatt ergriffen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen; er ließ Henrici kaum ausreden und rief ärgerlich: „Aufklären? Was hab ich da aufzuklären? Das ist meine Sache nicht. Ich habe das mundum mit dem conceptum zu vergleichen und, wenn es richtig copirt ist, meinen Namen darunter zu setzen. Weiter hab' ich für nichts zu haften und hafte auch nicht! Verstanden?"

„Ereifern sich der Herr Rath nicht!" sagte Kolb. „So war es nicht gemeint. Wir wollten nur wissen, ob das Conceptum so gelautet hat, wie hier steht?"

„Da unten in der Ecke," schrie Koller noch zorniger, „da steht mein Name und coll. daneben. Können der Herr Secretair lesen? Das heißt collationirt, und wenn

das auf einem Intimatum steht, dann steht der Rath Koller mit jedem Haare dafür, daß kein anderer Buchstab' in dem mundum ist, als der im conceptum gestanden hat. Man kennt seine Pflicht, denn wenn man auch nur Titularrath ist, man könnte so gut vortragender Rath sein, als mancher Andere, und vielleicht besser! Wenn's fehlt, muß es im conceptum fehlen! Lassen Sie sich das aufsuchen in der Registratur ... es ist nicht das erste, das corrigirt und geändert worden wäre!"

„Corrigirt? Gegen das Conclusum?" rief Kolb verwundert. „Wer sollte sich das unterstehen?"

„Unterstehen?" schrie Koller. „Wer sonst, als der sich Alles unterstehen darf im Land? Wer sonst als der Staatskanzler? Durch seine Hand gehen alle Concepte; die sehen oft aus, wie die Sudelhefte von den Schulkindern, die erst das Schreiben lernen. So durchstrichen und vercorrigirt sind sie! Sollte ich einen Vortrag haben und ein Conclusum aufsetzen, und sollt' er mir 'was daran ändern! — Aber wenn die Herren vom Collegium es sich gefallen lassen, was geht es mich an — ich bin ja nur der Handlanger, ich bin nur Expedirender!"

„Ich bin nicht befugt, Sie zurechtzuweisen, Herr Rath," sagte Kolb ernsthaft und fest, „allein rathen darf ich Ihnen wohl, mit Ihren Aeußerungen über Seine Excellenz etwas behutsamer zu sein. Nehmen Sie Dienstwidrigkeiten wahr, so ist es Ihre Pflicht, anstatt zu raisonniren, die Anzeige zu machen!"

„Das ich ein Esel wär'!" erwiderte Koller grob. „Dank für den guten Rath, aber ich verklag' den Teufel nit bei seiner Großmutter! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und eh' einige Wochen in's Land gehen, kann man oft allerhand erleben. Der Uebermuth und die Bosheit mag so weit gehen, als sie will . . ."

„Ich werde die Sache Seiner Excellenz vorlegen!"

unterbrach ihn Kolb. „Auch wird es Zeit sein, uns in's Sessionszimmer zu begeben. Die Herren Räthe werden durch den andern Eingang eingetreten sein."

Er verbeugte sich und ging; die übrigen jungen Leute fanden es gerathen, ihm zu folgen, und ließen Koller mitten in seinem Unmuths-Ausbruche stehen. „Dummes junges Volk!" eiferte er ihnen nach. Hat kein Ehrgefühl und keinen Patriotismus! Lassen sich hudeln und drücken von einem hergelaufenen Menschen, einem Schuft ... Ah, Er kommt eben recht, Marschalk Seiler," unterbrach er sich selbst, „ich habe mich einmal wieder geärgert. Wir wollen eine Partie auf dem Rumpelkegelspiele machen, daß ich den Aerger auslassen kann."

„Geht nit, Gnaden Herr Rath!" sagte der Marschalk, eine hohe martialische Gestalt. „Erstlich muß ich noch im Sessionszimmer nachsehen, ob alle Schreibzeuge gehörig mit Tinte und geschnittenen Federn versehen sind, und dann getrau' ich mir nit."

„Nicht getrauen? Warum?" fragte Koller verwundert. „Machen wir nicht schon bald zehn Jahre fast jeden Tag eine Partie mit einander?"

„Seine Excellenz sieht's nicht gern, glaub' ich!" sagte Seiler leise. „Er hat mir schon vor einigen Wochen befohlen, ich soll das Rumpelkelgespiel wegbringen lassen ... d'rum hab' ich's dort bei Seite in die Ecke gestellt, ob er's etwan übersieht!"

Rath Koller war blauroth geworden vor Aerger. „Was?" keuchte er. „Schon wieder 'was Anderes? Ist's mit den Neuerungen noch nicht genug? Es sollen wohl alle gute alten Bräuch' abgeschafft werden, damit Platz wird für 'was Neues, damit die dummen Tiroler es zuletzt gar nit merken sollen, wenn man uns luth ... Geh' Er nur, Marschalk, seh' Er im Sessionszimmer nach,

aber komm' Er gleich wieder — wir machen eine Partie mit einander!"

„Aber Se. Excellenz kann jeden Augenblik kommen!" sagte der Diener kleinlaut. „Er kommt immer über die Haupttreppe herauf."

„Auf meine Gefahr!" polterte Koller. „Ich will Den sehen, der es mir verwehrt, hier, wie seit zehn Jahren, meine Partie zu machen. Geh' Er nur, ich richte das Spiel indessen her!"

Der Marschalk ging, der Rath aber rückte das Spiel geräuschvoll aus der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Es hatte die Gestalt eines Tisches auf vier Beinen, dessen Platte mit grünem Tuche bezogen und mit hohen Leisten eingefaßt, an den obern Ecken aber zu einem Halbrund verkürzt war. In diesem Halbrund wurde ein Spiel kleiner zierlicher Holzkegel aufgestellt, während gegenüber eine verdeckte, tief ablaufende Rinne angebracht war. In diese wurde eine Kugel gelegt und dann mit einem eigens geformten Stocke stoßweise in Bewegung gesetzt, damit sie die Rinne durchlaufen und beim Austritt aus derselben die Kegel treffen solle.

Als der Marschalk zurückkam, begann das Spiel zum großen Vergnügen des Raths, der eine solche Uebung bewies, daß er beinahe mit jedem Stoße die Kegel traf. Dem Diener schien dabei weniger wohl zu Muthe zu sein; er spielte nur, um den zornmüthigen Rath nicht aufzubringen, und konnte sich nicht enthalten, manchmal einen besorglichen Seitenblick nach dem Haupteingange zu werfen. „Aber wo hat Er denn heute seinen Kopf, Seiler?" rief Koller, der ganz in seinem Elemente war. „Er spielt ja zum Erbarmen! Seh' Er mir zu: so muß Er den Arm in die Höhe halten und so den Stoß führen, dann muß die Kugel den Ersten treffen! Sieht Er, da liegen schon wieder fünfe!"

Der Marschalk erwiderte nichts, sondern sprang eiligst zur Thüre, welche in das Sessionszimmer führte, denn die Hauptthüre war plötzlich von einem draußen stehenden Diener aufgerissen worden, und der Staatskanzler Biener trat mit einem alten Manne von höchst würdevollem Aussehen ein. Er war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, nur auf der Brust glänzte eine breite goldene Ehrenkette. Er schien gar nicht zu bemerken, was in dem Zimmer vorging, sondern schritt mit seinem Begleiter dem Sessionszimmer zu, dessen Flügelthüren der Marschalk geöffnet hatte und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung an der Seite derselben stand. Rath Koller stand wie ein kampfbereiter Hahn neben dem Kegelspiele und schien, auf den Spielstock gestützt, zu erwarten, was da kommen sollte. Biener's Auftreten und Gang war nicht hochmüthig, aber die bewußte Ruhe und Ueberlegenheit, welche sich in seinem ganzen Wesen aussprach, hatte etwas Gebieterisches und selbst Fürstliches. „Wir sprechen noch weiter davon, verehrtester Signor Carrara!" sagte er. „Vor der Hand müssen Sie mir versprechen, das Vicekanzler-Amt zu behalten . . ."

Schon im Begriffe, in's Sitzungszimmer einzutreten, hielt er an und sagte, zu dem Marschalk gewendet: „Ich habe Ihm schon mehrmals befohlen, das Kegelspiel fortzuschaffen. Wenn ich es am Schlusse der Session noch hier finde, werde ich sorgen, daß Er zugleich mit dem Plunder aus dem Hause kommt!"

Der verblüffte Diener wagte nicht zu erwidern; Rath Koller aber vermochte nicht, an sich zu halten und rief mit zornbebender Stimme: „Das Kegelspiel steht hier seit Menschengedenken!"

Biener wandte sich nach dem Sprecher um und blitzte ihn eine Secunde lang mit einem Blicke an, vor welchem der zornige Trotz des Raths sich nicht zu behaupten vermochte und unwillkürlich einer unterwürfigen Diensthal-

tung Platz machte. „Verjährung ist kein Rechtstitel für Unsinn!“ sagte Biener mit eisiger Ruhe. „Das Ding gehört in die Kinderstube, und nicht in den Gerichtssaal! Fort damit!“

Die Thüre schloß sich hinter ihm; der Marschalk stand noch einen Augenblick schweigend und wie versteinert an der Thüre. „Jetzt haben Sie's selber gehört, Herr Rath!“ sagte er dann achselzuckend und mit einem schweren Seufzer. „Wenn ich nicht mein Bündel schnüren will, darf ich nur gleich nach dem Ofenheizer suchen, daß er mir den verwünschten Rumpelkasten wegbringen hilft!“

Der Rath schien erst jetzt wieder zu sich selbst zu kommen. „Ja, ich hab's gehört!“ rief er giftig. „Hab's verstanden und will mir's merken! Also Unsinn ist es und Kinderspiel, was die gelehrten Herren, die seit fünfzig Jahren hier aus- und eingegangen sind, für Recht gefunden haben! O, ich verstehe Alles, ich merke nur zu gut, wo das hinaus will! Mit dem Kleinen fängt man an, und wo man aufhören wird, läßt sich denken! Das gute Alte soll eben überall fort. Das Kegelspiel war unsern Vorfahren eine erlaubte Gemüthsergötzung, bei der sitzenden Lebensweise eine besonders gedeihliche Körperbewegung! Und für uns soll es auf einmal ein kindischer Unsinn geworden sein? Verrechnet, Excellenz — ich will mich für die Verjährungslection bedanken und setze meinen Kopf daran, — das Kegelspiel muß wieder an seinen Platz, und wenn darüber ein Kanzler den seinigen räumen müßte!“

Stürmisch stülpte er den Hut auf den Kopf und eilte hinaus; kopfschüttelnd und achselzuckend folgte der Marschalk.

— Im Sitzungssaale hatte unterdessen der Vortrag begonnen und nahm seinen hergebrachten Gang. An dem langen, bis auf den Boden herab mit dunkelgrünem Tuche

bedeckten Tische saßen die Räthe, vor sich Actenbündel, aus welchen sie eben vorzutragen hatten. Am obern Ende der Tafel in einem hohen Stuhle lehnte Biener, als Vorsitzender, ihm zunächst zur rechten Seite der tirolische Vicekanzler Carrara, links Freiherr von Böls als ältester Rath, an welche beiden sich die übrigen Mitglieder des Collegiums nach dem Alter anreihten. Zu unterst saßen die Secretaire und Praktikanten. Der Saal war durch Pilaster von braunrothem Marmor in verschiedene Wandflächen abgetheilt; an jeder hing das lebensgroße Bild eines der früheren Landesherren von Tirol, über Bieners Stuhle in einer Art von Thronhimmel das der regierenden Fürstin Claudia.

Ueber eine Stunde war bereits vergangen, und die Berathungs-Gegenstände nahezu erschöpft, als die Eingangsthüre sich ungestüm öffnete, und Graf Montecuculi hastig hereintrat. Er begrüßte die Anwesenden kurz, legte den Hut ab und trat neben Biener's Stuhl. „Darf ich Excellenz bitten . . .“ sagte er mit einem Tone, welchem die Gereiztheit deutlich anzuhören war.

„Gräfliche Gnaden befehlen . . .?“ fragte Biener entgegen, nicht ohne Anflug von Ironie, indem er sich den Anschein gab, als verstehe er nicht, was Montecuculi verlange.

„Der Regiments-Präsident Graf Wolkenstein,“ begann der Graf wieder, „ist durch die tödtliche Erkrankung seiner Frau Gemahlin verhindert, in der Session zu erscheinen — nach ihm gebührt der Vorsitz mir, und ich muß Excellenz ersuchen, mir meinen Platz abzutreten!“

„Unbedenklich, Herr Graf!“ erwiderte Biener. „Der Staatskanzler ist im Regimentscollegium nur der erste Rath extra statum — indessen ist es Ihnen so spät in den Sinn gekommen, Ihren Anspruch geltend zu machen, daß wir inzwischen die Vortragsgegenstände alle erledigt

haben. Mich dünkt, es ist nur noch eine Sache übrig, bei welcher es Gräflichen Gnaden vielleicht unlieb sein dürfte, zu präsidiren — Sie erlauben also, daß ich Ihnen diese Unannehmlichkeit erspare und den Vorsitz behalte."

Es lag etwas in Biener's Ausdruck und Betonung, was den Grafen verwirrte. „Und welche Sache wäre dies?" rief er etwas beklommen und nahm auf dem Stuhle Platz, welchen der eiligst herbeigesprungene Secretair Trojer zwischen Biener und Carrara geschoben hatte.

Der Kanzler machte eine auffordernde Handbewegung gegen den in seinen Papieren blätternden Referenten. Es war Secretair Kolb, welcher mit klarem, ruhigem Vortrage begann. „Die Sache, worüber ich dem hohen Collegium zu referiren beauftragt bin, betrifft die Verhaftung des Innsbrucker Juden Abraham May wegen Ueberschreitung der Postcontumaz-Linie, respective das dieserwegen gegen ihn eingeleitete Strafverfahren . . ."

Montecuculi wechselte die Farbe und rückte unwillig auf dem Stuhle.

„Den hohen Herren ist bekannt," fuhr Kolb fort, „wasmaßen zur Abwehr der Pest, von welcher Tirol erst vor wenigen Jahren so schrecklich heimgesucht worden, die höchste Landesregierung eine Contumazlinie gezogen und die Ueberschreitung derselben ohne die angeordneten Sicherheitsmaßregeln auf's Strengste verboten hat, bei Confiscation der etwa transportirten Waaren und sonstig willkürlicher Strafe gegen den Contravenienten. Dem Pflegamte zu Roveredo war nun unter'm achten hujus eine Anzeige zugegangen, wie daß demungeachtet der Jude Abraham May aus Innsbruck mit einer großen Ladung Wein die Linie umfahren und das Verbot übertreten habe. Das Amt ließ den Juden anhalten und sammt Ladung in die Contumazanstalt bringen; da er sich aber auf einen ihm ertheilten Schein berief, vermöge dessen ihm die Einfuhr

ohne Rücksicht auf die Contumaz gestattet sei, hat das Amt berichtliche Anfrage gestellt, welches Verfahren bei so bewandten Umständen vorzukehren sei . . ."

Montecuculi vermochte kaum mehr, seinen Grimm zu bändigen. Er warf die Feder, mit welcher er inzwischen gespielt hatte, heftig auf den Tisch und fing an, mit den Fingern auf den Tuchüberzug zu trommeln.

„Darauf wurde," begann Kolb wieder, „dem Pflegamte zur Entschließung bedeutet, daß es gegen Abraham May die Untersuchung in gesetzlicher Weise durchzuführen, die geschlossenen Acten aber sammt dem angeblichen Bewilligungsscheine, auf welchen Contravenient sich berufe, zur Beschlußfassung einzusenden habe . . ."

Der Graf vermochte nicht länger, an sich zu halten. „Wer hat diese Verfügung erlassen?" rief er in einem Tone, welcher so sehr von dem an diesem Orte herkömmlichen abwich, daß die sämmtlichen Anwesenden sich nach ihm umwandten, oder doch einen befremdlichen Seitenblick auf ihn warfen.

„Die Regierung!" antwortete Biener kaltblütig und winkte dem Referenten, fortzufahren.

„Das Pflegamt Roveredo," begann dieser wieder, „ist dem Auftrage nachgekommen, und es ist nun in der geschlossenen Untersuchung Beschluß zu fassen . . ."

„Und liegt die Licenz vor," fragte Vicekanzler Carrara dazwischen, „auf welche der Jude sich beruft? Von wem ist sie ausgestellt?"

„Von Ihro erzfürstlichen Durchlaucht Oberhofmeister, Herrn Grafen von Montecuculi!" antwortete Kolb.

Der überraschende Eindruck dieser Worte war allgemein und peinlich. Die Versammelten schwiegen und schienen zu erwarten, daß der Graf eine aufklärende Bemerkung abgeben werde: dieser aber kochte innerlich vor Wuth und war unvermögend, ein Wort hervorzubringen.

Biener blickte einen Moment in der Versammlung umher, als ob er ihm die Gelegenheit, sich zu äußern, nicht verkürzen wolle; dann sagte er gelassen: „Ihr Antrag Herr Referent?"

„Die Untersuchung," begann dieser, nicht ohne einige fühlbare Befangenheit, „ist in gesetzlicher Form geführt, und da in thatsächlicher Hinsicht nichts beizufügen ist, erlaube ich mir, sogleich zur Hauptsache überzugehen. In Anbetracht nun, daß die Contumaz-Verordnung aus Rücksichten auf das allgemeine öffentliche Wohl hervorgegangen ist, um dem Lande die Wiederholung einer so betrübten Calamität zu ersparen — anerwogen weiter, daß gegenüber solchen allgemeinen Maßregeln eine Ausnahmsverfügung undenkbar ist, weil sie contra rationem legis verstoßen und selbes lediglich illusorisch machen würde: — in schließlicher Consideration endlich, daß eine solche Ausnahme, wenn sie per inconcessum jemals statuirt werden könnte, nur von derselben höchsten Regierungsgewalt ausgehen könnte, welche das Verbot erlassen hat — geht mein Antrag unmaßgeblich dahin, die Licenz, auf welche Inculpat sich beruft, für unbehelflich und pro non existente zu erachten, und gegen den Juden Abraham May die Confiscation der verbotwidrig eingeführten Waaren auszusprechen. Salvo meliori."

Montecuculi zerbiß sich wüthend die Unterlippe. „Wer hat die Verfügung an das Pflegamt erlassen?" fragte er nochmal mit bebender Stimme.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," erwiderte Biener, „die Regierung hat es gethan. Doch muß ich bitten, die Abstimmung nicht zu unterbrechen . . . Ist Jemand von den hohen Herren, der noch einer thatsächlichen Aufklärung bedarf? Außerdem schreite ich zur Abstimmung. Herr Vicekanzler Carrara, Ihr Votum!"

Der Greis wiegte einen Augenblick das silberweiße

Haupt, dann sprach er bedächtig: „Einverstanden mit dem Referenten.“

Regierungsrath Freiherr von Völs, der nach ihm zum Votiren kam, bedachte sich ebenfalls eine Secunde und begann dann mit nicht minderer Ueberlegung: „Ich bin gegen den Antrag. Mir scheint der Jude entschuldigt zu sein, da er wirklich eine Licenz besaß, also in gutem Glauben sein konnte, so handeln zu dürfen, wie er gehandelt hat. Wegen der Besonderheit des Falles, sowie in gebührender Berücksichtigung der hohen Stelle, welche sich zur Ausstellung der Licenz veranlaßt gesehen — beantrage ich, von einer Bestrafung des Juden Umgang zu nehmen und die Untersuchung niederzuschlagen.“

Biener schritt in der Abstimmung fort; sie ergab vier Stimmen für, und ebenso viele gegen den Antrag. „Also paria!“ sagte er. „Ich trete dem Antrage bei; derselbe ist also per majora zum Beschluß erhoben.“

Montecuculi sprang heftig auf, daß der Stuhl hinter ihm geräuschvoll umstürzte. „Wer hat die Verfügung an das Pflegamt erlassen?“ rief er losbrechend. „Gräfliche Gnaden scheinen zerstreut zu sein!“ erwiderte Biener, sich gleichfalls in unerschütterlicher Ruhe erhebend. „Wie oft soll ich Ihnen wiederholen — die Regierung hat es gethan!“

„Nein!“ rief Montecuculi außer sich. „Die Regierung weiß nichts davon! Sie allein, Sie haben es gethan, weil ich die Licenz ausgestellt habe! Es ist eine persönliche Intrigue gegen mich!“

„Darauf habe ich keine Antwort!“ entgegnete der Kanzler stolz, indem er dem Erzürnten den Rücken zuwendete und der Versammlung mit Würde zurief: „Meine hohen Herren — die Sitzung ist geschlossen!“

„Herr!“ schrie Montecuculi fassungslos, „ich fordere den Respect, der mir gebührt!“

„Was Ihnen gebührt habe ich Ihnen nie verweigert!“ sagte Biener mit bedeutsamem Nachdruck.

„Sie oder ich!“ tobte der Graf weiter. „Einer von Beiden muß aus dem Collegium!“

„Ich bin hier durch den Willen Ihrer erzfürstlichen Durchlaucht — Sie können das halten nach Belieben!“

Damit machte Biener gegen die übrigen Anwesenden eine herablassende freundliche Verbeugung und verließ den Saal. Montecuculi stürzte durch die andere Thüre hinaus, indem er einen italienischen Fluch zwischen den Zähnen murmelte und Biener mit geballter Faust nachdrohte. —

Schweigend ging die Versammlung auseinander, denn Jeder scheute sich, gegen einen Andern vorschnell eine Ansicht auszusprechen, welche ihn je nach der Wendung der Sache blosstellen konnte. Nur Trojer konnte sich nicht enthalten, im Heraustreten Henrici unter den Arm zu fassen. „Spürst Du die Schwüle nicht auch? Mir scheint, ein Gewitter ist im Anzuge!“

— Biener war geraden Wegs zur Residenz gegangen, um, wie jeden Tag zur bestimmten Stunde, die Befehle der Regentin entgegen zu nehmen. Als er im Vorsaale ankam, waren daselbst bereits einige Beamte und Adelige versammelt, welche gleichfalls zur Audienz beschieden waren. Der Kanzler wandte sich nach kurzer allgemeiner Begrüßung an den diensthuenden Kämmerer, um der Fürstin seine Anwesenheit melden zu lassen. Dabei begegnete sein Blick dem eines großen, wohlgebildeten Mannes, der in gleicher Tracht wie er selbst, und eine ähnliche Kette auf der Brust, in einer Fensternische lehnte. Es war eine bedeutende Erscheinung; das feine bleiche Gesicht war geistvoll geschnitten, die hohe Stirn zeigte von ausgebildeter Denkkraft, nur das wiederkehrende Zucken der Mundwinkel und eine gewisse Unstätheit des Blicks beeinträchtigten den günstigen Gesammteindruck. Beide Männer waren wesentlich ver=

schieden, und doch von einer gewissen Gleichheit der Anlage: sie schienen bestimmt, innige Freunde oder erbitterte Gegner zu sein. Trotz des an Stolz grenzenden Selbstbewußtseins wirkte Biener's ganzes Wesen angenehm und Vertrauen erweckend: das des Andern hatte etwas Abstoßendes und Unheimliches.

Einen Augenblick maßen sich Beide, als wenn sie erwarten wollten, wer das erste Wort der Anrede aussprechen sollte. Der Mann am Fenster machte dann eine Bewegung, um Biener entgegenzutreten, worauf dieser ihm zurief: „Sie hier, Collega Vollmar? Sie sind im Begriffe, sich zum Friedenscongreß nach Hamburg zu begeben, und wollen vermuthlich Ihre Vollmachten und Instructionen in Empfang nehmen?"

„Zu dienen, Excellenz!" erwiderte Vollmar mit ausgesuchtester Höflichkeit. „Ich würde indeß Innsbruck nicht verlassen haben, ohne mich noch persönlich zu beurlauben und Euer Excellenz Wohlwollen zu empfehlen . . ."

„Bemühen Sie sich nicht," entgegnete Biener, „und lassen wir beiderseits die Excellenz weg. Sie sind Kanzler von Vorderösterreich, ich bin Staatskanzler von Tirol — also können wir die nichtssagende Titulatur wohl compensiren. Ich wünsche Ihnen Glück zu der Ihnen widerfahrenen Auszeichnung, daß Sie Oesterreich bei dem großen Friedenswerke vertreten sollen: die Interessen von Tirol gehen damit Hand in Hand, und Sie werden daher auch diese wohl damit verbinden können. Sie wissen, den blutenden deutschen Landen thut der Friede wahrlich noth . . ."

„Ich werde Alles aufbieten, was in meinen geringen Kräften steht," erwiderte Vollmar, „leider aber muß ich bekennen, daß meine Hoffnungen für den Frieden nur sehr kümmerlich sind. Es wird jedenfalls ein zeitraubendes, weitaussehendes Werk werden . . ."

„Ja, es wird zu diplomatisiren geben! doch dazu sind

Sie der Mann. Wäre nur Frankreich und Schweden nicht hereingezogen worden in die deutschen Angelegenheiten, dann wäre die Sache bald abgemacht — aber die Ansprüche der Fremden und die Frage der Religionsgleichheit werden die Klippen bilden, an denen so lange Alles scheitern wird, bis alle Parteien gleich erschöpft und des Krieges müde sein werden."

„Dazu soll's und kann es nie kommen!" sagte ein während des Gesprächs hinzugetretener Mann von vierschrötigem Aussehen und derber Gesichtsbildung. „Religionsgleichheit! Warum nicht gar! Der Herr Kanzler Vollmar werden sorgen, daß es nie dazu kommt!"

„Ich weiß nicht," antwortete Biener mit einem kurzen Seitenblicke auf den Sprechenden, „ob der Herr Kammerpräsident von Gröbner auf Wolfsthurm damit den Anschauungen des Herrn Kanzlers nahe gekommen sind: ich glaube Gründe für das Gegentheil zu haben . . ."

„Excellenz werden doch nicht etwa meinen," rief Gröbner, „daß man den Ketzern nachgeben soll?"

„Ich meine," sagte Biener, „daß dieser ganze traurige Krieg zu ersparen gewesen wäre, wenn Ketzer und Nichtketzer nicht den Glauben, sondern das Recht in Betracht gezogen hätten. Die Augsburger Convention, so ärmlich sie war, hätte bei beiderseitigem guten Willen die Ausgleichung angebahnt. Nur Gleichberechtigung schafft Gleichgewicht, und nur wo Gleichgewicht ist, kann Friede sein!"

Gröbner blickte den Staatskanzler starr und mit offenem Munde an, während Vollmar keine Miene verzog. „Aber die Religion?" rief er. „Der christkatholische Glaube?"

Biener war im Begriffe, rasch zu erwidern; er besann sich aber und sagte, mit zurückhaltender Mäßigung: „Haben wir uns um Andere zu kümmern? Ich bin ein guter

katholischer Christ und habe es bewiesen. Wohl Dem, wer, wie ich, in seinem Glauben die Beruhigung und Zuversicht des Heiles finden kann — sollen wir aber darum Andere schelten oder auf ihrem Wege beirren? Lassen wir das den Theologen: es wird eine Zeit kommen, in der man es unbegreiflich finden wird, daß es einmal für Staatsweisheit gelten konnte, auch die Gewissen regieren zu wollen!"

Gröbner war noch verblüffter als zuvor. „Meinetwegen," sagte er dann, „aber nach Tirol wenigstens soll die Ketzerei nicht herein kommen! In unsern Bergen soll es für ewige Zeiten wie bisher heißen: ein Landesherr und ein Glaube!"

„Wie bisher?" fragte Biener lächelnd. „Entschuldigen Sie, wenn ich als Nicht-Tiroler Sie erinnere, daß die Geschichte Ihres Landes davon nichts weiß. Nirgends hat wohl die neue Lehre bereitwilligere Hörer und offenere Herzen gefunden, als gerade in diesen Bergen. Sie ist nur mit Blut und Gewalt unterdrückt worden ... Wie lange ist es denn, daß auf dem Innsbrucker Stadtplatze der letzte Lutheraner- oder Wiedertäufer-Kopf gefallen ist?"

„Wenn's so wäre," rief Gröbner mit hochgeröthetem Gesichte, „dann ist's nur ein Beweis, daß man zu nachsichtig war und zu wenig Blut vergossen hat ..."

„Pfui!" rief Biener mit Entrüstung, wandte Gröbner den Rücken zu und schritt mit Vollmar bei Seite. „Lassen wir den Idioten," sagte er, „und erlauben Sie mir, Ihnen noch ein Wort im Vertrauen zu sagen."

„Ich bin begierig!" erwiderte Vollmar verbindlich.

„Sie wissen," fuhr Biener anscheinend gleichgültig fort, behielt aber dabei Vollmar beständig im Auge, „wie wichtig für das erzfürstliche Haus der Besitz von Breisgau und ganz Vorderösterreich ist, und daß Beides durch die neuesten Kriegsereignisse so gut wie verloren ging."

„Leider."

„Unser Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, diese Länder wieder zu erhalten. Da es nun hauptsächlich der Fall von Breisach war, was den Verlust zur Folge hatte . . ."

Biener hielt inne, als erwarte er eine Antwort. Als keine erfolgte, und Vollmar ihn erwartend ansah, fuhr er fort: „. . . glaube ich dem Uebergange dieses Platzes besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu sollen. Ich wünschte nun, daß Sie bei Ihren weitläufigen Verbindungen mich dabei unterstützen möchten . . ."

„Sehr gern, sobald ich erst wissen werde . . ."

„Es ist mir gelungen, eine ziemlich zuverlässige Spur zu entdecken, daß Breisach — durch Verrath gefallen ist . . ."

„Was sagen Sie?" rief Vollmar mit anscheinender Ruhe, doch entging es Biener's scharfem Auge nicht, daß bei dem Worte Verrath eine unwillkürliche Bewegung über sein Gesicht geglitten war. Im nämlichen Augenblicke kündigte der Thürsteher das Erscheinen der Erzherzogin an, indem er dreimal mit seinem Stabe auf den Boden stieß. Das Gespräch war abgebrochen, Vollmar und Biener nahmen die ihnen zukommenden Plätze ein. „Es ist kein Zweifel," murmelte der Staatskanzler vor sich hin, „er war es!"

— Erzherzogin Claudia erschien auf der Schwelle ihres Gemachs in dunklem Seidenkleide, weniger prachtvoll und gebieterisch als bei Einweihung der Porta Claudia, aber weicher, gewinnender und so schön wie damals. In einiger Entfernung hinter ihr wurden der Obersthofmeister Graf Montecuculi und einige ihrer Damen sichtbar, darunter ihr zunächst ein schönes junges Mädchen mit reichen braunen Locken, die kinderhaften Augen jungfräulich zu Boden geschlagen.

Die einzelnen Vorstellungen und Audienzen gingen

bald zu Ende: die Fürstin schien ermüdet oder nicht gut gelaunt zu sein, und beschleunigte das Ende der lästigen Ceremonie. Als zuletzt Kanzler Vollmar seine Vollmacht erhalten und sich verabschiedet hatte, warf sie sich in einen Lehnsessel, stützte den Arm nachdenkend auf und sah schweigend vor sich hin. Niemand war weiter anwesend, als Biener und der Oberstkämmerer, sowie die Damen und Montecuculi. „Da schicke ich einen Gesandten ab," sagte sie endlich, „der helfen soll, Friede in Deutschland zu machen — und habe den Unfrieden im Hause! — Was muß ich von Ihm hören, Biener? Graf Montecuculi hat sich bitter über Ihn beschwert! Was habt Ihr mit einander? Will Er auch anfangen, mir Verdruß zu machen?"

Biener war ehrerbietig herzugetreten. „Durchlaucht," sagte er, „wenn es mir nicht widerstrebte, mit unangenehmen Dingen zu behelligen, wäre es wohl an mir gewesen, mich zu beschweren. Doch — da die Sache einmal zur Sprache gekommen, geruhen Durchlaucht, mich zu hören."

Claudia nickte und hörte abgewandt Biener's Erzählung zu, der den ganzen Handel des Juden May sammt dem Auftritte in der Session ohne Zuthat oder Weglassung einfach und wahrheitsgetreu vortrug. Einigemale machte Montecuculi Miene, ihn zu unterbrechen, eine unwillige Geberde der Fürstin gebot ihm aber, zu schweigen.

„Geruhen Durchlaucht," schloß Biener seinen Bericht, „den Herrn Grafen zu befragen, ob irgend ein Umstand sich anders verhält, als ich ihn vorgetragen habe."

„Das lautet um Vieles anders!" fuhr Claudia auf, als der Graf schwieg. „Er hat mir die Sache nicht so erzählt!"

„Durchlaucht wollen gnädigst bemerken," sagte der Graf, sich ermannend, „daß ich allen Grund hatte, mich im vollsten Rechte zu glauben. Die Ausnahme von dem Contumazverbote war eine vollkommen wohlbegründete!"

„Unmöglich!" sagte Biener kalt. „Dafür kann es keine Gründe geben!"

„In Ihren Augen vielleicht!" sagte Montecuculi listig, sichtbar gewiß, seinem Gegner einen tödtlichen Schlag zu versetzen. „Abraham May hat die Weinlieferung für den Bedarf der Allerhöchsten Hofhaltung gemacht — da werden Excellenz doch wohl eine Ausnahme zulassen?"

„Nein — auch hier nicht!" erwiderte Biener so gelassen, daß der Oberstkämmerer erbebte, und auch die Fürstin wie fragend sich nach ihm herumwandte.

„Wer eine Ausnahme statuirt," fuhr Biener lächelnd fort, „bestätigt die Regel. Gräfliche Gnaden geben also selbst zu, daß es nothwendig ist, die Contumaz zu handhaben, um die Einschleppung der Pest zu verhindern. Und für die Allerhöchste Hofhaltung wollten Sie eine Ausnahme machen und vielleicht Durchlaucht selbst der Gefahr aussetzen?"

Claudia lächelte und rief dem Grafen, der vergeblich an einer Erwiderung würgte, zu: „Geh' Er, geh' Er, Montecuculi, Er versteht den Geschäftsgang nicht!"

„Durchlaucht," stammelte Montecuculi, „Durchlaucht wollen einsehen, daß das Ganze nur eine persönliche Intrigue, des Kanzlers gegen mich ist . . ."

„Warum sollte ich gegen den Herrn Graf intriguiren?" sagte Biener, zur Herzogin gewendet, ohne die Anwesenheit des Letztern zu beachten. „Ich habe weder für noch gegen ihn Rücksichten zu beobachten, aber ich habe auch keine gegen den Juden May, denn ich stecke nicht in seinem Schuldbuche!"

„Diavolo!" knirschte der Graf, „das mir! So spricht kein Cavalier von Ehre . . . Sie sind . . ."

„Schweig' Er!" herrschte ihn Claudia gebieterisch an. „Kein solches Wort mehr . . ."

„Mag er reden," sagte Biener mit Würde, „die Ehre liegt in der Sittlichkeit des Mannes, und darin messe ich mich getrost mit dem Grafen und jedem Andern!"

Montecuculi schien noch etwas erwidern zu wollen; Claudia wiederholte noch entschiedener den Wink, zu schweigen. „Freilich," sagte er dann achselzuckend und mit scheinbarer Unterwürfigkeit, „wenn Ihro Durchlaucht jede Anklage durch einen Machtspruch niederschlagen . . ."

„Das soll nicht sein!" rief Biener, der zum erstenmale in etwas aus seiner gelassenen Ruhe aufloderte. „Es soll nicht einmal scheinen, so zu sein! Das Benehmen und die Worte des Grafen geben der Deutung Raum, als sei ihm irgend ein von mir begangenes Unrecht bekannt. Als Ihro Durchlaucht langjähriger erprobter Diener und Rath darf ich fordern, daß es dabei nicht sein Bewenden habe. Mein bürgerlicher Name ist mir so heilig wie der adeligste Wappenschild. Befehlen Ihro Durchlaucht, daß der Herr Graf seine Beschuldigungen gegen mich in eine bestimmte Anklage zusammenfasse!"

Claudia sah ihn fest an und rief: „Gut! Graf Montecuculi, wir geben Ihm auf, die Inzichten, die er gegen unsern Staatskanzler Biener vorbringen kann, in eine förmliche Anklage zu verfassen und die Beweise an die Hand zu geben. Er hat dazu acht Tage Zeit — später werde ich Ihn als einen Verleumder ansehen und nicht mehr anhören!"

„Ich habe das nicht zu fürchten," sagte Montecuculi mit tiefer Verbeugung, „und gehe sogleich an's Werk!"

Auch Biener verbeugte sich stumm: Claudia sah Beiden nicht ohne Beklommenheit nach. „Inzwischen," rief sie, „haltet Frieden, Ihr Herren! Den trifft mein schwerster Zorn, wer sich vor Ausgang der Sache nur ein unziemliches Wort erlaubt!"

Sie wendete sich ihrem Gemache zu, in welches der

Oberstkämmerer bereits voraus eingetreten war. An der Schwelle kehrte sie sich um und rief Biener zurück. In schweigender Erwartung trat der Kanzler vor die Fürstin. Sie sah ihn forschend an und sagte dann halblaut: „Er weiß, was ich von Ihm halte, — wär's an dem, sollte ich mich wirklich auch in Ihm getäuscht haben?"

„Wie?" entgegnete Biener ebenso. „Durchlaucht könnten wirklich an mir zweifeln?"

Er begegnete sicher und furchtlos dem gespannt auf ihm ruhenden Blicke der Fürstin. Kein Wort wurde gesprochen, aber tief in den Augen Beider dämmerte und tauchte ein verwandter Lichtstrahl auf und drohte flammend daraus hervorzubrechen. „Ich zweifle nicht . . ." sagte Claudia in weichem, gütigem Tone und wandte sich rasch nach der Thüre ihres Gemaches.

Mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, bemerkte sie im Vorüberschreiten nicht, daß die jüngste ihrer Damen mit den braunen Locken unbeweglich an einer Säule stand, und daß der sonst so schüchtern an die Erde geheftete Blick mit sehnsüchtig schwärmerischem Ausdrucke den Staatskanzler begleitete, welcher, von den Wachen salutirt, würdevoll durch den Corridor hinweg schritt.

Viertes Kapitel.

Il pastor fido.

Ein Gewitter hatte sich in's Gebirge hereingezogen und in starken mehrtägigen Regengüssen entladen. Noch hing an den Bergen das Gewölke in zerrissenen weißgrauen

Massen tief zu den Ebenen herab, aber in der Höhe war es licht, Sonnenschein und Streifen blauen Himmels begannen durchzubrechen und verhießen, daß dem schönen Morgen ein noch schönerer Tag folgen werde. Die Kieswege im fürstlichen Schloßgarten am Rennplatze waren schon abgetrocknet, und nur hie und da schüttelten die hohen Linden und Buchenkronen des Gartens noch einzelne blitzende Tropfen von den schweren nickenden Zweigen. Besonders anmuthig und warm war es schon in der Umgebung des großen tempelähnlichen Pavillons, der so ziemlich die Mitte des Gartens bildet, und bei welchen nach der damals üblichen Anlags-Weise alle Wege, alle Laubengänge und Taxushecken strahlenförmig zusammenliefen.

Auf einer der Marmorbänke an der äußern Seite des Pavillons saß Schildhofer und hielt einen Knaben von ungefähr acht Jahren zwischen den Knieen, ein offenes, blühendes Kindergesicht mit lang herabwallendem blondem Lockenhaare und grünem, frei anliegendem Sammetumwurfe, dessen Farbe dazu diente, die Frische und Röthe des jugendlichen Antlitzes zu erhöhen.

Unweit davon war über die Rasenfläche ein Teppich hingebreitet, auf welchem zwei Mädchen von ungleichem Alter beisammen saßen und sich mit dem Ordnen und Binden von Blumen beschäftigten. Die Aelteste davon, ungefähr in gleichem Alter mit dem Knaben, war die Leiterin und Anordnerin des Spiels, sie prüfte und wählte die Blumen, legte sie so und wieder anders, während die Jüngste neben ihr saß und die Falten ihres Kleidchens zu einer Art Körbchen zusammengelegt hatte, worein sie die Blumen legte, der Schwester hinreichte und neuen Vorrath zusammentrug. Die Straußbinderin glich dem Knaben auch an Gesichtsfarbe und Haar; die Andere war dunkler ge-

färbt, und um den bräunlichen Nacken fiel tiefbraunes Ringelhaar herab.

Nebenan unter den Bäumen wandelte das junge Hoffräulein der Erzherzogin auf und ab, indem sie das Spiel der Mädchen aus der Ferne beaufsichtigte, zugleich aber von Zeit zu Zeit in die Nähe des Bauern mit dem Prinzen gelangte. Der Alte erzählte dem Kleinen, hielt aber inne, als sie hinzutrat, und sagte, indem er lächelnd zu ihr emporsah: „Willst mir zuschauen, Fräulein, wie ich mich anlass' zur Kindsmagd? Es bleibt einem alten Menschen zuletzt doch nichts Anderes übrig, also find' ich mich lieber gleich d'rein — bei mir daheim hab' ich doch keine Aussicht dazu . . ."

„So seid Ihr ganz allein in Eurer Heimath?" fragte das Fräulein. „Habt Ihr keine Kinder?"

„Wohl," sagte der Bauer, „ich hab' eine Tochter — aber die will mit aller Gewalt in's Sterzinger Moos!"

„Was soll sie da?"

„Weißt nit, daß die alten Jungfern alle zusammen in's Sterzinger Moos kommen und es ausschöpfen müssen? Sie will nichts vom Heirathen wissen und ist doch ein sauberes, lebfrisches Madel, wie Du, Fräulein!"

„Aber was bestimmt sie dazu? Ich möchte Eure Tochter wohl kennen, Ihr seid ein so guter, munterer Mann, daß ich sie mir gar nicht als traurig vorstellen kann . . . Wo wohnt Ihr?"

„Ja ja," sagte Schildhofer bedenklich, es ist völlig aus, was ich für ein lustiger Kerl bin! Soll mich freuen, wenn Du mich einmal besuchst, Fräulein — ich wohn' aber nit im Schloß. Ich hab' mir's ausgebeten von der Frau Claudia, daß ich draußen, ein bissel außer der Stadt wohnen darf, ich bin's so viel gewohnt von mein' Bauernleben her. Siehst, Fräulein, dort drüben über'm Inn, wo der Thurm aus den Bäumen herausschaut, das ist der

Frau Herzogin Claudia Ansitz, das Büchsenhaus genannt . . . daneben ist ein kleines Haus, wie's für Unsereinen gerecht ist — da wohn' ich."

Das Fräulein folgte der angedeuteten Richtung mit den Augen. „Das Büchsenhaus?" sagte sie leicht erröthend. „Wohnt da nicht auch . . ." Sie hatte rasch begonnen, aber stockte ebenso rasch und vollendete nicht.

Schildhofer sah sie verwundert an, und eine Möglichkeit stieg in ihm auf, die ihm ein Lächeln abnöthigte. Er war jedoch zu gutherzig, die Verlegenheit des Fräuleins zu vergrößern, und zu klug, sie durch eine Bemerkung scheu zu machen und sich dadurch die weitere Beobachtung und Ergründung dieser Möglichkeit zu erschweren. Er strich sich den Bart zurecht, um das Lächeln im Entstehen zu verbergen, that, als ob ihm gar nichts aufgefallen wäre, und sagte: „Ja, im Büchsenhause wohnt die Excellenz, der Staatskanzler Biener. Wir sind Nachbarn."

Der Knabe hatte schon während des ganzen Gesprächs seine Ungeduld zu erkennen gegeben und den Alten bald am Rocke gezerrt, bald am Barte gezupft; länger war er nicht zu bändigen, und rief, indem er zu dem Halse des Alten mit beiden Armen emporkrabbelte: „Erzähle weiter, erzähle!"

„Sei'n Sie nicht so ungestüm, Prinz Sigismund!" sagte das Fräulein; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Erzähle — Du mußt weiter erzählen!"

„Wo bin ich denn stehen geblieben?" sagte Schildhofer. „Hilf mir darauf, wenn Du aufgemerkt hast!"

„Wie der böse Kaiser den Herzog Friedel gegen sein gegebenes Wort gefangen genommen und in den Kerker geworfen hat . . ."

„Richtig! Nun also — da war ein treuer Mann, Hans von Müllinen geheißen, der hat's nit vertragen, den

Herzog gefangen zu wissen, und hat nit geruht, bis er sich in's Gefängniß geschlichen, und den Herzog bei Nacht und Nebel befreit hat. Da ist der Kaiser so viel zornig 'worden und hat den Herzog abgesetzt, und er hat flüchten müssen und sich lang' verstecken beim Rofner Bauern zunächst am Oetzthaler Ferner, und der Kaiser und die ihm feind waren, haben ihn spottweis den Friedel mit der leeren Taschen geheißen . . ."

„Warum?" fragte der Knabe, der athemlos zuhörte.

„Weil er so viel arm war und gar nichts mehr gehabt hat, kein Land und kein Schloß und keinen Freund, als den treuen Mann, den Hans von Müllinen, der nit von ihm gelassen hat. Mit dem hat er sich dann heruntergemacht vom Oetzthal und ist nach Landeck gekommen; da war just Kirchenzeit vorbei, und sind die Bauern bei einander gestanden und haben sich bered't unter einander, daß sie jetzt keinen Herrn mehr hätten, und daß jetzt der Kaiser wollt' der Herr werden vom Land Tirol. Da haben der Herzog und sein Gesell sich angethan wie fahrende Leut' und haben den Bauern ein G'spiel vorgemacht, wie's Brauch ist im Land: von einem vertriebenen Fürsten, der Alles verloren hat und in der letzten Noth sich an seine Bauern wendet, sie sollten zu ihm stehen und ihm helfen, sein Land wieder zu erstreiten, er wollt' es ihnen eingedenk sein als ein guter und treuer Herr. Den Bauern aber ist das G'spiel zu Herzen gegangen, und es ist gar Manchem ein Zäher herunter gekugelt in den Bart — und wie der Herzog das gesehen hat, hat er das Gewand abgeworfen und ihnen gesagt, das G'spiel sei Ernst, und er sei selber der vertriebene Herzog und komm' zu ihnen als zu seiner letzten Hilf' . . . Da sind ihm die Bauern zu Füßen gefallen und haben die Streitäxt' hervorgeholt und die Morgenstern' und die Donnerbüchsen und sind mit dem Herzog ausgezogen und haben d'reingeschlagen wie die Bären, bis

kein Feind sich mehr hat blicken lassen in den Tiroler Bergen, und bis sie mit ihm und dem treuen Manne, Hans von Müllinen, eingezogen sind in Innsbruck, und ist dann der Friedel noch viele Jahr' ihr Herzog gewesen in Glück und Einigkeit. Zum Andenken aber hat er das kleine Dachel an seinem Haus vergolden lassen, und auch, damit seine Feinde sehen sollten, daß der Friedel es doch verstanden hat, die leeren Taschen zu füllen!"

Der Prinz athmete hoch auf; seine Wangen glühten, und er strich sich die blonden Locken von der Stirne. „Ist die Geschichte auch wahr, Schildhofer? Wie lang' ist das her?"

„Freilich ist's wahr, Kleiner," antwortete der Bauer, „es kann in die zweihundert Jahr her sein, und ist Herzog Friedel der Sechste in der Regierung gewesen vor Deinem Vater. Wenn Du den langen Gang vorgehst bis zum Wappenthurm, kannst Du sein Conterfei hängen sehen in Lebensgröße."

„Ich will hin," sagte der Knabe sich losmachend, „ich will ihn gleich ansehen — der Waldhauser soll mit mir gehen!" Auf Schildhofers Wink trat ein Hofdiener herzu und schickte sich an, den Knaben zu begleiten. Da blieb derselbe wie nachdenklich stehen: „Ist der Hans von Müllingen auch abconterfeit?" fragte er.

„Nein," sagte Schildhofer lachend, „daran hat wohl Niemand gedacht!"

„Thut nichts," rief der Knabe, „ich kann mir doch recht gut einbilden, wie der treue Mann ausgesehen hat..."

„So? Und wie denn?"

Der Prinz trat wieder zu Schildhofer, hob sich auf den Zehen zu dessen Ohr empor und flüsterte: „Du darfst es aber Niemand sagen — — wie der Kanzler, der jeden Morgen zu uns kommt und mich seinen kleinen Ritter nennt!"

Damit sprang der Knabe eilig fort; der Bauer sah ihm lachend nach und rief! „Kannst recht haben! Es heißt nicht umsonst, Kinder und Narren ...“ Er vollendete nicht, denn sein Blick war auf das Fräulein gefallen, das des Kindes Worte ebenfalls vernommen hatte und darüber wie mit Blut übergossen dastand. Der Alte summte etwas vor sich hin, als ob ihm ein Liedel eingefallen wäre, das zu dem Sprüchlein paßte. Er wollte nichts fragen, aber er hätte auch nicht Zeit dazu gefunden, denn das jüngere Mädchen war des Blumenspiels überdrüssig geworden und kam an das Fräulein herangelaufen. „Poldel mag nicht mehr spielen,“ rief sie, sich an die Kleiderfalten schmiegend, „Poldel ist müd'!“ Eine Kammerfrau kam aus der Ferne herbeigelaufen und wollte die Kleine auf den Arm nehmen, diese aber hing sich noch fester an das Fräulein und rief: „Die Poldel bleibt bei Dir!“

„Ich muß dem Schelm wohl den Willen thun!“ sagte das Mädchen, setzte sich neben Schildhofer, der etwas bei Seite rückte, und nahm das Kind auf den Schoos. Es legte sich ihr in den Arm und sah ihr lachend in die Augen empor. Steht es so mit Dir?“ lachte sie herunter. „Ich kenne Dich, Du willst schlafen!“ Sie hatte es gut errathen, das Kind lachte statt der Antwort, während des Lachens aber fielen ihm schon die Augen zu. Schildhofer sah nachdenklich auf das liebliche Kindergesicht. „Gott behüt Dich, Du liebes kleines Geschöpf Du!“ sagte er leise. „Hast ganz das Gesicht von Deiner Mutter, und hast wohl auch das gute weiche Gemüth von ihr . . . wenn's Dir nur mehr Glück bringt, als ihr!“

„So ist die Herzogin nicht glücklich gewesen?“ fragte das Fräulein. „Erzählt mir doch, was Ihr davon wißt!“

„Was ich weiß, wird Dir nit unbekannt sein — es ist nit viel mehr, als alle Welt weiß.“

„Wie sollte ich's wissen? Ich bin ja nicht daheim in

Tirol — bin ein armes Waisenkind aus dem Burgauischen. Mein Vater, der Amtskastner Hohenstainer; war ein treuer Diener des Markgrafen: deshalb hat dieser sich um mich angenommen und mich an die Frau Herzogin empfohlen. Seit einem Jahre bin ich hier und hab' eine zweite Heimath hier gefunden, aber von dem früheren Schicksal meiner guten Herrin hab' ich nichts erfahren!"

„So will ich Dir erzählen, was ich weiß: es kann nit schaden für die Frau Claudia und für Dich selbst! — Die Herzogin ist in Welschland daheim . . . ich glaub', Florenz heißt die Stadt . . ."

„Das ist mir bekannt, sie ist eine Schwester des dortigen Großherzogs, aus dem alten Geschlechte Derer von Medici . . ."

„Siehst Du, da weißt Du's besser als ich! Ich bin nie dort gewesen: bin nie hinüber gekommen über's Wormser-Joch — aber ich hab' viel sagen hören und viel erzählen, wie schön es ist in dem Welschland, viel schöner und wärmer noch, als bei uns in Meran oder im Trento. Die Gegend bei Florenz soll schön sein, wie man sich das Paradies einbildet — und es soll damals, wie die Herzogin noch daheim und ein junges Madel war, das Sprüchwort gegangen sein: Schönes Land, schöne Luft, schöne Palazzi — Claudin' ist die schönste von alle Ragazze. Ich versteh' das Welsche nit viel, aber Claudina sagen sie statt Claudia, und das Ragazze soll so viel bedeuten wie Madel, 's ist also wohl nit zum Verwundern gewesen, wenn gar mancher junger Bursch' und Rittersmann nach ihr geschaut und sich gewünscht und geträumt hat, er möcht' sie heimführen in sein Haus oder in sein Schloß: der Bruder aber hat ihr einen Mann ausgesucht, und sie hat Königin werden sollen von einem großen Reich, ich weiß nit, von England oder gar von Neapel. Da war aber auch ein junger Mensch, bildsauber, wie man den heiligen Florian malt,

oder den heiligen Georg, aber arm, denn er war, was man einen wilden Prinzen nennt und sein Vater, der Herzog von Urbino, war ein Mann hoch in den Siebzigen, der nit wohl mehr auf andere Nachkommenschaft hoffen durfte. Der junge Mensch hat Federigo geheißen, und wie er als Nachbar nach Florenz gekommen war und hatte die Prinzessin einmal gesehen, da war ihm das Herz verdreht, und der Kopf dazu, und er hatte keinen andern Gedanken mehr, als die schöne Claudia. Es verging keine Nacht, daß er nicht auf das Landhaus kam, wo sie wohnte, und unter den Bäumen im Garten an ihrem Fenster sang und die Laute spielte, wie's der Brauch sein soll in jenem Land. Der Gesang hat der jungen Prinzessin gefallen, und der Sänger dazu, vom Singen ist's zum Reden gekommen, bis ihnen allen Beiden das Feuer über'm Kopfe zusammengeschlagen hat. Kein Wunder, daß dann auch Feuer im Dach war überall, denn der Herzog wollte nichts hören von dem wilden Prinzen und hatte sich's fest in den Kopf gesetzt, daß seine Schwester eine große Königin werden sollt' — da hat kein Seufzen geholfen und kein Weinen und Bitten, und war beschlossen, daß die Liebesleut' von einander lassen müßten, und sollte Jedes seinen Weg weiter gehen. Ist aber doch noch anders gekommen, denn der alte Herzog von Urbino hat sich in's Mittel gelegt und hat seinem Sohn, obwohl er ein wilder Prinz war, das Land und das Herzogthum übergeben, damit beides bei seinem Geschlecht bleiben und nit aussterben sollt'. Wie er dann gekommen ist und hat für den neuen Herzog angehalten um die Prinzessin, da hat das Ding ein bissel anders ausgesehen: kann sein, es ist vielleicht mit dem Königinwerden auch nit Alles gewesen, wie's der Herzog gemeint hat — so hat er zuletzt seinen Willen dazu gegeben, und die Hochzeit ist gefeiert worden, und das neu vermählte junge Paar ist in seinem Herzogthum Urbino

eingezogen unter Sang und Klang, und alles Volk war entzückt bei dem Einzug und schrie: Es lebe die schöne Claudia, unsere Herzogin!"

„Nun," sagte das Fräulein, da der Erzähler einen Augenblick inne hielt, „dabei ist gerade nichts, was man Unglück nennen könnte!"

„Ja ja," fuhr Schildhofer fort, „das meinst Du, weil Du jung bist und vielleicht auch eine heimliche Lieb' im Herzen hast. Es ist nit allemal zum Glück, wenn der Mensch das bekommt, wornach er am meisten verlangt — die Frau Claudia hat's erfahren! Sie hat bald einsehen müssen, daß die Lieb' von dem wilden Prinzen auch nit mehr war, als ein wildes Flugfeuer: eh' ein paar Monat in's Land 'kommen sind, hat er an die junge Frau nit mehr gedacht und ist anderswo seiner Lust nach'gangen und seinem Vergnügen und mit einer Comödiantin 'rumgezogen, und die Frau Claudia hat's bald gesehen, daß sie ihr Herz und ihr gutes Gemüth so viel wie weggeworfen hat. Selbiges ist aber nit Alles gewesen. Das Land hat einen Nachbarn gehabt, einen großen mächtigen Herrn, der hat schon lang' in der Still' ein Aug' gehabt auf das schöne Herzogthum, und ist es so ausgemacht gewesen, daß er's bekommen sollt', wenn einmal das Geschlecht ausgestorben wär'. Dem war's also ein schlechter Gefallen, wie der wilde Prinz an die Reih' 'kommen ist, und er hat ihm heimlich von dem giftigen Wasser geben lassen, das sie in Welschland haben und das die Leut' langsam umbringt, daß man den Tag, wann Eins d'ran sterben soll, ausrechnen kann, lang' zuvor. Er ist auch bald krank geworden und immer kränker, aber er hat sich nit d'ran gekehrt, sondern ist immer ärger geworden und immer wilder losgestürmt auf sich selber, bis er einmal des Morgens todt im Bett ist gefunden worden! Da war die schöne Claudia eine betrübte Wittib, denn ihr Herz hat nit von ihm ge-

lassen, so schlecht er ihr's auch vergolten hat, und wie sie den wilden Prinzen haben eingegraben, ist der mächtige Nachbar schon eingezogen und hat gesagt, die Herzoge von Urbino sind ausgestorben, jetzt bin ich Vogt und Herr im Land!"

„Die arme, arme Frau!" rief das Fräulein gerührt und mit verschwimmenden Augen.

„Sie hat sich's auch schwer zu Herzen genommen und ist nach Florenz zurück, aber nit an den Hof, sondern in ein Kloster, und wollt' nichts wissen mehr von der falschen Welt und eine Nonn' werden. Zur selbigen Zeit war der selige Erzherzog Leopold gerade Herr geworden und Regent von Tirol, und war damals auch noch ein geistlicher Herr und Bischof . . ."

„Von wem redet Ihr?" unterbrach das Fräulein. „Der selige Erzherzog Leopold, der verstorbene Gemahl der Fürstin, wäre ein Geistlicher gewesen?"

„Wie ich Dir sag', Fräulein Lisbeth. Er ist ein geistlicher Herr gewesen und noch dazu Bischof von Straßburg und von Passau. Weißt Du nit, daß der heilige Vater in Rom die Macht hat, zu binden und zu lösen? So hat der Erzherzog auch gedacht, wie seine Brüder gestorben sind, und er ist wider Verhoffen und Vermuthen ein weltlicher Regent geworden. Es wollt' ihm nit gefallen, daß er als Landesherr allein sollt' dastehen und kinderlos; macht sich also auf nach Rom und ladet sich unterwegs in Florenz bei seinem Vetter dem Großherzog, zu Gast. Wie er dann so herumgeht in der schönen Stadt und sich die Häuser anschaut und die Kirchen, da ist er an einem Kloster stehen geblieben, da war Musik und Gesang, und die Klosterfrauen sind von einer Procession gekommen und justament wieder eingezogen in die Kirch'. Da hat der Erzherzog die Frau Claudia erblickt, die in all' ihrem Leidwesen doch noch so schön gewesen ist, daß ihm war, als

hätt' er noch nie ein so schönes Weibsen gesehen, und wie er nachfragt und erfährt, wer die schöne Nonn' ist, da hat er sich selber vorgenommen: die sollt' seine Ehegesponsin werden und keine andere."

„Merkwürdig," rief Lisbeth aus, „das ist ja wie in der schönen Magellone oder in einem andern von den alten Märchen."

„Es kommt wohl noch merkwürdiger!" fuhr Schildhofer fort. „D'rauf also ist der Herzog fort, ohne sich zu entdecken, und wie er nach Rom gekommen ist, hat er dem heiligen Vater den Pantoffel geküßt und seine Bischofsinsel zu Füßen gelegt, und der Papst hat ihm die geistlichen Würden abgenommen und hat ihm aufgetragen, zur Erkenntlichkeit dafür sollt' er ein Kloster stiften in seinem Land. Der Erzherzog hat das gelobt und hat, wie er wieder heim'kommen ist, das Franziskanerkloster in Reute gebaut. Zuvor aber hat er eine Pilgerkutte angezogen und hat eine Wallfahrt gemacht nach Loretto und ist in dem Gewand weiter gegangen bis nach Florenz. Dort hat er sich wie ein armer Pilgrim an die Klosterporten gestellt und hat mit den Bettlern und Bresthaften gewartet, bis die Porten auf'gangen ist, und die Schwester Claudia ist herausgekommen und hat Brod und Almosen vertheilt unter die Amen. Da hat er auch die Hand aufgehoben um eine Gab', und die fromme Schwester hat ihm ein Goldstück gegeben — es mag ihr wohl so vorgekommen sein, daß in der Kutte kein gewöhnlicher Pilger steckt. Der Pilger aber hat mit der Gab' auch die Hand der Geberin ergriffen und nit mehr losgelassen und hat sich die Hand ausgebeten für immer. Die fromme Klosterschwester ist voller Verwirrung davongegangen, aber sie hat nicht Nein gesagt, und ist nicht lang' angestanden, so hat sie von Herzen Ja gesagt und ist bald darauf in Innsbruck eingezogen als Herrin von Tirol. Es können jetzt dreizehn

Jahre sein, da ist das Landvolk in Wehr und Waffen dagestanden von Wilten herein bis in die Stadt, daß man auf den Köpfen hätte gehen können. Triumphbögen waren aufgebaut einer an dem andern, und neun Tage lang war kein Ende mit Festlichkeiten und Lustbarkeiten, Comödie und Kopfrennen und Kübelrennen, und man hätt' meinen sollen, nun wär' das Glück da an allen Ecken und Enden!"

„Man hätte meinen sollen?" fragte das Fräulein. „So war das Glück nicht wirklich da?"

„Zwischen Erzherzog Leopold und Frau Claudia — ja, da war's wirklich da, das Glück! Die lebten wie die Engel im Himmel, aber es ist ihnen keine Stund' vergönnt gewesen, wo sie das Glück hätten genießen können in Ruh' und Frieden! Die Kriegsnoth nahm kein End', sie mußten ein paarmal flüchten mit Sack und Pack — das Erdbeben kam, und die Berggipfel sind herabgefallen, und ganze Dörfer eingestürzt — dann ist die Pest hereingebrochen in's Land' und die Leut' sind umgefallen und weggestorben wie die Mücken' das wilde Feuer hat gezündet, und von halb Innsbruck ist kein Stein auf dem andern geblieben — und überall ist Elend gewesen und große Noth. Das war eine bittere Beigab' zu dem Glück, und nach sieben Jahren hat sich der Erzherzog hingelegt in der besten Kraft und ist nit wieder aufgestanden. Dort vorn, wo der Garten anfangt, da ist das Schloß gewesen, in dem sie zumeist gehaust haben; es war nur von Holz gebaut wegen des Erdbebens und hat Ruhelust geheißen — ich mein' aber, der Herzog wird nit viel Ruh' darin gehabt haben, bis er die ewige Ruh' gefunden hat. Er ist darin gestorben und ist noch auf dem Paradebett gelegen, da ist das große Feuer ausgebrochen, und das Schloß Ruhelust ist zusammengebrannt bis auf den Grund — mit genauer Noth hat sich die Frau Claudia mit ihren Kin-

dern und mit dem Leichnam gerettet aus dem brennenden Gebäu!"

Der Erzähler schwieg und sah einen Augenblick vor sich hin; das Fräulein war ergriffen und neigte die thränenschimmernden Augen tief und innig auf das in ihrem Arme schlummernde Kind herab. „Das ist die Geschicht', die ich zu erzählen hab'," begann Schildhofer nach einiger Zeit, „so glücklich ist die Frau Claudia gewesen in ihrem Leben, — und ich wollt' eins von meinen gesunden Augen darum geben, wenn ich's nit ganz deutlich und nahe vor mir sähe, daß es noch nicht aus ist mit all' dem Glück . . ."

Er stand mit einem halb unterdrückten Seufzer auf. Auch das Fräulein sah empor und schien etwas sagen zu wollen; ihr Blick blieb aber an dem Eingange des Gartens hängen, und sie verstummte. Schildhofer entging beides nicht; unbefangen wendete er sich nach der gleichen Richtung und sagte dann: „Ei ei, die Excellenz um die Zeit im Schloßgarten? Ist das nicht die Stunde, wo er dem Erbprinzen Unterricht geben soll? Gewiß ist der Lotterbub' wieder auf und davon! — Ich will ihm doch entgegen und will hören, was er will."

Damit ging er Biener entgegen, der in der Hauptallee langsam dahergeschritten kam. „Jetzt weiß ich," brummte er vor sich hin, „was vielleicht noch kein anderer Mensch weiß! Das kann ich nützen und kann helfen, ohne daß Jemand merkt, wer geholfen hat." Das Fräulein schien sein Weggehen gar nicht zu bemerken; sie war wie zuvor über die kleine Pold'l gebeugt und bewachte ihren Schlummer. —

Auf der Stirne des Staatskanzlers lag eine düstere Falte, und er schien unmuthig unter den Bäumen zu suchen. „Hast Du den Erbprinzen gesehen, Alter?" fragte er, als er Schildhofer erblickte. „Hab' ich's doch gleicht gedacht,"

erwiderte dieser, „daß es dem Prinzen gilt! 's ist just nit die Zeit, daß man Dich sonst im Hofgarten sieht! Ich meine, ich hätt' ihn vorhin drüben im Baumgarten gesehen und seinen Hofmeister bei ihm! Siehst Du, da ist er auch schon und kommt dort hervor hinter der weißen Figur mit der Sichel und dem Aehrenbüschel."

In der bezeichneten Richtung erschien der Erbprinz Ferdinand Karl, ein Knabe in jenem Mittelzustande, welcher den Uebergang zum Jünglingsalter zu bilden pflegt. Er war hoch aufgeschossen, aber schmächtig; das Gesicht hatte die Fülle und Röthe der Kinderzeit etwas verloren, aber aus den schmaleren und blasser gefärbten Zügen funkelte das dunkle Auge mit erhöhtem Feuer und bildete einen bedeutsamen Gegensatz zu dem reichen blonden Gelock, das unter dem aufgekrämpten Hute über den Nacken herabfiel. Der Prinz trug einen gürtellosen Kittel von grauem gerissenem Sammet und über'm Arme eine Armbrust; in der andern Hand hielt er ein paar todte Vögel. Hinter dem Prinzen erschien dessen Hofmeister, Freiherr von Romi, eine ältliche, etwas hagere Gestalt, welcher der braune Koller und Mantel, beide reich mit Gold gestickt, schlecht zu Gesicht standen, denn Gesicht und Haar waren mißfärbig und schienen mit einander an Grauheit zu wetteifern.

„Durchlaucht scheinen vergessen zu haben," sagte Biener zu dem sicher näher kommenden Prinzen, „dies ist die Stunde für den Geschichts-Unterricht."

„Ich habe es nicht vergessen," erwiderte der Prinz mit Zurückhaltung, „aber ich hatte keine Lust . . ."

Der Obersthofmeister trat hinzu und fügte, wie zur selbstverständlichen Erklärung bei: „Durchlaucht haben gewünscht, den schönen Morgen zu einem kleinen Jagdvergnügen zu benützen . . ."

„Und wie ich sehe," entgegnete Biener ernst, „ist das

Jagdvergnügen den Singvögeln des Gartens bereits theuer zu stehen gekommen — aber Seine Durchlaucht dürfen zu dieser Stunde keinen andern Wunsch haben, als den Geschichts-Unterricht . . ."

„Aber," bemerkte Freiherr von Romi, „wenn Seine Durchlaucht eben zu befehlen geruhen . . ."

„So ist zu bedenken," rief Biener nachdrücklich, „daß der Erbprinz von Tirol noch nichts zu befehlen hat, und daß, wer einmal befehlen will, vor allen Dingen gehorchen lernen muß! — Wir werden das Versäumte nachholen — in jenem kleinen Gartensaal ist passende Gelegenheit dazu . . ."

„Aber wenn ..." sagte der betroffene Hofmeister, doch der Kanzler fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „Ich gehe in den Gartensaal und erwarte, ob es Seiner Durchlaucht nicht belieben wird, mir zu folgen."

Die ruhige Entschiedenheit Biener's entwaffnete den Unmuth des Prinzen, der nicht übel Lust zu haben schien, dem Befehle zu trotzen. Bleich, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, folgte er dem Kanzler, während Freiherr von Romi sich unwillig abwendete und aus dem Garten eilte.

Biener nahm an einem Wandtischchen des kleinen Gartensaales Platz, der eigentlich nur ein kleines zierliches Gemach bildete. Die Wände waren nach drei Seiten vollkommen geschlossen und mit aufgeklebten Muscheln, Steinen und Felsstücken in eine Art Grotte verwandelt. Im Hintergrunde rauschte ein Brunnen in eine zierlich überströmende Schale herab und erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthalts, der alles Licht durch die Thüre und die unmittelbar neben ihr angebrachten breiten Fensteröffnungen erhielt. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, begann Biener seinen Vortrag an den Prinzen, der sich ihm widerwillig und mürrisch gegenüber gesetzt hatte.

Den Inhalt desselben bildete ein Theil der römischen Geschichte, das Leben und Ende des Kaisers Nero, das Biener in allgemeinen großen Umrissen erzählte. „Dies war der schauervolle, aber naturnothwendige Ausgang eines der verworfensten Menschen," schloß er, „die je ein Land unglücklich gemacht und einen Thron besudelt haben — ein erschütterndes Beispiel, wohin Verweichlichung und Genußsucht zu führen, in welche Abgründe sie zu stürzen vermögen! Beinahe noch ein Jüngling an Jahren, endete Nero als Greis in allen Lastern, und doch war er im Grunde seines Wesens kein schlechter Mensch, sondern mit allen Kräften des Geistes und des Gemüths zum Herrlichsten und Edelsten ausgerüstet. Sein Verderben war die Lust zum Genusse, die Scheu vor Anstrengung und steter Thätigkeit und vor Allem der hochmüthige Wahn, besser zu sein, als seine Untergebenen!"

„Mich dünkt," warf der Prinz etwas gereizt ein, „daß er als Fürst wohl auch etwas Besseres war, als seine Untergebenen!"

„Insofern er eben der Fürst und Herr war," entgegnete Biener, den Prinzen fest anblickend, „war er in der äußern Erscheinung allerdings etwas Besseres, als die Untergebenen und Beherrschten, aber nur äußerlich, — innerlich, an sich und dem Begriffe nach, war er wohl ein Mensch, wie sie alle." Er hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er noch ernster fort: „Ich höre und erkenne aus diesen Worten die verderblichen Einflüsterungen, die Ihnen gemacht werden, Durchlaucht — aber glauben Sie mir: die Ihnen derlei sagen, sehen in Ihnen nur den künftigen Machthaber, bei dem sie sich jetzt schon einschmeicheln wollen. Ich will das nicht: ich will Ihnen eher mißfallen, aber ich will, so viel wenigstens an mir liegt, sorgen, daß der künftige Machthaber vor Allem seine Macht recht begreifen lerne. Hat er das, dann wird es auch



am richtigen Gebrauche nicht fehlen, und darum muß ich Sie, auch wenn es Ihnen Unlust verursacht, dazu anhalten, daß Sie Ihren Blick von den Beispielen der Geschichte nicht abwenden, sondern, sie ruhig betrachtend, erkennen, wohin der Mensch und Fürst gelangt, der gewohnt ist, nur seinen Neigungen und augenblicklichen Eingebungen zu folgen!"

Der Prinz hörte abgewendet zu, aber über seine Wangen flog unwillige Röthe. „Ich hoffe darum doch kein Nero zu werden," sagte er, „wenn mir auch einmal lieber war, Vögel zu schießen, als Geschichte zu hören!"

„Sie werden kein Nero sein," sagte Biener mit feierlicher Würde: „ich hoffe und glaube das — aber Sie werden es nur dann nicht sein, wenn sie ernstlich wollen und das anscheinend Kleine nicht gering achten! Die flüchtige Neigung kann zur Gewohnheit, und die Gewohnheit zur Leidenschaft werden, wie das unscheinbare sich ablösende Steinchen im Stürzen sich zur Lawine anwälzt, die ganze Thäler verschüttet! Weil Nero es nicht gelernt hatte, in kleinen Dingen seine Neigungen im Zaume zu halten, sind ihm die Zügel entschlüpft, und das rasende Gespann ist mit ihm durchgegangen über die Leichen seiner Mutter und seines Lehrers und über die rauchenden Ruinen von Rom!"

Der steigende Unmuth des Prinzen vermochte sich nicht anders Luft zu machen, als in ein paar Thränen, die ihm heiß in die Augen traten. „Das ist zu viel!" rief er. „Diese bloße Besorgniß ist eine Beleidigung!"

„Das ist sie nicht: das kann und soll das Wort des Lehrers nicht sein — aber weil ich Sie kenne, Prinz, weiß ich, daß es nöthig ist, um des Eindrucks willen Ihr Herz zu erschüttern! Es ist mir gelungen, und ich freue mich der Thränen in Ihren Augen: sie sind ein glückverheißender Morgenthau für dieses Land! — Nun aber

haben Sie die Güte und wiederholen in Kürze die Geschichte Nero's."

„Erlassen Sie es mir," sagte Ferdinand Karl, „ich bin zerstreut . . ."

„Dann muß ich bitten, Ihre Gedanken zu sammeln!"

„Aber ich will nicht!" rief der Prinz aufspringend. „Ich will mich nicht quälen lassen! Ich habe keine Lust dazu!"

„Dann werden Durchlaucht es mit Unlust thun! Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und machen Sie nicht, daß ich Sie zwingen muß, zu gehorchen!"

„Gehorchen?" rief der Prinz außer sich. „Ich Ihnen? Der Erbprinz von Tirol einem Unterthan?"

„Das wirst Du, ungerathener, trotziger Knabe!" unterbrach ihn Erzherzogin Claudia, welche, von Beiden unbeachtet, herangekommen war und nun, von Schildhofer und einigen ihrer Frauen begleitet, in der Thüre des Gartensaals stand. „Nicht einem Unterthan wirst Du gehorchen, sondern meinem höchsten Rath und Kanzler und Deinem Lehrer! Noch hast Du keine Unterthanen und mußt erst abwarten, ob Du für werth gefunden wirst, welche zu haben! Augenblicklich wirst Du Seine Excellenz wegen Deines Ungehorsams um Verzeihung bitten!"

Der trotzige Knabe fuhr empor und nahm eine Stellung an, welche deutlich zeigte, daß er in seinem Trotze beharren wollte. „Nicht doch!" rief der Kanzler. „Mit Ihro Durchlaucht gnädigster Erlaubniß — das soll der Prinz nicht! Verzeihung ist unnöthig, wo auf der einen Seite kein Groll, auf der andern keine Absicht, zu beleidigen, besteht. Wir reichen uns die Hände, und Alles ist vergessen!"

„Er ist zu gut, Biener!" sagte die Herzogin. „Er verdirbt den Buben selbst — aber weil Er's meint, mag's darum sein! Geh' denn," fuhr sie, gegen den Prinzen ge-

wendet, fort, „aber sieh' Dich vor, daß ich etwas Solches nicht wieder höre, sonst werde ich die Strafe dictiren, und ich werde nicht so gelinde sein, wie der Kanzler!"

Ferdinand Karl verneigte sich ehrerbietig vor seiner Mutter, küßte ihr die Hand und wendete sich, zu gehen, ohne auf den Kanzler zu achten, der seitwärts stand und sich anschickte, dem Prinzen die Hand zu bieten. „Nun," rief ihm Claudia streng nach, „vergissest Du, Seiner Excellenz die Hand zu reichen?"

Der Prinz blieb am Ausgange stehen und machte eine tiefe Verbeugung. „Excellenz haben mir erlassen, Sie um Verzeihung zu bitten!" sagte er kalt und war verschwunden.

„Da sieht Er, ob ich Recht habe!" rief die Herzogin, indem sie sich auf einem neben dem Fenster angebrachten Divan niederließ und ihrem Gefolge zuwinkte, sich etwas zurückzuziehen. „Er ist zu nachsichtig! Die Unbotmäßigkeit Ferdinand's macht mir ernstliche Sorgen!"

„Durchlaucht haben nicht Ursache, sich drüber zu beunruhigen!" entgegnete Biener. „Der edle Most soll einst noch edlerer Wein werden und beginnt zu gähren: eine Gährung aber geht nicht ohne Schäumen und Aufbrausen vor sich."

„Meint Er? Nun Gott geb' es! Es ist mir lieb, daß ich Ihn gefunden habe, Biener — es wird bald so weit kommen, daß ich Ihn keinen Augenblick von meiner Seite lassen kann; die Sorgen und Geschäfte drängen sich, daß ich bald nicht mehr wissen werde, woran ich zuerst denken soll, und woran zuletzt! Ich muß es übel empfinden, daß ich nur eine Frau bin, und daß wir Frauen zum Regieren nicht geschaffen sind!"

„Durchlaucht schmähen sich selbst — wenn das je geglaubt werden konnte, so haben Sie das Gegentheil bewiesen!"

„Sag' Er das nicht . . . ich halt' Ihn für den Ein-

zigen unter meinen Räthen, der mir nicht schmeichelt — ich möchte das auch in Zukunft von Ihm glauben können! Ich habe schlimme Nachrichten aus dem Reiche — der Lüneburger hat sich offen für den Schweden erklärt, und Banner ist neuerdings in Böhmen eingefallen und ruinirt kaiserliche Lande zugleich mit dem wüthigen Torstensohn! Ich fürchte, die Gefahr kommt bald wieder nahe genug an uns heran! Der Kaiser scheint einen Hauptschlag vorzubereiten und zieht Alles an sich. Für die nächsten Wochen werden wir wieder einen Durchmarsch von Spaniern haben, die Feria commandirt."

„Der Kaiser hat den Reichstag nach Regensburg einberufen bis zum Winter und wird daran denken, seine Macht dort zu sammeln!"

„Er kann recht haben — aber Er glaubt nicht, wie all' das mich anstrengt und ermüdet. Es ist vielleicht eine Schande, daß ich das sage, aber ich sag' es auch nur Ihm, weil ich Ihm zutraue, daß Er mich deswegen doch nicht verkennt! Ich will ja gern für Tirol und die Tiroler sorgen, wie eine Frau und Mutter für ihr Haus und für ihre Kinder sorgen kann — aber dies wüste Getreib' und Gewirr von offenen und versteckten Absichten, von Hinterhalten und Winkelzügen, während Mord und Brand an allen Ecken wüthen . . . das widert mich an, das entrüstet mich innerlich! Ich kann es leider nicht ändern, ich muß aushalten und das blutige Spiel durchmachen, in das ich mit verwickelt bin, aber weil ich es nicht anders kann, flüchte ich mich wenigstens innerlich und geistig daraus hinweg . . . Ach, in meinem Tasso, in meinem Meister Lodovico ist eine andere Welt!"

„Eine schönere Welt, Durchlaucht — aber leider eine unwahre!"

„Sieht Er, das mein' ich nicht," rief die Fürstin mit lebhafter glänzendem Auge, „ich meine, diese schönere Welt

wäre auch die wahre — aber wir sind so umgeben von schweren irdischen Dingen, daß sie uns nur wie ein Traum oder wie eine verhüllte Ahnung erscheint! Jedenfalls ist es schön, sich in diese schöne Welt zu versetzen und d'rüber auf einige Stunden die wahre und wirkliche zu vergessen. Ich habe mir eine solche Unterhaltung ausgedacht. Kennt Er Guarini's Pastor fido? Was meint Er davon?"

„Es ist eine zarte, sinnige Dichtung," sagte der Kanzler, „aber der beste Beweis für meine Behauptung. Die Heimath dieser seligen Schäferwelt ist nur in den Wolken, fern von der harten Erde, über welche die Pflugschaar gehen muß und das Schwert — aber es ist Guarini gelungen, darin wie kein Anderer Ton und Ausdruck der Liebe zu treffen."

Claudia wandte sich leicht ab. „Findet Er das?" sagte sie mit einiger Beklommenheit. „Nun — Er muß es wohl verstehen, Er ist ja auch ein Stück von einem Poeten! — Ich habe den Pastor fido wieder gelesen und bin auf den Gedanken gekommen, ihn zu einem deutschen Spiele einrichten und aufführen zu lassen . . ."

Sie hielt eine Antwort erwartend inne und suchte in den Taschen ihres Kleides, aus welchen sie dann ein kleines, glänzend gebundenes Büchlein hervorzog.

„Ein schöner Gedanke," sagte Biener zögernd, „dessen Ausführung allerdings lockend sein mag!"

„Er verspricht wenigstens für einige Zeit Zerstreuung und Unterhaltung. Ich will den großen Saal zu einem Theater einrichten lassen, mein Maëstro wird die Musik dazu schreiben, und die Anzüge der Schäfer und Schäferinnen sollen auf's Prächtigste angefertigt werden. Die Rollen hab' ich mir schon vertheilt; ich will Ihm die Liste zeigen. Nur mit den Mädchen und mit den Liebespaaren bin ich noch nicht ganz im Reinen. Silvio, der wilde Jäger, der nur an seinen Hund denkt, wird für den jungen

Grafen Stadion vortrefflich passen, und die schmachtende Dorinde, die sich als Wolf verkleidet, um von dem spröden Geliebten verwundet zu werden, ist wie gemacht für meine schöne schwärmerische Romani. Die intriguante schelmische Corisca ist geeignet für die Königseck — nur mit dem Hauptpaare, mit dem treuen Schäfer Mirtillo und Amarillis, der holden Unschuld, bin ich noch etwas in Verlegenheit. Ich denke der junge Fugger ist hübsch und gewandt genug um mit dem zärtlichen Schäfer zurechtzukommen, und bei der Schäferin hab' ich an mein Kammerfräulein, die Hohenstainer, gedacht . . . Meint Er nicht auch?"

„Allerdings," rief Biener, „das Fräulein ist eine so zarte, stille Schönheit, daß sie sich vortrefflich zur Amarillis eignen wird!"

„Sieh da," entgegnete Claudia lächelnd, „wie fein mein gestrenger, ernsthafter Herr Kanzler die Schönheit meiner Damen zu beobachten und zu klassificiren weiß! Es freut mich aber, daß Er damit einverstanden ist: ich will sogleich meine Befehle geben — ich freue mich ungemein darauf und will den Gedanken so bald als möglich ausgeführt sehen."

„Durchlaucht thun daran vollkommen Recht: auch ich würde sehr zur Beschleunigung rathen."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick und sah den Kanzler überrascht an. „So?" fragte sie dann. „Und warum thut Er das?"

„Damit das Vergnügen Ihro Durchlaucht nicht gestört werde. In kurzer Zeit wird sich der offene Landtag hier versammeln, der wegen der neuen Geldbewilligungen einberufen ist. Durchlaucht ist bekannt, daß die durch alte Verträge mit Tirol vereinigten Fürstenthümer Brixen und Trient längst mit dem Gedanken umgehen, sich von uns zu trennen und unmittelbar unter des Reiches Hoheit zu stellen. Sie haben schon öfter versucht, die nöthigen, sie

treffenden Beiträge an Geld und Soldaten zu verweigern: ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß sie mit andern Unzufriedenen in Unterhandlung stehen und diesen Zeitpunkt allgemeiner Verwirrung und Bedrängniß in verrätherischer Weise benützen wollen, den Versuch zu erneuern!"

Claudia war nachdenklich geworden und sah sinnend vor sich hin. „Vielleicht besinnen sie sich im letzten Augenblicke!" sagte sie dann. „Mancher spielt mit dem Können gar freimüthig, tritt aber bedenklich zurück, wenn er anstatt ‚Ich kann das' sagen soll: ‚Ich will es!' — Und wir brauchen wohl viel Geld?" fuhr sie nach kurzer Pause fort. „Und brauchen es nothwendig?"

„Ja, Durchlaucht," erwiderte der Kanzler, „die Cassen sind erschöpft. Die Einnahmen haben sich gemindert, die Anforderungen steigen. Die Vollendung und Unterhaltung der Festungen und Engpässe, der Unterhalt der Regimenter verlangt immer größere Summen. Die Klausen am Ehrenberg und jene von Finstermünz erfordern allein im geringsten Anschlage . . ."

Die Fürstin winkte ihm zu, abzubrechen, stand auf und schritt nachdenklich durch das kleine Gemach. Dann blieb sie vor dem Kanzler stehen, sah ihm ruhig lächelnd in's Gesicht und sagte: „Ich habe Ihn schon verstanden, Biener, wenn Er auch weit ausholt und es gar fein anlegt! — Ich will den Pastor fido noch einmal lesen statt der Aufführung . . ."

Der Kanzler ergiff feurig die Hand der Fürstin und führte sie ehrfurchtsvoll an seinen Mund. „Durchlaucht," rief er ergriffen, „gesegnet ist das Land, über dem ein solches edles Gemüth waltet, dem kein Wunsch zu lieb ist, um ihn nicht für das Wohl von Land und Volk dahin zu geben!"

„Still," unterbrach sie ihn, „nicht loben! Das mag ich nicht hören — und dann, das Gemüth macht es allein

nicht aus! Es ist manchmal gar sehr nothwendig, daß der Verstand als Kanzler daneben steht — aber das Gemüth ist dem Verstande dafür dankbar und beklagt nur, daß es den Dank nicht durch die That zeigen kann..."

„Eurer Durchlaucht Gnade ist mir der schönste Dank!"

„Ich glaub' Ihm das — aber ich muß doch einmal an's Zahlen denken, ich komme immer tiefer in Seine Schuld! — Da hab' ich gestern Seine Rechnungen über die Verwaltung der Güter in Göppingen durchgesehen. Er hat gut gewirthschaftet, hat das Unnöthige verkauft und doch die Einnahme gesteigert . . ."

„Wenn Durchlaucht finden, daß ich meine Pflicht gethan habe, bitte ich, nur zu befehlen, daß mir über die Rechnung ein förmliches Absolutorium in üblicher Form zugefertigt werde . . ."

„Ein Absolutorium? Er verlangt etwas Schriftliches darüber, daß ich mit Ihm zufrieden bin? Ich denke, das soll's nicht brauchen zwischen Ihm und Herzogin Claudia. Die Rechnungen bleiben in meiner Hand — ist Ihm da mein Wort nicht genug?"

„Es ist nicht um meinetwillen, daß ich darum bitte, Durchlaucht," entgegnete Biener bedenklich, „der ordentliche Geschäftsgang verlangt es so."

„Ordentlich!" rief Claudia in unmuthiger Bewegung. „Geschäftsgang! Man soll aber sehen und erkennen, daß Seine Stellung in diesem Lande eine außerordentliche ist! Ich will nicht, daß Alles, was Er mir vorträgt, wie ein Geschäft verhandelt wird . . ."

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber sie hielt inne und setzte sich wieder auf den Divan. Das Exemplar des Pastor fido war auf demselben liegen geblieben; sie nahm es in die Hand und blätterte achtlos darin.

„Zürnen mir Durchlaucht nicht," entgegnete Biener befangen, „wenn ich darüber anderer Meinung bin — die

Geschäfte sind es ja allein, welchen ich das Glück verdanke, vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen . . ."

„Er hat ganz Recht!" erwiderte sie wie zuvor, ohne ihn anzublicken. „Fürsten sind nur dazu da, für Andere zu sorgen und nie an sich selbst zu denken! Es geschieht nur manchmal auf Augenblicke, daß ich darauf vergesse!"

In Biener stieg wider Willen die mühsam zurückgehaltene Gluth empor. „Dennoch ein erhabenes Schicksal!" rief er feurig. „Aber was würde des Tollkühnen warten, der darauf vergäße und zu Ihro Durchlaucht anders emporzublicken wagte, als zu seiner erhabenen Fürstin!"

Claudia antwortete nicht; sie blickte fest in das Buch, als hätte sie des Kanzlers Worte nicht gehört, aber die fliegende Röthe der Wangen verrieth, daß ihr weder Laut noch Sinn entgangen war. Sie schwieg eine Zeit lang und las für sich auf der zufällig aufgeschlagenen Seite fort.

Dann las sie halblaut mit eigenthümlicher Betonung und einem schwach verhehlten Seufzer:

„Entfernung macht die schwerste Wunde heilen . . ."

Der Kanzler ließ seinen Blick überrascht auf der schönen Frau ruhen und fuhr in den Worten des Gedichts mit bewegter Stimme fort:

„Doch wer die Wunde mitträgt, flieht umsonst!"

Betroffen ließ Claudia das Buch sinken und begegnete dem feurig auf sie gerichteten Auge des Kanzlers. „Wie?" flüsterte sie. „Er kann den Pastor fido auswendig?"

„Das nicht; aber als ich Student war bei den Jesuiten in Amberg, wurde das Spiel aufgeführt. Mir war die Rolle Mirtill's zugetheilt — davon ist eine und die andere Stelle in meinem Gedächtniß hängen geblieben . . ."

„So wollen wir sehen, wie weit Sein Gedächtniß Ihm getreu geblieben ist . . .“ Sie blickte in das Buch und fuhr fort:

„Vor neuem Reiz entweicht die alte Liebe . . .“
„Eh' Herz und Seele sich verwandelt, nicht . . .“

entgegnete Biener mit dem vollen Ausdrucke der Empfindung. Auch sie fuhr mit steigender Wärme fort:

„Es bricht die Zeit zuletzt der Liebe Schmerz . . .“

und erhob sich wie unwillkürlich, als Biener feurig erwiderte:

„Doch erst hat Lieb' gebrochen schon das Herz!“

Fürstin und Kanzler standen sich gegenüber; in ihren schönen Augen schimmerte eine Thräne, während Biener unter der Last des einstürmenden Gefühls zu erbeben schien.

„So giebt es keine Heilung denn für solche Noth?“

fragte sie mit weichem, erschüttertem Tone. Der Kanzler faßte sich nicht mehr: im ausbrechenden Feuer ergriff er die nicht widerstrebende Hand der Fürstin und rief, indem er dieselbe küßte und sich auf ein Knie niederließ:

„Nein, keine Heilung — keine, denn der Tod!“

Glühend und wortlos blieben Beide einen Augenblick in der selbst vergessenen Stellung; die Erklärung war gekommen, und mit dem nächsten Athemzuge mußte das Wort der Entscheidung fallen.

— „Mit Verlaub, Frau Claudia,“ rief Schildhofer unterbrechend, „der Herr Oberſthofmeister von Nomi und das Fräulein Lisbeth wollen mit Dir sprechen!“ Der Bauer stand in der Thüre des Salons und ließ einen Blick finstern Vorwurfs auf dem Kanzler ruhen.

„Steh' Er auf,“ sagte die Fürstin schnell gefaßt, „wir müssen unsere Comödienprobe unterbrechen. Es ist

Schade, daß aus der Aufführung des Pastor fido nichts werden kann — ich wäre jetzt nicht mehr in Verlegenheit, die Rolle des Mirtillo zu besetzen . . .“

„Erlauben Ihro Durchlaucht, mich zu entfernen,“ sagte Biener, „es wird Zeit sein, mich zum Begräbniß der Frau Kammerpräsidentin, Gräfin von Wolkenstein, zu begeben . . .“

Auf Claudias' Wink verabschiedete sich der Kanzler mit tiefer Verbeugung. Die Fürstin rief Schildhofer zu: „Laß mir das Fräulein herein — der Freiherr soll warten. Nun?“ fuhr sie fort, als diese eintrat. „Wo bist Du denn, Lisbeth? Ich habe Dich ja den ganzen Morgen noch nicht gesehen, und selbst mit den Kindern hab' ich Dich umsonst erwartet . . .“

„Durchlaucht,“ erwiderte Lisbeth, „die Prinzessinnen verlangten in's Freie, und da der Morgen so gar schön war, übernahm ich es, sie in den Garten zu bringen ...“

„Ja ja, und über den Kindern hast Du die Mutter vergessen — das ist schon das Loos der Mütter, in das man sich finden muß . . .“

In Lisbeth's Gemüthe klang noch Schildhofer's Erzählung von den Leiden der hohen Frau nach und ließ diese Worte einen tiefern Eindruck machen, als beabsichtigt war. Sie empfand dieselben als die leise Klage eines gepreßten Herzens, und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Was hast Du, Kind?“ fuhr die Fürstin fort, als sie dies bemerkte. „Du mußt nicht so weich sein, daß ein einziges Wort Dich zu Thränen bringt. Es sollte kein Vorwurf sein, sondern nur ein Beweis, wie gern ich Dich um mich habe, und wie sehr ich Dich vermisse . . .“

„O meine gute Fürstin,“ rief Lisbeth, gerührt deren Hand küssend, „. . . meine beste Mutter!“

„Es ist zwar,“ erwiderte Claudia lächelnd, „für meine weibliche Eitelkeit keine Schmeichelei, daß ich schon ein so

großes Töchterchen haben soll — aber Du hast Recht, Lisbeth: dem Herzen nach bin ich Deine Mutter und will es sein! — Wie ist es denn, hast Du Dir Deine Rolle in dem Schäferspiele schon angesehen?"

Das Fräulein erröthete. „Nein," sagte sie befangen, „zürnen Durchlaucht nicht, aber es fällt mir gar zu schwer. Ich kann mir gar nicht einbilden, wie ich das Alles sagen und mich in eine fremde Person verstellen soll. Ich werd' es herzlich schlecht machen, Durchlaucht!"

„Meinst Du?" lachte Claudia. „Nun, Du brauchst Dich nicht zu ängstigen deswegen — ich habe mich anders besonnen; es ist nichts mit der Comödie — obwohl es mir im Grunde leid thut..." Sie hielt die Hand auf den Scheitel des Mädchens und sah ihr liebevoll in das schöne, offene Antlitz... „Ich hätte Dich gern als Amarillis gesehen... Aber was führt Dich eigentlich jetzt hierher? Du willst etwas von mir?"

„Mich beurlauben, Durchlaucht. Die Gräfin Königseck war so gütig, mich einzuladen, den Leichenzug der Gräfin Wolkenstein von den Fenstern ihrer Wohnung aus anzusehen... Wenn Durchlaucht erlauben..."

„Geh' immerhin," erwiderte Claudia, „aber Du wirst Eile haben; ich meine, das Grabgeläute beginnt bereits." Aus der Stadt klangen die ersten Töne feierlicher Glocken herüber; zugleich trat der Oberhofmeister Freiherr von Nomi in die Thüre des Gemachs und verbeugte sich mit feierlichstem Anstande. „Was ist denn mit Ihm, Nomi?" rief ihm die Fürstin entgegen, „Er ist ja noch blasser als sonst und macht ein Gesicht, als wenn Er auch mit der Klage gehen wollte! Was will Er denn?"

„Durchlaucht um meine Entlassung bitten!" erwiderte Nomi mit wehmüthigem Ernste.

„Was fällt Ihm ein? Warum will Er Seine Entlassung?"

„Durchlaucht," begann der Hofmann feierlich, „haben mir die Aufsicht und Erziehung des durchlauchtigsten Erbprinzen Karl Ferdinand übertragen, und ich habe mich nach Kräften bestrebt, die hohe Commission zu erfüllen — leider mußte ich mich überzeugen, daß ich es nicht im Stande bin, und muß daher um meine Entlassung bitten . . ."

„Was steckt da wieder dahinter!" rief die Herzogin unmuthig. „Red' Er, was ist denn geschehen, was Ihn so alterirt?"

„Ich habe eingesehen, daß meine Principia über Erziehung nicht mit den Theorien übereinstimmen, die Seiner Durchlaucht von anderer Seite beigebracht werden, und da ich unvermögend bin, diesen mächtigen Einfluß aufzuwiegen, so bleibt . . ."

„Abgeschmackte Redensarten!" unterbrach ihn Claudia. „Wen meint Er mit dem mächtigen Einflusse? Wer bringt dem Erbprinzen unrichtige Grundsätze bei?"

„Ich bedaure, es sagen zu müssen — Seine Excellenz der Herr Staatskanzler . . ."

„Dacht' ichs doch!" rief Claudia halblaut vor sich hin und setzte sich wieder auf den Divan, auf welchem der bei Schildhofer's Eintritt hingeschleuderte Pastor fido lag. „Und diese Grundsätze?" fragte sie dann.

„Seine Excellenz behandeln den durchlauchtigsten Erbprinzen nicht wie einen jungen Fürsten, sondern wie einen Bürgerlichen — so wie er selber wahrscheinlich in seiner Jugend behandelt wurde. Er sagt ihm in's Gesicht, daß er nichts zu befehlen, sondern zu gehorchen habe . . ."

Daran thut der Staatskanzler sehr recht, und wenn er den Buben so erzieht, wie er erzogen worden ist, so kann ich das nur loben, denn die Erziehung hat gute Früchte getragen! — Ich will von Ihm nicht hoffen, Nomi, daß Er mir den Prinzen in seinem Hochmuthe bestärkt?"

„Durchlaucht, das ist es nicht allein — es sind noch viel abominablere Principia, die gegen alles Staatsrecht verstoßen ...“

„Diese sind?“

„Seine Excellenz sagen dem Prinzen, der Fürst und Monarch eines Landes sei nur durch seine Stellung ausgezeichnet — sonst aber nur ein Mensch wie andere Menschen!“

Claudia war nachdenklich geworden und stützte den Kopf in die Hand, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr ernste Gedanken durch die Seele gingen. „Ich weiß nicht viel vom Staatsrechte,“ sagte sie schmerzlich lächelnd, „aber ich kann Ihm nicht helfen, Nomi, der Staatskanzler hat auch darin Recht! Um meiner Durchlauchtigkeit willen ist mir noch kein Leid aus dem Wege gegangen, und meine fürstlichen Zähne schmerzen mich manchmal, daß ich glaube, sie können einem andern bürgerlichen Menschen nicht weher thun!“

Der Oberhofmeister hatte mit einem Entsetzen zugehört, das ihn beinahe der Sprache beraubte. „Freilich, wenn es so steht,“ stammelte er dann, „wenn Durchlaucht selbst . . . Dann bitte ich, mir nur zu erlauben, nach Wien an Seine kaiserliche Majestät berichten zu dürfen, da Seine Majestät als Obervormund . . .“

„Das mag Er thun!“ sagte die Herzogin mit Hoheit. „Auch ich werde dem Kaiser berichten und ihm sagen, daß die Mutter vor dem Vormunde kommt . . .“

Damit gab sie dem Freiherrn einen Wink, sich zu entfernen. „Durchlaucht entlassen mich in Ungnade . . .“ stotterte er.

„Geh' Er nur,“ rief Claudia, „ich geb' Ihm mein Wort, daß ich mich über Ihn gar nie erzürne.“

Der Oberhofmeister schob sich unter steter Verbeugung rückwärts zur Thüre hinaus; die Fürstin schwieg einen

Augenblick, dann rief sie Schildhofer zu, der am Fenster gedankenvoll angelehnt stand.

„Warum so ernsthaft, Schildhofer? Hast Du etwas auf dem Herzen?“

„Wohl, Frau Claudia,“ sagte dieser, „aber es ist nicht's Traurig's. Ich hab' Deiner Red' so zugehört und hab' mich darüber gefreut so recht von Herzensgrund . . . Ich hab' mich gefreut,“ fuhr er fort, als Claudia ihn fragend ansah, „daß Du so demüthig bist und in Deiner Herrlichkeit Dich nit für besser halt'st, als uns andere geringe Menschen — das ist wohl die schönste Kron', die Du tragst, Frau Claudia, und die hast Du Dir selber aufgesetzt! — Und doch ist mir nit Alles recht, und was ich da vom Kanzler hab' hören müssen, das will mir gar nit gefallen . . .“

„Was meinst Du?“ fragte Claudia befangen. „Ich habe Dich immer für einen von seinen Freunden gehalten . . .“

„Der bin ich auch, und ich denk', ich werd' es ihm wohl einmal zeigen und beweisen, daß ich ein guter Freund bin von ihm . . . aber es ist mir nit recht, daß er sich so viel Feinde macht; er geht immer gerad' aus und mitten durch und stößt überall an . . .“

„Das könnte mich beinahe beunruhigen . . . solltest Du etwas Bestimmtes wissen?“

„Ich weiß, daß ich Dir gleich in einem Athem in die Zwanzig an den Fingern herzählen kann, die ihm gram sind — jetzt gehört der steife wällische Hofmeister auch noch dazu. Denk' an den Sterzinger Landtag. Selbigesmal ist's gewesen wie jetzt: die Bürger und die Bauern wollten zahlen und beisteuern, wie's Recht und Brauch gewesen ist von jeher . . . die geistlichen Herren aber und die Edelleut' die haben sich losmachen wollen. Da hat der Biener den Vorschlag gemacht, die Bauern und Bürger

seien die Meisten im Lande Tirol, und wenn sie doch allein zahlen und steuern müßten, dann sollten sie auch allein zu reden haben, und in Zukunft sollten die zwei Ständ' allein 'was zu sagen haben auf dem Landtag. Der Vorschlag hat die Prälaten und die Adeligen erschreckt; sie sind zum Kreuz gekrochen, aber dem Kanzler Biener haben sie's in's Wachs gedruckt, und wenn ihn auch die Bürger und Bauern auf den Händen tragen, die Andern passen darauf, bis sie ihm an den Hals können!"

„Sie können ihm nichts anhaben! Sie sollen es nicht, so lang' ich ein offenes Auge habe!"

„Will's glauben, aber viel' Hunde sind des Hasen Tod! Und wenn er nur wenigstens sein böses Maul halten und die Spottreden lassen wollt'! Alle, über die er sich lustig gemacht hat, sind hinter ihm her und tragen ein, wie die Impen, nur mit dem Unterschiede, daß sie lauter Gift und Gall' einsammeln anstatt Honig. Ein Jedes klaubt auf, was es nur erwischen kann, und der Impenstock ist bei dem Montecuculi."

„— Ich habe eine Bürgschaft dafür, auf die ich mich verlassen kann, daß sie etwas Begründetes gegen ihn nicht aufzubringen vermögen: grundlose Beschuldigungen aufzustellen, müssen sie sich selber scheuen — Montecuculi wird es nicht wagen, eine Anklage zu erheben!"

„Das glaub' ich nit — ich mein', er hat's schon gethan; ich hab' heut' morgens seinen Kammerdiener mit einem dicken Heft in's Schloß kommen sehen . . ."

„Wenn auch, es wird ein Gewebe von Albernheiten sein — aber geh' jetzt, Alter, ich will einen Spaziergang durch den Lustgarten nach dem Fasanenhause machen und möchte die Kinder um mich haben: die Hohenstainer soll sie mir holen . . . Nicht doch," fügte sie berichtigend hinzu, „die Madron soll's thun, die Lisbeth ist ja gegangen, den Leichenzug zu sehen."

Das Trauergeläute begann wieder und dauerte fort. Schildhofer ging, aber er zuckte die Achseln und lachte, daß es der Fürstin auffallen mußte.

„Was ist dabei zu lachen?“ fragte sie.

„Nit viel,“ antwortete er, „es ist mir nur so eingefallen, daß der Leichenzug wohl das Wenigste sein wird, wornach das Fräulein schaut!“

„Und wornach sollte sie sonst zu schauen haben?“ fragte Claudia stutzend.

„Wie Du so fragen kannst! Ein junges, bildsauberes Madel, nach was wird das viel zu schauen haben? Bei dem Leichenzuge sind gar so viel schöne Burschen und Herren . . .“

„Thorheit — meine sittsame Lisbeth hat keine solche Gedanken! Ich hätte es längst bemerkt, ich hätte es bemerken müssen, wenn das Gefühl in ihr erwacht wäre, wenn sie irgend Jemand auszeichnete . . . und doch, indem ich es sage, fällt mir auf, seit einigen Monaten ist doch eine Veränderung mit ihr vorgegangen — sie kommt mir stiller, nachdenklicher vor . . . es wäre wohl möglich! Hast Du eine Spur, Alter?“

„Was man halt so sieht mit seinen offenen Augen! Sie wird roth, wenn ein Gewisser kommt oder geht, sie schlagt die Augen nieder oder bleibt stecken mitten in der Red' . . .“

„Nun — und wer wäre das?“

„Das Madel hat keinen schlechten Geschmack und keinen niedrigen Sinn. Vielleicht errath'st Du's, wenn ich sag', daß sie am liebsten da drüben sitzt, am großen Pavillon, wo man unter den Bäumen über den Inn hinübersieht — auf's Büchsenhaus!“

Claudia hatte das Gespräch mit lebhafter Theilnahme geführt; sie war angeregt, aber ruhig, und hatte die Lösung mehr mit neugieriger Spannung, als mit irgend

einer Besorgniß erwartet. Desto gewaltsamer war die Wirkung dieser Worte; sie war jene des stürzenden Felsen, der sich in einem fürchterlichen Augenblicke von der steilen Bergwand ablöst und mit einem Schlage das Thal in der Tiefe in eine Wüste verwandelt, das noch eine Secunde vorher im lachenden Schmucke von Blüthen und Saaten geprangt hatte. Claudia bebte und brach zusammen; sie war einer Ohnmacht nahe, die Augen verschwammen ihr, das fortwährende Trauergeläute dröhnte verstärkt herein, als ob ihr die Schläge das Gehör zersprengen wollten; dennoch behielt die Macht der gewohnten Selbstbeherrschung die Oberhand, sie vermochte, sich aufrecht zu halten, aber vergebens rang sie mit dem nach dem Herzen strömenden Blute, um Athem zu einem Worte der Erwiderung zu finden.

Dem Bauer, obwohl er anscheinend die Fürstin gar nicht im Auge behielt, entging keine ihrer Bewegungen. „Armer Wurm," sagte er leise vor sich hin, „es thut Dir weh, das glaub' ich . . . aber es muß doch sein!"

Endlich gewann Claudia die Sprache wieder. „Biener!" rief sie mit einem Lächeln, das aber schon im ersten schwachen Versuche unterging. „Ich glaube, Du träumst! Wie sollte Lisbeth dazu kommen, den Kanzler zu lieben . . ."

„Wie man halt zu so etwas kommt, und weiß nit wie! Ist der Kanzler nit ein Mann, der einem Madel in die Augen stechen kann? Warum sollt' sie ihn nit lieben?"

Claudia war erschöpft in den Divan gesunken und drückte ein Tuch vor das glühende Gesicht und die brennenden Augen. „Ja wohl — warum sollte sie ihn nicht lieben?" flüsterte sie schmerzlich in sich hinein. „Aber er — ob er sie auch beachtet hat? Ob sie wieder geliebt wird von ihm?" Gedanken und Bilder zuckten ihr wie Blitze durch die Seele, keiner war festzuhalten, und doch standen sie alle in greller Klarheit vor ihr. Sie sah Biener

vor sich, wie er kurze Zeit vorher vor ihr gestanden, sie fühlte sein flammendes Auge auf sich ruhen, sie hörte den nicht zu verkennenden Ton der Empfindung in seinen Worten — das Alles konnte nicht Täuschung, nicht Heuchelei sein... „Nun Alter," sagte sie mit schmerzerzwungener Gleichgültigkeit, „Du sagst mir in der That eine Neuigkeit, die mich überrascht ... aber wie ist es mit dem Kanzler? Erwidert er die Liebe des Fräuleins ...?"

„Das weiß ich justament nit!" entgegnete Schildhofer zögernd, denn so sehr er von der Vortrefflichkeit seines Beginnens überzeugt war, ging es ihm doch schwer von der Zunge, eine Unwahrheit zu sagen. „Wenn ich mir aber Alles zusammenreim' und Eins in's Andere schick', so mein' ich ... es wird nit viel anders herauskommen ..."

„Aber die Beweise, die Gründe dafür?" fragte sie hastig.

„Ja — darnach hab' ich mich gerad' eben nicht umgesehen ... aber ist das Fräulein nit jung und schön? Warum sollt' sie ihm also nit gefallen? Es ist noch nit sehr lang' her — richtig, neulich bei der Aufwartung des spanischen Botschafters ist's gewesen — da sind, wie die Ceremonie aus war, die Cavaliere noch ein bischen beisammen gestanden und haben im Vorbeigehen die Frauen und Fräulein gemustert. Der Kanzler ist auch dabei gewesen und hat mitgered't, und Du kennst seine Art ... da hat er gesagt, das Fräulein Hohenstainer sei die Schönste unter Allen ... sie sei schön wie der Abendstern, den man schon deswegen gern sehe, weil er die Ruhe bringe, und man wisse, daß nun die lästig glänzende Alltagssonne hinunter sei ..."

Claudia war aufgesprungen und schritt aufgeregt durch das Gemach. „Und wann war das?" rief sie. „Sage mir genau den Augenblick, wenn Du kannst ..."

„Ja, genauer kann ich das nit sagen. Es war justa-

ment, nachdem die Auffahrt vorbei war — Du bist kaum hinaus gewesen aus dem Saal . . .“

„Es ist klar!“ murmelte Claudia heftig, die Anwesenheit des Alten fast nicht mehr beachtend. „Ich kenne die lästig glänzende Alltagssonne!“ Darum diese feine Beobachtung ihrer Schönheit! Er liebt sie . . . ihr galt der Ausdruck und die Empfindung seiner Worte . . . es war wirklich eine Comödienprobe . . . Gut,“ fuhr sie dann fort, indem sie sich zusammenraffte und würdevoll aufrichtete, „es freut mich in der That — es freut mich, zu erfahren, daß zwei Personen sich so gefunden haben, die meinem Herzen die näch . . . die mir so nahe stehen . . .“

„Es kann sein, daß ich Unrecht hab',“ sagte Schildhofer, „aber es ist wohl bald zu erfahren. Wenn Du Gründe und Beweise willst, brauchst nur zu schweigen und sie alle Zwei zu beobachten in der Still' . . .“

„Ich? Wozu?“ fragte die Fürstin stolz. „Mögen sie ihre Wege gehen und sehen, ob sie zum Glücke gelangen!“

„Freilich wohl; ich kann mir's denken, daß es Dir gleichgültig ist — aber es interessirt Dich doch, so gut wie mich . . . Doch wirst Du Dich rasch entschließen müssen, denn da kommen Leute. Es ist der Vicekanzler Carrara und auch das Fräulein kommt dort dahergelaufen in aller Hast . . . Was hat's denn gegeben?“

Während Schildhofer sich zum Fenster wandte, trat der greise Vicekanzler Carrara mit ehrerbietiger Verbeugung der Fürstin entgegen. „Durchlaucht halten zu Gnaden, wenn ich zu ungewohnter Stunde erscheine,“ sagte er, „allein die hohe Wichtigkeit der Sache, die mich herführt, gestattet keine Zögerung. Diese Schrift ist heute in den Einlauf von Ihro Durchlaucht Kanzlariat gegeben worden, und ich entledige mich einer schmerzlichen Obliegenheit,

indem ich solche in Ihro Durchlaucht Hände übergebe und Allerhöchster Resolution gewärtig bin."

Die Fürstin ergriff das Actenheft, ohne zu öffnen. „Und was ist es so Schmerzliches, was Er mir bringt?"

„Die peinliche Anklage des Herrn Grafen Geronimo von Montecuculi gegen Seine Excellenz, den kaiserlichen Geheimrath und Staatskanzler von Tirol, Doctor Wilhelm Biener . . ."

Eine augenblickliche Stille trat ein; Claudia hielt die inhaltschweren Blätter wie unentschlossen in der Hand, der Vicekanzler war zurückgetreten, und Schildhofer brummte: „So hab' ich halt' doch wieder einmal Recht behalten . . ."

In diesem Augenblicke erschien Lisbeth Hohenstainer, bleich, verwirrt und außer Athem. „Wo kommst her, Fräulein?" rief ihr der Bauer entgegen. „Bist nit bei der Leichenbegängniß gewesen?"

„Ich komme von dort!" rief Lisbeth mit fliegendem Athem. Ein außerordentliches Ereigniß . . . der Staatskanzler . . ."

„Kanzler Biener?" rief Claudia streng. „Was ist mit ihm?"

„Durchlaucht wissen, daß ich den Zug aus den Fenstern der Gräfin Königseck ansah . . . Eben war der Leichenwagen mit den Geistlichen vorüber und bog am Stadtplatze gegen die Brücke ein, die Leidtragenden des Hofs und die Würdenträger kamen heran — da entstand auf einmal ein Rufen und Durcheinanderdrängen, daß der Zug in Unordnung gerieth und anhalten mußte . . ."

„Und die Ursache?' fragte Claudia und blickte die Erzählerin so finster an, daß sie verwirrt die Augen niederschlug und etwas unsicher fortfuhr; „Der Staatskanzler war mit dem Hofmarschall unweit des Leichenwagens gegangen, da eilte Graf Montecuculi, welcher etwas weiter zurück mit dem Landeshauptmann ging, im Zuge gewaltsam

vor und rief dem Kanzler, gerade als derselbe am Jenewein'schen Hause um die Ecke schritt, mit lauter Stimme zu; ‚Wer unter peinlicher Anklage steht, gehört nicht hieher! Fort mit Dir, Du Schurke!"

„Und der Kanzler?"

„‚Selbst ein Schurke, wer mich zu beschimpfen wagt!‛" rief er entgegen. Im Augenblicke hatte Montecuculi den Degen gezogen, der Staatskanzler zog ebenfalls . . . die Klingen blitzten . . . Geschrei und Gedränge von allen Seiten . . . die Frauen entflohen von den Fenstern . . . ich eilte hierher, es Durchlaucht zu hinterbringen . . ."

„Und was ist dabei Besonderes, um so außer sich zu gerathen?" rief die Fürstin mit ruhiger, harter Betonung. „Welchen Grund hat Fräulein Hohenstainer, sich für einen dieser Herren so besonders zu interessiren?"

„Durchlaucht," stammelte Lisbeth bestürzt, „wodurch habe ich Ihre Ungnade . . ."

Die Fürstin fuhr fort, ohne sie zu beachten: „Zwei meiner hochgestelltesten Diener haben sich so weit vergessen, einen öffentlichen Scandal zu begehen . . . sie haben meinem ausdrücklichen Befehle zuwider gehandelt, der sie mit meinem höchsten Zorne bedroht hatte . . . sie sollen seine ganze Schwere fühlen! — Vicekanzler,' fuhr sie mit Miene und Haltung der Herrscherin fort, „Er begiebt sich sogleich zum Obersthofmeister Montecuculi — der Graf ist Gefangener in seinem Hause . . . Was den Kanzler betrifft, so will ich, daß das Recht seinen vollen Lauf habe! Nehm' Er diese Anklageschrift, Carrara — die Untersuchung soll sogleich beginnen . . . bis zur Entscheidung ist Kanzler Biener seiner Aemter, sowie des Vortrags bei Uns enthoben!"

Hoch aufgerichtet und fest schritt sie an dem sich verbeugenden Vicekanzler vorüber und verließ Saal und Garten.

Schildhofer und das halb besinnungslose Fräulein blieben allein zurück. „Um Gotteswillen, Alter,“ rief sie, „wodurch habe ich die Herzogin erzürnt? Sage, was geht hier vor?“

Schildhofer hatte der wegeilenden Fürstin in unverhohlener Bewegung nachgesehen und sagte kopfnickend vor sich hin: „Es ist schon so — die Fürsten sind auch Menschen, wie wir Andern! — Was hier vorgeht, fragst? — Ein Gewitter steht am Himmel: dabei kann man nichts thun, als die Händ' falten und das Wetterglöck'l läuten, ob der Blitz und der Donnerkeil etwa vorübergehen an unserer Hütten ... Der Pater Guardian aber hat mir gesagt, die Wetter haben das Gute, daß sie das Erdreich erschüttern — vielleicht giebt's um uns herum auch ein Erdreich oder ein Herz, dem das Erschüttern gut ist!“

Fünftes Kapitel.

Geheimnisse.

Wie vor einigen Wochen waltete wieder sommerliche Ruhe und Heiterkeit auf der grünen schattigen Umgebung von Büchsenhaus. Der Himmel flammte wolkenlos und tiefblau, aber obwohl die Sonne noch hoch stand, war es nicht heiß, denn in den glänzenden und leuchtenden Wipfeln und Kronen spielte und wiegte sich ein munterer Westwind, der über den Schneefeldern und Eisflächen der inneren Gebirge sich die Schwingen gekühlt hatte. Wie vor einigen Wochen saß Afra wieder vor der Schwelle des väterlichen Hauses im Schatten der um den obern Stock des Gebäudes

laufenden hölzernen Galerie, an welcher rothe und gelbe Maiskolben aufgehangen waren, um zu trocknen und vollends auszureifen. Sie saß wieder in brütendem Sinnen, wie damals; die Näherei, die ihr im Schooße ruhte, war darüber vergessen; Alles war wie damals, nur schien das Sinnen noch düsterer, die Farbe des verschlossenen Angesichts noch bleicher zu sein.

Nach einiger Zeit öffnete sich geräuschlos die Thüre des zum Schlosse gehörigen Baumgartens, der sich bis tief an den Bergabhang hinzog, und zwei Männer traten heraus. Es war Afra's Vater mit einem hochgewachsenen hageren Manne in mißfärbig brauner Kutte, schlechten hölzernen Sandalen mit Lederriemen und einem weißlichen Knotenstricke um die Hüften. Das in einen Kranz um den Scheitel geschorene Haar war von röthlicher Farbe, die noch entschiedener und kräftiger in dem stattlichen Barte hervortrat, der lang und breit bis auf die Brust des Paters herabreichte. Beide traten behutsam auf, um von Afra nicht beachtet zu werden, aber sie hätten dessen nicht bedurft, denn sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um wahrzunehmen, was außer ihr vorging. „So ist sie die mehrste Zeit!" flüsterte Schildhofer. „Sie thut ihre Arbeit und versieht das Haus: der ärgste Feind könnt' nichts aussetzen daran, aber sie thut Alles wie im Schlaf. Es ist kein Leben, kein Leid und keine Freud' in ihr — es kommt mir vor, als müßt' sie zuletzt gemüthskrank oder völlig irrsinnig werden, wenn es so fortgeht!"

„Es giebt allerdings Naturen," erwiderte der Pater leise, „die ganz in sich versinken und untergehen, und Afra hat das melancholische Temperament! Nun aber soll es ja mit Gottes Hilfe anders werden!"

„Ich hoff' es, Hochwürden Pater Guardian: wie Sie sagen, mit Gottes Hilfe, und ich setz' hinzu, mit der Ihrigen! Sie haben eine gesegnete Hand, und wenn mein Madel

wieder wird, was sie gewesen ist, und wieder Lust und Lieb' bekommt zum Leben, so hab' ich's keinem Menschen zu verdanken, als Ihnen!"

„Mach' kein Aufhebens davon!" sagte der Guardian weiter fortschreitend, indeß Schildhofer ihn eine Strecke begleitete.

„Es ist doch nit anders!" rief dieser. „Hochwürden haben mir die Augen geöffnet: Sie haben mir gezeigt, daß ich voreilig gewesen bin und ganz darauf vergessen hab', daß der Schein betrügt. Ich weiß jetzt, wie es mit dem Franz steht, ich kann also ruhig sein in meinem Gewissen und kann mein Kind glücklich machen ... Ach, Hochwürden ... es ist mir so viel durch den Kopf 'gangen in der letzten Zeit ... ich hab' so viel Herzleid anschauen müssen, daheim und ... anderswo und hab' das Maul dazu halten und mein Herz zwingen müssen ... ich hab' ordentlich ein Verlangen darnach, Jemand wieder einmal eine Freud' zu machen, und wenn's auch nit meine eigene Tochter wär ..."

„Freude machen ist die größte Freude," antwortete der Mönch, „und die Freude ist für uns schwache Menschen so nothwendig, wie der Sonnenschein oder das Wasser für die Pflanzen und Kräuter: ich seh's im Klostergarten. Wenn ein Gewächs übersehen wird beim Gießen, oder es steht an einem zu schattigen Plätzel, so läßt es erst die Blätter hängen, verliert die Farb' und wird zuletzt starr und steif, und Du kannst es jetzt gießen oder in die Sonn' stellen, so viel Du willst, es kann nichts mehr annehmen davon. So ist für des Menschen Gemüth die Freud': ohne sie wirds auch starr und stockig mit der Zeit; es verlernt ganz, sich zu freuen, und dann ist es so gut wie todt. Darum bei Zeiten und zur rechten Zeit Licht und Wasser, da kommt das Gedeihen von selber! — Das arme Mädel hängt auch schon die Blätter und hat die Farb' verloren,

aber es hat noch Kraft und Leben und kann wieder frisch aufstehen und weiter wachsen und zur Blüthe ansetzen ..."

„Ich will gleich hin und will mit ihr reden!" entgegnete der Bauer ebenfalls nach Afra zurückblickend. „Hab' erst gemeint, ich wollt' den Franz selber zu ihr schicken — aber ich kann mir die Freud' nit nehmen lassen. Als der Vater hab' ich doch das erste Recht auf den ersten freudigen Blick . . . nit wahr?"

„Sicher; aber geh' nur, Schildhofer, weiter sollst Du mich nicht begleiten; laß das arme durstige Pflanzel nicht länger schmachten — Du kommst wohl einmal zu mir und erzählst mir, wie es gegangen ist . . ."

„So sag' ich halt behüt' Gott, Hochwürden, und nochmals Dank dafür, daß Sie sich um die Sach' angenommen und selber bis zu mir bemüht haben. Vergelt's Gott tausendmal!" Damit küßte er die Hand des Guardians und schritt bedächtig nach dem Hause zurück.

Leise und unbeachtet trat er von der Seite zu Afra heran und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Afra ..." sagte er mit weichem, gütigem Tone. Sie blickte zu ihm empor; das Auge war klar und verständig, aber es war kein Leben, kein Glanz in demselben. „Du bist es, Vater?" sagte sie gelassen. „Willst Du 'was? Schaff' nur an — ich will's gleich thun . . ."

„Afra," sagte er wieder, „ich hab' zu reden mit Dir. Rück' ein bissel zu und laß mich neben Dir sitzen." Er that es und fuhr fort: „Ich möcht', daß Du mir auf eine Frag' antwort'st, aber aufrichtig und ehrlich . . ."

„Frag' nur, Vater," sagte Afra, „ich will Dir die Wahrheit sagen, wie allemal."

„So sag' mir — an was hast Du jetzt in dem Augenblicke, wie ich zu Dir hergetreten bin, gedacht?"

Afra zuckte zusammen, und ein schwacher Anflug von Röthe leuchtete über ihre Wangen. „Nun?,' rief Schild-

hofer, als sie schwieg. „Warum red'st Du nit? Unrechtes wird es wohl nit gewesen sein, was Du gedacht hast: also hab' keine Scheu vor Deinem Vater und red'!"

„Unrechtes ist's gewiß nit — ich bin nur verhofft!" entgegnete Afra. „Denken ist gar leicht aber sagen ist manchmal schwer. Ich hab' mir gedacht . . . Es ist heut' ein Landsmann vorüber mit der Limoni-Kraxen, der hat ein bissel angehalten und hat erzählt, der Rofner Wildsee im Oetzthal ist ausgebrochen und hat die Wiesen verschüttet und die Weg' und hat Alles weggerissen und mitgenommen, was im Weg' gestanden ist, Brücken und Häuser und Mühlen und Alles, was darin war. Auch ein paar Kindeln hat's mit fortgerissen, die sind allein in der Wiegen gelegen, weil Alles fort war zu der Arbeit, und weil Niemand mehr hineingekonnt hat in das wüthige Wasser, um ihnen zu helfen . . . Sind also die armen unschuldigen Kindeln erbärmlich zu Grund 'gangen, und hat man sie noch wie lang' schreien hören in der Wiegen . . . Da hab' ich mir so meine Gedanken gemacht, wie es wohl sein mag mit der Vorsehung Gottes, und wie er so 'was zulassen kann in seiner Gerechtigkeit!"

Der Alte sah sie mit einem bekümmerten Seitenblicke an und rief: „Das ist eine unnütze Grübelei, Afra, und eine verwegene dazu! Unser heiliger Glauben sagt uns, daß der Herrgott gut und gerecht ist, und daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt. Das ist Trost genug, und man muß nit grübeln und wissen wollen, was doch über den Menschenverstand hinausgeht. Unser Herrgott weiß gewiß recht gut, warum er ein Unglück schickt, und wann und wem — und dann — ich hab' wohl schon klagen hören über das unverschuld'te Unglück . . . aber wenn's Glück kommt, fallt's keinem Menschen ein, zu fragen, ob er's auch verdient hat . . ."

Afra lächelte schwach. „Ja wohl — wenn das Glück

kommt!" rief sie mit einem Seufzer, den ihr nur halb zu unterdrücken gelang.

„Du red'st und schaust d'rein," fuhr der Vater fort, „als wenn Du sagen wollt'st, das Glück könnt' gar nimmer kommen zu Dir, und wer weiß, ob's nit schon vor der Thür steht und den Finger aufhebt zum Anklopfen! — Ich will Dir 'was erzählen, weil Du doch so ungläubig d'rein schaust . . . der Franz ist wieder da!"

Das Mädchen schlug die Augen auf und blickte den Alten wie verwundert an. „Wieder da?" sagte sie. „Ich hab' nit gewußt, daß er wieder fort gewesen ist seit dem letztenmal . . ."

„Ich weiß das, denn Du bist eine gehorsame Tochter. Aber der Franz war fort, ich glaube draußen im Baierischen, wo er daheim ist . . . er hat einen Auftrag gehabt von der Excellenz. Jetzt ist er wieder da und wird für immer in Innsbruck bleiben und eine Buchdruckerei einrichten . . ."

„Das freut mich," sagte Afra, indem sie mit der Hand über Stirne und Augen fuhr, „ich wünsch' ihm alles erdenkliche Glück dazu!"

„Das ist aber noch nit Alles, Afra. In ein richtiges Geschäft gehört auch eine Frau. Der Franz will also heirathen, und weil er doch einmal meint, er könnt' mit keiner Andern glücklich werden, — so will er Dich heirathen, Afra — und ich . . . ich geb' meinen Segen dazu und meine Einwilligung!"

„Vater . . ." schrie Afra auf, sah ihn mit weitgeöffneten Augen an, in denen ein Abglanz früheren Feuers aufleuchtete, und wollte sich vom Sitze erheben. Sie vermochte es nicht vor Zittern und sank an die Wand zurück. „Das ist hart, Vater!" sagte sie schwach, „das hab' ich nit verdient, daß Du mir einen solchen Spott anthust!"

„Ich thu' Dir nichts an — es ist die völlige Wahrheit! Wenn Du willst, brauchst nur ja zu sagen, und in vier Wochen seid Ihr Mann und Frau . . ."

Afra zitterte noch heftiger; sie drückte beide Hände vor den fast das Mieder sprengenden Busen und stammelte nach Athem ringend und wie verwirrt: „Wahr, Vater? Es wäre wahr? . . . Wär's doch noch möglich . . ." Sie konnte nicht weiter sprechen, ein unwiderstehlich losbrechender Thränenstrom hinderte sie daran, und laut schluchzend sank sie an Brust und Schulter des Alten. Dieser zog sie gerührt an sich, blickte mit feuchten Augen auf sie herab und sagte: „Ja, Gott sei ewig Dank . . . es ist möglich 'worden!"

„Aber wie," sagte sie unter fortwährendem Weinen, „wie ist's möglich 'worden? Was ist denn geschehen?"

„Das erzähl' ich Dir ein andermal: für heut' sei zufrieden, wenn ich Dir sag', daß es so ist, und daß ich dem Franz Unrecht gethan hab'!"

Ein schwaches Lächeln des Glücks spielte um die Lippen des Mädchens. „Ich hab's ja immer gesagt!" flüsterte sie — im Augenblicke aber riß sie sich von dem Alten los, fuhr sich wie entsetzt an die Stirne und rief: „O Du lieber Gott — wie hab' ich auf das vergessen können . . .!"

„Was meinst? Was hast vergessen?" fragte der Alte besorgt, indeß sie die Hände gefaltet in den Schooß sinken ließ und vor sich niederstarrend leise jammernd fortfuhr: „Oh . . . ich hätt' es ja voraus wissen können, daß es nit sein kann . . . das Glück wär' einmal zu groß gewesen . . ."

„Aber so red' nur! So sag' doch nur, warum soll es denn nit sein können?"

„Es ist zu spät, Vater — denkst nit daran, daß ich

mich verlobt hab' und will ledig bleiben als eine ehrbare christliche Jungfrau?"

Schildhofer sprang unwillig auf. „Mach' mich nit harb mit solchem Gered'!" rief er. „Ich muß mich völlig zusammennehmen, daß ich hinunterschluck', was mir dabei auf die Zung' kommt. Du bist ja noch keine Klosterfrau, also wird's für Deine Verlobniß wohl eine Abhilf' geben und eine geistliche Lossprechung!"

Afra schüttelte traurig den Kopf und seufzte: „Ich hab's heilig versprochen vor mir selber — wer kann mir das abnehmen, was ich versprochen hab'?"

„Doch wohl Der, dem Du's versprochen hast, sollt' ich meinen!"

„Dann müßt' ich's hören und spüren, inwendig in mir selber, daß er mich frei geben will — aber ich hör' nichts Anderes, als daß ich Wort halten muß!"

„Das ist keine Frömmigkeit," eiferte der Bauer, „das ist unchristliche Verstocktheit, wegen der ich kein Wort weiter verlieren und mich nit erzürnen will! Aber Du wirst Dich wohl besinnen, denk' ich — d'rum will ich jemand Andern über Dich schicken, der das Zureden vielleicht besser versteht, als ich!"

„Vater," rief Afra ängstlich, „thu' das nit! Du machst mir das Herz noch schwerer, und ich kann doch nit anders!"

„Nein — es bleibt dabei. Wenn es Dir Ernst ist mit Deiner Verlobniß, was fürchtest Dich dann vor dem Zureden?"

„Ich fürcht' mich nit, Vater . . . aber ich möcht' ihm das Herzleid ersparen — und auch mir selber . . ."

„Und wer denkt daran, mir ein Herzleid zu ersparen?" rief Schildhofer bitter. „Es bleibt dabei — da kommt Franz eben aus dem Büchsenhaus! Er hat mein Wort und soll mich nit für ein Windfahn'l halten, das sich all'

Bot' anders dreht . . . Komm' herein in's Haus, ich will der Sach' ein End' machen! . . ."

Er stand auf, indem er zugleich Franz herbeirief, der vom Schlosse hergeschritten kam in sichtlich freudiger Stimmung und in stattlichem Feiertagsgewande. Er hatte Alles abgelegt, was an den ehemaligen Soldaten erinnern konnte, und sah in der schlichten kleidsamen Bürgertracht recht ansehnlich aus. Er grüßte Vater und Tochter und folgte ihnen schweigend und beklommen die Treppe hinauf in die Wohnstube, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß aus Afra's bleichem Angesichte nicht die Erregung der Freude sprach.

„Franz," sagte Schildhofer, als sie in der Stube angelangt waren, „ich habe mein Unrecht gut gemacht und führe Dich selber in mein Haus. Ich sag' Dir's noch einmal, daß ich Dich gern annehme zum Schwiegersohn: schau' nun, wie Du mit Afra in's Reine kommst. Die Neuigkeit ist ihr etwas stark unvermuthet kommen, sprecht Euch aus mit einander, und unser lieber Herrgott geb' seinen Segen zu Eurem Bündniß, so wahrhaftig und warm ich Euch den meinigen gebe!"

Er ging und eilte bald aus dem Hause, der Stadt und der Innbrücke zu.

In der Stube waltete einen Augenblick tiefes Schweigen. Afra saß am Tische, hatte das Gesicht auf die Arme gelegt und verrieth nur durch das zeitweise Erbeben des Körpers, in welcher Bewegung sie sich befand. Franz betrachtete sie einen Augenblick schweigend; er war etwas außer Fassung gerathen über den befremdlichen Empfang. Dann trat er hinzu, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte zärtlich: „Afra — drei lange schwere Jahre bin ich von Dir getrennt gewesen . . . ist das mein ganzer Willkomm beim Wiedersehen?"

Sie antwortete nicht, aber sie schluchzte hörbar.

„Das ist bitter," fuhr er fort, „aber es muß wohl so der Welt Lauf sein! Da stellt man sich vor und malt sich's aus, wie's wohl sein würde, wenn dies oder das geschähe, und wenn es geschieht, ist es so ganz anders, daß man seine Vorstellung daran nicht wieder erkennt! Wie oft, wenn ich Posten gestanden bin, oder bin am Beiwachtfeuer gelegen oder im Spital auf dem Schmerzensbett, wie oft hab' ich mir da eingebildet, wie es wohl sein würde, wenn es mir gelänge, alle Hindernisse wegzuschaffen! Wenn Dein Vater seine Einwilligung gäbe und nichts mehr zwischen uns liegen sollte, nichts auf der weiten Gotteswelt — wie ich Dir da in die lieben, guten Augen schauen, Dich an's Herz drücken und nimmer, nimmer loslassen wollt' . . . Jetzt ist das Alles, Alles geschehen — aber ich sehe Deine Augen nicht, und Du bist mir so fremd und fern, als wenn die ganze weite Welt Gottes zweifach zwischen uns läge . . ."

Er hielt einen Augenblick inne; Afra schwieg noch immer, sie vermochte nicht anders vor Thränen.

„Du sagst gar nichts?" begann er dann schmerzlich wieder. „Nun — keine Antwort ist auch eine, wenn auch eine, die ich nicht erwartet hab' . . . es steht etwas zwischen mir und Dir . . . Du hast mich wohl vergessen! — Behüt' Dich Gott!"

Er wendete sich und wollte einen Schritt gegen die Thüre machen, aber er konnte nicht; Afra war empor gesprungen und hing an seinem Halse, mit beiden Armen wie krampfhaft sich um seinen Nacken klammernd und ihr thränenüberströmtes Antlitz fest an seiner Brust verbergend. „Franz . . . Franz . . ." schluchzte sie, „Du solltest nit so reden . . . ich weiß ja nit, wie ich leben soll ohne Dich . . ."

Ueberrascht und gerührt hielt Franz die Weinende umschlossen; er fand selbst kein Wort der Erwiderung und

bedeckte mit stummen Küssen Stirne und Haar der nicht Widerstrebenden. „Warum dann diese Zurückhaltung, als wenn ich Dir fremd und wohl gar zuwider wäre? Warum nur Thränen und Seufzer und nicht das kleinste Zeichen der Freude?"

„Ach, mein Herz ist ja so getheilt in Freude und Jammer — sie gehen darin durch einander wie die Wellen im Wasser, man weiß nicht, welche die Oberhand hat. Wie kann die Freud' in die Höh' kommen, wenn ich doch weiß, daß ich Dich lassen muß. — Vergiss'st Du auch d'rauf, wie der Vater, daß ich mich verlobt hab' ledig zu bleiben . . ."

„Ich hab' es nicht vergessen — aber ich glaub', es kann Dir nicht Ernst sein mit der Einwendung! Sag' Du nur ja, Afra, und ich bring' Dir die Dispens, und wenn ich barfuß zum heiligen Vater nach Rom laufen müßt' . . ."

„Sag' mir nur zuerst," fragte sie, ohne die Stellung zu verändern, in sichtbarer Beklommenheit, „wie Du's gemachst hast, den Vater zur Einwilligung zu bringen . . ."

„Das weißt Du nicht? Er hat nie etwas gegen mich gehabt, als die Meinung, daß ich meinen Glauben abgeschworen hätte . . ."

„Und Du hast das nicht gethan? Es ist nicht wahr?" fragte Afra, indem sie sich emporrichtete und Franz mit einem Blicke betrachtete, in welchem Scheu und Besorgniß mit einander kämpften.

„Ich will es Dir ein andermal ausführlich erzählen, wie mein Schutzengel mich davor bewahrt hat! Sag' mir lieber Du, wie Du Dich wegen des Gelübdes so ängstigen kannst! Glaubst Du nicht, daß es eine Lossprechung dafür giebt?"

Afra drückte beide Hände an die Stirne, als ob sie dort Schmerz empfände. „Ich weiß selber nicht mehr,"

sagte sie dumpf, „was ich glaub' und was ich will … es wird mir oft ganz wirr im Kopf … Du mußt Geduld haben mit mir, Franz: vielleicht wird mir doch wieder anders …"

„Und hast Du mich noch lieb, Afra?" fragte er zärtlich und zog sie an sich.

„Ueber Alles!" flüsterte sie und wehrte dem innigen Kusse nicht, den er auf ihre Lippen drückte.

„So gieb mir Dein Jawort …" fuhr er fort: sie aber drängte ihn im Augenblicke von sich und rief: „Verlang' das nit, Franz! Ich kann nit! Wie könntest Du meinem Wort glauben, wenn ich, indem ich Dir's gebe, mein gegebenes Wort brechen müßt'?"

Sie eilte von ihm weg und nahm wieder am Tische Platz, indem sie die Ellbogen aufstützte und die Hände vor's Gesicht schlug. Franz folgte ihr mit dem Ausdrucke der Besorgniß. „Du ängstigst mich, Afra," sagte er, „Du quälst Dich selbst und wirst krank werden …"

„Das fürcht' ich manchmal selber!" sagte sie und sah ihm mit einem Blicke des tiefsten Leidens in's Auge. „Du glaubst es nit, Franz, was ich in der langen Zeit Alles inwendig in mir verarbeitet hab' und hinuntergedrückt …"

„Ich glaub' es Dir," erwiderte er bekümmert, „aber jetzt sind wir ja beisammen! Jetzt kannst Du Dein Herz ausschütten! Thu's, daß Dir leichter wird … es ist mir ohnehin, als wenn Du mir noch nicht Alles gesagt hättest, als wenn Du mir etwas verbergen wolltest …"

Er wollte sich neben sie setzen, aber sie sprang auf und eilte in ängstlicher Hast von ihm weg. „Nein, nein," rief sie, „ich hab' nichts zu verbergen … frag' mich nit so, Franz … hab' Geduld, hab' Mitleid mit mir!"

„Das hab' ich ja!" entgegnete er sanft, indem er wieder zu ihr trat, sie mit zärtlicher Gewalt um die Hüften faßte und an sich zog. „Ich will Dir ja helfen, will

Dir das Herz leichter machen — also hab' Vertrauen zu mir, wie sonst, und sag' mir . . ."

Sie erwiderte nichts, aber sie strebte mit solcher Entschiedenheit, sich los zu machen, daß er sie lassen mußte, wenn er nicht geradezu Gewalt anwenden wollte. Sie rang sich frei; während des Ringens fiel etwas hörbar zu Boden: Beide beachteten es nicht, denn Afra war mit einigen Schritten aus der Thüre, und Franz folgte ihr ebenso schnell.

„O weh," sagte er, indem er betroffen an der zuschlagenden Thüre stehen blieb, „da ist eine große Veränderung vorgegangen, und wie es mir vorkommen will, nicht zum Guten! Armer Vater — hast Dein Nest wie ein rechter Hacht gegen das unschuldige Schwarzblattel vertheidigt und hast doch den Feind übersehen, der sich hineingeschlichen hat' . . . Ich muß Alles erfahren, ich muß wissen, wie ich daran bin! Sie wird wohl wiederkommen . . ."

Ungeduldig wartend schritt er die Stube auf und ab und blieb in der Nähe der Thüre stehen. Ein Plättchen Kupferblech an einem Stückchen Schnur lag am Boden. „Das muß es sein, was ich vorhin habe fallen hören," sagte er, dasselbe aufhebend, „es wird ein Amulet sein, das Afra gehört . . ." Jetzt besah er dasselbe, und das Wort erstarb ihm im Munde. „Herrgott," sagte er erbleichend, „wie kommt dies Zeichen hierher? An Afra's Hals? . . . Die abgerissene Schnur zeigt, daß sie es getragen hat! Ein kreuztragendes Lamm . . . Ich irre mich nicht . . . es ist das Zeichen der heimlichen Protestanten im Land . . . Herrgott, da geht mir ein trauriges Licht auf . . ."

Er eilte zur Thüre hinaus und suchte im ganzen Hause, ob er Afra nicht entdecke: sie war nirgends zu finden. Er besann sich eine Weile, dann steckte er das Zeichen ein

und schritt die Treppe hinab. „Es ist besser, wenn ich gehe," sagte er, „sie wird ruhiger werden, bis ich wiederkomme — dann soll Alles klar und rein werden zwischen uns!"

Als er durch die Hausflur schritt, drangen ihm aus der Stube des alten blinden Bergmanns tiefe Geigentöne entgegen. Er achtete nicht darauf und verließ das Haus. Wäre er näher getreten und hätte durch die verschlossene Thüre zu blicken vermocht, so hätte er Afra gesehen, zu den Füßen des blinden Greises am Boden hingestreckt, von krampfhaftem Schluchzen und Weinen zusammenzuckend. Ueber ihr hielt der Alte seine Viola, sah mit den erloschenen Augen gespenstig vor sich hin, und wie Geistergesang ertönte die herzstärkende Weise des „Befiehl Du Deine Wege."

— — — Während dessen saß in dem herzoglichen Ansitze zum Büchsenhaus der Staatskanzler Biener in seinem Gemach am Arbeitstische und war ganz in das Lesen einer lateinischen Handschrift vertieft, deren Blätter vor ihm ausgebreitet lagen. Jetzt wandte er das letzte Blatt um, las es zu Ende und rief, die Papiere zusammenfaltend, aus: „So ist es also gewiß! Unumstößlich gewiß — ich halte den greifbaren Beweis in Händen — Vollmar ist ein Verräther an Kaiser und Reich, ein Verräther am Hause Oesterreich, das ihn verblendet für seinen treuesten Diener hält! . . . Es ist seine Handschrift: der einzige Mann, der es wagen konnte, sich mit mir zu messen, er ist machtlos in meiner Gewalt! Was beginn' ich nun mit dieser Schrift?" fuhr er aufstehend fort. „Soll ich ihn gleich entlarven? Soll ich der Herzogin gleich erzählen, wie es bei dem Falle von Breisach zugegangen? Soll ich sofort dem Kaiser die Pläne mittheilen, die der Kanzler von Vorderösterreich hier so beredsam entwickelt? — Soll ich damit zuwarten und das Geheimniß aufbewahren für

einen entscheidenden Augenblick, wo es mir vielleicht von Nutzen sein kann?... Wenn ich jetzt handle, ist und bleibt Breisach darum nicht minder verloren: ich fördere nichts damit, und es besteht keine Gefahr, die mich drängte, ihn unschädlich zu machen. Die Aussichten auf den Zusammentritt eines Friedenscongresses haben sich zerschlagen, — er wird in Bälde zurückkehren — ich werde Gelegenheit haben, ihn zu beobachten um aus der verborgenen Höhe meines Geheimnisses wie von einer Warte aus jede seiner Bewegungen zu überwachen . . . ich will warten! Ich verletze keine Pflicht, wenn ich das Geheimniß für mich bewahre . . . ich habe es nicht im Amte erfahren, es ist mein Eigenthum, mit dem ich verfahren kann, wie mir beliebt! Ich habe allein ein Recht darauf! Ich will warten und nur sorgen, daß es unter allen Umständen nicht verloren gehen kann!"

Im Gemache auf- und abschreitend war er in den Erkerthurm getreten und blieb an dem breiten geöffneten Fenster stehen, durch welches der blaue Sonnenglast flimmerte und die bewegtere kühle Luft anmuthig fächelte. Der Kanzler blieb am Fenster stehen; sein Blick streifte die Baumkronen des Bergabhanges hinab über den Innstrom und blieb wie unwillkürlich an den Dächern und Thürmen der Burg und den sich daran reihenden Gärten hangen. Er irrte mit den Augen unter den Buchen des Gartens längs der Rennbahn, an der darüber emporragenden runden Kuppel des Pavillons vorüber, durch die blumenschimmernden abgezirkelten Gänge des Wurzgartens bis an das Fasanenhaus, das aus einer weiten, mauerumgebenen Wiesenfläche sich über anmuthiges Buschwerk emporhob. Mit einem Male wurde die Aufmerksamkeit des Schauenden durch den Glanz bunter Gewänder und den Schimmer von wehenden Schleiern gefesselt; eine prächtig gekleidete Gesellschaft von Herren und Damen kam vom Fasanenhause her und nahte sich der

gegen den Inn führenden Seite der Mauer. Ein stattliches Gitterthor mündete auf den gepflasterten Kai, und von diesem stiegen breite bequeme Stufen bis an den Strom hinab, auf welchem ein mächtiges, langgedehntes Schiff seine hochbordigen Seiten schaukelte. In der Mitte desselben befand sich ein kleines zierliches Gebäude mit offenen Säulen, über welchen ein rothangestrichenes Kupferdach leuchtete, und weiß-rothe Wimpel und Flaggen flatterten. Die Gesellschaft bewegte sich dahin und stieg langsam die Stufen herab; das scharfe Auge des Kanzlers vermochte sehr wohl die hohe Frauengestalt zu unterscheiden, welche den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, und welcher alle Emsigkeit und Bemühung derselben beim Herabsteigen und beim Betreten des Schiffes galten. Jetzt wurde das Schiff mit den langen Hakenstangen vom Ufer abgeschoben und glitt pfeilschnell auf den reißenden Wellen des Inns dahin. Gleichmäßig hoben und senkten sich die tropfenden und blitzenden Ruder; Töne beginnender Musik schwebten halbverweht herauf und mischten sich in den verhallenden Krach eines Falkonetschusses. Es war das Zeichen, welches der am Zielpunkte der Fahrt wartenden und vorausgesandten Dienerschaft die Abfahrt der Fürstin verkündete.

Biener sah dem schnell dahinrauschenden Fahrzeuge nach; er war in brütendes Nachsinnen versunken. Es kam ihm vor, als ob der Rauch des Schusses, der hinter den Fahrenden weit zurückblieb und im Winde verflatterte, eine besondere Deutung für ihn habe. Es war ein Lieblingsvergnügen Claudia's, ihre Fasanen zu füttern und hie und da eine Wasserfahrt nach einem der innabwärts gelegenen Schlösser und Städte zu unternehmen. Wie oft hatte er die Fürstin dabei begleitet; wie oft sich daran erfreut, wie die Gold- und Silbervögel mit dem weißen und goldgrün glänzenden Gefieder ihre schöne Herrin zu kennen schienen und umdrängten und umflatterten! Wie manche kostbare

Stunde hatte er bei diesen Wasserfahrten verlebt, im beziehungs- und inhaltreichen Gespräche mit Claudia, unter den Baumwipfeln eines Bergabhangs, unter denen eine jagdartige Tafel bereitet war, oder unter einem lustigen Zelte, das man an einer schönen Strombucht auf dem Wiesenplane oder auf weißem Kiesgrunde aufgeschlagen hatte. Wie kurze Zeit lag dazwischen, und nun geschah Alles das, wie es früher geschehen war; nur ihn hatte der Strom seitwärts an's Ufer geschleudert und aus dem bevorzugten Theilnehmer einen entfremdeten Zuschauer gemacht. Er war entbehrlich geworden — man dachte vielleicht gar nicht mehr an ihn! Heiß drang es ihm bei diesen Vorstellungen und Bildern zu Kopf und Herzen. „Es will mich gemahnen," rief er vor sich hin, während in der Ferne die Schiffswimpel hinter einer Bergecke verschwanden, „als wäre meine Bahn zu Ende . . . was ich noch zu thun habe, muß bald geschehen: ich werde nicht mehr viele Zeit haben, zu warten . . . Und warum?" fuhr er erregter fort. „Warum sollt' ich schon zu Ende sein? Ich will nicht so glänzend begonnen haben wie ein Gestirn, um wie eine Sternschnuppe zu enden — ich will es nicht wegen dieses Gewebes von Bosheit und Albernheit, worein meine Feinde die Fürstin zu verstricken suchen! Solche Spinnfäden mögen dem Mückenvolke gefährlich werden: für die Schwinge des freien Vogels sind sie gar nicht vorhanden. Ich durchreiße sie — auch Claudia wird sie durchreißen — ich vertraue darauf!"

Er war an den Schreibtisch getreten und hatte ein unter andere Papier bei Seite geschobenes Heft hervorgezogen; es war die zur Abgabe seiner Verantwortung ihm mitgetheilte Anklageschrift. „Ich muß nur trachten, das widrige Geschäft rasch zum Schlusse zu bringen — ich will fortfahren, mich gegen dies Geschreibsel zu vertheidigen!"

Er setzte sich, las einige Zeit und machte sich verstie-

dene Notizen: bald aber warf er das Heft auf den Tisch und sprang unmuthig auf. „Es geht nicht!“ rief er. „Es widert mich an, mich gegen dieses Geträtsch ohnmächtiger Schwäche, gegen diese Lufthiebe dummer Bosheit ernsthaft zu vertheidigen! Soll ich mir die Buben, die mich mit Nadelstichen verfolgen, mit Schild und Speer vom Halse schaffen? — Dafür sind Birkenreiser gewachsen!“

Eine ungemein bittere Empfindung stieg in ihm auf. Wie war es möglich, daß die Herzogin einer so nichtigen Anklage stattgeben konnte, nachdem sie noch wenige Tage, ja wenige Stunden zuvor ihm ihr Vertrauen so entschieden bewiesen und ausgesprochen hatte! Wenn sie die Anklage nur flüchtig überblickte, mußte sie darin das Werk des Hasses und neidischer Lüge erkennen — also hatte sie entweder die Anklageschrift gar nicht gelesen, oder sie war gereizt und erbittert gegen ihn. Das Eine schien ihm so schwer begreiflich und glaubbar als das Andere. Bei ihrer sonstigen Besonnenheit in Sachen der Regierung konnte er nicht glauben, daß sie einer Untersuchung gegen ihren ersten und vertrautesten Diener anders als nach reiflicher Ueberlegung stattgegeben haben sollte, und wenn es in Folge augenblicklicher Aufwallung dennoch geschehen, was konnte eine solche Aufwallung veranlaßt haben? Alle Selbstquälereien wechselnder Einbildung und Enttäuschung bewegten sein Gemüth, wie sie in der Seele eines reifen Mannes hausen, dessen Ehrgeiz seine Liebe, und dessen Liebe sein Ehrgeiz ist. Ob Claudia seine Entfernung gleich ihm empfand? Ob sie ihn, nicht blos in den Geschäften, sondern im persönlichen Umgange mißte? Ob ihre Gedanken bei der Wasserfahrt den seinigen auf halbem Wege begegnend entgegen kamen? Wie ein düsteres Gewölk senkte sich die Erwägung auf ihn herab, daß bereits mehr als zwei Wochen vorübergegangen waren, seit er, von der Burg und vom Hofe entfernt, in der Einsamkeit seines

Landaufenthalts lebte, und noch war keine Frage, keine Erkundigung um ihn geschehen — keiner seiner Freunde war ihn zu besuchen gekommen: er war wie ein Verschollener, wie ein völlig Gefallener, dessen Gunst nicht mehr gesucht, dessen Unwille nicht mehr gefürchtet zu werden schien. Dann brach mit einem Male wieder die Sonne durch das Gewölk, und vor ihm stand das Bild seiner letzten Unterredung mit Claudia. Er sah den aus ihrem Auge hervorbrechenden Strahl, er hörte den bewegten, zitternden Ton ihrer Stimme, und er konnte nicht zweifeln, daß sie sein Gefühl errathen hatte, daß sie dasselbe sogar theilte — die entzückende Gewißheit der Erwiderung erhob ihn und erfüllte ihn mit siegender Zuversicht.

Er stand wieder am Thurmfenster und sah in die Landschaft hinaus, über welche bereits der Abend seine wärmeren Lichter auszustreuen begann.

Wenn es aber so war, wenn diese Zuversicht ihn nicht täuschte, wohin sollte sie führen? Was konnte die Entwicklung des geheimnißvollen Knotens sein, der sich so verheißend zu schürzen begonnen? „Besinne dich," sagte er zu sich selbst, „ehe du weiter schreitest — die Rückkehr könnte unmöglich sein! Ein einziger schmaler Pfad führt zu der höchsten, in undurchdringliche Wolken gehüllten Spitze — nur Der kann ihn beschreiten, wer völlig schwindelfrei in die Abgründe blickt, die zu beiden Seiten abstürzen . . ."

Ein Sonnenstrahl traf in die Fenster eines stromabwärts gegenüber liegenden Schlosses, daß sie zu glühen und zu leuchten begannen.

„Ist das eine Antwort," rief Biener erregt, „daß Ihr mir gerade in diesem Augenblicke so entgegenflammt, Ihr Zinnen und Mauern von Amras? Wollt Ihr mich mahnen, daß Ihr die Liebesheimath von Ferdinand und Philippinnen gewesen? Wenn sich ein Erzherzog und Herr-

scher dieses Landes die Welserin holen durfte, was sollte hindern, daß sich dasselbe Schauspiel in Euch erneut? Warum soll das Weib dem Manne ihrer Liebe nicht gehören dürfen — warum soll ich nicht ganz mein nennen, was ich mir durch mich selbst errang, was doch mir gehört im tiefsten Wesen? Ist Claudia darum minder Weib, weil sie eine Fürstin ist — bin ich minder Mann, weil ich nicht den Hermelin um die Schultern trage?"

„Ich will es erreichen!" rief er und streckte wie gebietend die Hand über das Land hin. „Freilich — das Kaiserhaus wird zürnen — sie werden toben und knirschen, die Adelsgeschlechter des Landes, aber der Kampf sei gewagt! Ich will es erreichen — und ist es mir beschieden, zu fallen, so will ich mindestens um eines großen Zweckes willen gefallen sein . . ."

Wie eine zustimmende Erwiderung erscholl in seine Worte von der Stadte herauf das feierliche Geläute der Pfarrkirche von St. Jakob, den Beginn einer abendlichen Andachtfeier verkündend. Hoch aufgerichtet horchte er den mächtigen Tönen, die ihm wie grüßende Stimmen der Zukunft erschienen — aber bald ließ die Spannung seines Gemüthes nach, und die Welle, die ihn erst so hoch emporgetragen, stürzte ihn von ihrem Gipfel eben so tief hinunter. Das Geläute, das zuvor so festlich geklungen hatte, schien sich zu verändern; die ermunternden Töne wurden mahnend und warnend, und jeder Schlag traf ihn dröhnend und erschütternd in die Seele.

Draußen brannte das Innthal im Wiederscheine eines glorienvollen Sonnenuntergangs.

„Wenn ich falle," begann der Kanzler verdüstert, „wird es ein Sturz sein, blitzartig und grell . . . kein so langsames strahlendes Hinuntergehen, wie das dieser Sonne, die noch einmal aufleuchtet beim Ueberblicke all' des Segens, den sie geschaffen! . . . Ich habe oft ge-

träumt, auch so hinuntergehen zu können am Abend meines Tages! — Könnte ich es nicht mehr? Und ist es wirklich ein großer Zweck, um den ich dies Können dahingebe? . . . Ich habe mich aus der großen Menge hervorgearbeitet, weil ich die Kraft in mir fühlte, Segen zu schaffen, und den Willen dazu; weil die Welt und die Menschheit mein erster Gedanke war, und ich selbst mein letzter . . . Soll ich zurücksinken unter die eigensüchtige Menge? Ist es nicht blos mein eigenes Ich, mein persönliches Glück, das ich zu erreichen strebe? . . . Nein, es ist nicht! Vom höchsten Platze aus wird es mir erst möglich sein, nach allen Seiten Glück zu verbreiten, — das Glück, das ich für mich selber erreiche, soll nur der Lohn meines Strebens, der Wiederhall dessen sein, was durch mich entsteht! . . ."

Wiederholtes Pochen an der Thüre unterbrach Biener in seinem träumerischen Selbstgespräche; er öffnete und trat mit offenbarer Ueberraschung einen Schritt zurück. „Was seh' ich?" rief er. „Sie bemühen sich zu mir, Hochwürdigster? Das ist in der That liebenswürdig, daß Sie in der Einsamkeit meiner Verbannung mich wenigstens den geistlichen Trost nicht entbehren lassen!"

„Ich komme nicht deshalb," sagte der Eintretende, indem er sich in dem von Kanzler angebotenen Lehnstuhl behaglich niederließ und mit zitternden Händen ein kleines schwarzes Käppchen auf den vom Alter vorgebeugten, kahlen Scheitel stülpte. „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich mich in Ihrer Gegenwart bedecke, mein Kopf ist sehr alt und empfindlich geworden. Das ist erblich in der Familie der Malaspina: mein Vater und Großvater haben daran gelitten . . ."

„Ueben Sie nach Gefallen Ihre Bequemlichkeit," entgegnete Biener, dem Pater gegenüber sich niederlassend,

„aber lassen Sie mich erfahren, was Ihrer Durchlaucht vertrauten Freund und Gewissensrath zu mir führt . . .?"

„Ich komme blos, Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft zu geben!" sagte Malaspina, indem er seiner Gewohnheit nach mit dem Brillantkreuze spielte, das an einem schwarzen Bande auf seine Brust herabhing. „Der Abend ist so einladend, daß ich mich in der Sänfte heraustragen ließ . . . Sie sollen mich nicht mit Denen verwechseln, die es an der gebührenden Aufmerksamkeit fehlen lassen, weil . . ."

„Weil sie mich für einen völlig gestürzten, verlorenen Mann halten?" rief Biener, da der Pater etwas zögerte. „Triumphiren sie schon? Haben sie den Muth, auf dem todten Löwen herum zu trampeln? Fürchten sie nicht, der Löwe könnte nicht todt sein, sondern nur schlafen und einmal aufwachen, um die zürnenden Mähnen zu schütteln?"

„Sie kennen die Menschen, Excellenz," sagte Malaspina, „und wissen, was man von ihnen zu halten hat. Uebrigens bin ich sehr erfreut, Sie so munter und aufgeräumt zu finden!"

„Erinnern Sie sich an das Horazische: aequam memento rebus in arduis servare mentem? Ich mache den Versuch, den Spruch praktisch auszuführen. Warum sollte ich auch nicht aufgeräumt sein? Ich habe, was sich die Weisen von jeher als das höchste Gut gewünscht haben... Ruhe und Muße, und damit es dem süßen otium an nichts gebreche, haben Ihro Durchlaucht gütigst sogar für angenehme Beschäftigung gesorgt . . ."

Er deutete auf die auf dem Schreibtische liegende Anklageschrift; der Pater verstand den Wink, ohne auch nur einen Blick darnach zu richten. Er spielte mit seinem Kreuze fort und sagte unbefangen: „Man erwartet und hofft, daß Excellenz diese unvermeidliche Beschäftigung sehr bald beenden und zu Ihren Geschäften zurückkehren werden . . ."

Biener durchzuckte eine freudige Regung; er glaubte, aus den Worten des Paters herauszuhören, was ihm schon bei seinem Eintreten emporgedämmert war — er kam im geheimen Auftrage Claudia's. Sie vermißte ihn also, sie bedurfte seiner. Er beherrschte jedoch die freudige Aufwallung vollständig und sagte gelassen: „Wirklich? Hofft man das? — Nun, unter uns, Hochwürdigster, ich hoffe es auch! Ich gedenke, diese — wie Sie sagen, unvermeidliche Beschäftigung noch heute zu Ende zu bringen. Hoffentlich wird die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen, und ich bin recht bald im Stande, all' meine Würden und Bürden Ihrer Durchlaucht zu Füßen zu legen."

„Eine solche Entschließung," sagte Malaspina überrascht, aber den Schein der Ueberraschung nach Kräften verbergend, „ein solcher Gedanke wird Excellenz wohl fern bleiben."

„Warum? Der Gedanke wäre in diesem Augenblicke schon zur That geworden, wenn ich nicht die Grille hätte, dieses Land und seine Dienste nicht wie ein gescholtener Knabe, sondern in vollen Ehren zu verlassen, wie ich sie einst betreten habe!"

„Und haben Excellenz auch bedacht, welche unausfüllbare Lücke dadurch entstehen müßte?" Der Pater gab sich dabei das Ansehen möglichster Unbefangenheit, aber dem Kanzler entging es nicht, daß er ihn dennoch mit einem lauernden Seitenblicke betrachtete.

„Unausfüllbar!" rief Biener, ohne darauf zu achten. „Wer das von sich sagen könnte! Wer klug ist, versöhnt sich bei Zeiten mit dem Gedanken, daß der Strom des Lebens über dem ersten Menschen seines Jahrhunderts so gleichgiltig zusammenschlägt, wie über dem unbedeutendsten . . ."

„Sie treiben die Bescheidenheit in der That so weit, daß man Mühe hat, ihr zu folgen! Wie verwundert wür-

den gewisse Leute sein, welche von Ihrem Ehrgeize ganz andere Dinge erwarten oder besorgen — wie würden sie staunen, wenn sie mit mir solche Worte aus Ihrem Munde vernähmen! Wie würde vor Allem Ihre Durchlaucht schmerzlich befremdet sein, welche sich wohl mit ganz andern Ideen und Planen beschäftigt haben dürfte . . ."

„Meinen Sie?"

„Ich meine allerdings, daß Durchlaucht anstatt auf eine Trennung, vielmehr auf Mittel gedacht haben dürften, Excellenz noch fester an sich zu fesseln . . . Sollte, was einem blöden alten Manne zu beobachten gelang, Ihrem Scharfsinne entgangen sein?"

„Die Entschließungen Ihrer Durchlaucht," erwiderte Biener ausweichend, „sind und waren stets der erhabenen Frau würdig, welche die Zierde ihres Geschlechts und der Schmuck des Thrones ist — aber Herzogin Claudia von Medicis ist zugleich zu gerecht, um einem Anderen zu verwehren, was seine Ehre fordert!"

„Excellenz werden wenigstens dem Lande Ihren erprobten Rath nicht gerade in einer Zeit entziehen, wo es dessen am dringendsten bedarf . . ."

„Sie vergessen, Hochwürdigster, daß zwischen uns nicht von einem entzogenen Rathe die Rede sein kann, sondern nur von einem verschmähten! — Sie haben ohne Zweifel den demnächst beginnenden Landtag im Sinne, und den Widerstand, den man von Brixen und Trient fürchten zu müssen glaubt . . ."

„Glaubt, Excellenz? Nur glaubt? Ich sollte meinen, diese Furcht ist nur zu sehr begründet ... Sie wissen besser als ich, daß es sich diesmal um eine festgeschlossene und wohlgegliederte Partei handelt, an deren Spitze ein fester und kühner Charakter steht!"

„Meinen Sie Herrn Josua Perkhofer, den Brixener Weihbischof? Wenn Eigensinn für Festigkeit gilt, und

Trotz für Kühnheit, dann mag er allerdings ein Charakter heißen — er hat mit jenem Helden der Bibel nichts gemein, als den Namen, und wird kein Spinnrad zum Stillstande bringen, geschweige denn eine Sonne!"

Der Pater lächelte. „Ein treffendes Witzwort! Excellenz haben aber ein Recht dazu, denn Ihr Arm ist nicht minder gewandt und rasch, als die Zunge ... Bei uns Andern ist die Besorgniß verzeihlich. Ich kann nur um so mehr bedauern, daß Sie so ernstlich entschlossen sind, uns Ihre Hülfe vermissen zu lassen. Ich habe nun kaum den Muth, Sie mit einer Angelegenheit zu behelligen, die Ihnen nun auch gänzlich fern liegen wird ..."

„Lassen Sie mich immerhin davon hören!" sagte Biener verbindlich. „Sie haben mich als Freund besucht: vielleicht kann der Freund statt des gewesenen Kanzlers antworten ..."

„Man ist nicht überall geneigt, Sie als gewesenen Kanzler zu betrachten: man hält es an gewissem Orte sehr wohl für möglich, Sie wieder im Amte zu sehen, und es wäre daher von gewisser Seite erwünscht, Ihre Anschauung über eine Angelegenheit zu kennen, die bald zur Entscheidung kommen muß ..."

„Sie machen mich neugierig. Und wo ist es, wo man meiner so günstig gedenkt?"

„Betrachten Sie meinen Habit und fragen Sie nicht. Wer ihn trägt, gehört in erster Reihe der ehrwürdigen Societät und erst in zweiter seinem Berufe oder Amte. Es ist mein heiliger Orden, von dem ich rede ..."

„Und die Angelegenheit ...?"

„Mit jedem Tage mehren sich die Anzeichen, daß die Pest der Ketzerei, die man für ausgerottet halten durfte, in diesen Bergen im Stillen noch fortwuchert und immer neue Opfer fordert. Es giebt eine Menge heimlicher Lutheraner im Lande; sie sollen ganze geheime Gemeinden

bilden und nächtliche verborgene Zusammenkünfte halten, bei denen sie predigen und ihren ketzerischen Gottesdienst halten . . ."

„Ich habe davon gehört."

„Es ist so weit, daß die heilige Kirche um der Einheit und Reinheit des Glaubens willen nicht länger ruhig bleiben kann. Sie muß einschreiten, um die Seelen der Abgefallenen wieder zu gewinnen, um die Irrenden vor dem Abfalle zu bewahren — es handelt sich nur darum, wie das am wirksamsten geschehen kann . . ."

„Und darüber wollen Sie meine Ansicht hören?"

„Allerdings; es würde dem Orden nicht schwer werden, die Maßregeln, die er für die rechten hält, sogleich durchzusetzen — aber was würde es helfen, wenn Excellenz nicht damit übereinstimmten und wieder ans Ruder kämen? Und wenn Sie übereinstimmen, woran der Orden bei einem so guten Katholiken nicht zweifelt... wäre es dann nicht besser, lieber gleich diesen Zeitpunkt abzuwarten?"

„Ganz wohl berechnet. Und wie — lassen Sie mich das zuerst wissen — wie stellt sich der Orden die nöthige Einschreitung vor?"

„Das Unwesen soll am ärgsten sein in Schwaz und im Zillerthal. Die vielen fremden Bergknappen bringen das Gift unter das Volk. D'rum, meint der Orden, wäre es am geeignetsten, dort ein Exempel zu statuiren: einen Prediger dahin abzuschicken, der das Bekehrungswerk übernimmt, und ihm des größern Nachdrucks wegen eine Abtheilung Soldaten beizugeben, die einen heilsamen Zwang und Schrecken ausüben . . ."

„Ich weiß genug, Hochwürdigster"' rief Biener rasch, „und stehe keinen Augenblick an, meine Meinung abzugeben. Ich stimme ganz dem heiligen Orden bei — ich würde die Bekehrung morgen beginnen, aber der Nachdruck, der heilsame Zwang und Schrecken behagen mir nicht. Ich

weiche daher von der Absicht des Ordens nur in der Kleinigkeit ab, daß ich den Prediger allein abschicken und die Soldaten zu Hause lassen würde."

Der Pater sah Biener erstaunt an und ließ die spielende Hand von seinem Brillantkreuze sinken. „Wie?" sagte er. „Sie wollen nicht, daß die weltliche Gewalt die geistliche unterstütze? Ist das nicht Ihre Pflicht?"

„Ich sage nein!" entgegnete Biener fest. „Sie sind die Lehrer und Wächter des Wortes Gottes, der alleinigen und ewigen Lehre, die ich mit Ihnen glaube: Sie haben daher die Pflicht, sie auszubreiten, Sie sind schuldig, die Irrenden zu bekehren und zurückzuführen — aber was Sie den weltlichen Arm nennen, der Staat hat kein Recht dazu . . ."

„Meine alte Taubheit muß sich wieder rühren, daß ich nicht recht verstehe, was ich höre!" sagte der Pater kopfschüttelnd. „Kein Recht? Hat mir etwa nur geträumt, oder giebt es einen Grundsatz des Staatsrechtes, welcher lautet: cujus regio, ejus religio? Hat man nicht überall darnach verfahren, zumal in den österreichischen Landen?"

„Das Unrecht wird darum nicht zum Rechte, weil es ein Kaiser begeht!" rief Biener warm. „Seit ich ein Wort mitzureden hatte in dem Regimente von Tirol, ist es mir, Gott sei Dank, erspart worden, diese traurige Frage zu berathen oder zu entscheiden . . . es hat bis jetzt an einem Anlasse dazu gefehlt . . . Wenn ich aber jemals wieder mitzusprechen habe, und so lange ich es habe, so soll die Stunde meine letzte sein, in der ich die Anwendung dieses Grundsatzes dulde! Ueber den Glauben, wie über den Gedanken ist Niemand Herr, kann Niemand Herr sein — in dies Allerheiligste des Menschen reicht kein weltlicher Arm! Uebt Euer Amt, Ihr Herren, predigt, unterrichtet und überzeugt durch die Kraft und Gluth der Wahrheit, die in Wort und That unwiderstehlich ist — aber entheiligt

Euer Werk nicht durch Zwang! Das Lutherthum war es, das zuerst jenen abscheulichen Satz in's Leben rief — schämt Euch, die Waffen der Irrlehre zu benützen, die Ihr bekämpft . . .".

Der Pater hatte ganz vergessen, mit seinem Kreuze zu spielen; er rückte das Käppchen bedächtig hin und her und sah ernsthaft vor sich hin. „Alle dem gegenüber bin ich mit meiner Anfrage zu Ende und besinne mich eben, wie lang' ich Excellenz bereits lästig falle . . ." Er erhob sich, und Biener folgte seinem Beispiele. „Ich sage es Ihnen noch einmal," rief er, „folgen Sie mir, schicken Sie nur den Prediger ab und lassen die Soldaten zu Hause. Und auch als Prediger schicken Sie keinen von der bleichen, zelotischen Art, die mit einem verzückten Lächeln den Scheiterhaufen eines Ketzers anzündet... von der Art, wie jener junge Pater, der unlängst in der Burgkapelle gepredigt hat und sich so recht darin gefiel, die Qualen der Hölle so naturgetreu zu schildern, als wenn er sie mit Dante durchwandert hätte . . ."

„Der junge Pater Gravenegger? Ein vortrefflicher Theolog, ein künftiges Licht der Kirche! . . ."

„Aber ein Zelot — schicken Sie lieber einen milden, besonnenen Mann; einen Mann, wie man sich wohl die Apostel vorstellt, dem die Liebe warm und lebendig geworden ist im Herzen — einen Mann, etwa wie den würdigen Abt Conrad von den Prämonstratensern in Wilten — denn die Liebe ist ja doch das Hauptstück im Glauben..."

Malaspina war vor dem Kanzler stehen geblieben und sah ihn fest an: es war fast nichts mehr von der hinfälligen und gebeugten Haltung des Alters an ihm wahrzunehmen. „Daran wird man erkennen," sagte er bewegt, „daß Ihr meine Jünger seid, wenn Ihr einander liebet! — Ihre Hand, Kanzler Biener . . . Sie müssen es dem

Jesuiten und Beichtvater nicht wieder sagen . . . aber der alte Malaspina schüttelt Ihnen herzlich die Hand. Ueber den Glauben, wie über die Gedanken ist auch der geistliche Arm nicht Herr, so weit er auch reicht, und was er auch durch Ordensgelübde und geistlichen Gehorsam äußerlich aus dem Menschen machen kann! — Ich werde meinen Bericht einzurichten wissen und wünsche um der unglücklichen Verirrten willen, daß Sie die Regierung wieder übernehmen, und das lieber heute als morgen . . ."

Biener hatte die dargebotene Hand ergriffen und hielt sie fest. „Eine Entdeckung, wie die dieses Augenblicks, könnte mir beinahe Lust machen dazu . . . Sie haben sich nicht umsonst einen Freund genannt . . . der Jesuit soll nichts davon erfahren, was mir der Freund vertraut hat, — ich bin bereit, Ihnen ein Pfand dafür zu geben . . ."

„Sie machen mich begierig . . ."

„Es trifft sich eben gut, daß ich eines vertrauten Freundes bedarf. Ich bin auf eigenthümliche Art in den Besitz von Papieren gekommen, welche unter Umständen von hoher Bedeutung werden können. Der Zeitpunkt, um davon Gebrauch zu machen, ist noch nicht da — ich möchte daher die Papiere in die Hand eines Dritten legen, damit sie, was mir auch begegnen möge, sicher sind, im rechten Augenblicke an's Licht zu kommen. Wenn ich Ihnen die Papiere übergebe, wollen Sie dieselben aufbewahren und nur mir selbst wieder zurückstellen? Wenn ich rasch von hinnen müßte, geben Sie selbe an Herzogin Claudia, und ist auch diese nicht mehr unter den Lebenden, dann lesen Sie die Papiere selbst und prüfen, ob sie dem dann regierenden Herrn zu überreichen oder zu vernichten sind. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Sie vergessen den bei meinem Alter möglichen Fall . . . wenn ich selbst sterbe?"

„Das fürchte ich nicht! Ich versiegle die Schriften:

Sie setzen Ihr Siegel daneben und versehen das Packet mit der Aufschrift, daß es mein Eigenthum enthalte und mir sofort auszuhändigen sei. Wollen Sie? Sie können unbedenklich — es sind politische Dinge, die mit Religion und Kirche nichts zu schaffen haben . . ."

„Ich verspreche Ihnen, was Sie von mir fordern."

„Auf Manneswort? Trotz Ordensgelübde und geistlichem Gehorsam?"

„Auf Manneswort!"

Beide reichten sich die Hand; in wenig Augenblicken war die Vollmar'sche Schrift mit Umschlag, Siegeln und der gewünschten Aufschrift versehen. Pater Malaspina nahm das Packet in Empfang und ging, trotz seines Widerspruchs von Biener bis an die unten wartende Sänfte mit den Maulthieren begleitet. Der Kanzler hatte Mantel, Hut und Degen ergriffen und erklärte, die Dämmerung noch zu einem Spaziergange benützen zu wollen. Förmlich nahmen Beide von einander Abschied, denn die Treiber der Thiere standen mit gezogenen Hüten daneben, und Frau Sepha ließ es sich auch nicht nehmen, dem hochwürdigen Besuche durch unterthänige Knixe ihre Ehrerbietung zu beweisen.

Bald trabten die Mäuler davon; der Kanzler aber schritt den Bergpfad hinan, welcher sich unter stattlichen Nußbäumen die Anhöhe hinter dem Büchsenhause emporschlängelte. Unter einem derselben war ein Ruheplatz angebracht, auf welchem die von den Almen abtragenden Sennen die schweren Rückkörbe aufstützen und im Anlehnen etwas ausathmen konnten. Dort hielt er an und sah in das dunkelnde Thal und auf die schwarze Häusermasse der Stadt hinab, deren Fenster hie und da sich beleuchteten. Seine Seele war ruhig und still geworden, wie die Nacht, und er sah es ohne Erregung, daß auf dem Landwege von Mühlau her eine lange Reihe unruhiger Lichter sich fort-

bewegte. Es waren die Fackeln der von der Wasserfahrt zurückkehrenden Herzogin und ihrer Cavalcade. Im Gespräche mit Malaspina war es ihm vollends klar geworden; noch war seine Rolle nicht zu Ende gespielt in diesem Lande!

— — — Inzwischen war der schöne Sommernachmittag in dem nahen Dorfe Mühlau weit fröhlicher und lauter dahingerauscht. Es war Sanct Bartholomä, ein halber oder Bauernfeiertag, und die Andächtigen ließen es nicht fehlen, nachdem sie in der hochgelegenen Kirche den Rosenkranz gebetet und auch mit einem scheuen Seitenblicke ein paar Vaterunser nach dem nahen verödeten Pestfreihofe hinübergeschickt hatten, auch auf leibliche Erquickung bedacht zu sein. Vor dem Wirthshause des Zapflers Sauerwein war eine ziemliche Anzahl von Landleuten jedes Geschlechts und Alters versammelt, und ein hübsches, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen hatte vollauf zu thun, hin und wider laufend ihrem Zurufe zu folgen und die hohen Kelchgeschirre mit dem rothen Bozner Weine zu füllen. Die Bauern saßen unter einigen weitschattenden Linden und wilden Kastanienbäumen, auf ungeschlachten Bretterbänken um ein paar lange schmale Tische gedrängt. Etwas seitwärts an den zur Hausthüre emporführenden Stufen hatte ein junger Bursche Platz gefunden, dessen Tracht von jener der Landleute vollständig abwich, und der sich auch mehr als mit dem Glase mit der Cither beschäftigte, die vor ihm auf der Mauerbrüstung lag. Er trug ein zierliches braunes Wamms, dessen weite Bauschen bis an den halben Schenkel herabreichten und mit weißen Puffen besetzt waren. Das kleine, rund aufgekrämpte Hütchen und die bis an die Knöchel zugeschnürten Stiefelchen am Fuße ließen den Läufer erkennen, und die weißrothe Armschleife zeigte, daß er zur Dienerschaft der Herzogin gehörte. Er spielte einige lustige Weisen, wie sie zu

den Volkstänzen des Thales üblich waren, und die auch ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlten. Zum Beweise ließ sich abwechselnd Händeklatschen oder Fußstampfen vernehmen, womit die Erregteren derselben in die Melodie begleitend einstimmten. Manchmal dröhnte auch der Knall eines Schusses oder der Schlag einer losschnellenden Armbrustsehne darein, denn etwas seitwärts an der Rückseite des Hauses war ein Schießstand angebracht, von welchem aus Einige mit Stahl oder Büchse Glück und Geschick an ein paar weißen Brettern erprobten, die am Rande einer gemach aufsteigenden Bergwiese als Scheiben aufgestellt waren. Die Büchsenschützen bestanden meist aus Bauern, welche die schweren Rohre so fertig in den Gabeln aufzulegen und so sicher loszubrennen wußten, daß man ihnen die in den vielfachen Kriegsläufen und auf der heimathlichen Gemsjagd erworbene Geschicklichkeit wohl anmerkte. Die Stahlschützen waren zum größten Theile Bürger und Gewerbsleute aus Innsbruck, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit Handierer genannt. Das schöne Wetter und der halbe Feiertag hatten sie bewogen, die Werkstatt feiern zu lassen und einen Spaziergang zu machen. Ihnen war es eine nicht minder willkommene Gelegenheit, ihre Wehrhaftigkeit zu üben; auch der neu angehende Schmiedemeister an der Innbrücke befand sich darunter.

Dem jungen Citherspieler war es aber nicht darum zu thun, sich den Beifall der trinkenden Bauern oder der Handierer zu erwerben; aller Ausdruck und alle Empfindung, die er aus den zwölf Drahtsaiten hervorzulocken wußte, galt dem hübschen Schenkmädchen. Er lud sie ein, sich des bessern Zuhörens wegen neben ihn auf die Stufeneinfassung zu setzen, und wenn ihr Geschäft sie abrief, vermochte er nicht, die Augen von ihr abzuwenden, und folgte mit glänzendem Blicke jeder ihrer Bewegungen, wenn sie sich mit dem gefüllten Humpen durch die Reihen der Gäste

drängte und hie und da einem ihr Zutrinkenden mit zierlichem Nippen Bescheid that. Es war dem schmucken Läufer auch nicht zu verargen, denn das Mädchen war eine anmuthige Gestalt, schlank, und, ihrer Jugend ungeachtet, von angenehmer Fülle und Rundung. Es war eine hübsche Erscheinung, wenn sie abgewendet stand, wenn die langen blonden Zöpfe über das schwarze Mieder bis an die Hüften hinabhingen, und sie den runden Arm mit dem kurzen Hemdärmel empor hielt, um einen Becher über den Tisch hinüber zu reichen. Wendete sie sich vollends um, so mochte wohl einem Gesetzteren warm um's Herz werden, wenn er das frische rosige Angesicht und das üppige blonde Haar sah, und wenn er vollends den braunen Augen und dem glänzenden Feuer begegnete, das darin sogar etwas zu lebhaft loderte.

Der Läufer mit seiner Cither war übrigens nicht der Einzige, dessen Blicke von dem Schenkmädchen angezogen wurden. Diesem schräg gegenüber hatte ein anderer Gast sich ein leeres Faß in den Baumschatten neben die Bauern gerollt und verfolgte von diesem Sitze aus das Mädchen mit ebenso begehrlichen Blicken, als er die unverkennbare Annäherung und Bewerbung des Citherspielers mit Ingrimm beobachtete. Es war eine schmächtige Gestalt in feiner Tracht, deren Goldbesatz am Koller und an den Aermeln erkennen ließ, daß er im Dienste eines reichen Herrn stehen mußte. Wer ihn nicht genauer betrachtete, hätte in dem behäbigen Manne kaum jenen abgerissenen welschen Gesellen erkannt, der bei Einweihung der Porta Claudia im Scharnitzerthale mit knapper Noth der Mißhandlung und der Strafe entgangen war.

Allgemach ließ das Drängen der Gäste nach; der erste Durst war gestillt, und das Mädchen fand Zeit sich etwas auszuruhen. Der Läufer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sie in seine Nähe zu locken; er begann das Vor-

spiel eines bekannten Liedes vom Gemsjäger, der Nachts an der Almhütte Einlaß verlangt, von der stolzen Sennerin aber verspottet und nicht eingelassen wird. Das Mädchen setzte sich auf den Absatz der Stiegeneinfassung neben den Burschen und nickte ihm freundlich lächelnd zu, so daß er ermuntert und angefrischt mit klarer Stimme ansetzte und das Lied selber zu singen begann:

Ein lustiger Jäger,
Ein lebfrischer Bue,
Der pürscht sich am Abend
Auf d' Almhütten zue!

Der gewöhnliche Jodler folgte, von einigen Bauern verstärkt, welche die Lust, einzustimmen, nicht unterdrücken konnten. Auch das Mädchen nickte und summte lächelnd dazu, und doppelt munter fuhr der Sänger fort:

Das Feu'r in der Hütten
Das sieht man von fern,
Da hat ihn die Senn'rin
Schon juchezen hör'n!

Und wie er in d' Näh' kommt,
Is d' Hüttenthür zue,
Da steht er und . . .

„Per Dio,“ schrie der Welsche herüber und klingte so laut als möglich an seinen leeren Becher, um Spiel und Gesang zu unterbrechen, „wie lang' sollen ik sitzen und warten über den canto rustico?“

Das Mädchen war eilig aufgesprungen, holte Marello's Glas und setzte es gefüllt wieder vor ihn hin. Der Läufer war augenblicklich verstummt und machte sich an seiner Cither zu schaffen, um die Röthe der Beschämung und des Unwillens zu verbergen, welche die Kühnheit des Fremden ihm in's Angesicht jagte. Die niedergebeugte Haltung hinderte ihn aber nicht, das Mädchen wie den Italiener im Auge zu behalten. Dieser schlang ihr rasch und keck den

Arm um die Hüfte und zog sie an sich, daß sie beinahe auf sein Knie zu sitzen kam. Sie machte zwar eine Bewegung, als wollte sie es nicht dulden und sich von seiner Umarmung los machen, allein die geringe Kraft, womit sie es that, und ihr Lachen verriethen, daß ihr die kühne Liebkosung nicht unwillkommen war. „Ah, bleiben auf bei mir, schöne Lisotta!“ sagte er. „Wenn Du sein so groß' amica del canto, wollen ik Dir singen una serenata alla chitarra, wie es sein Brauk in mein' Vaterland, in bellissima Roma! Kein Lied von Jäger und Bauer,“ setzte er leiser und nur ihr verständlich hinzu, „ma, wie es sik schicken für bellissima Lisotta, una canzonetta d'amore — ein Liebeslied!“

Die Landleute hatten die Unterbrechung ebenfalls mit Unlust bemerkt, aber das entschlossene und rücksichtslose Benehmen des Welschen hatte etwas, was die einfachen Leute einschüchterte. Sie steckten die Köpfe zusammen, rückten ihre Gläser und sprachen unter sich, anscheinend ohne alle Aufmerksamkeit für das, was zwischen Lisel und dem Italiener vorging. Desto emsiger flogen die Blicke des Läufers nach dem Paare hinüber, und es entging ihm nicht, daß das Mädchen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf das Liebesgeflüster des Welschen horchte, dessen gebrochene Sprechweise sie zugleich belustigte und anzog. Haltung und Ausdruck wurden immer drohender und gereizter, und es wäre wohl zu einem eifersüchtigen Ausbruche gekommen, wenn nicht der Hufschlag rasch heransprengender Pferde die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen hätte. Auch Lise sprang neugierig auf und stellte sich auf die Eingangsstufen des Hauses, um die Ankommenden besser sehen zu können.

Es war ein stattlicher Zug von zehn bis zwölf Reitern, alle auf hübschen, schön gezäumten Pferden, in reicher ritterlicher Tracht, mit wehenden und nickenden Büschen

und Federn auf den emporgekrämpten spanischen Hüten. Lachend und plaudernd kamen die Herren herangesprengt, hinter sich einen Troß von Dienern mit Büchsen, Spießen, Hörnern und einigen Koppeln schöner Hunde, die lustig durch einander bellten. In einiger Entfernung kam ein Karren nachgefahren, mit Tannenreisig bedeckt, unter welchem hie und da die Läufe und Krückeln einiger Gemsen hervorsahen und, wenn noch ein Zweifel gewesen wäre, den Zuschauern verriethen, daß der fröhliche Zug vom Waidmannswerke zurückkam.

Die Reiter hielten auf der etwas weiter unten vorbeiführenden Straße vor dem Eingangsthore einer hohen Umfassungsmauer, über welche Giebel und Thürme eines adeligen Ansitzes herübersahen. Die Cavaliere stiegen ab, warfen den Dienern die Zügel zu und traten in den Hofraum, von einem ältlichen Manne in gleicher Tracht bewillkommnet, während die Jäger die runden weiten Hörner von Brust und Schulter nahmen und sie mit einer Fanfare begleiteten.

Die Landleute waren zum Theil aufgestanden und sahen sich Reiter, Pferde und Jagdbeute aus der Ferne an, indem sie sich in Vermuthungen über Namen und Personen und über den Ort ergingen, wo das Jagen abgehalten worden sein könne. „Das wollen ik Euk sagen, Ihr Leut'," sagte Marello geschäftig, indem er sich unter sie mischte. „Der alte Signor, der hat empfangen die cavalieri, das ist der Herr Luigi von Madruzz; ihm gehören der Ansitz; er hat geladen ein die Signori zur Jagd und zur Tafel. Sono tutti . . . sein Alle vornehm' und reike Nobili . . . ik kennen sie Alle, weil ik sein nel servizio von ein' von die cavalieri . . ."

„Reich müssen sie wohl sein, das sieht man aus Allem!" sagte ein Bauer, nachdem die Jagdgesellschaft im Hofe und Hause verschwunden war, und die Gäste des

Zapflers wieder ihre Plätze eingenommen hatten. „Und der Herr von Madruzz muß auch mehr Thaler haben, als Unsereiner Kreuzer, denn es sind noch mehr Gäst' in dem Ansitz, als die Jäger. Ich hab' erst nit d'rauf geachtet, aber es ist schon Einer um den Andern zu Fuß und zu Pferd von 'Spruck hergekommen, und wenn man an die Fenster hinüberschaut, sieht man alle Augenblick ein anderes Gesicht ... da sind ja schier mehr Leut' bei einander, als weiland wenn der Erzherzog Leopold selig zum Jagen ausgezogen ist . . ."

Der Italiener lächelte pfiffig und blinzte mit den Augen. „Wer weiß," sagte er, „ob nicht beim Wein wird gesprochen von andere cose und von una casciatura tutt' altera, als auf Gemsʼ und Steinbock . . . der Zeit sein sehr wiktig, und gehen in Land und Hoff groß' immutazione vor, große Veränderung . . ."

„Das haben wir auch schon gehört," sagte der Bauer, „aber man erfährt niemals das Rechte nit. Ist es wahr, daß der oberste Kanzler gefangen liegt in Ketten und Banden, und daß ihm der Halsproceß gemacht wird? Ist das wahr, und was hat denn der Herr verbrochen?"

„Es ist wahr", entgegnete Marello, vorsichtig herumblickend, „wahr und nicht wahr, aber was noch ist nix, kann noch geschehen. Der oberste cancellario sein abgesetzt, und werden ihm gemaken der Proceß — é un scelerato . . . er sein ein Verbrecher, und wird nix fehlen, zu kommen in Ketten und Banden . . ."

„Und warum hernach?" fragte ein Anderer. „Was hat der Herr verbrochen? Ich mein' doch, ich hab' all' mein' Tag' nur Lieb's und Gut's von ihm gehört! Ist's nicht Selbiger, der schon bei Erzherzog Leopold selig Kanzler gewesen ist?"

„Woltern muß's Selbiger sein!" bestätigte der Nachbar, der zuerst gesprochen hatte. „Der Herr Biener, der

dazumal sich um die Ländmänner und um die Stadt so angenommen hat — Ihr wißt es ja, dazumal auf dem Sterzinger Landtag!"

„Freilich wissen wir das!" riefen die Bauern durcheinander.

„D'rum ist's zu verwundern, wie der richtige und christliche Herr Biener soll auf einmal ein solcher Schelm geworden sein. Red' also, Wällischer, weil Du doch so siebengescheid thust, ruck' heraus mit der Farb' und sag', was der Herr Biener verbrochen haben soll?"

Marello rückte mit dem Nicken des Einverständnisses den Bauern näher und sagte: „Das weiß ik Alles . . . ik weiß, der Cancellario sein gewesen ein riktig und christlich Mann . . . ma, er sein es nix mehr . . . und wenn Ihr werden haben gehört sein Verbreken, Ihr werden sein nix verwundert . . . Der Cancellario," fuhr er noch leiser und mit der Geberde eines Menschen fort, der ein wichtiges Geheimniß im tiefsten Vertrauen mittheilt, „sein heimlik ein Lutherano . . . er wollen maken abtrünnig der ganze Land von santa chiesa cattolica . . ."

Die Bauern sahen verduzt den Italiener und sich selber an.

„Er sein inamorato," setzte dieser hinzu, „verliebt in Herzogin Claudia — er wollen ihr heirathen und werden il principe von Tirol . . ."

„Halt's Maul, Lugenbeutel," rief der erstere Bauer grob, „daß ist zu viel auf einmal! Für so dumm mußt uns Tiroler doch nit halten, daß Du uns solche Bären aufbinden willst!"

„Ma, es sein Alles wahr," betheuerte Marello, „ik sein in Diensten von ein' grand Signor von Hoff — ik sein il suo camerario, sein confidente, und erfahren Alles von ihm . . ."

„Und ich sage," rief plötzlich eine starke Stimme da-

zwischen, „es ist Alles nicht wahr und nichts als welsche Lug' und Erfindung!“ Es war der junge Läufer, dem die Gelegenheit willkommen war, mit seinem Nebenbuhler anzubinden. „Ich trag' den Rock der Frau Herzogin, und daß ich ihn trag', verdank' ich dem Herrn Kanzler Biener — er hat sich um mich angenommen, damit ich meine alte Mutter ernähern kann, und weil der Vater von den Schweden ist erschossen worden d'rinnen in der Scharnitz! Ich weiß nichts von den Heimlichkeiten, die passiren und hin und wieder getragen werden in der Burg — aber das weiß ich, daß das nit wahr ist! Daß der Kanzler kein Gefangener ist, sondern frei und wohlbehalten im Büchsenhaus wohnt! Daß es bald an den Tag kommen wird, daß er unschuldig ist! Das sag' ich und das behaupt' ich — und wer meiner Herzogin 'was Unrechtes nachsagt oder meinem Gutthäter, der hat's mit mir zu thun!“

„Das ist ganz recht von Dir,“ sagte der Bauer, „das gefallt mir von Dir, Franz, daß Du Dich um Deinen Brodherrn und Deinen guten Freund so annimmst . . . aber damit, daß Du sagst, es ist nit wahr, ist nit mehr gethan, als mit der Red' von dem Wällischen, daß es nit so ist. Du bist ein Freund zum Kanzler . . .“

„Der bin ich,“ rief Franz, „und leugn' es nicht! Aber der da ist sein Feind, und ich will ihn dazu bringen, daß er es auch eingestehen muß!“

„Ik ein Feind von dem Cancellario?“ sagte Marello, der sich den Anschein gab, als beachte er den Läufer gar nicht, und spöttisch mit den Achseln zuckte. „Ik erzähle nur von ihm, was Jedermann weiß. Er sein nit der Erste, der haben cominciato als ein braver Mann und haben geendet als ein scelerato! Ik bedaure ihn!“

„Hund von einem Kerl!“ schrie Franz und hatte im Sprunge den Welschen mit beiden Fäusten an der Gurgel

gepackt. „Du willst Dich unterstehen, einen solchen Herrn zu bedauern? Du sollst unter meinen Händen hin werden!"

Marello konnte nichts erwidern; er keuchte nur und suchte sich gewaltsam von des Läufers Händen frei zu machen. Die Bauern mengten sich darein und hatten bald Beide auseinander gerissen und hielten sie getrennt. Auch Marello's Zorn war erwacht, und er hätte sich, wenn er frei gewesen wäre, auf den Läufer gestürzt, wie dieser auf ihn. Das Geschrei und Gedräng rief auch einige von den Schützen und den Zapfler herbei, der sich an den Läufer machte und ihn ausschalt. „Du bist mir ein sauberer Vetter, Franz," sagte er, „Du machst dem Namen Sauerwein Unehr' und bringst meine Zapflerei in's Geschrei, wenn Du mir Händel anfängst . . ." Dieser rief und gesticulirte dagegen und war nur mit Mühe aus der Nähe Marello's wegzubringen. Die Bürger hatten sich inzwischen um den Grund des Zwistes erkundigt und nahmen an der Beendigung Theil. „Man muß eben abwarten," sagte der Schmied Würdinger, „was geschieht und was herauskommt. Alleweil ist's nicht zu glauben, daß der Kanzler sich so weit vergessen sollt' . . . ich hab' Gelegenheit gehabt, allerhand von ihm zu sehen und zu hören, was nicht darnach aussieht . . ."

„Ich weiß aber doch nit," sagte ein anderer Bürger, welchen die blauschwarz gefärbten Hände als einen Handschuhmacher bezeichneten, „ob es so ganz ohne ist. Es ist schon oft allerlei Gered' gegangen von dem Kanzler und von der Frau Claudia . . . ich mein', ich hätt' erst neulich irgendwo sogar einen Reim gehört, der sie angeht . . ."

„Ja," rief der Bauer, „ein solcher Reim geht herum — ich hab' auch gehört davon, weiß ihn aber nicht mehr recht . . . Aber halt, da fällt mir ein, daß ich vorhin den Sixtenbauer von Pradel, den krummnasigen, drüben am Schießstand gesehen hab' . . . der weiß den Reim, der ist

dabei gewesen, wie die Scharnitzer Klausen ist eingeweiht worden, und hat selbigesmal den Reim von einem Burschen gehört, der derentwegen gefänglich ist ein'zogen worden! Ich hol' ihn her . . ."

„Dergleichen ist nicht gut nachsagen," rief der Schmied, „aber wir können ja gleich dahinter kommen, was an der Sache ist. Der Welsche soll sagen, richtig und genau sagen, was er weiß und wer sein Herr ist, von dem er Alles weiß . . ."

Man stimmte bei und sah sich nach Marello um; dieser aber hatte einen unbeachteten Augenblick benützt und war verschwunden. Er wollte nicht dem Sixtenbauern begegnen, der ihn von der Scharnitz her erkennen konnte. „Das ist verdächtig," sagte der Schmied, „das sieht fast aus, als wenn er sich aus dem Staub gemacht hätte! Vielleicht ist 'was daran, daß es heißt, die ganze Anklag' gegen den Kanzler sei von den Welschen erfunden und angestellt, weil er sie nichts gelten läßt, und sie gern die Oberhand haben möchten im Regiment!"

„Selbiges ist wohl möglich," sagte der Bauer, „'s ist ja auch ein Wällischer gewesen! Wollen wir's halt erwarten! Mit dem Lutherischmachen und mit dem Herzogwerden hat's wohl auch keine Gefahr, das geschieht nit so über Nacht, und da gehören überall Zwei dazu — da muß man uns Tiroler auch erst ein Wörtel mitreden lassen — und wann's wirklich so wär', und wann sich der Kanzler so weit verstiegen und vergessen hat . . . dann wollen wir auch nichts mehr von ihm wissen, dann soll ihm geschehen, was ihm von Gottes und Rechts wegen gehört!"

Die Bauern kehrten zu ihren Sitzen zurück: die entfernter Wohnenden schickten sich zum Heimweg an, und die Innsbrucker Gäste machten sich daran, ihr Schießzeug zu ordnen und ihre Neigen zu leeren. Auch der Läufer nahm an der Thüre vom Vetter Zapfler und am Fuße

der Stufen von Lise Abschied, die seinen Unwillen mit doppelt freundlichem Lächeln beschwichtigen wollte. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß sie ihm die Hand zum Einschlagen hinhielt: mit beiden Händen drückte er das Krämphütchen auf den Lockenkopf und rief: „Fahr' nur so fort, Lise! Bist auf dem rechten Weg! Laß Dir nur von dem welschen Lügner was vorplauschen, dann wirst an mich denken, daß der Hochmuth vor dem Fall kommt!" Damit schritt er eilig weiter: das Mädchen sah ihm eine Secunde etwas betroffen nach, als wenn sie ihn zurückrufen wollte; dann drehte sie sich auf dem Absatze um, schlug ein Schnippchen und sprang ins Haus hinein. „Der einbilderische Griesgram!" lachte sie vor sich hin. „Er wird schon wieder gut werden!"

— In dem Ansitze des Herrn von Madruzz gegenüber ging es indessen schon sehr vergnügt und rauschend her. Im obern Stockwerke befand sich ein nicht eben hoher, aber desto längerer Saal, an dessen Wänden die geschnitzten Köpfe von Hirschen, Rehen, Gemsen oder Steinböcken mit allerlei durch Größe oder besondere Gestalt ausgezeichneten Geweihen, Krückeln und Hörnern angebracht waren und erkennen ließen, daß der Besitzer ein besonderer Verehrer des edlen Waidwerks war. An jedem Kopfe befand sich ein Schildchen und darauf der Standort des Thieres, sowie die Zeit seiner Erlegung und der Name des glücklichen Schützen verzeichnet, dessen Kugel oder Bolz es erreicht hatte. An der untern Wand, so hoch man mit den Schultern reichen konnte, lief starkes Getäfel von Eichenholz herum, und oberhalb des Gesimses stieg solches Schnitzwerk, Baumzweige und Tannenäste vorstellend, an die flach gewölbte Decke empor. Die dunklen Schnitzereien bildeten auf dem hellen Grunde eine Art durchbrochenen Laubdachs und vereinigten sich in der Mitte zu einem Kranze, aus welchem ein breiter Kronleuchter an grüner Schnur her=

unterhing, zierlich geformt und zusammengestellt aus Gehörn und Gewaff von allerlei Haar- und Federwild.

An der schweren eichenen Tafel, welche sich schmal durch den Saal zog und die gespreizten, in Klauenform auslaufenden Füße unter den Fransen des weit herabhängenden glänzend weißen Tuchs nur wenig vorstrecken konnte, saß eine bunte Reihe von etwa dreißig jüngern und ältern Männern in reicher adeliger Tracht. Der Sammet oder Taffet der Koller glänzte in allen Farben, noch gehoben durch den Schimmer von Stickereien aus Gold, Silber und Seide mit künstlich eingewebtem Edelgestein. Die Mäntel und Hüte waren abgelegt und hingen nebst den losgegürteten Wehrgehängen und Stoßdegen an den Zinken und Zacken der Thierköpfe der Wände in bunter Ordnung durch einander. Die Tafel war zu einer Mahlzeit gedeckt, die aber noch nicht begonnen hatte; dagegen ließen die reichlich aufgestellten Becher und Flaschen erkennen, daß man mit dem Trinken nicht so lange zugewartet hatte. Der Wein fing auch bereits an, seine Wirkung zu äußern, denn auf allen Seiten erscholl Plaudern und Lachen so lebhaft durch einander, daß es ein lärmendes Gewirr bildete, in welchem die einzelnen Stimmen und Worte verschwammen. Doch ließ der Grundton der Sprachlaute nicht verkennen, daß die südlich weichen italienischen Klänge die Oberhand hatten, wie auch Schnitt und Farbe der Gesichter, des Haares und der Bärte zeigten, daß die meisten der Anwesenden nicht das deutsche Tirol ihre Heimath nannten.

In der Nähe der Thüre, an dem hohen thurmhaften Ofen standen Zwei von der Gesellschaft und benützten die allgemeine Achtlosigkeit zu einem flüchtigen Gespräche. „Also ist Alles eingeleitet und vorbereitet, daß man sich darauf verlassen kann? Sie sind einverstanden?" fragte der Eine, ein kräftiger Mann mit schwarzem, kurzge-

schornem Haupthaare und gleichem Vollbarte, in dunkelbraunem Wams, von welchem sich eine mächtige, breit gegliederte Kette mit goldener Schaumünze glänzend abhob.

„Alle, alle!" erwiderte der Andere, eine gleich große aber etwas breitere Gestalt mit lang herabwallendem blondem Haare und spitz zugestutztem Kinnbarte von selber, in's Röthliche spielender Farbe. Er trug ein Wams von lichtgrünem Camelot, mit Puffen und Schlitzärmeln von purpurrothem Taffet, und eine gedrehte Silberschnur um den Nacken, an welcher ein kleines silbernes Hüfthorn hing. „Es bleibt bei der Abrede, Serbelloni — wir deutschen Landmänner vom Herren- und Ritterstande stimmen mit Euch: Ihr Welschen sollt nicht mehr anders angelegt und besteuert werden, als wie die alte Erbeinigung es vorschreibt. Es ist zwar gegen unsern Vortheil, denn was dadurch ausfällt, muß Tirol aufbringen — aber uns Adelige trifft es nicht zu schwer, dafür soll schon gesorgt werden, und den Bürgern und Bauern schadet es nicht, wenn sie ein bischen mehr ausblechen müssen. Sie sind übermüthig genug. Dafür stimmt Ihr Herren mit uns und helft, das Regiment zu ändern und vor Allem den Kanzler zu beseitigen, der dem ganzen Adel ein Dorn im Auge ist . . ."

„Und habt Ihr auch die nöthigen Vorkehrungen getroffen, Herr von Pideneck?" begann der Welsche wieder. „Ihr wißt, daß im Landtage nicht einzeln, sondern nach Ständen gestimmt wird: wir Trientiner und Brixener sind geschlossen und einig — seid Ihr es auch? Ist nicht im letzten Augenblicke noch Widerstand zu fürchten?"

„Seid unbesorgt," entgegnete Pideneck, „es mögen im Ganzen zweihundert adelige Landmänner aufgerufen werden, die zu ihren Jahren gekommen sind — unser sind wenigstens hundert und zwanzig, also die Mehrzahl.

Auch wir halten zusammen wie Stahl und Eisen, und die Andern müssen sichs gefallen lassen, sie sind überstimmt!“

„Nur vergeßt auch die aus den Städten nicht! Auf die Prälaten können wir uns verlassen, die stehen zu uns, wenn versprochen wird, daß in Tirol und in den Bisthümern keine andere Religion geduldet wird, als die katholische — aber mit ihnen machen wir erst zwei Stimmen und stehen noch den Städtern und den Bauern gegenüber. Roveredo und Arco halten zu uns, vielleicht auch Bozen . . . wenn Ihr auch die eine oder andere Stadt gewinnen und Zwiespalt unter die Handierer bringen könntet, dann hätten wir gewonnenes Spiel!“

„Auch daran haben wir gedacht!“ rief der Pidenecker lachend. „Wir haben schon seit einiger Zeit allerlei Leute ausgeschickt, daß sie die Bürger und auch die Bauern bearbeiten, und das wird hoffentlich auch seine Früchte tragen. Ich habe gute Nachrichten, und wenn man's nicht an Geld fehlen läßt, kann man Dinge ausrichten, die ein Anderer für unmöglich hält. Auch unter den hohen Beamten . . .“

„Still,“ unterbrach Serbelloni, „der Hausherr erhebt sich . . . wir reden später weiter!“

In der That hatte sich Herr von Madruzz erhoben und rief über die Tafel hin: „Ich glaube, wir haben lang' genug zugewartet, meine edlen Herren — es kommen keine Gäste mehr, also nehmen Sie mit einem einfachen Jägermahle, wie bedungen wurde, fürlieb. Zuvor aber erlauben Sie, daß ich der Gesinnung aller Anwesenden einen gemeinsamen Ausdruck zu geben versuche! Stoßen Sie an und trinken Sie mit mir — auf die Eintracht der deutschen und der italienischen Ritterschaft! Auf daß sie florire, prosperire und perennire! Sie lebe — hoch!“

Die Gesellschaft drängte sich an den Tisch, und unter lautem stürmischem Hochrufe klangen und klirrtrn die Gläser und Becher an einander. Tumultuarisch nahm Alles Platz, und die Gasterei begann, ziemlich reichlich, aber doch in einer gewissen Einförmigkeit, denn die Speisen bestanden alle aus Wild, von Gemsrücken, Rehziemer und Eberkeule bis zum Hasen, Fasan und Rebhuhn. Die Bereitung war minder fein als würzig und darauf berechnet, den erhitzten Gaumen und Kehlen den Wein noch besser munden und strömen zu machen. Daran fehlte es denn auch nicht, und es währte nicht lange, so wurden die Köpfe immer heißer und die Zungen immer beredter. Pideneck war neben Serbelloni zu sitzen gekommen; Beide klingten häufig mit beredtem Augenwinken mit den Gläsern an und unterhielten sich dazwischen hinein damit, daß sie sich die Namen der Gäste nannten. Es waren darunter viele der ersten tirolischen und welschen Geschlechter vertreten, und neben den Capri, Agostini, Madron und Ceschi ließen die Künigl, Königseck, Warth und Wolkenstein sich nicht vermissen. —

An dem untern Ende der Tafel, wo mehrere welsche Herren unter sich beisammen saßen, begann es allgemach sehr lebhaft zu werden. Ein hagerer ältlicher Mann, dessen Haar schon stark mit Grau gesprengt war, mochte dem starken Weine über Gewohnheit und Gebühr zugesprochen haben; er glühte im Gesicht und redete mit immer lauterer Stimme in seine Nachbarn hinein, die sich vergebens bemühten, ihn zu beruhigen und abzuhalten. „Trink' nicht mehr, Bocciclave,“ sagte der Eine und wollte ihm den Pokal wegrücken, nach welchem er eben wieder die Hand ausstreckte. Dieser aber stieß die Hand zurück, ergriff den Becher und schrie mit voller Stimme, daß es durch den ganzen Saal schallte: „Wer will mir wehren, einen Trinkspruch auszubringen? Ich will nicht hinter dem Berge

halten — ich will es sagen, wie ich mir's denke! Stoßt an, wer edles italienisches Blut in den Adern hat . . . Evviva il Trento libero! Abasso l'Austria! Evviva Trento!"

Er wollte noch mehr sagen, aber seine Nachbarn rissen ihn auf den Stuhl zurück und zwangen ihn gewaltsam, zu schweigen. „Still doch! raunten sie ihm zu. „Still, wenn Du nicht Alles verderben willst! Die Deutschen dürfen noch nicht wissen, was wir im Sinne haben — still, sonst richtest Du uns Alle zu Grunde!"

Der Betrunkene lallte und nickte; seine Umgebung gab sich den Anschein, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, dennoch war der Trinkspruch einigen tirolischen Herren am obern Ende der Tafel nicht entgangen. Der Hausherr Luigi von Madruzz übersah es nicht, daß sich ihre Mienen verdüsterten, und daß sie bedenklich flüsternd die Köpfe zusammensteckten. „Kehren Sie sich nicht daran," rief er ihnen zu, „was der tolle Hitzkopf im Rausche daherschwätzt! Der Wein hat ihm den Sinn verwirrt, er weiß nicht, was er redet! Soll das Geschwätz eines Trunkenen das gute Einverständniß stören und das Vertrauen zu unserer Aufrichtigkeit untergraben?" Die Deutschen schwankten und meinten wohl, eine solche Aeußerung sei doch gar zu auffallend, als daß man sie blos dem Weine auf die Rechnung schreiben könne — das zeige, daß die welschen Herren mit Hintergedanken sich herumtrügen, dann sollten sie sich auch nicht scheuen, offen damit herauszurücken. Erneutes beschwichtigendes Zureden des Hauswirths wechselte mit ärgerlichen Gegenreden, und es war noch sehr unentschieden, ob das frühere gute Vernehmen wiederkehren werde, als Geräusch von Stimmen und Schritten von der Stiege her die Verhandlungen unterbrach.

Es kamen noch späte, unvermuthete Gäste, denen Madruzz entgegen gehen mußte, sie zu begrüßen.

„Wir wollen doch auf der Hut sein!“ sagte der Wolkensteiner leise zu Königseck. „Die Welschen spielen falsch: ich traue ihnen nicht mehr!“

„Einverstanden,“ erwiderte Königseck ebenso, „wir wollen sie scharf im Auge haben! Es hat mir ohnehin von Anfang an nicht gefallen, daß wir uns so tief mit ihnen eingelassen — sie drängen sich überall ein, wie das Wasser durch die Ritzen, und wenn wir uns nicht vorsehen, haben sie uns überflügelt, eh' man die Hand umdreht!“

Jetzt trat Madruzz mit einem Manne in einer dunkeln Mönchskutte ein, hinter ihnen kam Marello und blieb ehrerbietig an der Thüre stehen. „Wir bekommen da noch frommen Zuspruch, meine edlen Herren!“ rief Madruzz der verwunderten Versammlung zu. „Der Ehrwürdige hier meint, wir wären gerade in der rechten Stimmung, einen erbaulichen Sermon anzuhören!“

Lautes Gelächter war die Antwort. „Hinaus mit ihm!“ riefen die Einen. „Der Ehrwürdige muß den Wein gerochen haben!“ die Andern. „Gebt ihm einem Becher, er soll uns verschonen mit seinem Sermon!“

Der Mönch ließ sich das nicht zweimal sagen; ohne Umstände nahm er dem zunächst Sitzenden den Becher weg. „Gratias, Ihr Herren,“ rief er, „aber den Sermon kann ich Euch doch nicht erlassen!“ Zugleich schlug er die Kapuze zurück, ließ die Kutte fallen, und allgemeiner lachender Jubelruf begrüßte den Erkannten.

„Per Dio!“ rief Serbelloni, ihn umarmend. „Du bist es, Montecuculi! Ein herrlicher Einfall, uns so zu überraschen!“

„Ich bin es!“ sagte der Graf, indem er Marello die Kutte zuwarf und ihm winkte, sich zu entfernen. „Glaubt Ihr, daß ich meine Freunde hier versammelt wissen und es daheim in meinen vier Wänden aushalten könnte? Mein Reitknecht hält statt meiner den Arrest, den mir die

Herzogin dictirt hat — ich aber bin hierher geeilt in dieser Kleidung, in der gewiß Niemand den Oberhofmeister Ihrer Durchlaucht sucht!“

Neues Gelächter begann, Montecuculi setzte sich mit an die Tafel, und das Gelage nahm seinen Verlauf wie zuvor. Nach einiger Zeit erhob sich Montecuculi und rief: „Ich hab' es Euch gesagt, daß ich Euch den Sermon nicht erlassen kann — also fügt Euch in Gottes Namen in Euer Schicksal! Mein Sermon ist kurz: er besteht beinahe aus einem einzigen Wort, und das Wort heißt — Rache! Rache an dem Einen, der unsern gemeinsamen Planen entgegen steht, dem geschworenen Feinde des Adels! Sein Fall ist so gewiß, wie der des im Netze eingefangenen Wildes! Und wenn er es vermöchte, das Netz zu durchbrechen, das über seinem Haupte schon zusammengezogen ist . . . er ist doch unmöglich geworden in seiner jetzigen Stellung — Ihr wißt warum, auch ohne daß ich es ausspreche! Die Hand, die ihn so hoch gehoben und gehalten, sie muß ihn um ihrer selbst willen von sich weisen! Stoßen wir an! Trinken wir auf das Gelingen des Werks — es lebe die Rache!“

Wüst klangen die Becher und Stimmen durch einander und der Abend war schon eingebrochen, als der Jagdzug wieder aufbrach und unter Fackelschein und Hörnerschall der Hauptstadt zusprengte.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Elfter Band.

Zweite Auflage.



Leipzig
Ernst Keil.
1874.

Der

Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmid.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.



Leipzig
Ernst Keil.
1874.

Sechstes Kapitel.

Unter der Palme.

Das Haus des Kammerpräsidenten von Schmauß stand etwas abgesondert in der Angerzell, aber es lag hübsch mitten in Gärten und Wiesen und bot von der Rückseite eine angenehme Aussicht über die ansteigenden Berge und den dahin führenden Stillgrund. Nach dieser Seite öffnete sich die Thüre eines schönen Saales und führte auf einen freischwebenden Balkon mit zierlich durchbrochenem ausgebauchtem Eisengitter. Die Flügelthüre desselben stand halb offen und wehrte dem Mondlichte den Eintritt nicht, das sich draußen vom tiefblauen Himmel niedergoß und die ganze Gegend mit fahler Tageshelle beleuchtete; die Nachtluft wehte unaufgehalten herein und lockte den Bewohner des Saals, hinauszutreten in die kühle Klarheit, aber sie lockte umsonst. Dieser saß, unbekümmert um Alles, was außer und neben ihm vorging, an einem Schreibtische, hatte mehrere Fächer desselben hervorgezogen und las abwechselnd und wie vergleichend in einer Menge einzelner Schriften und Blätter, die aufgehäuft vor ihm lagen. Die Vergleichung schien keine erfreuliche zu sein, denn der dicke Herr war in so unangenehmer Bewegung, daß ihm trotz der Nachtkühle der Schweiß ausbrach, und er mehrmals genöthigt war, sich die Stirne und das wohlgenährte röthliche Antlitz zu trocknen. Er murmelte etwas wie eine Verwünschung zwischen den Zähnen und wurde immer unruhiger, je mehr er von den Blättern zur Hand

nahm. Dabei unterbrach er sich nur manchmal dadurch, daß er einen flüchtigen wartenden Blick nach dem Eingange des Gemaches warf, zu dessen Beleuchtung das auf dem Tische brennende Kerzenpaar nur so weit ausreichte, um die allgemeinen Umrisse einer reichen und schön geschnitzten Einrichtung erkennbar zu machen.

Es war nicht zu verwundern, daß er nicht vernahm, oder nicht beachtete, daß unter dem Balkone auf dem Sandboden der Gartenwege leichte Fußtritte knirschten, Gewänder rauschten und gedämpfte Stimmen flüsterten.

„Verdammtes Gedränge! Heillose Verwirrung!“ murrte er. „Es ist die höchste Zeit, daß die Sache zur Entscheidung kommt, sonst ist der Ruin fertig. Ueberall ungeduldige, drängende Forderungen, und alle Mittel, abzuhelfen, auf lange voraus erschöpft und verpfändet! Vielleicht, wenn ich es versuchte . . . das Erträgniß des verpachteten Hofguts könnte wohl noch höher geschraubt werden . . . vielleicht, wenn ich die doppelte Summe annähme . . . ich will es versuchen!“ Er vertiefte sich neuerdings in seine Papiere und Rechnungen, schrieb und zählte, aber das Ergebniß war nicht befriedigender, und er warf die Blätter unwillig durch einander.

Gleichzeitig ward die Thüre des Saales in beiden Flügeln weit aufgerissen, ein alter Diner ward im Corridor sichtbar und leuchtete mit hoch emporgehaltenem Armleuchter einer Dame, welche hastig in's Gemach hereinrauschte. Der Diener huschte unter steten Bücklingen bis an einen steinernen Wandtisch, über welchem sich ein schmaler hoher Spiegel bis in die prachtvollen Arabesken der Stuccaturdecke erhob. Dort setzte er den Leuchter nieder und schob sich gebückt wieder zur Thüre hinaus.

Schmauß hatte sich bei dem Geräusche umgewandt und einen Schritt nach der Thüre hin gemacht: als er die Ein-

getretene erblickte, trat er zurück; es war offenbar nicht die Person, die er erwartet hatte.

„Was soll das bedeuten?“ begann die Dame in sehr entschiedenem und scharfem Tone. Sie war eine Erscheinung, welche zu der des Kammerpräsidenten den schärfsten Gegensatz bildete, denn wie er beleibt und von kurzem, untersetztem Körperbau war, erschien sie hoch aufgeschossen, hager und ausgetrocknet. „Du weißt doch, daß am nächsten Samstag wieder große Gesellschaft bei uns sein soll . . . meinst Du, die Vorbereitungen kosten nichts, oder ich soll Alles mit den lumpigen fünfzig Ducaten bestreiten, die Du mir gegeben hast? Ich muß wenigstens noch zweimal so viel haben und warte schon den ganzen Abend, daß Du kommst und mir das Geld bringst: wer sich aber nicht sehen läßt, ist der Herr Gemahl! Was soll das bedeuten?“

„Was das bedeuten soll?“ antwortete Schmauß phlegmatisch und doch unwillig. „Das ist bald gesagt. Wenn ich Dir kein Geld gebracht habe, so bedeutet das ganz einfach, daß ich keines habe!“

„Angenehme Neuigkeit! In der That!“ rief die Präsidentin nicht minder unwillig. „Wofür bist Du denn da, als zu sorgen, daß es nie daran fehlt? Du wirst Dich doch wohl erinnern, daß dieß die Bedingung war, als ich mich herbeiließ, Deine Frau zu werden, daß ich leben kann, wie es meiner hohen Abstammung gebührt, und daß ich nie ein solches Wort zu hören bekomme! Meine Vorfahren . . .“

„Verschone mich damit!“ entgegnete Schmauß. „Ich erinnere mich ganz gut an all' das und an noch gar Manches. Ich habe meine Zusage auch gehalten und Dir noch immer verschafft, was Du bedurftest: ich werd' es Dir auch jetzt schaffen . . . wenn ich auch, gerad' heraus gesagt, noch nicht weiß, woher ich es nehmen soll! Es

kann übrigens gar nicht schaden, wenn Du Dir dabei vorläufig zur Notiz nimmst, daß ich so gut wie ruinirt bin . . ."

„Immer besser!" rief die Frau keifend. „Und das unterstehst Du Dich, mir zu sagen? Bei dem ungeheuren Vermögen, das ich Dir zugebracht habe . . ."

„Ungeheuer!" lachte Schmauß bitter. „Sollte man nicht glauben, die zwanzigtausend Thaler wären eben so viele Millionen gewesen! Aber ein Aufwand wie der Deinige würde einen Brunnen ausschöpfen!"

„Mein Aufwand!" erwiderte die Frau Präsidentin höhnisch, indem sie sich in einen Lehnsessel warf. „Als ob ich und mein armes Kind, die Loys', etwas Anderes hätten, als die pure standesmäßige Nothdurft! Gieb lieber Dir selber die Schuld und Deiner unsinnigen Schlemmerei!"

Der Präsident kochte Galle, aber er war zu bequem, sich weiter in einen Wortwechsel einzulassen. Er verbarg sogar seinen Unwillen hinter einer lächelnden Miene, denn er war eine hinterhältische Natur, und wenn er sich bei irgend einem Anlasse, der Kraftaufwand erforderte, aus Feigheit oder Schwäche zurückzog, geschah es mit dem heimlichen Selbsttroste einer künftigen Tücke. „Wir wollen uns nicht streiten, meine Frau Liebste!" sagte er mit übertriebener Freundlichkeit. „Ich war eben mit einer sehr unangenehmen Arbeit beschäftigt, und das mag Ursache gewesen sein, daß ich Dich nicht mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing . . . Vergiß Alles, was ich gesagt habe — es war nur ein plumper Scherz — Du sollst noch heute mehr erhalten, als Du verlangt hast . . ."

Die Präsidentin sah ihn forschend an. „Was für eine Tücke steckt wieder dahinter, daß Du auf einmal so umgewandelt bist?"

„Was fällt Dir ein, Frau Liebste?" sagte Schmauß

mit katzenhaftem Lächeln. „Ich habe nicht den mindesten Hintergedanken . . . Aber Du wirst mich entschuldigen — ich habe noch meine unangenehme Arbeit zu beendigen — — dringende Berufsgeschäfte . . . auch erwarte ich noch Besuch, der damit zusammenhängt . . .“

„Du willst mich los sein,“ erwiderte die Frau, „meinetwegen. Wenn ich das Geld heute noch erhalte, habe ich nichts weiter mit Dir zu schaffen . . .“

Sie wendete sich der Thüre zu, von Schmauß begleitet. „Natürlich, mein Engel! Versteht sich! Heute noch! Nimm es nur nicht übel, daß ich vorhin so unwirsch war, Frau Liebste!“ Pochen an der Thüre unterbrach ihn; sie ging auf, und der alte Diener steckte den Kopf herein. „Bitte pflichtschuldigst um Verzeihung, Gnaden Herr Präsident, — aber der Fischer Anderl' ist da und will durchaus gleich Antwort haben . . .“

„Was will er?“

„Es ist ihm ein Stückhecht heut' Abend in die Reusen gegangen, ein Prachtkerl von wenigstens dreißig Pfunden . . . wenn Gnaden Herr Präsident das Fischel wollen . . . es soll ein delicater Bissen sein . . .“

Der Präsident leckte sich die Lippen; das Wasser lief ihm im Munde zusammen. „Er soll den Hecht bringen, Niklas,“ sagte er, „so große Exemplare sind gebraten ausgezeichnet . . .“

„Aber der Fisch ist sehr theuer, Gnaden Herr Präsident . . . Der Anderl' sagt, wenn er ihn zu den Jesuiten bringt, kriegt er seine drei Ducaten dafür . . .“

„So gieb ihm vier, Niklas, gieb ihm vier; er darf mir den Fisch nicht weggeben, er muß ihn heute noch bringen . . .“

Die Präsidentin stand spöttisch daneben. „Erlaube nur erst, daß Niklas mir hinüber leuchte,“ sagte sie, „dann bist Du in Deinem Handel ungestört.“ Damit rauschte



sie dem voranspringenden Diener nach, an der Treppe vorüber, so daß sie einen ältlichen gebückten Mann mit grauem Barte gar nicht wahrnahm, der eben die letzten Stufen heraufschritt. Desto schneller hatte der Präsident, der in der Thüre stehen geblieben war, den Alten bemerkt und rief ihn zu sich.

„Endlich, endlich!“ sagte er, die Thüre fest hinter ihm zuschließend. „Du lässest Dich erwarten, Abraham!“

Der Alte strich seinen wohlgepflegten grauen Bart und ließ die schwarzen Augen über der stark gebogenen jüdischen Nase flüchtig suchend durch den Saal laufen. „Wie soll ich nicht lassen warten, als ich bin ein alter Mann, als die Bein' fangen an zu werden steif? Erlauben Se, daß ich mir setz' nieder, Herr Präsident — es sein erst fünf Tag', daß ich bin gekommen aus dem Gefängniß in Roveredo: da ist es gewesen kalt und feucht. Ich bin ein alter Mann, da ist es mir gefahren in die Bein', und bin geworden steif. Er soll verschwarzen, er soll auch verlahmen und verkrummen der mir das gethan!“

„Ja, es war ein unverantwortlicher Gewaltstreich — aber das Geld, Abraham . . . Du hast doch das Geld bei Dir?“

„Wie soll ich haben Geld? Als sind traurige Zeiten und Verlust an allen Ecken und Enden! Haben sie mir nicht genommen in Roveredo meine ganze schöne Ladung Wein und haben sie confiscirt? An die fünfhundert Ohm echten Mailänder? Wie soll Abraham May haben Geld nach solchem Verlust? Aber ich will verlieren keine Zeit; ich hab' Geld, Herr Präsident; für einen alten Bekannten und eine so gute Kundschaft wie Sie, hab' ich Geld! Schreiben Sie mir ein Wechselchen, wie sonst, und ich zähl' Ihnen die tausend Ducaten auf den Tisch, wie Sie sie haben verlangt . . .“

Schmauß trat an den Tisch und nahm einen Streifen

Papier zu sich, welchen er dem Juden hinreichte. „Du bist ja heute außerordentlich bereitwillig — der Wechsel ist schon geschrieben . . .“

Abraham las und betrachtete das Blatt genau und lächelte, indem er sich den Bart strich. „Wie sollt' ich nicht sein bereitwillig, Herr Präsident?“ sagte er. „Ich hab' gute Freund', Herr Präsident, vornehme und mächtige Freund', von denen erfahr' ich allerhand, was man kann brauchen im Geschäft! Der Mann, der mich hat lassen werfen in's Gefängniß von Rovereyd . . . er soll vorkommen dafür wie der Schnee im Wasser! . . . ist schon so gut wie abgesetzt — ich weiß, wie wird heißen der neue Staatskanzler, und der neue Kanzler wird mir bezahlen . . .“

„Da Du doch so gut unterrichtet bist,“ erwiderte Schmauß, „will ich es nicht widersprechen. Ich werde das Kanzlariat erhalten, und muß es erhalten,“ fügte er rasch hinzu, „sonst . . .“ Damit brach er ab; der Jude ließ seine Augen mit verschmitztem Zwinkern auf ihm liegen. „Sonst?“ fragte er. „Warum reden Sie nicht aus vor einem guten Freund? Sonst — sind Sie ruinirt: nicht wahr?“

„So schlimm ist es nicht!“ entgegnete der Präsident mit künstlicher Unbefangenheit. „Sobald ich den Gehalt als Staatskanzler beziehe, bin ich aus aller Verlegenheit!“

„Kann sein — kann sein auch nicht!“ sagte Abraham und strich sich den Bart. „Gehalt als Staatskanzler! Gottes Wunder, was ein schönes Wort — aber darauf geb' ich Ihnen die tausend Ducaten doch nicht . . . aber als Staatskanzler wird sein Alles in Ihren Händen, da können Sie mich bezahlen, Herr Präsident, und brauchen den eigenen Beutel gar nicht aufzumachen . . .“

„Du bist ein alter Fuchs, Abraham.“

„Ja, Herr Präsident, ein alter Fuchs, der ist worden

gehetzt an die sechzig Jahr — warum sollt' er nicht kennen alle Schlich' und alle Löcher im Bau?" Er sah wieder schmunzelnd in das Blatt. „Das Wechselchen ist gut ..." sagte er dann, „sechs Monate ... ganz gut ... bis dahin werden Sie sein Staatskanzler ... und wenn Sie dann wollen — ich bin ein billiger Mann — wenn Sie dann wollen Prolongation, wird es auch sein keine Unmöglichkeit ..."

Dabei griff er in die Taschen seines weiten faltigen Rockes, auf welchem ein gelbes Brustschildchen den Juden bezeichnete, und begann eine Reihe zierlich gewickelter Geldrollen auf dem Wandtischchen unter dem Spiegel aufzustapeln. Während er zählte, war Schmauß an ein kleines Schränkchen getreten, hatte eine Flasche herausgenommen und sich ein ganz kleines Gläschen eingeschenkt, das er mit schlürfendem Behagen leerte. „Willst Du ein Glas Madeira, Abraham?" fragte er nach ihm hinüber.

Mit einer zuckenden Geberde des heftigsten Abscheues wies der Jude das Anerbieten zurück, indem er zugleich mit dem Auspacken und Zählen zu Ende kam. „Lassen Sie mich in Ruh' mit Ihrem Wein — ich will mit Ihnen machen Geschäft und Handel, aber ich will nicht trinken von Ihrem Wein ... Nehmen Sie Ihr Geld, und wenn Sie sind geworden Staatskanzler von Tirol, wollen Sie behalten Abraham May in gutem Angedenken ..."

Während der Präsident die Geldrollen flüchtig überzählte, sie in ein Fach des Schreibtisches legte und dem Juden noch einen flüchtigen Gruß zurief, war dieser an der Thüre angekommen. Dort aber blieb er stehen und wendete sich nach dem Präsidenten zurück. „Wir bleiben doch gute Freunde, Herr Präsident?" sagte er. „Wenn ich auch nicht kann trinken von unkoscherem Wein, will ich Ihnen doch beweisen, daß ich bin ein guter Freund ..." Verwundert blickte Schmauß den Juden an, der, wieder

näher kommend, zutraulich fortfuhr: „Vermerken Sie mir's nicht ungnädig, Herr Präsident . . . aber Sie haben eine Tochter . . .?"

„Allerdings; meine Loys', die einzige Tochter und das einzige Kind! Wie kommst Du darauf?"

„Weil ich auch hab' eine Tochter — weil mir ist meine Sarah an's Herz gewachsen, und weil ich mir denk', was für Herzleid und Elend es für mich wär', wenn dem einzigen Kind ein Leides geschähe . . ."

„Aber was meinst Du damit? So rede nur!"

„Was soll ich meinen, als daß es auch für Sie wär' ein großes Elend und Herzeleid, wenn Ihrer Tochter ein Leides geschähe . . . D'rum will ich Ihnen sagen . . . aber vermerken Sie's dem alten Abraham nicht ungnädig . . . wie ich vorhin durch den Garten in's Haus gegangen bin, ist es mir vorgekommen, als hätt' ich gesehen Ihre Tochter . . . in dem Laubengang . . . und mit ihr ein junger Herr, der hat getragen die Kleidung von einem Soldaten oder Officier, Herr Präsident . . ."

„Was fällt Dir ein?" rief Schmauß. „Meine Loys' sollte . . . das wollen wir gleich sehen . . ." Er zog die Glockenschnur, und der alte Diener trat ein. „Wo ist meine Tochter, Niklas?" fragte er rasch. „Fräulein Loys' ist auf ihrem Zimmer . . ." war die Antwort.

„Weißt Du es gewiß?"

„Freilich, Ihro Gnaden. Von dem Fenster dort können Sie ja hinüber schauen und das Licht brennen sehen . . ."

Der Präsident warf einen raschen Blick hinaus und sagte befriedigt: „Du hast Dich geirrt, Abraham — gute Nacht!"

„Ich bin ein alter Mann," erwiderte dieser, sich entfernend, „ich kann mich haben geirrt! Gottes Wunder, wie bin ich froh. daß es ist gewesen eine Irrung . . . ver-

merken Sie mir's nicht ungnädig, Herr Präsident... aber ich hab' gedacht an meine Sarah, und ich weiß, die Lieb' ist wie verzehrendes Feuer in der Jugend, und die Einsamkeit und das Dunkel sind Oel in's Feuer!"

Während er ging, meldete der Diener, daß das Abendessen längst bereit stehe und daß der Koch schon einigemal habe sagen lassen, daß Hühnerragout verliere allen Geschmack, wenn es noch länger stehen müsse.

„Warum hast Du mir's nicht schon lange gemeldet?" fuhr Schmauß den Diener an. „Was hälts Du dann Maulaffen feil vor der Thüre, anstatt hereinzukommen? Ist die Frau Präsidentin schon im Speisezimmer?"

„Nein, Ihro Gnaden haben sagen lassen, sie wollen mit dem Fräulein in ihrem Zimmer speisen . . ."

„Gut, so bring' ihr das!" sagte der Präsident, drückte dem Diener eilfertig ein paar Rollen in die Hand und schritt rasch die Treppe hinab in ein kleines, angenehm beleuchtetes und erwärmtes Gemach, wo ein zierlich gedeckter Tisch mit allerlei Leckerbissen zu sich einlud. Schmauß setzte sich und war bald in die Freuden der Tafel so vertieft, daß er weder die Abwesenheit seiner Familie bemerkte, noch daran gedachte, daß er im Sinne gehabt hatte, sich doch noch zu erkundigen, ob seine Tochter sich wirklich in ihrem Zimmer befand. Er war schon an der zweiten Flasche, als ihm der Diener ein noch eben abgegebenes Billet überbrachte. „Ah — vom Regiments-Vicekanzler Pappus . . ." rief Schmauß kauend, während er Siegel und Aufschrift betrachtete. Dann öffnete er und las vor sich hin: ‚Alles im besten Gange . . . Untersuchung geschlossen und an die Herzogin abgegeben . . . in einigen Tagen sind wir am Ziele . . . wir wollen die Geschichte von Marsyas umkehren und dafür den übermüthigen Apollo schinden lassen!' — „Vortreffliche Neuigkeit!" brummte Schmauß. „Darauf gehört ein eigenes Glas!"

Er schenkte ein und trank aus. „Den läßt die Poeteneitelkeit nicht rasten und nicht ruhen . . .“ lachte er vor sich hin, „der vergißt ihm den neuen Marsyas so wenig, als ich den . . .“ Das andere verlor sich im Kauen: aber der Schlemmer war in bester Laune und fuhr stundenlang in seiner einsamen Unterhaltung fort, bald vom Weine jedes Gedankens und jeder anderen Erinnerung beraubt.

Der alte Jude hatte sich aber doch nicht geirrt.

Am Ende des Laubenganges im Garten saßen wirklich eine Dame und ein junger Mann im Soldatenrocke, und hielten sich zärtlich umschlungen. Die Unterredung mußte schon längere Zeit gedauert haben und nicht durchaus erfreulich gewesen sein, denn das Fräulein war im Begriffe, sich zu entfernen, und hielt ein Tuch vor die weinenden Augen gedrückt.

„Ich muß fort, Georg, sonst vermißt man mich beim Abendessen!“ sagte sie mit gepreßtem Tone. „Bei Allem, was Dir heilig ist, versprich mir, daß Du es nicht länger verschieben, daß Du morgen mit dem Vater reden willst . . .“

„Ich will es ja, liebe Loys',“ rief der Soldat, „aber sage selbst, was ich zu erwarten habe, wenn ich als der simple Cornet Neuhaus daherkomme und von dem Herrn Kammerpräsidenten so mir nichts dir nichts die Hand seiner einzigen Tochter verlange! Ich habe das gewisse Versprechen, in einigen Tagen zum Lieutenant vorzurücken — habe nur bis dahin Geduld, meine Liebe . . .!“

„Ich will nicht!“ entgegnete Aloysia heftig. „Zwischen einem Cornet und einem Lieutenant wird mein Vater die Hand nicht umkehren! Und ich kann auch nicht . . . ich zittre jeden Augenblick, daß mein Unglück entdeckt wird — und wenn das geschieht, Georg, dann hast Du mich auf dem Gewissen, dann spring' ich in den Inn, wo er am tiefsten ist . . .“

„So laß Dir doch nur sagen . . .“

„Ich lasse mir nichts sagen und will mir nichts sagen lassen! Versprich mir, daß Du morgen kommen und mit dem Vater reden willst . . . Du mußt es mir versprechen, Georg, oder ich mache noch heute Nacht meinem Elend ein Ende . . . Willst Du? Rede — ich muß fort . . .“

Der Cornet konnte nicht anders, als zusagen. „Beruhige Dich nur,“ sagte er, „ich will es Dir ja versprechen und will morgen um zehn Uhr zu Deinem Vater kommen . . . Bist Du dann zufrieden?“

„Wenn Du Wort hältst . . .“ flüsterte sie. „Gute Nacht, Georg . . .“

Sie wollte fort; der Cornet zog sie an sich. „Und ohne Abschied, ohne Kuß willst Du mich verlassen?“ flüsterte er.

„Morgen,“ erwiderte sie, sich losreißend, „morgen Georg, oder — niemals wieder!“ Sie flog den Laubengang hinan und huschte in's Haus. Neuhaus zog sich in den buschigen Theil des Gartens zurück, wo eine niedrigere Stelle der Mauer es ihm möglich machte, sich mit einem jugendlich kräftigen Ansatze hinüber zu schwingen.

— Am andern Tage saß Herzogin Claudia in dem zurückgezogensten ihrer Gemächer, dessen Fenster in die Gärten der Burg sahen; aber sie schenkte der Landschaft draußen keinen Blick, obwohl dieselbe an Pracht und Mannigfaltigkeit unendlich reicher geworden, denn es hatte bereits zu herbsten begonnen. Die Fürstin hatte sich eingeschlossen, um ganz ihren Gedanken und Ueberlegungen sich hingeben zu können; selbst die Vorhänge an den Thüren waren zugezogen, wie um zu verhindern, daß ein störender Laut von außen eindringe. Auf einem Tische vor ihr waren Schriften und Acten gehäuft; sie achtete aber auch nicht darauf, sondern hatte den linken Arm auf die Lehne des Stuhls gestützt und die Hand vor die Augen gedrückt;

die rechte Hand hing nachlässig und wie ermüdet herab und erschien noch weißer auf dem schwarzen Sammetkleide, das den wohlgebauten Körper der schönen Frau mit verschönernden Falten umgab. Claudia war wirklich schön, und die lichte Blässe, die über ihre Züge gelagert war, trug nur dazu bei, dieselben noch gewinnender erscheinen zu lassen.

Draußen hatte sich ein kräftiger Herbstwind aufgemacht und rüttelte manchmal stoßweise an den Fenstern, nachdem er es versucht hatte, aus den Lindenwipfeln die ersten vergilbten Blätter niederzuschütteln. Claudia achtete nicht darauf; sie schien sogar die Anwesenheit des Vicekanzlers Carrara ganz vergessen zu haben, welcher an einem Seitentische Acten zusammengebunden hatte und nun schon eine geraume Zeit wartend stand, ohne die Gebieterin in ihrem Nachsinnen stören zu wollen. Endlich ermannte sie sich, blickte auf, und der Kanzler trat mit würdiger Haltung näher. „Durchlaucht scheinen meiner nicht mehr zu bedürfen!“ sagte er. „Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe — erlauben Sie mir aber auch, zu wiederholen, wie sehr ich es beklage, Durchlaucht in solcher Aufregung und Unruhe zu sehen. Durchlaucht haben keinen Grund dazu — Sie konnten nicht anders.“

„Ich kann mich nicht davon überzeugen!“ erwiderte Claudia, indem sie aufstand und einen Gang durch das Zimmer machte. „Das Wenige, was ich selbst gelesen habe, bring' ich gar nicht in Anschlag: aber Sein Vortrag war so bündig und ausführlich, daß er nur dazu diente, meinen Unmuth zu erhöhen, anstatt ihn zu besänftigen. Ist dies das ganze Ergebniß der mit solcher Sicherheit angekündigten Anklage? Ist das mehr, als ein Gewebe von Kleinigkeiten, deren Erbärmlichkeit mich erröthen macht? Was muß ich von diesen Leuten denken, welche ernstlich glauben, damit einen Mann wie Biener stürzen

zu können? Was müssen sie von mir denken, daß sie es wagen, damit vor mir aufzutreten?"

„Es ist in Innsbruck und an Ihro Durchlaucht Hofe, wie es überall ist. Die Menschen sind sich überall gleich — überall Sclaven ihrer Leidenschaft, die ihnen die Binde vor die Augen legt — aber bei so hochgestellten Personen giebt es keine Kleinigkeiten. Auf wem Aller Augen ruhen, der muß völlig fleckenlos sein, denn während sonst die Höhe und die Entfernung die Dinge verkleinert, läßt sie dieselben hier nur klarer und größer erscheinen . . ."

„Fleckenlos!" rief Claudia, indem sie sich wieder in ihren Lehnstuhl warf. „Wer kann es bleiben, wenn die Gemeinheit ihn mit Koth bewirft?"

„Geruhen Durchlaucht, mich zu Ende kommen zu lassen. Ueberblicken Sie nochmals alles Gesagte. Es ist wahr, daß die Anklage Montecuculi's nichts ist, als ein von der leidenschaftlichsten Gehässigkeit ausgehecktes Pamphlet, und daß es allzu gefährlich wäre, darauf bereitwillig einzugehen — es würde die Zeiten eines Tiberius und seiner schändlichen Höflinge zurückbringen! Es ist wahr, daß des Grafen Geburt und Rang bei einem Manne von Biener's Stellung und Ruf nicht in Betracht kommen kann — sie stehen sich gleich gegenüber — es ist daher vielleicht wahr, daß es der Einleitung einer Untersuchung nicht bedurft hätte, daß diese besser unterblieben wäre . . ."

„Nun also!" rief Claudia unruhig. „Er will mich rechtfertigen und klagt mich selber an!"

„Nicht doch!" fuhr Carrara ruhig fort. „Nun, da es einmal geschehen, bin ich weit entfernt, zu bedauern, daß es geschah. Graf Montecuculi hatte in seiner Anklage das Wohl des Landes für gefährdet erklärt — konnten Ihro Durchlaucht eine solche Aufforderung ohne Vorwurf unbeachtet lassen? . . . Durch die Bemühungen des Grafen und seiner Anhänger ist die ganze Sache landeskundig

geworden — selbst der Kaiser ist davon unterrichtet — war es da möglich, sie einfach zu übersehen oder niederzuschlagen? — Das Volk würde nie daran geglaubt haben, daß kein Grund zur Einschreitung vorhanden war; es würde sich nur mit neuen, vielleicht noch abenteuerlichern Gerüchten getragen haben . . . es hätte in der Niederschlagung nicht einen Beweis der Gerechtigkeit, sondern nur einen Verdachtsgrund mehr gefunden, daß besondere Verhältnisse dem Bezüchtigten einen besondern Schutz zu Wege gebracht hätten . . ."

Claudia wendete sich ab, als wollte sie nach dem Fenster sehen, an welches eben wieder der wachsende Sturmwind stieß: es geschah aber nur, um vor dem scharfsichtigen Greise das Erröthen zu verbergen, das ihr die Wangen überlief.

Carrara hatte fortgefahren: „... Es giebt keine Beschuldigung, welche Macht und Ansehen eines Fürsten tiefer untergrübe, als die, daß einzelne Personen über den Gesetzen ständen — zumal aber . . ."

Er hielt inne; Claudia sah ihn fragend an. „Nun?" rief sie. „Zumal . . ."

„Zumal wenn der Fürst — eine Frau ist!" sagte Carrara fest. Claudia erwiderte nichts und ließ ihn weiter sprechen. „Was jetzt zum Ausbruche gekommen, hat lange wie ein Gewitter in der Luft gelegen — besser, es entladet sich und reinigt den Dunstkreis . . . der Staatskanzler selbst muß wünschen, daß es frei und rein wird um ihn herum. Das Verfahren ist durchgeführt; die von Ihro Durchlaucht ernannte Untersuchungs-Commission hat ihre Aufgabe beendet und die geschlossenen Acten übergeben — Anklage, Zeugenaussagen, Erhebungen aller Art, sowie die Vertheidigung liegen Durchlaucht vor . . . an Ihnen ist es, den Spruch zu fällen! Wie er auch lauten mag zögern Sie nicht damit und lassen Sie ihn allgemein be-

kannt werden, damit Jedermann sehe, daß dem Rechte sein voller Lauf gelassen wurde, daß Claudia von Medicis ebenso bereit ist, den Schuldlosen zu schützen, wie den Schuldigen zu strafen!"

Die Fürstin erhob sich und trat vor den Vicekanzler, ihm die Hand reichend, die er ehrerbietig an die Lippen führte. „In Gottes Namen," sagte sie, „so will ich denn noch einmal lesen und prüfen und sehen, daß ich das Rechte finde. Ich danke ihm für Sein Gutachten, Kanzler, und für Seinen Rath. Wer auch so ruhig sein könnte, wie Er — ich beneide Ihn darum!"

„Ein Verdienst der Zeit und meines Amtes, Durchlaucht — nicht das meinige! Mein Leben lang bin ich bemüht gewesen, dem Gesetze Geltung zu verschaffen: das Gesetz ist das Einzige, was im Leben feststeht, es ist verkörperte Ruhe — die Beschäftigung mit ihm bleibt nicht ohne Einwirkung auf das Gemüth! — Zudem bin ich ganz nahe an der Schwelle, zu deren Ueberschreitung dem Manne und Christen eine ernste Vorbereitung und Sammlung ziemt, und an der man die Leidenschaften ablegt, wie ein Kind das bunte Spielzeug zusammenpackt, dem es entwachsen ist! — Gott segne und erleuchte Ihro Durchlaucht!"

Damit schritt der greise Kanzler aus dem Gemache: Claudia blickte ihm einen Augenblick sinnend nach. „O, es ist so wahr — so wahr, was der Greis sagt!" rief sie dann, die Hand an die heiße Stirn pressend. „Es liegt ein Segen im weißen Haar . . . es muß kühlen, wie der Schnee und das wachsende Eis auf den Berggipfeln . . . kühlen bis hinunter in's Herz! Ich fühle etwas wie Sehnsucht darnach in mir! . . . Und doch — Spielzeug nannte er Alles, was in Herz und Hirn zuckt und zerrt und nicht ruhen will? — Der Nam' ist zu hart! Gäbe es am Ende des Lebens keinen andern Gewinn, als die Erkenntniß, daß

Alles, was uns während desselben lieb gewesen, nichts war, als ein buntes, kindisches Spielzeug . . .?"

Sie stand an dem Tische vor den Acten und legte wie mechanisch die Hand auf die Papierstöße. „Und warum nicht?" fuhr sie fort. „Will nicht eben da wieder eines mir in der Hand zerbrechen? Und bricht nicht ein Stück meines Lebens mit ihm? — Nichts als ein Spielzeug! Und wessen? Vielleicht nicht einmal das meine — vielleicht . . . Ich will Gewißheit haben!"

Hastig ergriff sie die Glocke und befahl der eintretenden Hofdame, das Fräulein Hohenstainer sogleich vor sie zu rufen. Wenige Minuten vergingen, bis die Gerufene eintrat und mit ehrerbietiger Verneigung an der Thüre stehen blieb. Sie war bleich vor Befangenheit und vermochte kaum zu athmen, denn seit dem Vorfalle im Pavillon des Burggartens hatte die Herzogin den frühern traulichen Ton gegen sie ganz aufgegeben und sie nur selten und immer in kalter Entfernung um sich gesehen. Sie litt darunter sehr, denn sie war der Fürstin wirklich von Herzen zugethan und weit entfernt, zu ahnen, wodurch sie dieselbe erzürnt haben könne. Diese Berufung zu ungewöhnlicher Stunde erfüllte sie mit neuer Besorgniß.

Die Herzogin saß am Tische, in die Acten vertieft, und schien Elisabeth gar nicht zu bemerken. Als sie dann emporblickte, ließ sie das Auge streng und forschend auf dem Mädchen ruhen. „Komm' näher!" rief sie und fuhr, als sie herangetreten war, fort: „Du siehst blaß aus. Warum? Bist Du krank?"

„Ich fühle mich vollkommen gesund, Ihro Durchlaucht . . ."

„Wenn Du gesund bist, muß die Blässe eine andere Ursache haben . . . Du bedarfst wohl der Zerstreuung — ich werde dafür sorgen!"

„Wie Durchlaucht befehlen," sagte Elisabeth zagend,

„vielleicht — wenn mir gnädigst gestattet werden wollte, mich auf einige Zeit zu den Ursulinerinnen in Hall zurückzuziehen . . .“

„In's Kloster? Dazu kann Rath werden — jetzt setze Dich an jenes Tischchen, nimm diese beiden Hefte und lies mir vor . . .“

Elisabeth gehorchte schweigend; sie nahm an dem Tischchen Platz, entfaltete das obenauf liegende Heft und begann arglos: „Peinliche Anklage gegen Herrn Doctor Wilhelm Biener, tirolischen Staatskanzler, geheimen . . .“

Die Ueberraschung schnürte ihr die Kehle zu, daß sie abbrechen mußte. Sie wagte nicht, aufzublicken, aber sie fühlte den bohrenden Blick der Herzogin unausgesetzt auf sich haften. „Warum stockst Du?“ rief Claudia! „Rasch! Den Anfang übergehe und beginne bei dem Merkzeichen, das ich eingelegt habe . . .“

Elisabeth blätterte ein wenig, um sich zu sammeln; dann begann sie etwas gefaßter: „Numerus zwanzig. Item, so ist männiglich bekannt, wasmaßen nach dem Tode Seiner landesfürstlichen Durchlaucht Herzogs Leopoldi V. unter dem Namen eines gewissen Scioppius ein libellus famosus ausgegangen ist, so sich erfrechet, das Andenken Seiner Durchlaucht durch höchst ungereimte und ärgerliche Erdichtungen zu verunglimpfen und herabzusetzen. Nach Aussagen des Herrn Regierungsraths Koller hat Kanzler Biener nach sothanem Libell an verschiedenen Orten eifrigst Nachfrage gethan, auch großes Interesse gezeigt und mit sichtbarem Vergnügen sich erkundigt, ob solcher auch stark verbreitet sei und viel gelesen werde: aus welchen, so wie mehrern andern Indicien genugsam erhellet, daß, obwohlen Biener durch Seine Hochfürstliche Durchlaucht selig zu seinen inhabenden hohen Würden berufen worden, doch hinter dem als Autor benannten, völlig unfindsamen

Scioppius als Libellant und Calumniant niemand Anderer verborgen sei, als Kanzler Biener . . ."

„Was sagt Biener dazu?" fragte Claudia, als die Vorleserin schwieg und ihr Tuch an die beim Lesen roth überhauchten Wangen preßte. „Nimm das andere Heft; es ist die Vertheidigungsschrift des Kanzlers. Sie läuft mit der Anklage in gleichen numerirten Absätzen . . . suche und lies."

Elisabeth hatte die Stelle bald gefunden und las: „Anlangend die Schmähschrift des Scioppius, so ist bekannt, daß dawider eine Gegenschrift erschienen, welche die Ehrenrettung Sr. Durchlaucht unternahm und, wie man behaupten wollte, solches auch mit Glück und Geschick geleistet hat. Durch das anliegende Manuscriptum ist erwiesen, daß ich der Verfasser dieser Vertheidigungsschrift bin: haben auch meine Nachfragen und Erkundigungen nur diesen Anlaß gehabt. Damit ist wohl die Anschuldigung am besten widerlegt, und ich habe kaum nöthig, zu versichern, daß ich nicht so unedlen Gemüthes bin, für reichlich empfangene Gnade und Auszeichnung mit Schmähungen zu danken und mit diesen bis nach dem Tode zu warten. Es ist vielmehr meine Art und meinem Ankläger wohl bekannt, daß ich mich nicht scheue, den Lebendigen, so sich dagegen wehren können, die Meinung zu sagen!"

Claudia nickte und lächelte vor sich hin. „Das ist seine Art," flüsterte sie für sich, „ich seh' ihn vor mir stehen . . . mit dem selbstbewußten, blitzenden Auge . . . mit dem feinzuckenden Spottlächeln um den Mund . . . Fahre fort!"

„Numerus einundzwanzig. Item kann auch nicht unverhalten bleiben, wasmaßen der Kanzler in seiner hochfahrend tyrannischen Weis' seinen Subalternen jede Freude mißgönnet und derohalben das Rumpelkegelspiel, so seit Menschengedenken im Collegio gestanden und denen Kanz-

leiverwandten zur erlaubten Gemüthsergötzung, auch nöthigen Körpers-Commotion gedienet, mit Gewalt hat wegschaffen lassen, dem ganzen Collegio zum Verdruß und nicht geringem Abbruch des landesfürstlichen Dienstes."

„Ich kenne das!" sagte Claudia, den Kopf schüttelnd. „Der Kanzler vertheidigt sich, daß ein solches Spiel in die Kinderstube gehöre ... Er hat Recht, wie mich dünkt ... Aber auch die großen Kinder weinen um ihr buntes Spielzeug ... Lies fort!" Als Elisabeth nicht sogleich wieder begann, blickte sie nach ihr hin und rief: „Warum liesest Du nicht? Woher diese Aufregung? Erst warst Du bleich wie die Wand, und nun glühst Du über und über ...?"

„Verzeihung, Durchlaucht," stammelte Elisabeth, „ich kann mich des Unwillens nicht erwehren, daß Bosheit und Dummheit es wagen dürfen, so aufzutreten gegen einen solchen Mann ..."

„Deine Theilnahme ist ja ungewöhnlich lebhaft!" erwiderte die Herzogin, sie fixirend. „Ich werde wohl erfahren, woher diese Theilnahme rührt ... aber jetzt lies weiter!"

„Numerus zweiundzwanzig. Item, so hat mehrbemeldeter Kanzler Biener seine böse und tückische Gemüthsart auch dadurch luce meridiana clarius demonstriret, daß er in Sachen der Gemeinde Wörgl wegen Erbauung der Freithofmauer an einem von dem Unterzeichneten verfaßten und geschriebenen Concepte den Datum geflissentlich abcorrigiret und dafür geschrieben: ‚Also beschlossen am Palmsonntag,' damit unfehlbar zu erkennen gegeben, daß er eine despectirliche Anspielung zu machen gewillt von wegen eines, an diesem Tage besonders genannten langöhrigen Thiers ..."

„Nun — die Vertheidigung?"

„Es ist eine männiglich bekannte und erweisliche Sache,

daß eine Menge von Urkunden, selbst von allerhöchsten regierenden Häuptern und Potentaten, unter diesem Datum und mit dieser Bezeichnung ausgestellt worden, ist also keinem davon in den Sinn gekommen, daß er dadurch in eine Beziehung mit dem gewissen langöhrigen Thiere kommen solle: muß also lediglich dem Ankläger überlassen werden, wenn er gerade bei sich einen solchen absonderlichen Fall gegeben findet . . ."

Claudia stand auf. „Immer spöttisch und übermüthig!" rief sie. „Der Angeklagte hat mehr Lust, den Richter zu spielen, als sich zu vertheidigen . . . Weiter!"

Elisabeth fuhr fort, während Claudia an's Fenster trat und in den Herbststurm hinaussah, der die Wipfel beugte: „Numerus dreiundzwanzig. Der wohledle Herr Vicekammerpräsident Gröbner von Wolfsthurm hat selbsten vernommen und ist eidlich zu erhärten erbötig, wie Kanzler Biener nicht nur sein aufhabendes Staatskanzellariat als eine nichtssagende Titulatur bezeichnet, sondern auch über die heilige katholische Religion sich allerlei despectirliche Reden erlaubet, auch entschieden dafür gesprochen, die lutherische Ketzerei auch in Tirol einzuführen. Bestehet sohin dringender, per inquisitionem ohne Zweifel ad evidentiam zu bringender Verdacht, wasmaßen Kanzler Biener selber insgeheim bemeld'ter Ketzerei zugethan und gesonnen sei, sein aufhabendes hohes Amt zu Einführung derselben zu mißbrauchen, als womit auch sonder Zweifel die nächtlichen Versammlungen zusammenhängen, so in gewissen Zeiten in dem von landesfürstlicher Durchlaucht sicher nicht zu solchen Zwecken überlassenen Ansitze Büchsenhaus heimlich und verstohlener Weis' von ihm abgehalten zu werden pflegen . . . Ein Näheres darüber . . ."

Die Vorleserin schwieg plötzlich: verwundert wandte sich die Fürstin am Fenster nach ihr und fragte nach der Ursache der Unterbrechung.

„Durchlaucht,“ erwiderte Elisabeth unsicher, indem sie sich erhob und den Stuhl beiseite rückte, „erlassen Sie mir, weiter, zu lesen . . . ich vermag es nicht mehr . . . meine Entrüstung über dies Gewebe von Verleumdung . . .“

„Entrüstung?“ rief Claudia aufflammend. „Lüge mir nicht in's Gesicht! Glaubst Du, daß ich Dich nicht schon längst durchschaut habe . . .? Diese Entrüstung ist Heuchelei! So spricht nicht bloße Theilnahme, so spricht und äußert sich nur ein wärmeres Gefühl, so spricht und handelt nur — die Liebe!“

Wie ein zündender Blitz fuhr dies Wort auf das erschütterte Mädchen. Mit einem Aufschrei des Schreckens brach sie in die Kniee zusammen und vermochte nur, ihre Arme wie bittend und zugleich wie Hülfe suchend nach der Fürstin auszustrecken und zu stammeln: „Durchlaucht . . .“

„Bekenne!“ rief die Zürnende, vor sie hintretend. „Bekenne oder leugne! Schlage die Augen auf, wenn Du kannst . . . sieh mir in's Gesicht und leugne, wenn Du es wagst . . .“

Das Mädchen knickte noch mehr in die Kniee zusammen; sie antwortete nicht und schlug die Augen nicht auf. Schwere Thränen lösten sich langsam von den schönen Wimpern und rannen die Wangen herab; sie hielt die Hände wie betend vor der Brust gefaltet und schien voll Ergebung zu warten, was über sie kommen sollte. Der Unmuth der Fürstin vermochte nicht Stand zu halten vor dem rührenden Ausdrucke kindlicher Unschuld, der über die ganze Gestalt ausgegossen war. „Du leugnest nicht!“ sagte sie sanfter, „Du bist also doch nicht so verstockt zu leugnen. Steh' auf, Elisabeth — ich will nicht streng mit Dir sein — ich will Dir verzeihen und Dir rathen — aber Du

mußt mir Alles bekennen . . . hörst Du, Elisabeth . . . Alles!"

„Alles, Alles!" rief Elisabeth weinend und haschte nach den Händen der Fürstin, die sie mit Thränen überströmte . . . „Aber ich weiß nicht . . . was ich bekennen soll . . ."

„Du wüßtest nicht? Wenn ich an Deine Aufrichtigkeit glauben soll, so bekenne, wie Du dazu kamst, den Kanzler zu lieben . . . Er hat Dich wohl mit zärtlichen Aufmerksamkeiten überhäuft? Mit Blicken verfolgt? Er hat jeden Augenblick erlauscht, um Dir ein Wort ohne Zeugen zu sagen? Um Dir eine Liebesbetheuerung zuzuflüstern . . .?"

Elisabeth sah die Fragende mit den strömenden Augen groß an und rief: „Nein, Durchlaucht, das hat der Kanzler nicht gethan . . ."

„Wie?" fuhr Claudia erregt fort. „Er hätte das nicht? So hat er Dir geschrieben . . . zärtliche Reime zugeschickt . . . Blumen und zierliche Geschenke . . .?"

„Auch das nicht, Durchlaucht!" sagte Elisabeth ruhiger. „Der Kanzler Biener hat mit mir niemals ein Wort außer dem gesprochen, was im dienstlichen Begegnen nöthig war — nicht das Geringste von alle dem ist jemals zwischen ihm und mir vorgefallen . . . der Kanzler hat mich nie beachtet . . . es ist ihm nie in den Sinn gekommen, an ein so unbedeutendes Geschöpf, wie ich bin, zu denken . . ."

„Ich glaube Dir," sagte Claudia tief aufathmend, „ich sehe es Deinen Augen an, daß Dein Mund nicht lügt . . . Stehe auf, Elisabeth . . . die Gefahr ist also nicht so groß, als ich befürchtete . . . befürchten mußte — um Deinetwillen, denn ich habe Dir ja versprochen, Deine Mutter zu sein . . .! Steh' auf und erzähle mir denn, wie es gekommen, daß Du Wil . . . daß Du den Kanzler

dennoch liebst? Oder . . . solltest Du ihn nicht lieben? Rede . . . denke, Du sprichst zu Deiner Mutter . . ."

„Ich weiß es selbst nicht!" erwiderte Elisabeth, sich erhebend. „Ach, wie danke ich Ihro Durchlaucht, daß Sie nicht mehr so ungnädig sind gegen mich . . . Haben Sie Nachsicht mit mir . . . ich weiß und verstehe ja selbst nicht, was in mir vorgeht . . .! Es ist wahr," fuhr sie stockend und erröthend fort, „ich habe nie einen Mann gesehen, wie den Kanzler . . . wenn ich ihn mir denke, kommt es mir vor, als wäre er der einzige Mann, den ich kenne, und alle Andern wären dieses Namens gar nicht werth . . ."

Die Fürstin trat beiseite und machte sich am Actentische zu schaffen.

„Ich habe ihn," fuhr Elisabeth fort, „überall als den Ersten gesehen, und es schien mir immer, als ob ihm das so gebühre . . . er war immer gütig und freundlich, und dabei doch so würdig ernst . . . immer gelassen und ruhig, und nur, wenn er ein Unrecht bemerkte, da sah ich ihn auflodern in schönem Eifer . . . Alle rühmten seine Gelehrsamkeit . . . das Alles macht, daß ich ihn von Anfang an mit Theilnahme und Achtung betrachtete . . . bald nahm er meine Aufmerksamkeit und meine Gedanken immer mehr in Anspruch . . . bis . . ."

„Nun — warum vollendest Du nicht?" fragte Claudia, noch immer abgewendet.

„Ich hatte bis dahin nur den Charakter des Mannes geachtet, nur seinen Geist bewundert . . . wenn das, was ich jetzt für ihn empfinde, Liebe ist, dann entstand es erst in mir, als ich sein Herz kennen gelernt hatte . . ."

„Du machst mich begierig . . ."

„— Es war ungefähr vor einem Jahre . . . nein doch, es war eben Weihnachten vorüber, und die starke heftige Kälte hatte wenige Tage zuvor begonnen . . . da

war ich im Auftrage Ihrer Durchlaucht in der Silberkammer in der alten Burg gewesen und wollte eben die Treppe in den obern Stock zu den Fürstenzimmern hinauf, als ich von der untern Treppe her laut redende Stimmen vernahm. Ich beugte mich über das Geländer und bemerkte den Kanzler, der eben in die Burg getreten war. Vor ihm lag eine bejahrte, kränklich und arm aussehende Frau auf den Knieen, neben ihr ein hoch aufgeschossener schlanker Bursche, und Beide stürmten mit hoch aufgehobenen Händen und lauten Bitten in den Kanzler hinein, der sie gelassen anhörte. Ich konnte nicht Alles verstehen, aber ich entnahm so viel, daß es die Wittwe eines verarmten Bürgers war, der im Kriege geblieben, und daß sie um Verleihung eines kleinen Amtes für ihren Sohn bat, das eben erledigt sei, und ohne das sie Beide elend verhungern und erfrieren müßten . . . Als er zu Worte kommen konnte, sagte der Kanzler: ‚Sie sollte sich mir da nicht in den Weg drängen. Glaubt Sie, daß Sie mir durch Ihr Ungestüm einen andern Bescheid abzwingt? Die Kammerschreiberei verlangt Kenntnisse, die Ihr Sohn nicht besitzt — also kann ich ihm die Stelle nicht geben.‘“

Claudia trat aufmerksam näher.

„Das arme Weib war auf diese Worte wie von Sinnen. Sie hörte nicht mehr, was der Kanzler noch sagen wollte, sondern begann, denselben mit solchen Schimpfreden und Verwünschungen zu überschütten, daß es mich davor schauderte. ‚So soll Dich unser Herrgott auch nicht hören,‘ schrie sie, ‚wie Du eine arme Wittib von Dir gestoßen hast! Wie wir erfrieren und verhungern müssen, sollst Du und Deine Kinder zu Grunde gehen in Noth und Elend!‘ Vergebens bemühte sich der Sohn, die Wüthende zu beschwichtigen; der Trabant, der vor der Kammerherren-Tafelstube Wache stand, eilte herbei, sie zu verhaften. ‚Laß sein, guter Freund,‘ sagte er, ‚die Frau ereifert sich ganz

umsonst. Wenn sie das Maul halten könnte, wüßte sie jetzt schon, daß ich den Burschen da nicht zum Kammerschreiber gebrauchen kann — aber er scheint flink und leicht auf den Füßen . . . meld' Er sich drüben im Klepperstall . . . es ist eine Läuferstelle frei, die soll Er haben . . .' Damit ging er, ohne sich nur noch umzusehen, und ließ die Frau wie versteinert stehen, die dann, wie sie sich besann, über der Freude des Burschen und über der Stelle, die viel einträglicher war, als die Kammerschreiberei, wieder auf die Kniee fiel und den abwesenden Wohlthäter ebenso mit Segensprüchen und Gebet, wie zuvor mit Flüchen, überschüttete . . . Ich ging mit bewegtem Herzen, und Durchlaucht wissen, mit welcher Wärme der Kanzler den damals neu aufgenommenen Läufer empfahl . . ."

Sie schwieg; auch die Fürstin verharrte einige Zeit wie in tiefem Nachsinnen. Dann trat sie vor Elisabeth hin, legte ihr die Hand auf den Scheitel und sagte mit weicher Stimme: „Ich glaube Dir — und ich verzeihe Dir — aber was gedenkst Du nun zu thun? Wohin soll diese thörichte Neigung führen? Welche Hoffnungen, welche Wünsche kannst Du haben, bei einem Manne, dessen Neigung wie Du selber sagst, der Deinen nicht begegnet?"

„Hoffnungen? Wünsche?" fragte Elisabeth mit unterdrücktem Schmerz. „Ach, ich habe keine . . . was in mir vorgeht, sollte in mir verborgen bleiben — ich ahnete nicht, daß dem Scharfblicke Ihrer Durchlaucht nichts undurchdringlich ist. Durchlaucht sind das einzige lebende Wesen, das mein Geheimniß, meine Schwäche kennt — Sie sollen auch immer das einzize sein! Ich werde diese Schwäche in mir überwinden, ich werde ersticken, was nie hätte entstehen sollen . . . ich will es! Durchlaucht — Mutter — helfen Sie mir, daß ich es kann!"

Claudia zog sie gerührt an die Brust. „Ja, ich werde

Dir helfen!" sagte sie. „Du wirst wieder ruhig werden, Elisabeth — Du wirst ihn vergessen . . . versprich mir, daß Du nicht mehr an ihn denken willst . . .!"

„Ich will es versuchen!" stammelte Elisabeth weinend. „Ich will . . ." Sie wollte noch mehr sagen und sich gewaltsam zusammenraffen; die schmerzliche Gewalt ihres Gefühls bewältigte aber ihre Kraft. Gebrochen sank sie in die Kniee und schluchzte; „Haben Sie die Gnade, Durchlaucht . . . schicken Sie mich nach Hall . . . zu den Ursulinerinnen . . ."

„Geh', meine Tochter!" sagte Claudia, indem sie das Mädchen aufhob und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. „Ich höre kommen — nimm Dich zusammen . . . wir reden weiter davon . . ."

Elisabeth wankte aus dem Gemache; Claudia warf sich, als sie allein war, in den Lehnstuhl vor ihrem Tische und hielt das Tuch vor die Augen. Sie vermochte die lange zurückgehaltenen Thränen nicht mehr zu hemmen; ihr Busen hob sich schmerzlich und ungestüm, Gedanken und Gefühle der widerstreitendsten Art stürmten ihr durch Seele und Herz. Es wehte sie an wie unendliches Glück, sich von einer durch Schönheit und Jugend so gefährlichen Nebenbuhlerin befreit zu sehen: zu wissen, daß die Neigung des geliebten Mannes ihr nicht entfremdet war; zu glauben, daß sie ihr angehörte, und dennoch legte sich wie eine Gewitterwolke vor die aufgehende Sonne das stachelnde Gefühl, daß sie dies Glück einem Unrechte, einer Täuschung verdankte.

Gleich nach Elisabeth's Entfernung war Schildhofer eingetreten und nahte sich der Fürstin mit der ihm eigenen freimüthigen Unbefangenheit. „Bist traurig, Frau Herzogin?" sagte er gutmüthig herzlich. „Ist's etwas, wobei Unsereiner Dich trösten oder Dir helfen kann, so wein' nit und sag's . . ."

„Ich danke Dir, Hans," sagte Claudia, „aber was mich betrübt, muß ich wohl allein ausmachen . . ."

„Ja ja," sagte der Bauer mit gepreßtem Tone, „es giebt halt schon solche Sachen, wo kein Zittern vor'm Frost hilft, und wo man schauen muß, wie man zurecht kommt — mit sich selbst und mit dem besten Freund da droben, der auch ohne lange Explication weiß, wo einen Jeden der Schuh drückt! . . . Geht mir auch nit besser, Frau Claudia, und hab' Dich d'rum bitten wollen, wenn Du mich justament nit brauchst, daß Du mir Urlaub geben thät'st für einen oder ein paar Tag' . . ."

„Warum?" fragte die Herzogin theilnehmend.

„Meine Afra ist krank — weiß nit, was es ist mit dem Madel. Ich fürcht', daß sie mir völlig gemüthskrank wird — will Dir's ein anderesmal erzählen, wenn Du's hören willst. Sie hat heut' gar einen bösen Tag gehabt, d'rum möcht' ich heim vor der Zeit . . . sie hat Niemand, und es ist so viel einsam bei dem einschichtigen Büchsenhaus."

Zu einer andern Zeit hätte Claudia nicht unterlassen, sich nach dem ihr bekannten Mädchen näher zu erkundigen; jetzt brachte die Nennung des Orts eine andere Gedankenreihe in ihr hervor. Die Anklage gegen Biener stand wieder vor ihr und zunächst die letztvernommene Beschuldigung wegen der heimlichen Zusammenkünfte in der Wohnung des Kanzlers. Rasch stand sie auf und rief: „Du bist mir treu, Hans, nicht wahr?"

„Ich mein', das sollt'st nit erst fragen brauchen!" war die Antwort.

„Hör' eine Frage . . . Unter den Anschuldigungen, die gegen meinen Staatskanzler erhoben sind, ist auch die, daß er heimliche Zusammenkünfte im Büchsenhause hält, deren Absicht und Theilnehmer Niemand kennt . . . Man hat mir darüber abenteuerliche Gerüchte hinterbracht, und

auch die Vertheidigung Biener's läßt mich nicht klar sehen. Er giebt keine Erklärung und widerspricht auch nicht: er will sich nicht verantworten, wenn er einen Freund in seinen vier Pfählen sehe. Du wohnst in der Nähe: es hat Dir kaum entgehen können, wenn etwas Wahres an der Sache ist . . . Was weißt Du davon? Ist etwas daran? Ist es bloße Verleumdung . . .?"

„Nein, Frau Claudia — Selbiges ist schon wahr!"

„Also doch? Rede! Schnell sage Alles, was Du weißt."

„Das ist nit woltern viel. Von Zeit zu Zeit kommen Nachts, wenn Niemand mehr um die Weg' ist, einige Männer nach und nach in den Ansitz . . . Jeder allein und Jeder so vermacht, daß man das Gesicht nit gut sehen kann. Wie ich's zum erstenmal bemerkt hab', ist es mir verdächtig vorkommen: ich hab' mich aufgemacht und bin nachgeschlichen — da hab' ich gesehen, daß sie an der hintern Seite des Schlössels an den Thurm getreten sind und an eine eiserne Thür geklopft haben, die ich zuvor gar nit beachtet hab'. Die Thür ist aufgegangen, sie sind d'rin verschwunden — nach ein paar Stunden sind sie wieder herausgekommen und fort, wie sie gekommen sind . . . Was sie d'rinnen thun, das weiß ich nit."

Claudia war nachdenklich auf und ab geschritten. „Und wann geschieht das?" fragte sie.

„So alle vierzehn Tag' ungefähr . . . ich mein', es wär' immer am Samstag gewesen . . ."

„Und heute ist Samstag . . .? Höre, Hans, es ist mir wichtig, zu erfahren, was bei diesen Zusammenkünften geschieht — was solches Geheimniß veranlaßt. Wenn ich mir verschiedene Andeutungen in's Gedächtniß rufe . . . aber ich möchte keinem andern Berichte glauben. Höre — kannst Du mich hinführen, daß ich unbemerkt Zeuge einer solchen Versammlung sein kann?"

Schildhofer besann sich einen Augenblick. „Ich glaube, daß ich es kann!“ sagte er dann. „Ich denke, daß man durch den Fallthurm in den Flügel soll hineinkommen können — aber einen bequemen Weg wird's nit abgeben auf alle Fäll'. Ja ja,“ setzte er dann wie nachsinnend hinzu, „aus dem Fallthurm muß es in die Gewölber gehen, die an den Wartthurm anstoßen . . .“

„So führe mich hin — ich werde mich in Bereitschaft setzen und Dich erwarten. Ich gebe vor, daß ich unwohl sei und früh zu Bette gehen will . . . Wann kommst Du, und wo find' ich Dich?“

„Ich will passen, ob die Männer kommen, und schauen, daß ich zuvor die Gelegenheit auskundschaften kann. Wenn es 'was ist, bin ich Schlag zehn Uhr da und lass' die Wachtel schlagen dreimal hinter einander drunten im Garten. Dann schau halt, wie Du herunterkommst, und nimmst ein Bauerngewand über, das ich Dir mitbring', daß uns die Soldaten nicht kennen, wenn wir über die Brucken gehen . . .“

„Ich will es —,“ sagte Claudia, „und will Dir's eingedenk sein als einen Beweis Deiner Treue, wie jene Nacht in der Scharnitz! Erinnere mich daran, wenn Du einmal eine Bitte an mich hast — und ich werde Dir nichts abschlagen, was Du auch verlangst!“

Eilig schritt der Bauer fort, denn es dämmerte bereits, und es war noch viel zu thun, wenn er seine Zusage erfüllen wollte.

— Am späten Abend hatte sich tiefhangendes Gewölk in das breite Thal gedrängt, es war früher und ungewöhnlich dunkel geworden; der Wind hatte nachgelassen und suchte nur noch in vereinzelten Stößen sich aufzuraffen; dagegen schlug ein schwerer kältender Regen in großen Tropfen nieder und klatschte an die erleuchteten Fenster von Biener's Wohnzimmer im Büchsenhause. In dem-

selben achtete aber Niemand des Unwetters draußen, denn es gab der innern Unruhe genug im Hause. Der Kanzler hatte Besuch bekommen: unerwartet war eine halbe Stunde zuvor sein Sohn Rudolph mit Sack und Pack eingetroffen, nur von einem Klosterknechte und einem Schreiben begleitet, worin die Patres Jesuiten mit Bedauern anzeigten, daß sie den ihnen anvertrauten Zögling zurückschicken müßten, weil sie wegen Gefahr der Ansteckung für die ganze fromme Heerde ein so räudiges Schäflein nicht mehr in der heiligen Hürde dulden könnten. Schon im Laufe des Nachmittags war nicht minder unvermuthet die Tochter von den Augustinerinnen zu Hall angekommen.

Der Kanzler hielt das Ordensschreiben in der Hand und blickte finster auf den etwa dreizehnjährigen Knaben, der ängstlich und doch nicht ohne eine gewisse Zuversicht zu dem strengen Vater emporblickte.

„Ich kann wahrhaftig nichts dafür, Vater," sagte er etwas kurzathmig, „ich habe warhaftig nicht geglaubt, daß der Fröschel wirklich so dumm ist, es zu glauben. Er hat mich oft gequält, wenn ich mit dem Pensum schon fertig war, bis er eine Zeile gekritzelt oder memorirt hatte, wie ich denn das anginge, es sei ganz unmöglich, daß ich das Alles so allein zusammen brächte. Das war mir zuwider, und da dacht' ich, ich wollt' ihn ein- für allemal abspeisen und ihm eins aufbinden, daß er's unterlassen sollt', mich wieder so dumm zu fragen . . . Und da sagt' ich ihm . . ."

„Nun? Was sagtest Du?" rief der Vater, da der Knabe stockte.

„. . . Ich sagte, daß ich es verstünde, den Teufel zu citiren . . . der sei mir erschienen und habe mir einen spiritus familiaris gegeben, der mir alle Pensa mache und für mich memorire. Der dumme Bub' hat's geglaubt und mich nicht mehr ausgelassen, ich sollte es ihm lehren, den Teufel zu citiren, denn er wollte sich nicht mehr so plagen

und auch einen solchen spiritus familiaris haben. Um ihn los zu werden, und weil mir seine Dummheit Spaß machte, sagte ich ihm, man müsse sich um Mitternacht auf zwei kreuzweise gelegte Besenstile stellen und die erste Ode des Horatius an Mäcenas von rückwärts lesen, das sei die beste Beschwörungsformel . . ."

Um die Lippen des Kanzlers zuckte ein Lächeln, das er zu unterdrücken Mühe hatte; er irrte kaum, wenn er in Gemüth und Art des Knaben etwas dem seinigen Verwandtes bemerkte.

„Weiter hab' ich gewiß nichts gethan, Vater," fuhr Rudolph fort, „also kann ich wohl nichts dafür, daß der Fröschel es für Ernst genommen hat. Er hat wirklich in der Küche zwei Besen geholt und hat sich Nachts in's Refectorium geschlichen. Wie er dann anfing, den Horaz rückwärts zu lesen, hat ihn die Furcht angewandelt, er hat geschrieen, als wenn er am Spieße stecke, daß das ganze Collegium zusammenlief, und daß er schier Krämpfe bekommen hat. Am andern Tag wurd' ich verhört und sollte Schläge kriegen, Vater, und weil ich das nicht litt und sagte, ich hätte keine Schläge verdient wegen der Dummheit eines Andern, da sagten sie, ich sei ein räudiges Schaf und schickten mich fort."

Das Lächeln Biener's wurde sichtbarer, und mit unverhehltem Wohlgefallen sah er den Knaben an, dem bei der Erwähnung der ihm bestimmten Züchtigung das Blut in die Wangen gestiegen war, als sei er jeden Augenblick zu deren Abwehr bereit. „Es ist gut," sagte der Kanzler dann, „ich werde weitere Erkundigung einziehen, dann wirst Du weiter hören. In das Collegium kehrst Du übrigens nicht zurück; ich werde Dich zu den Benedictinern nach Salzburg bringen. Bis dahin bleibst Du hier und wirst unter meiner Aufsicht weiter studiren. Einstweilen wirst Du

als Strafe für Deinen dummen Streich die Ode an Mäcenas in schönes Deutsch übertragen und bis morgen auswendig lernen. Jetzt geh' zu Bett."

Die Augen des Knaben leuchteten; er ergriff und küßte die Hand des Vaters. „Tausend Dank," rief er, „wenn ich nur nicht mehr in das Collegium zurück muß! Du sollst gewiß mit mir zufrieden sein — tausend, tausend Dank!"

„Es ist gut," lächelte Biener; „geh' zu Bett und citire keine Teufel mehr!"

Vergnügt eilte der Knabe hinweg und streifte hart an der alten Haushälterin vorüber, die im nämlichen Augenblicke nicht minder rasch eintrat. „Excellenz," rief sie mit glührothem Angesichte und stemmte die vom Herdfeuer nicht minder gerötheten, aufgeschürzten Arme in die Hüften. „Excellenz — wenn Sie sich nicht in's Mittel legen, geh' ich auf und davon! Seit sechs Jahren bin ich bei Ihnen und hab' das Regiment in der Kuchel, und jetzt steht das Fräulein draußen am Herd und will mich verdrängen und nichts mehr gelten lassen! Das lass' ich mir nit gefallen!"

„Sei Sie nur nicht immer gleich obenaus, Frau Sepha!" sagte der Kanzler. „Dem Mädchen ist das neu und macht ihr Vergnügen, also lasse Sie sie gewähren. Wenn Sie auch das Küchenregiment hat, muß Sie doch erlauben, daß meine Tochter einen Platz im Hause hat!"

„Ach Excellenz," rief die Frau weinerlich, „davon ist gar nit die Red'! Ich bin ja die geringste Person im Haus, aber es thut einem treuen Dienstboten weh, wenn man ihn verdrucken will . . ."

„Es soll Ihr nit weh' geschehen, so lang' Sie den Dienstboten nicht vergißt! Ruf' Sie mir die Fränzel, ich hab' mit ihr zu reden . . ."

Die Alte kämpfte mit ihrem Grolle und mit der Ueber=

zeugung, daß es ihr nichts nütze, sich ihn vom leiten zu lassen; sie wollte gute Saiten aufziehen und besann sich, wie sie das am besten angehen könne, während Biener das Gespräch für beendigt hielt und sich allein glaubte. Er trat mit dem Schreiben der Jesuiten an den Schreibtisch und öffnete das geheime Fach, dasselbe hineinzulegen. „Wer weiß, wozu man es einmal gebrauchen kann!“ dachte er. „Die Patres haben offenbar nach einem Vorwande gesucht, meinen Sohn von sich wegzubringen. Malaspina hat geschwiegen — dessen bin ich gewiß: sollten sie ihn wider Willen ausgeforscht haben . . .?“

Ein Geräusch veranlaßte ihn, sich umzuwenden; er sah, daß Frau Sepha noch im Zimmer war und mit neugierig vorgestrecktem Halse seine Beschäftigung und das geheime Fach beobachtete. „Was macht Sie noch hier?“ fuhr er sie an. „Ich glaube gar, Sie will spioniren?“

„Um Gotteswillen, was denken Excellenz von mir!“ jammerte Frau Sepha. „Von mir aus können Sie zehn geheime Fächer haben, ich sehe nichts davon! So viel sollten Excellenz mich doch schon kennen, daß ich goldtreu bin und verschwiegen wie das Grab! Ich hab' ja nur noch fragen wollen, ob es nichts mehr zu besorgen giebt für heut' Abend — weil doch Samstag ist, Sie verstehen mich schon!“

„Nichts,“ sagte der Kanzler, „geh' Sie und rufe mir meine Tochter!“

Mit verbissenem Grolle entfernte sich die Frau, und nach wenigen Augenblicken trat das Mädchen ein. Sie war eine feine, schlanke Gestalt, welcher das schwarze, schmucklose Kleid sehr anmuthig ließ, wie auch das kleine nonnenhafte Häubchen nur dazu beitrug, die blühende Farbe des feingeschnittenen Gesichts, die reiche Fülle des blonden Haares und die geschmeidige Form des Nackens noch mehr hervorzuheben. Fränzel zählte eben sechzehn

Jahre, und wenn sie die blauen Augen aufschlug, strahlte darin die Ahnung eines schlummernden Feuers, das nur des weckenden Athems bedurfte, nicht um in raschen Flammen aufzulodern, wohl aber um zur unauslöschlich glimmenden Gluth zu werden. Das Mädchen stand auf der Schwelle der Jungfräulichkeit. Aehnliche Gedanken beschäftigten den Kanzler, als sie, nach seinen Befehlen fragend, vor ihn hintrat und mit glücklichem Lächeln zu ihm aufsah. „Du bist groß und hübsch geworden und brav!" sagte er, ihr die schöne reine Stirne streichelnd. „Ich habe auch schon erfahren, welch' eifrige Hausfrau in Dir steckt. Du hast Recht, aber nimm Dich in Acht und kränke die Alte nicht — Leute, die unter uns stehen, finden in Dingen einen Stachel, die für uns keinen haben. Du gleichest Deiner trefflichen Mutter so sehr: gleiche ihr auch darin, daß Du Niemand kränkst . . . sie konnte aus der Welt gehen und mit Bewußtsein sagen, daß sie keiner Seele weh gethan! — Mein Leben ist seitdem sehr einsam geworden — nichts ist bei mir geblieben . . . beinahe nichts, als die Arbeit und die grämliche Sorge! Du erinnerst mich an sie, Du bringst einen Schimmer dessen zurück, was diesen verödeten Räumen fehlt . . . Du hast mir große Freude gemacht durch Deinen Besuch — ich danke Dir dafür!"

„Wie hätte ich fern bleiben können," sagte Fränzel schmeichelnd, „nach Allem, was das Gerücht von Dir erzählte! Was hat man mir nicht Alles gesagt! Mit welchen Schrecknissen und Gefahren sah ich Dich umgeben — ich hätte vergehen müssen vor Angst, d'rum wollte ich Gewißheit haben und Dich selber sehen und hören . . . Die hochwürdige Frau Mutter begriff und fühlte mein Leid, sie wehrte mir nicht, zu gehen, und so bin ich hier und sehe Dich gesund, wohlbehalten und vergnügt vor mir . . . ach ich bin so glücklich darüber . . . Und hat es

Dir wirklich Freude gemacht, Vater, daß ich gekommen bin?"

„Ich will Dir einen Beweis dafür geben. Es ist heute der Tag, an welchem ich sonst Gäste erwarte . . . möglich, daß das schlechte Wetter sie abhält, möglich — wahrscheinlich sogar, daß die Besorgniß, in meiner jetzigen Lage mit mir zusammenzutreffen, das Ihrige dabei thut — sie sollen wenigstens nicht sagen, daß der Wirth saumselig war. Ich habe Grund, die Sache geheim zu halten, — darum habe ich immer Alles selbst besorgt, was zu besorgen war: heute sollst Du es für mich thun. Gieb dem Orte, gieb der ganzen Anordnung den Schmuck, den nur eine Frauenhand zu geben weiß. Was zu geschehen hat, wirst Du an Ort und Stelle sehen — Du kennst kaum das alte Gewölbe, das an den Fallthurm stößt . . . Du wirst Dich aber leicht zurecht finden. Hier ist der Schlüssel. In einiger Zeit komme ich selbst, um nachzusehen . . ."

Mit freudiger Geschäftigkeit ergriff das Mädchen den Schlüssel und eilte aus dem Gemache, die gewundene Thurmtreppe hinab und durch einen schmalen dunkeln Gang an eine ziemlich breite spitzgewölbte Thüre, welche zu dem bezeichneten Gewölbe führte. Sie trat ein und blieb überrascht stehen, denn obwohl sie nur eine kleine Blendlaterne trug, reichte deren dürftiger Schimmer schon hin, dessen gänzlich verändertes Aussehen erkennen zu lassen. Früher hatte die düstere, feuchtkalte Halle mit den mächtigen, rauchgeschwärzten Quadern, mit dem schmutzigen und moosgrünen Pflaster nur zur Aufbewahrung von ausgeschossenem nutzlosem Geräthe gedient; jetzt war sie in einen angenehmen wohnlichen Raum verwandelt, der mit vertraulichem Ernste zum Verweilen einlud. In der Mitte hing an zierlicher Kette eine mehrarmige Lampe herab; Fränzel ließ selbe herunter, zündete sie an und betrachtete sich beim Scheine derselben das Gewölbe. Das Pflaster

war blank gescheuert, daß die rothen Ziegelplatten sich lebhaft von den Strohmatten abhoben, die hie und da aufgebreitet waren. Von den Quadern und vom Gewölbe waren Rauch und Ruß verschwunden und hatten einem graugrünen Anstriche Platz gemacht, auf welchem die weiß gehaltenen Halbsäulen und Gewölbrippen lebhaft vortraten. Ungefähr in der Mitte standen ein schmaler länglicher Tisch und einige Stühle, sämmtlich von etwas veralteter Form. Unweit davon in der Ecke war ein viereckiger steinerner Bau, der als Ofen diente, und dessen ganze Gestalt erkennen ließ, daß er einmal eine ähnliche Bestimmung gehabt und als Schmelzofen gedient haben mochte. Auch eine zum größten Theile ausgefüllte Vertiefung des Bodens schien damit zusammenzuhängen. An den Wänden des Gewölbes waren hie und da kleine Gestelle und Aufsätze angebracht, und darauf allerlei Figuren, Gefäße, mitunter auch Bücher oder gelehrte Geräthschaften aufgestellt. Dazwischen hingen in sinniger Abwechslung Harnische und andere Waffenstücke der Ritterzeit und musikalische Instrumente verschiedener Art und Form.

Fränzel hatte schnell begriffen, was ihre Aufgabe war, und daß es darauf ankam, den Ort für eine Versammlung von Männern zu schmücken, welche in demselben auf einige Stunden die Gegenwart vergessen und sich in andere Räume und Verhältnisse träumen wollte. Rasch waren die Stühle zierlich zurecht gestellt, der Staub von den Trophäen und Krügen entfernt und in dem Ofen ein lustig prasselndes Feuer angezündet, das an dem kühlen Abend das kühle Gewölbe doppelt behaglich erwärmte. Dann besann sie sich rasch, eilte die Gänge und Treppen wieder hinauf in das kleine Gärtchen hinter dem Schlosse und ließ sich durch Dunkelheit und Regen nicht abhalten, die Buchseinfassungen der Beete und diese selbst zu plündern. Mit dem erbeuteten kargen Vorrathe an grünen Zweigen und

Blumen flog sie in das Gewölbe zurück und hatte bald eine Anzahl von Kränzen und kleinen Gewinden fertig, welche sie um die Deckel der Krüge flocht. Die dunkelgrünen Blättchen, hie und da von einer Monatrosenknospe oder einer hellfarbigen Aster unterbrochen, bildeten eine sehr liebliche Zierde; Fränzel betrachtete mit Wohlgefallen, was sie zu Stande gebracht, und war im Begriff, den Rest ihres Vorraths zu einem Gewinde um den Hängleuchter über dem Tische zu verwenden, als von der nach außen führenden Seite des Gebäudes her bestimmtes, dreimal wiederholtes Pochen hörbar wurde. Fränzel stutzte, ging dem Schalle nach und stand bald einer eisernen Thüre gegenüber, welche sie zuvor in der Dunkelheit der Ofenecke gar nicht beachtet hatte. Sie war nur mit zwei eisernen Querriegeln verschlossen, welche unter sich durch eine Stange verbunden, mit einem Hebel geöffnet werden konnten. Als sie sich diese Vorrichtung betrachtete, wiederholte sich das Pochen an der Thüre, und eine angenehm klingende Stimme rief: „Aufgemacht! Es ist nicht lustig, hier in Regen und Wind zu stehen!“

Fränzel erwiderte nichts; sie wußte nicht, ob sie öffnen oder den Vater herbeirufen sollte, drückte und schob aber doch an dem Riegelhebel herum, bis dieser plötzlich nachgab, die Riegel klirrend zurückflogen, und die Thüre aufging. Ein junger Mann im Mantel trat rasch ein, schüttelte den Regen von sich und vom Hute und rief: „Du mußt heute schon noch tauber sein als sonst, Schatzmann, wenn Du mein Klopfen . . .“ Er vollendete nicht; erst jetzt hatte er sich umgewandt und sah Fränzel vor sich stehen, welche, verlegen, nicht wußte, was sie sagen sollte, und mit gehobener Laterne so dastand, daß deren voller Schein ihr auf Gestalt und Antlitz fiel. Der junge Mann hatte den alten Schatzmann, einen tauben Knecht, der sonst zu öffnen pflegte, anzutreffen erwartet und war nun von

dem Anblicke des Mädchens nicht minder überrascht, als von der sanften gewinnenden Schönheit desselben. Beide blickten einander eine Weile schweigend und unverwandt an und wie die beiderseitige Befangenheit war auch das Wohlgefallen unverkennbar, womit sie sich betrachteten, denn der junge Mann, mit seinem kühn geschnittenen bräunlichen Gesichte, tiefschwarzen Augen und Lockenhaar, mit der geschmeidigen, rasch beweglichen Gestalt, stand der hübschen Fränzel ziemlich ebenbürtig gegenüber. „Es wäre meine Pflicht," sagte er endlich etwas unsicher, „zu grüßen und mich zu entschuldigen — aber ich verstumme, denn trotz alles Sinnens fällt mir zu Gruß und Entschuldigung kein anderer Gedanke ein, als solche von Grab und Tod . . ."

„Vom Tode?" flüsterte Fränzel, von dem anmuthigen Tone der Stimme und der feinen Art des Redenden noch mehr befangen.

„Ja," rief der junge Mann, „von Grab und Tod! Das Dunkel der Nacht, die Mühe und Unannehmlichkeit des Weges bis hieher — so mag wohl der Tod und all' das sein, was ihm vorher geht, bis man an der dunkeln Pforte anlangt . . . wie es aber sein muß, hinter derselben zu erwachen und den Lichtengel vor sich zu sehen, der uns aufweckt zu dem neuen Leben — das weiß ich gewiß, seit ich vor Ihnen stehe . . ."

„Der Engel," erwiderte Fränzel, welche sich etwas zu sammeln begann, „ist seiner Sache nicht so sicher — er weiß nicht, ob er Recht gethan hat, die Pforte zu öffnen . . ."

„Wie? Einem Geschiedenen die Pforte des Himmels zu öffnen, könnte das jemals Unrecht sein?"

„Wenn der Geschiedene den Himmel verdient, — sicher nicht . . . Wozu aber wäre sonst der Pförtner da, als um Unwürdige fortzuweisen?"

„Wer wäre dem Himmel gegenüber nicht unwürdig? Das Verlangen, ihn zu verdienen, ist des Harrenden einziges Verdienst! Wollen Sie ihn fortweisen? Unmöglich . . . kein seliger Geist wird aus der Seligkeit wieder zurückkehren in das, was er zuvor Leben genannt hat . . ."

Fränzel's Verwirrung stieg wieder; sie stand mit niedergeschlagenen Augen da und glühte über und über, wie eine Pfingstrose. „In sein voriges Leben kann er auch nicht mehr zurück," fuhr der junge Mann fort, „das liegt hinter ihm, wie der gestorbene Leib, den er abgestreift hat — wenn Sie ihn vom Himmel zurückweisen, was bleibt ihm übrig, als eine Hölle qualvoller Erinnerung? Wollten Sie ihn wirklich in diese hinabstoßen? Wollten — könnten Sie das thun?"

„Ich denke," sagte eine männliche Stimme hinter dem Paare, „der Gestorbene, wenn er ein guter Christ ist, sollte wissen, daß es zwischen Himmel und Hölle einen dritten Ort giebt, ein zur Läuterung und Prüfung bestimmtes Fegefeuer — der Engel aber sollte an sein Pförtneramt denken, denn ein paar neu angekommene Todte klopfen eben wieder sehr lebendig an die Pforte . . ."

Es war Kanzler Biener, der unbemerkt eingetreten und, als er die Gruppe erblickte, überrascht und beobachtend stehen geblieben war. Beim ersten Laute seiner Stimme wandte Fränzel sich um und war, ohne ein Wort zu sagen, durch die Hauptthüre verschwunden; der junge Mann brachte nur ein betroffenes „Excellenz" hervor, während Biener ihn auf die Schulter klopfte und zugleich daran ging, die vor der Eisenthüre Stehenden einzulassen. „Nun," rief er lachend, „mein neugebackener Herr Regierungsrath — Sie haben sich ja mit meiner Tochter in ein ganz metaphysisch-theologisches Thema vertieft!"

„Ihre Tochter . . ."

„Allerdings, Signor Malanotte, meine Tochter Fränzel

— bis heute ein frommer Zögling der frommen Augustinerinnen in Hall . . ." Das Eintreten anderer Gäste hinderte ihn, fortzufahren, und gab Malanotte Gelegenheit, sich zu sammeln. Die Ankommenden, etwa neun oder zehn an Zahl, waren meist ältere Männer, sämmtlich in Mänteln und tief hereingeklappten Hüten, darunter in der einfachen kleidsamen Bürgertracht jener Zeit. Sie grüßten den Kanzler, der Jedem die Hand entgegen streckte, mit Herzlichkeit, durch welche eine gewisse Ehrerbietung durchblickte. „Ha," rief Biener dem Letzten zu, einem großen, starken Manne mit rothem, munterem Gesichte, „Doctor Wardtellius macht den Beschluß! Ist das Zufall oder Anspielung, daß der Medicus immer angerückt kommt, wo es zu Ende geht?"

„Schon wieder kaustisch, epigrammatisch, und sarcastisch, amicissime?" entgegnete der Angeredete. „Man wird wohl thun, das zu unterlassen, sonst möchte sich die Arzneikunde rächen, falls man einmal selbst in extremis angelangt sein wird!"

Biener sah ihn schweigend und wie betroffen an. „Du sprichst vielleicht als Prophet," sagte er, „denn mir ahnet oft, als sollte es mit mir einmal schnell von hinnen gehen!"

„Was?" antwortete lachend der Arzt. „So sieht man aus, wenn man auf ein rasches Ende eine Anwartschaft haben will! Ich sehe wohl, man hat congestiones in der Einsamkeit — davon kommt diese melancholische Anwandlung! Man beruhige sich aber, denn man hat ganz und gar keine complexionem apoplecticam . . ."

Der Kanzler erwiderte nichts; er suchte den unangenehmen Hauch, der ihm wie unwillkürlich entgegengeweht hatte, dadurch zu vermeiden, daß er die Gäste einlud, sich zu setzen, und einem in der Ecke lehnenden Knechte in großer weißer Schürze befahl, die Becher zu füllen. Es

war eine magere, aber sehnige Gestalt, mit gutmüthigem Gesichte und jenem etwas nachdenklichen Wesen, welches häufig Leuten eigen ist, denen, wie ihm, wegen Taubheit ein großer Theil der Außenwelt verschlossen ist. Der Knecht verstand den Wink des Gebieters; rasch war das in der Ecke neben dem Ofen lagernde Faß aufgespundet und angezapft, und kräftig duftendes Bier schäumte über den Rand der Krüge. Der Knecht stellte sie den Gästen hin und nickte ihnen lachend zu, sie sollten zulangen; bei dem Umstande, daß er nichts hörte, also selten zu antworten veranlaßt war, hatte er sich auch das Reden beinahe völlig abgewöhnt. „Der Schatzmann will zum Trinken ermuntern," sagte Biener, „seine Geberde soll das Getränke loben, an dem er selber mitgebraut hat. Er hat Recht, meine Freunde — das ist Bier vom Büchsenhause: aus der Brauerei die ich selbst errichtet habe, und deren Aufschwung mir sehr am Herzen liegt. Versucht einmal und gesteht, daß ein solcher Trank wohl der Mühe und des Nachsinnens lohnt, und daß man ihm eine große Zukunft nicht absprechen kann — natürlich erst dann, wenn der Friede den Menschen Zeit und Kraft lassen wird, an mehr als den nothdürftigen Unterhalt und an die Vertheidigung zu denken . . . Ich will die alte deutsche Sitte üben und es den Gästen dieser Halle zum Gruße zubringen — zu zweifachem Gruße, da ich nicht denken konnte, Sie so bald und zahlreich hier zu sehen . . ." Biener stieß mit seinem Kruge an denen der Andern an; diese thaten dasselbe unter sich, kosteten und lobten den Trank, Doctor Wardtellius aber rief: „Und welche symtomata hat man, die zu einer so schlimmen Prognose berechtigten? Es ist die Aufgabe und der Stolz dieses Cirkels, daß wir uns über die gemeinen Vorurtheile der Menge erheben und erhoben fühlen — dazu hätten wir kein Recht, wenn wir nicht auch edler denken, als die gemeine Menge. Der

Glaube an einen Freund ist bei uns nicht so leicht zu erschüttern, und selbst im Unglück und im Unrecht würden wir ihn nicht im Stiche lassen . . ."

Biener streckte dem Doctor die Hand entgegen und wollte etwas erwidern, allein er kam nicht zum Worte. „Man schweige!" fuhr Wardtell fort. „Noch eh' dieser traurige Krieg ausbrach, haben einige edle deutsche Fürsten ad exemplum der welschen Akademieen die edle ‚fruchtbringende Gesellschaft zum Palmbaum' gestiftet, damit deutsches Wesen, deutscher Sinn und deutche Art nicht von dem hereindrängenden Auslande überwuchert werden sollten. Die edlen Herren von Anhalt und Weimar, die Werder und Teutleben haben wohl nicht gedacht und auch nie erfahren, daß der Palmbaum seine Wurzeln so weit erstrecken und in den Tirolerbergen einen Ausläufer treiben sollte. Und doch ist es geschehen, und wenn der kleine Schößling auch in unserm unwirthlichen Klima kein Palmbaum werden konnte und in den Drangsalen und Kriegsläufen nur ein kümmerlich Leben geführt hat, so ist das doch anders geworden, als Kanzellarius Biener in's Land kam. Die wenigen zerstreuten Mitglieder haben sich gar bald um Dich gesammelt, Du hast uns hier in aller Stille und heilsamen Verborgenheit ein Asylum bereitet. Du bist unser ‚Sprossender,' unser ‚Unverdrossener' — unser Vorstand, und mit Recht, denn erst durch Dich ist uns diese Zuflucht eröffnet worden, wo wir unbekannt und darum unbehelligt von Neugier, Mißgunst und Verdacht aller Art ein Stündlein Alles vergessen können, was man in schweren Zeiten auf dem Herzen hat: wo wir nicht mehr die Leute sind, wie draußen in der Welt, sondern nur Menschen, einig und glücklich in der Verehrung und Pflege eines gemeinsamen Heiligthums! . . ."

Der Doctor hielt inne, denn er mußte Athem schöpfen.

„So," sagte er dann, seinerseits Biener die Hand

bietend, „nun hab' ich meinen Sermon gehalten; nun merke man sich's und komme uns nicht wieder mit solchen Phantasieen und Hallucinationen!"

„Gut denn," sagte Biener, dem Doctor und den andern Gästen freundlich zunickend, „meinen herzlichen Dank für so viel Freundschaft und Liebe . . . ich will dessen eingedenk sein . . . Laßt uns denn den Brauch der Stiftung befolgen und sehen, was wir Neues niederlegen können am Fuße der heiligen Palme. Wer hat etwas mitgebracht? Wer will den Reigen eröffnen?"

„Wenn Niemand Besseres hat, will ich wohl den Anfang machen!" sagte nach einem kurzen Schweigen ein Mann in mittleren Jahren mit glattem Gesichte und lang herabfallendem Scheitelhaar. Es war Christoph Schorer, der Maler. „Ich habe von erzfürstlicher Durchlaucht den Auftrag, für die im Bau begriffene Jesuitenkirche ein paar Altarblätter zu malen, einen Schutzengel und ein Muttergottesbild. Der Bau rückt zwar tüchtig vorwärts, aber es wird wohl noch geraume Zeitdauern, eh' die Bilder an Ort und Stelle kommen . . . Indeß hat es mir doch schon jetzt keine Ruhe gelassen — ich glaube, einen guten Einfall gehabt zu haben, und möchte wohl von der Palme hören, ob die Freunde derselben Ansicht sind, und wie ihnen diese Farbenskizze der Gottesmutter gefällt . . ."

Er rollte ein Blatt aus einander und ließ es in der Runde herumgehen, und von allen Seiten wurden Bemerkungen des Beifalls und des entschiedensten Lobes laut. „Der Entwurf ist schön," sagte Biener, „sehr schön und wird in gelungener Ausführung noch wirksamer vortreten! Das ist ein echt deutsches Marienbild — keine italienische Madonna . . . so kann ein deutsches Gemüth sich die Gottesmutter vorstellen und sich zu ihr erheben! Das ist Dürer's trefflicher Weg, das ist, als wäre es durch den

Pinsel des edlen Lucas Kranach entstanden: — Ihr kennt doch Alle das Bild, was weiland Herzog Leopold vom Herzoge von Sachsen zum Geschenk erhalten, und das ein Kleinod des fürstlichen Hauses bildet? Diese Maria ist zwar ganz anders, aber doch auf's Innigste mit jener verwandt . . ."

Die Anwesenden stimmten bei, nur Malanotte, der sonst gern mitsprach über Dinge der Kunst, war und blieb schweigsam. „Nun, Malanotte," rief ihn Biener an, „warum so stumm? Wäre das nicht eine stattliche Gelegenheit, eine Lanze einzulegen für die italienische Kunst? Wie steht es mit der begonnenen Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem? Dietrich vom Werder wartet schon lange auf seinen Nebenbuhler: bekommen wir nicht bald etwas davon zu sehen?"

„Die Arbeit ist schwierig und rückt nur langsam vor," erwiderte Malanotte, „ich werde noch lange auf Nachsicht Anspruch machen müssen. Ich bin noch tief im ersten Gesange."

„Sieh doch," lachte Biener mit Beziehung, „ich dachte, Sie wandelten schon mitten in Armida's Zaubergarten! Doch — was haben wir noch zu vernehmen? Wenn sonst Niemand etwas zu bringen hat, möchte ich den Freunden ein Lied von Martin Opitz, dem neuen schlesischen Dichter, mittheilen, das vielleicht Manchem noch unbekannt ist. Es eignet sich wohl für einen heitern Kreis und ist überschrieben ‚Guter Entschluß.‘

„Ich empfinde fast ein Grauen,
„Daß ich Plato, für und für
„Bin gesessen über Dir:
„Es ist Zeit, hinaus zu schauen,
„Um sich bei den frischen Quellen
„In dem Grünen zu ergehen,
„Wo die schönen Blumen stehen,
„Und die Fischer Netze stellen!"

Das Lied fand allseitigen Anklang, und als der Vorlesende schloß:

„Bitte meine guten Brüder,
„Auf Musik und auf ein Glas;
„Nichts, dünkt mich, schickt sich so baß,
„Als gut Trunk und gute Lieder!
„Lass' ich gleich nicht viel zu erben,
„Ei, so hab' ich edlen Wein —
„Will mit Andern lustig sein,
„Muß ich gleich alleine sterben!"

war die Heiterkeit allgemein; man wiederholte lachend und beifällig den Schlußreim und stieß mit den Krügen an.

„Ein heiteres Lied!" rief der Doctor. „Es kommt vom Herzen und geht zum Herzen!"

„Es ist etwas Wahres in dieser Bemerkung!" entgegnete Biener. „Dennoch kann ich mich eines gewissen Gefühls der Gesuchtheit nicht erwehren. Mir schwebt immer unwillkürlich der Nachhall unseres verschollenen deutschen Volksgesangs vor der Seele. Er ist verloren gegangen, wie unsere alte deutsche Baukunst von der geputzten welschen Weise verdrängt wird, die sich überall breit macht. Dagegen gehalten, kommt mir dieser neue Schlesier etwas gezwungen vor, und doch ist ein Hauch zum Bessern in ihm: es ist doch ein Ansatz, der steifen Meistersängerei vollends ein Ende zu machen, und noch mehr der verwünschten lateinischen und gelehrten Poeterei — von der wir auch in Innsbruck nicht weit nach Beispielen zu suchen brauchen!"

„Ja ja, wir kennen ein solches!" lachte Wardtell. „Das Carmen de porta Claudia ist ein Prachtstück davon!"

„Das nimmt mir fast den Muth!" sagte ein kräftiger Mann mit silberweißen glatten Haaren. „Ich hatte mir vorgenommen, heute auch etwas zum Besten zu geben, aber

es ist etwas aus der steifen Meistersängerei, wie der Herr Kanzler die edle Kunst benennt!"

„Das darf Sie nicht abhalten, Meister Godel!" entgegnete dieser. „Mein Urtheil galt der Richtung im Ganzen — was der Einzelne in sie zu legen vermag, wird dadurch nicht berührt und ist immer willkommen."

„Als ich ein junger Gesell war," begann der Meister wieder, „hat mich mein Vater in die alte freie Reichsstadt nach Nürnberg geschickt, um mich in der edlen Gießerei auszubilden. Die war damals in Nürnberg höher gebracht worden, als irgend anderswo, durch Peter Vischer und Labenwolf, und wenn die Meister auch schon eine gute Weil' todt waren, als ich hinkam, so hatte sich die Kunst und die Umgebung doch noch erhalten, und war immer noch was Tüchtiges zu lernen. Hab' aber trotzdem noch Zeit genug gefunden, mich auch sonst umzuthun in der edlen Stadt und auch in die Aegidikirche zu gehen, wo die Meistersänger zusammenkamen, und zuzuhören, wie sie in allerlei Tönen gar zierlich sangen, und wie die Merker aufhorchten und es rügten, wenn 'was an dem Gebäu fehlte, oder an den Stollen und Gesetzen, oder wenn nicht der rechte Abgesang gebraucht war. Freilich kam ich auch da nur noch so zum Nachtrag, denn der Schuster Sachs war schon ein dreißig Jahre zuvor gestorben, und waren nur Stümper und Nachahmer übrig geblieben. Dennoch gefiel mir die Sache, ich lernte das Versmachen auch so vom Abhören, studirte die Tabulatur und hab' es auch versucht, hie und da eine Bar zusammenzureimen. Da ist mir neulich, wie ich in alten Schreibereien krame, so ein altes Blatt in die Hand gekommen — und es war besonders damit! Sind auch fast ein vierzig Jahre darüber hingegangen, daß ich das Ding niedergeschrieben hab', es ist mir doch vorgekommen, als wäre ein frisch gebliebener Kern darin. Hab's darum mitgenommen und will's vor=

lesen, als eine Prob', wie man zu meiner Jugendzeit gesungen hat. Es ist im blüthenweißen Schlehenton des Hans Volz gemacht und heißt:

„Ein Jeder übt der Liebsten Preis,
„D'rum rühm' ich auch nach Gießerweis'
„Wohl meine Viel-Holdinne:
„Ihre Schönheit ist das gülden Erz,
„Die Form zum Gießen ist mein Herz,
„Schmelzfeu'r ist meine Minne!

„Das Erz, ein reicher Bronnen,
„Die Form stets neu ausfüllt:
„So hab' ich stets gewonnen
„Von ihr ein neues Bild —
„Da gilt es wohl, sich eilen
„Mit Meisseln und mit Feilen,
„Die blanken Bilder aufstell' ich all': —
„Mein Leben das ist die Bilderhall'!"

„Schön, alter Erzgießer!" rief der Doctor und schüttelte dem Alten die Hand. „Das hat wirklich einen Zug und Klang, daß man ordentlich meint, man sieht den hübschen Gesellen am Gießofen stehen und spürt die Gluth von dem herausbrechenden Erzstrom!"

„Ja," rief Biener in den Beifall der Uebrigen, „das ist Meistersingerei in der Form, aber innerlich gemahnt es wie ein echtes, unverkünsteltes Volkslied! Schwebt es mir doch vor, als habe ich in meiner Heimath schon etwas Aehnliches gehört. Dort, in der Oberpfalz, ist der ganze Boden eine Erzgrube, und an Hämmern und Schmelzhütten ist kein Mangel . . . Ganz recht; ich entsinne mich jetzt ganz genau:

„Die Fürstin reit' vorüber
„Beim Schmied im grünen Wald;
„Der schürt und zieht den Blasbalg
„Und hämmert mit Gewalt!

„O Fürstin, schöne Fürstin,
„Reit' immer achtlos zu,
„Der das Lodern gilt und Klingen,
„O Fürstin, das bist Du!

„Und kenntest Du das Herze,
„Das lodert und klingt dabei,
„Du rittest nicht so achtlos
„Beim Schmied im Wald vorbei!“

Das Lied gefiel entschieden; der Erzgießer Godel ließ es sich nicht nehmen, dasselbe in seine Brieftasche aufzuzeichnen. Biener mußte es wiederholen, that es aber mit sichtbarer Zerstreuung, denn ein kleines, nur von ihm bemerktes Ereigniß nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Schräg über von dem Tische, halb durch eine Säule verborgen, befand sich eine runde Fensteröffnung, welche die Wendelstiege des anstoßenden Thurms mit einigem Lichte versah und zugleich dazu diente, dem Rauche oder Dunste einen Abzug zu gestatten. Trotz der halb erblindeten Verglasung war es Biener bei einem zufällig dahin gewendeten flüchtigen Blicke nicht entgangen, daß sich hinter dem Fenster etwas bewege. Er sah schärfer hin und erkannte die Umrisse einer in dunkles Gewand gehüllten weiblichen Gestalt. „O weibliche Eitelkeit und Neugierde!“ dachte er lächelnd, denn er vermuthete, die Gestalt sei Fränzel, die sich zurückgeschlichen, um die Versammlung und wohl auch den von ihr Eingelassenen zu beobachten, der so unverkennbaren Eindruck auf sie gemacht hatte.

„Und wie ist es mit unserm jungen Freunde Steiner?“ rief er dann, sich abwendend, einem schlanken ältern Manne mit braunem Krauskopfe zu. „Was hat uns Meister Merz von dem trefflichen Geigenmacher zu berichten, der mir ganz dazu ausgerüstet dünkt, den Namen Absam einmal in der ganzen Welt berühmt zu machen?“

„Ich bin die letzte Zeit her," antwortete Merz, „gar sehr in Anspruch genommen gewesen; die Orgel für die Kirche zu Telfs ist im ganzen Eingeweid' fertig; es geht nun an den Kasten und bald an die Aufstellung. D'rüber hab' ich nicht Zeit gehabt, Jakob in Absam zu besuchen, aber was ich von ihm höre, ist beruhigend. Die Schwermuth, die über ihn, der Himmel weiß wie und warum, gekommen war, ist wieder gewichen, er arbeitet wieder und hat seine Lieblingsgedanken wieder aufgenommen. Er will zu Amati nach Cremona und sehen, ob er ihm seine Kunst ablernen und dadurch vielleicht seine eigenen Geigen noch verbessern kann!"

„Daran thut er sehr recht," rief der Doctor, „die Veränderung und die neue Beschäftigung und die weiche italienische Luft wird diese Schwermuth schon verbannen, die doch nichts ist, als die Ueberkraft des Talents, das in dem jungen Manne den Ausweg noch nicht finden kann. Ich stimme bei, an dem Jacobus Steiner wird man Großes erleben! er hat auch den besten Theil erwählt! Von allen Künsten ist es doch die edle Musika, die am geradesten losgeht auf das menschliche Herz, und die darum auch die meiste Macht hat über die Herzen!"

„Ich möchte das doch nicht so allgemein sagen!" bemerkte Biener. „Die Macht einer Kunst zeigt sich durch ihre Wirkung: die Wirkung aber ist abhängig von der Empfänglichkeit Dessen, auf den sie wirken soll! Die Empfänglichkeit aber ist wieder Verständniß, und das Verständniß Bildung. Ein tiefsinniges Gedicht, ein schönes Bildwerk hat darum keine geringere Macht, weil sie nicht für Alle gleich verständlich sind — die Musik wirkt allgemeiner, aber tiefer! . . ."

„Ihr Wort in Ehren, Herr Kanzler," sagte Orgelmacher Merz, „aber die Musik hat doch eine gar wunderbare Macht! Ich habe das selbst erlebt und mit angesehen

mit einem ganz einfachen, unscheinbaren Liede, oder vielmehr mit seiner Weise, denn das Lied selber war eigentlich nicht viel mehr, als ein Spruch. Es war das vor ungefähr dreizehn Jahren; ich war damals noch Gesell und auf die Wanderschaft gegangen nach Wien, um die Orgel von St. Stephan zu sehen. Wie ich aber nach Oberösterreich kam, konnte ich nicht weiter und wurde von den rebellischen Bauern aufgehalten. Die waren aufgestanden gegen Kaiser Ferdinand, weil sie nicht wollten katholisch werden. Der Kaiser hatte es dem Kurfürsten Max von Bayern übertragen, die Ketzer zu bändigen; die Bauern aber waren zu vielen Tausenden beisammen und hatten gerade die Bayern unter dem General Lindlo im großen Pramwald geschlagen, daß fast kein Mann davongekommen war. Alles, was des Wegs kam, wurde angehalten, damit sie nicht sollten verrathen werden, und so ging's auch mir, und wenn ich nicht wollte für einen Spion gehalten und aufgehängt werden, mußt' ich mich fügen und mit den Bauern ziehen. Da hab' ich ihre Art und Weise kennen gelernt, und ihre Commandanten, den Wiellinger, den Madlseder und Holzmüller und auch den Studenten, von dem Niemand gewußt hat, wer er ist und wie er heißt und wo er hergekommen ist. Das war ein ganz besonderer Mensch, schön und groß und ernsthaft, daß man wider Willen an's Hutabnehmen dachte, und doch wieder so leutselig und gut, wie ein unschuldiges Kind. Er muß auch geistlich studirt haben, denn jeden Tag hat er den Bauern gepredigt wie der beste Pfarrer und hat ihnen das Lied gemacht, das ich meine, und die Weise dazu. Die ist ganz einfach gewesen, und man hätte beim ersten Anhören nicht glauben sollen, daß sie solche Gewalt hat, — ich hab's aber gesehen, wie der Pappenheim bei Eferding gegen die Bauern angerückt kam. Anfangs waren sie wohl ein bischen verduzt vor dem vielen wohlausgerüsteten Kriegsvolke;

dann aber fingen sie das Lied zu singen an und stürzten wie die leibhaftigen Teufel auf den Feind, als wenn's zum Tanze ginge. Vier Stunden hatte das Morden gedauert; an die fünftausend Bauern, Männer und Weiber, sind auf dem Schlachtfelde gelegen, todt oder verstümmelt, aber es hat Keins um Pardon gebeten, und alle ließen sich hinmetzeln und todtschlagen, unter dem Singen und Summen von dem Lied. Ich vergess' es nicht mein Leben lang und habe mit zugesehen, wie der Wiellinger ist hingerichtet und auf's Rad geflochten worden . . . mit dem Lied im Munde ist er gestorben . . ."

„Schrecklich!" murmelten die Freunde; Biener aber rief: „Ich kann nicht zugeben, daß das die Wirkung des Liedes als Musik war: es war die dadurch hervorgerufene Vorstellung und Begeisterung, was die Unglücklichen stärkte!"

„Auch muß ich," entgegnete der Erzgießer Godel, „für meine Kunst das Wort nehmen, daß sie in dieser Hinsicht nicht weniger vermag, als die Musik. Wir ältern Innsbrucker alle wissen noch, wie unter Erzherzog Maximilian, dem Deutschmeister, der Sectirer Paul Löderer von Mieders ist geköpft worden auf dem Innsbrucker Stadtplatze. Ich hab' ihn selber gekannt, den armen Menschen, und weiß, daß er ein kleines Crucifix gehabt hat, nicht größer als eine Hand; das war von Erz und war ein kleines, aber gar anmuthiges und frommes Bild. Der Löderer hat das Crucifix einmal im Wald gefunden, wo es vielleicht wie lang' schon gelegen ist, und wie er ein tiefsinniger, scrupulanter Mensch war, hat er sich eingebildet, das Crucifix rede mit ihm und trage ihm auf, er müsse die sündige Menschheit zum Gebete und zur Keuschheit bekehren. Er ist dabei geblieben, wie sie ihn eingefangen haben, und hat mit dem Kreuze in der Hand geredet bis zum letzten Augen=

blicke und ist damit ganz glückselig zum Schaffot hinaufgestiegen . . ."

„Auch das war ohne Zweifel nicht die Kunstwirkung des Gebildes, sondern die Begeisterung des Gemüths, die sich dasselbe gewissermaßen zum Zeichen erkoren hatte. Die echte Wirkung aller Kunst muß sein, daß sie den Künstler und Alles veredelt, was sich mit ihr beschäftigt. Wenn man die Menschheit schon oft mit einem Baume verglichen hat, so ist die Kunst die Blüthe an dem Baume, die zwar abfällt, um der Frucht Platz zu machen, aber jedes Jahr wiederkehrt . . ."

„Das Gleichniß behagt mir," sagte Doctor Wardtell, „denn wie man an der Blüthe das Wesen und die Art einer Pflanze erkennt und unterscheidet, läßt sich aus der Kunstblüthe eines Zeitraums darauf schließen, ob und was er innerlich getaugt hat!"

„Sehr wahr!" fuhr Biener fort. „Die Alten haben gesagt —

didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Das heißt in unserer Sprache und in unserm Sinne: vor der echten Kunst muß die Rohheit und die Gemeinheit, der Unglaube und der Aberglaube weichen. Sie macht den Menschen, und das ist Alles, denn der beste Mensch ist auch der beste Christ! Sie wird es dahin bringen, daß die Hinrichtung eines wahnbethörten Schwärmers ebenso unmöglich ist, als eine Eferdinger Bauernschlacht!"

„Eine ferne, ferne Zeit!" sagte der Doctor seufzend.

„Und wäre sie noch so fern, sie wird kommen! Der unscheinbare Same, zu guter Stunde in gutes Erdreich gelegt, wird einmal zum länderüberschattenden Baume! — Sehen wir um uns! Der Ort, an dem wir uns befinden, giebt einen Beleg dafür. Ueber hundert Jahre sind es, seit Gregor Löffler, der berühmte Stückgießer und Büchsen-

meister weiland des edlen Königs Maximilian, sich hier, in der Nähe der Weiherburg, wo der König so gern gehaust, diesen waldigen Bühel kaufte und sein Gießhaus erbaute. Hier sind die Stücke und Falkonete gegossen worden, die er von der Ehrenberger Clause so herzhaft herabdonnern ließ; hier sind die Glocken entstanden, die durch das halbe Land Tirol läuten — hier hat Löffler mit dem Vater unseres Godel die Königsbilder geschaffen, die bei den Kapuzinern um das Grabmal seines Herrn und Königs stehen! — Wie hat Alles seitdem sich verändert! Das Gießgewölbe ist eine friedliche Halle geworden, und statt des glühenden Erzes strömt uns aus dem Schmelzofen erquickender Trank — aber was ein treuer, kunstbeseelter Wille hier geschaffen, das besteht noch! Wer weiß, wie nach hundert und hundert Jahren diese Halle sich umgestaltet hat! Vielleicht ist sie ganz von der Erde verschwunden! Aber mag sie es sein — der Gedanke der Humanität, dem wir in ihr gedient, er wird nicht mit diesem Gewölbe zerstieben, und was hier verschwiegen verhandelt wurde, wird einmal offen über die Berge donnern und läuten! Aber das ist der Lohn, den nur treue Hingebung erreicht, wie das alte didicisse fideliter artes lehrt! — Doch es ist Zeit zum Aufbruche, und wir wissen nicht, ob und wann wir uns wieder finden im Schatten des Palmbaums — beim Scheiden wollen wir d'rum das „fideliter" als Wahlspruch mitnehmen und an der Treue halten bis zum Ende!"

Dem erhobenen Becher des Kanzlers begegneten anstoßend die Krüge der Freunde, und ein einstimmiges „fideliter" tönte von ihren Lippen. Dann entfernten sie sich Alle schweigend und still, wie sie gekommen waren.

An dem Fenster hinter der Säule rauschte Gewand, und eine Gestalt huschte hinweg.

Siebentes Kapitel.

Entscheidung.

Von der Pfarrkirche zu St. Jakob kam ein langer festlicher Zug herangeschritten; rothe, reichvergoldete Kirchenfahnen auf hohen kreuzgeschmückten Stangen ragten über die andächtige Menge hin, die sich in schöner Ordnung paarweise durch die ganze Pfarrgasse über den Stadtplatz an der alten Burg Herzog Friedel's mit der leeren Tasche und ihrem goldenen Dache vorüberschlängelte und mit der Spitze bereits das von Herzogin Claudia neu erbaute Regierungs-Gebäude erreicht hatte. Voraus schritten einige bewaffnete Bürger mit den Hakenbüchsen auf der Schulter; hinter ihnen folgte ein Ministrant in weißem Chorrocke, der ein großes bekränztes Crucifix trug. Daran reihten sich einige Patres Kapuziner und Franziskaner in ihren braunen und röthlichen Kutten, eine Reihe ernster Gestalten mit weißen, rothen und schwarzen Bärten, kahl geschorenen Scheiteln und theils wohlgenährten, theils bleichen und eingefallenen Gesichtern. Dann kamen die Zünfte mit ihren Standarten und den dazu gehörigen Gesellen und Meistern, nach ihnen die Bruderschaften in Kutten und Scapulieren von verschiedenen Farben; zum Schlusse eine große Anzahl von Büßern mit schwarzen Röcken und schwarzen, über den Kopf gezogenen Kapuzen, in denen nur ein paar Löcher für die Augen frei gelassen waren. Sie trugen sämmtlich rothe brennende Kerzen in der Hand und schritten neben dem Thronhimmel her, unter welchem der Pfarrer im Rauchmantel das Sanctissimum trug, umgeben von der Pfarrgeistlichkeit. Hinter dem Himmel kam der Bürgermeister mit einigen Räthen in der schwarzen Amtstracht, mit steifer großer Halskrause und sammetverbrämtem

Atlasmantel. Auch sie trugen Kerzen und waren wieder von einer Abtheilung bewaffneter Bürger umgeben, welche die regellos nachdrängende fromme Menge zurückhielten. In das laute Gebet mischten sich die getragenen Töne eines mit Posaunenstößen begleiteten Chorals und das feierliche Geläute der Glocken von allen Thürmen der Stadt.

Am Stadtplatze und die Straßen entlang stand zahlreiches Volk, mit entblößten Häuptern mitbetend. Beim Vorüberziehen des Allerheiligsten stürzten die Andächtgen sich in die Kniee, schlugen sich an die Brust und machten wiederholt das Kreuzzeichen auf die Stirn. Am ärgsten war das Gedränge an der Ottoburg, wo das Innthor die Brücke abschloß und seitwärts die Stadtmauer sich gegen den Innrain hinabzog. Ehe man dahin kam, an der Ecke der Ballhausgasse, stand Secretair Henrici mitten unter dem Volke, ebenfalls barhäuptig und betend, dennoch schien seine Andacht keine reine und ungetheilte zu sein. Wer ihn beobachtet hätte, dem würde nicht entgangen sein, daß er von Zeit zu Zeit heimlich und wie verstohlen in die Gasse hineinblickte. Im nämlichen Augenblicke, als der Thronhimmel eben vorüberzog, war von der Judengasse her eine Mädchengestalt herangekommen und hatte sich hinter dem andrängenden Volke aufgestellt indem sie mit besonderm Eifer, aber nicht zu verkennender Ungewohnheit dessen andächtige Geberden nachzumachen bemüht war. Das Mädchen schien Niemand um sich herum zu beachten; dennoch hatte bei ihrer Ankunft ein flüchtiger Blick nach dem Standorte des jungen Mannes hinübergestreift, und obwohl sie einen dichten schwarzen Schleier über dem Kopfe trug, hatte dieser sie augenblicklich erkannt. Mädchenhafte Gluth schlug in seinem Antlitz empor; er gab sich aber den Anschein, als habe er nichts bemerkt, und blieb ruhig stehen, bis das laut betende Volk

im breiten Strome daher kam. Jetzt machte er einige Schritte, um sich auch unter die Menge zu mischen, und kam dadurch unmittelbar hinter das Mädchen zu stehen. „Jetzt!“ flüsterte er derselben zu; sie schrak zusammen, raffte sich aber schnell auf und überließ sich dem vorbeiwogenden Strome. Wie zufällig folgte ihr Henrici, wußte es aber immer so zu halten, daß er sich nur einige Schritte hinter dem Mädchen befand, ohne daß Jemand im Stande war, ein zwischen Beiden bestehendes Verständniß zu bemerken. So zog die Procession durch das Innthor an der paradirenden Wache vorüber auf die Brücke und bog von dort nach der untern Innbrückenstraße ein, den Häusern und Hütten von Sanct Nicola entgegen. Dort, an einer etwas freieren Anhöhe unweit des Sondersiechenhauses stand eine kleine unscheinbare Capelle, welche das Ziel des andächtigen Zuges war. Vor siebenundzwanzig Jahren, als die Pest mehr als den zehnten Theil der Einwohnerschaft dahingerafft hatte, und Alles in Jammer und Entsetzen aufgelöst war, hatten einige fromme Gemüther ihr besonderes Zutrauen zu dem Heiligen des unscheinbaren Kirchleins gefaßt, und ihre Zuversicht war belohnt worden. Sie blieben verschont oder wurden gesund; dadurch wurden immer Mehrere zu gleicher Verehrung angeeifert, und als kurze Zeit darauf die verheerende Krankheit völlig erlosch, verband sich eine große Anzahl frommer Geretteter, alle Jahre am Tage dieses Erlöschens in feierlicher Procession für die wirksame Fürbitte des Heiligen zu danken.

Vor der kleinen Capelle angekommen, dehnte und drängte sich der andächtige Zug mit seiner Begleitung in möglichst weitem Halbkreise herum; Alles war bedacht und bemüht, einen recht nahen und günstigen Platz bei der beginnenden gottesdienstlichen Feier zu erhalten. In diesem Gewühle gelang es Henrici, völlig unbeachtet dem Mäd-

chen im Schleier seinen Arm zu geben und rasch mit ihr in ein Seitengäßchen zu treten, das vollständig einsam war, und worin seitwärts eine Gruppe mächtiger Kirschbäume dicht genug stand, um sie vor den Augen eines etwa Vorübergehenden zu verbergen. Die beiden jungen Leute vermochten nicht zu sprechen, als sie allein waren; das Mädchen schlug den Schleier zurück und sank wortlos an die Brust Henrici's, der sie innig aber schweigend an sich preßte.

„O Sarah . . .“ — „O Karl . . .“ war Alles, was von den Lippen des erregten Paares zitterte.

„Es ist erreicht!“ rief endlich der Jüngling. „Welches Glück! Ich halte Dich in meinen Armen, ich drücke Dich ganz und für immer an meine Brust, Du bist mein! Aber Du, Sarah — Du weinst? Bist Du nicht auch glücklich, endlich mir anzugehören?“

Sarah lehnte an seiner Brust; sie weinte, aber sie schwieg.

„Gereut Dich Dein Entschluß?“ fragte er mit zärtlicher Besorgniß.

Sie blieb in ihrer Stellung, schlug die dunklen thränenfeuchten Augen auf und sah mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe zu ihm empor. „O Karl!“ seufzte sie . . . „O Du, den meine Seele liebt . . . das war eine schaudervolle, — eine entsetzliche Stunde!“ Sie schmiegte sich noch enger an ihn und zuckte zusammen vor den Schauern der Erinnerung.

„Gutes Mädchen — ich glaube Dir's, ich fühlte es mit Dir!“

„Das ist unmöglich, das kannst Du nicht! Du kannst nicht fühlen, was es heißt, zu scheiden vom Hause seiner Väter, sich abzuwenden von dem Schauplatze seines ganzen Lebens, zu verlassen Alles, was Dir theuer gewesen — ach so theuer — bis ein Anderes mir theurer geworden

als Alles! ... Und zu wissen, daß Dir die Rückkehr dahin ist verschlossen auf ewig ... und daß Dein Name künftig an diesem Orte nicht mehr wird gehört werden, als von einer Verwünschung begleitet ..."

„O nicht doch! Das wird nicht sein ... Dein Vater wird Dir verzeihen ..."

Sarah hob das Antlitz empor und strich sich traurig die losgegangenen schwarzen Locken zurück. „Das wird er nie!" sagte sie düster. „Du kennst meinen Vater nicht — Du weißt nicht, daß einem Juden das Kind, das abgefallen ist vom Glauben der Väter, schlimmer verloren ist, als ein todtes ... aber nicht der Gedanke an seinen Fluch ist es, der mich erschüttert — es ist der Gedanke an meine Mutter ... O meine gute, meine arme, meine verlassene Mutter!" rief sie mit wieder ausbrechenden Thränen und sank wieder an des Freundes Herz.

„Tröste — beruhige Dich ..."

„Sie wird mich nicht verwünschen! Das Mutterherz wird dem Fluche versperren den Weg auf den Mund — aber sie wird sich grämen um mich ... sie wird sich verzehren in der Stille und insgeheim ... denn offen darf sie es nicht vor dem Vater ..."

„Fasse Dich, Sarah. Du warst ja doch schon lange fremd geworden in jenen Umgebungen ..."

„O — ich habe es geglaubt! Aber als ich vor meiner Mutter stand und wußte, daß es das Letztemal war, und stand vor ihr mit einer Lüge auf der Zunge ... als ich die Thüre hinter mir zuzog, die sich mir nie mehr wird aufthun in meinem Leben — da, da hab' ich's erkannt, daß es nicht wahr ist! Daß man sich nicht kann losreißen so leicht von einem Volke, bei dem man geboren, von einem Glauben, in dem man erzogen ist ... von einer Welt, die Einem ist gewesen mehr als die ganze Welt ... Aber beunruhige Dich nicht, o Du, mein Geliebter!

Mein Herz hat geblutet und gezittert, aber ich habe geschwankt nicht einen Augenblick! Ich will verlassen das Haus und den Glauben meiner Väter, ich will werden eine Christin und — Dein Weib! — Ich will es, Karl, — nicht weil ich Euch Christen für besser halte, als mein Volk — aber die Lehre Eures Heilands ist so groß und so rein und so mild . . . und ach, ich habe Dich so unendlich lieb!"

Henrici drückte der Erröthenden einen zärtlichen Kuß auf die Stirne. „Du sollst es nicht bereuen," flüsterte er, „meine Sarah . . . meine saronische Rose! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, so lehrt mein Glaube, der ja bald auch der Deinige sein wird . . . ich werde es Dir nie vergessen, was Du um meinetwillen gethan! — Aber laß uns eilen, Geliebte: Du mußt in Sicherheit sein, eh' Jemand Deine Flucht entdeckt!"

„Du hast Recht; ich habe einen Brief zurückgelassen an meinen Vater . . . er kommt um diese Zeit nach Hause vom Geschäft . . . er wird lesen den Brief gerade in diesem Augenblicke!"

Sie schauderte wieder, und Henrici rief: „Dann ist keine Zeit zu verlieren! Wie leicht könnte Dich doch im Zuge Jemand bemerkt und erkannt haben . . . Dort, jenes dunkle einstöckige Gebäude mit den vergitterten Fenstern ist das Tochterhaus der Servitinnen: die Oberin ist, wie Du weißt, von Allem unterrichtet und mit Freuden bereit, der Neubekehrten Unterricht und Zuflucht zu gewähren. Das Gebäude hat die Rechte einer Freistatt: dort bist Du sicher, bis Du durch die Taufe der Christenheit angehörst: bis ich Dich abholen kann in ein anderes Haus — in das meinige, Sarah, das auch das Deinige sein wird!"

Sarah faßte ihn an beiden Händen und sah im tief in die Augen. „O mein Geliebter," rief sie, „was thäte

ich nicht für Dich! . . . Ich gehe — aber hole mich bald in jenes andere Haus! — Hörst Du . . . bald! Ich werde indessen sitzen wie an den Wasserflüssen Babylons und weinen . . ."

Eine Secunde lang hielt sich das liebende Paar noch in Umarmung und Kuß umfangen; dann riß sich Sarah los und eilte mit festen Schritten dem nahen Klostergebäude zu. Henrici blieb unter den Kirschbäumen stehen, sah und hörte, wie sie die Glocke an der Pforte zog und dann mit einem kurzen, Abschied nehmenden Winke in derselben verschwand. Dann schritt er hastig in die Stadt zurück.

Hier herrschte heute, auch abgesehen von den kirchlichen Feierlichkeiten, ungewöhnliches reges Leben. Besonders an der Burg und den Rennplatz entlang standen Neugierige jedes Alters, Geschlechts und Standes geschaart und stellten sich hinter den Soldaten auf, welche gegen den Eingang der Burg eine weite Gasse offen hielten. In dieser kam von Zeit zu Zeit ein Staatswagen angefahren, mit dem Wappen des Besitzers am Schlage, je nach dessen Rang und Reichthum mehr oder minder prächtig verziert und mit kleinerem oder größerem Gefolge umgeben. Dazwischen schritten Cavaliere in den reichsten Anzügen, einzeln oder paarweise, hie und da auch ein paar Männer in bescheidener ehrenfester Bürgerkleidung, oder Landleute in der auszeichnenden Tracht ihrer heimischen Thäler. „Ich glaub'," sagte einer der hinter den Soldaten stehenden Bürger, „die Stände müssen nun bald so ziemlich alle beisammen sein. Besonders die Wällischen haben sich so zahlreich eingefunden, wie ich's nie gesehen hab' . . ."

„Das soll seinen guten Grund haben!" erwiderte der Angeredete, ein Mann im rußigen Schurzfell, mit Hammer, Zange und sonstigem Werkzeuge, der eben von einer Arbeit zurückkam und sich im Vorübergehen die Auffahrt einen

Augenblick besah. „Es verlautet schon lang', daß sie mit allerhand absonderlichen Absichten umgehen!"

„Mag sein," rief der Erstere wieder, aber ich sollt' meinen, die deutschen Landmänner werden ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben und sich nicht überlisten lassen von ihrer Wällischen Praktik. Meint der Meister nicht auch? Ihr seid doch der neue Schmied von der obern Innbrucken ... ich mein', ich hätt' Euch neulich in Mühlau gesehen?"

„Der bin ich," sagte Würdinger, „hab' eben am Staatswagen der Jesuiten drüben die Achse ausbessern müssen. Der Prälat von Welschmichael will darin die Auffahrt machen. Da kommt er eben angefahren — seht Ihr, der dunkelrothe Wagen ist's mit dem hohen Bock, der aussieht, als wenn er aus Gold getrieben wäre."

„Und der hinter ihm kommt, in dem blauen Wagen, den kenn' ich: das ist der Probst vom Collegiatstift in Bozen . . . der kommt aber nicht für sich, sondern für die Frau Aebtissin von Steinach . . . und der mit dem schwarzen Kreuz auf dem Mantel, das wird der Comthur von den Deutschherren an den Etsch sein. Der hat auch die Standschaft."

„Ihr seid ja recht bewandert in der Tiroler Verfassung!" entgegnete der Schmied. „Wie seid Ihr dazu gekommen?"

„Das ist nichts Besonderes! Bin ich auch nur ein Handschuhmacher meines Zeichens, so weiß ich doch als guter Tiroler, was unsere Rechten sind. Wer der Herr von Tirol sein will, der muß das Schloß Tirol inne haben und muß die Huldigung haben von den vier Ständen, den Prälaten, den Herren, Bürgern und Bauern. Ohne ihre Zustimmung und gegen die alte Gepflogenheit darf er keinen Pfennig Steuer einheben. Ich kann sie Euch schier Alle an den Fingern herzählen, welche die Standschaft

haben. Von den Bauern schicken die alten zwölf Tirolergemeinden je einen Abgeordneten; von den Städten kommen Meran, Bozen, Hall, Sterzing . . ."

„Und was ist," unterbrach der Schmied den in Zug gekommenen Handschuhmacher, „weil Ihr doch so gut Bescheid wißt, was ist der Grund, warum der offene Landtag einberufen ist, der da so eben eröffnet werden soll?"

„Das weiß ich so gewiß, als wenn ich selbst das Ladschreiben ausgefertigt hätte!" rief der Handschuhmacher wichtig. „Läßt sich auch an den Fingern abzählen! Draußen im Reich steht's wieder einmal schlecht! Die Schweden, die gottverfluchten luth'rischen Hungerleider, haben überall die Oberhand und dringen vor. Da müssen wir uns auch wieder um unsere Haut und unsere Berge wehren, damit sie nicht hereinkommen zu uns! Da heißt es wieder Soldaten anwerben und Stücke gießen und Kugeln schmieden: dazu braucht man Geld und noch einmal Geld, und da müssen die Stände den Säckel aufmachen . . . das wird Alles sein!"

„Ich hab' es auch vermuthet!" sagte der Schmied. „Es muß nicht gut stehen mit dem Krieg, der Kaiser muß in großer Bedrängniß sein und zieht alle Truppen an sich, die er zusammenbringen kann. Gestern Abend im „Stern" ist gar erzählt worden, der Feria oder ein anderer General sei mit zehntausend Spaniern auf dem Wege von Italien heraus. Wir werden sie in's Quartier bekommen auf dem Durchmarsch, und sie sollen schon in der Umgegend von Brixen sein . . ."

„Hab' auch davon gehört!" rief der Handschuhmacher kläglich. „Wird wieder Plackerei genug geben mit den gespreizten hochmüthigen Gesellen, und Geld genug wird's wieder kosten, wovon wir unser' Lebtag' keinen Pfennig mehr ersetzt bekommen. Das kann man sich an den Fingern abzählen! Aber daß es wahr ist, könnt Ihr da in

Lebensgröße sehen. Seht Ihr den großen magern Mann mit dem schwarzen Bart und dem gelben Gesicht? Den dort in dem stählernen Küraß und dem braunen Wams, der die Füße setzt, wie ein Gockelhahn, und den Sarras so kerzengerade hinausstreckt, wie einen Bratspieß? Wenn das kein Spanier ist, so bin ich einer! Wird wohl Einer von den Obersten des Corps und vorausgeschickt sein, das Quartier und den Durchmarsch in Ordnung zu bringen!"

Von der Burg her ertönte ein festliches Trompetenstückchen und unterbrach den Sprechenden. „Wißt Ihr auch, was das bedeutet?" fragte der Schmied. „Ob ich es weiß!" war die geringschätzig gegebene Antwort. „Das ist der erste von den drei Aufzügen, die geblasen werden, wenn unser Landesherr, der Graf von Tirol, in großem Staat erscheint. Der erste zeigt an, daß der Fürst oder jetzt die Fürstin-Mutter sich erhoben hat, um den Landtag zu eröffnen; beim zweiten verläßt sie ihre Gemächer und beim dritten ist sie vor der Thüre. Aber ich denke, wir lassen das Blasen auch für uns gelten; es wird nicht mehr viel zu sehen geben, und ist bald Zeit zum Mittagessen! Meine Alte hat's nicht gern, wenn nicht mit dem Schlag elfe die Suppe auf dem Tische steht . . . Die Weiber sind in dem Punkte Alle gleich — es wird die Eure auch nicht anders sein!"

„Doch, doch, Meister!" rief der Schmied mit einem Lachen, das aber nicht so lustig gemeint war, als es klang. „Meine Frau ist eine Ausnahme vom ganzen Geschlecht, denn — ich habe keine!" Lachend wollte der Handschuhmacher erwidern, aber er kam nicht dazu, so schnell hatte der Schmied sich davon gemacht.

Die große Schloßtreppe, auf welcher alle Ankommenden zusammentrafen, bot inzwischen einen ebenso bunten als prächtigen Anblick dar. Die Mitglieder der Standschaften, wie die übrigen Würdenträger der Stadt und des

Landes stiegen, einander begrüßend, wie sie sich eben begegneten, die niedrigen breiten Marmorstufen hinan bis in die obere Treppenhalle, wo zwischen einer Reihe rother Marmorsäulen sich die mächtigen Flügelthüren des sogenannten Riesensaales aufthaten, in welchem die Eröffnung des Landtags vor sich gehen sollte.

Auf einem Treppenabsatze stand der dicke Kammerpräsident Schmauß mit dem Vicekanzler Pappus still und sah wie erwartend in das Gewühl der Heraufeilenden. Er war bleich, soweit die stehende Röthe seines Gesichts überhaupt zurücktreten konnte; trotzdem aber schien ihm heiß zu sein, denn er drückte ein= über das anderemal sein Taschentusch an die Stirne. Er war verstört und mußte sich alle Mühe geben, den Anschein zu verbergen. „Ich meine," sagte er zu Pappus, den Grafen Montecuculi gesehen zu haben . . . der wird im Stande sein, uns Bestimmtes zu sagen. Wirklich, da ist er: ich habe mich nicht getäuscht . . ."

Montecuculi kam heran, in prachtvollem violettem Wams mit reicher Goldstickerei, und einer Miene, die von freudiger Zuversicht strahlte. „Nun," rief er den Beiden zu, was sind das für Gesichter? Präsident, eine solche Miene machen Sie, da im nächsten Augenblicke das Kanzellariat so gut wie in Ihren Händen ist?"

„Der Herr Graf sind aufgeräumt," sagte Schmauß gedrückt, „ich muß leider gestehen, daß ich nicht in gleicher Stimmung bin. Häusliche Verdrießlichkeiten . . . meine Tochter ist . . . krank . . ."

„Wie?" fragte der gekrönte Poet dazwischen, „Fräulein Aloysia krank? Und davon sagen Sie mir gar nichts? Mir, von dem Sie doch wissen, welche Gefühle ich für das Fräulein hege? Es ist doch keine Gefahr dabei?"

„Nein, gefährlich ist die Sache nicht! rief Montecucult statt des Präsidenten, der vor Angst alle Farben

spielte. „Ich habe davon gehört — solche Uebel gehen vorüber. Nicht wahr, Präsident . . . ah, Staatskanzler wollt' ich sagen! Trösten Sie sich: Ihre Tochter wird von ihrer Krankheit befreit werden und noch immer Zeit haben, sich zu besinnen, ob sie die Gemahlin dieses Herrn werden will. Sagen Sie mir doch seinen Namen, Herr Präsident: er hat seinen alten in der Porta Claudia verloren und den neuen, womit ihn Freund Biener beschenkt hat, habe ich unglücklicher Weise vergessen . . ."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Graf!" entgegnete Pappus, dem der Zorn hochroth in's Gesicht stieg. „Ich denke, Ihre besondere Munterkeit ist mir Bürge, daß ich meinen Namen bald wieder haben, und der schändliche Pamphletist mit der ihm gebührenden Schandbenennung gebrandmarkt sein wird."

„Denken Sie das immerhin! Wir stehen am Ende unserer langen mühevollen Arbeit: die so lange und vorsichtig gegrabene Mine wird in der nächsten Minute explodiren — ich weiß ganz bestimmt, daß Biener hieher geladen ist: unmittelbar nach der Landtagseröffnung soll ihm sein Urtheil publicirt werden!"

„Und wie wird es lauten?" fragte Schmauß bedenklich.

„Wie es lauten wird? Fragen Sie lieber, wie es lauten kann! Wie anders, als nach unserm Wunsche; die Explosion nimmt ihn mit in die Luft und verschafft uns Platz . . ."

„Ich bin so unglücklich, diese Sicherheit nicht theilen zu können!" erwiderte der Präsident. „Wir wollen uns nicht selber täuschen und uns eingestehen, daß die Anklage im Grunde denn doch nicht mehr ist, als ein Aggregat von Kleinigkeiten, die zur Verurtheilung nicht hinreichen. Auch soll sich Biener glänzend vertheidigt und seinen Anklägern mehr weh gethan haben, als sie ihm?"

„Kleinigkeiten! Wenn Sie ein kostbares Gewand

haben und bespritzen es mit hundert Kothflecken — was ist die Folge? Einzeln ist ein solcher Flecken so viel wie nichts, mit einander machen sie das Gewand zu einem Lumpen, der dem Trödeljuden gehört! Glauben Sie mir: ich weiß es, daß die Herzogin in hohem Grade angegriffen und aufgeregt ist — würde sie das sein, wenn die Sache für den Günstling gut stände? Würde sie den Spruch so lange verzögern? — Und wenn es wäre; wenn sogar das Unmögliche einträte, und er käme straflos durch: Staatskanzler kann er nicht mehr bleiben; die Stellung in der unmittelbaren Nähe der Herzogin ist für ihn unmöglich, weil sie für die Herzogin unmöglich geworden ist! Im Vertrauen . . . der Oberſthofmeister des Erbprinzen, Freiherr v. Romi, ist vorgestern Abend aus Wien zurückgekommen und hat einen eigenhändigen kaiserlichen Brief an die Regentin mitgebracht . . . Verstehen Sie mich? Oder muß ich Ihnen expliciren, was in dem ‚Eigenhändigen' enthalten sein wird? Hören Sie — da blasen sie schon den zweiten Aufzug, die Frau Herzogin ist bereits unterwegs: hoffentlich ist es das Letztemal, daß dabei ein Anderer als ich die Dienste des Oberſthofmeisters versieht — eilen wir, unsere Plätze einzunehmen, und sei'n Sie wohlgemuth, meine Herren!"

Sie stiegen vollends die Treppe hinan und schritten zwischen den salutirenden Hellebardieren in den Saal. „Gott gebe, daß mein Vorgefühl lügt," murmelte Schmauß in sich hinein, „aber mir liegt es wie ein bevorstehendes Gewitter in den Gliedern!"

Während dessen war Biener von der andern Seite her in die Burg getreten und schritt durch die ihm wohlbekannten Gemächer und Corridore dem Riesensaale zu. Er hielt es für geeigneter, dem Gedränge der festlichen Versammlung nicht zu begegnen; er vermochte im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit nicht anders einher zu schreiten, als

mit emporgerichtetem Haupte, und wollte doch vermeiden, sein Selbstbewußtsein als herausfordernden Trotz beachtet zu sehen.

Eben betrat er ein kleines Vorgemach, in welches sich mehrere Gänge vereinigten, und durch welches auch die Fürstin auf ihrem Wege zum Riesensaale kommen mußte. Im Augenblicke seines Eintretens öffnete sich auch die gegenüberliegende Thüre, und Elisabeth trat ein, um quer durch das Gemach zu eilen und der Fürstin eine Chatoulle zu bringen, deren sie noch zu ihrem Schmucke bedurfte. Je argloser sie eingetreten war, um so heftiger wirkte die Ueberraschung, als sie unerwartet und plötzlich dem Manne gegenüber stand, an dem ihr Herz mit jeder Faser hing und in schmerzlichen Bemühungen, sich loszureißen, verblutete. Sie stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus, ihre Augen umdunkelten sich, ihre Knie wankten, und sie wäre zusammengesunken, wenn nicht der Kanzler sie in seinen Armen aufgefangen hätte. „Um Gotteswillen, Fräulein Hohenstainer," rief er, „welche Anwandlung! Erholen Sie sich!" Eine Secunde lang lag das Fräulein mit geschlossenen Augen, regungslos und ohne Bewußtsein; verwirrt und unschlüssig sah Biener auf sie herab und gestand sich, daß auf dem bleichen Antlitz ein solcher Zauber reiner und unentweihter Schönheit ausgegossen war, daß es ihn befremdete, sie bisher kaum gekannt und gar nicht beachtet zu haben. Beinahe ebenso schnell, als sie gekommen war, verflog Elisabeth's Schwäche; sie öffnete die Augen, sah in des Kanzlers auf sie herabgeneigtes Gesicht, sah sich in seinen Armen und riß sich, mit Purpur übergossen, so hastig und gewaltsam los, daß sie ihn wie voll Abscheu von sich stieß. „Lassen Sie mich . . .!" rief sie außer sich, während Biener befremdet zurücktrat. „Sie scheinen zu vergessen, mein Fräulein," sagte er, „daß nur

der Wunsch, Ihnen beizustehen, nicht meine Kühnheit es war, was . . ."

Sie ließ ihn nicht ausreden; mit leidenschaftlich hervorstürzenden Thränen eilte sie auf Biener zu, ergriff seine Hand und rief: „Ich bin ungerecht und undankbar, ich weiß es . . . verzeihen Sie einer Unglücklichen . . . ich könnte es nicht ertragen, von Ihnen verkannt zu sein — verzeihen Sie mir und beklagen Sie mich!"

Ehe Biener zu erwidern vermochte, war sie verschwunden, und befremdet hing sein Blick an der Thüre, die sich hinter ihr geschlossen hatte. „Sonderbar!" rief er. „Welche Veränderung ist mit dem stillen, besche denen Mädchen vorgegangen, das sonst kaum wagte, die Augen aufzuschlagen? Woher diese Aufregung, dieses auffallende Erschrecken bei meinem Anblicke, und jetzt wieder dieser leidenschaftliche Ausbruch . . .?"

Das Geräusch nahender Tritte unterbrach und mahnte ihn, daß es Zeit sei, sich an seinen Posten zu begeben. Unbemerkt trat er in den schon überfüllten Saal und verlor sich in einer Ecke hinter der wartenden Dienerschaft. Der Gedanke an das sonderbare Begegnen mit Elisabeth hatte ihn begleitet; er vermochte nicht, in's Klare zu kommen, aber im Grunde seiner Seele zuckte eine ferne Ahnung auf, als ob ein edles, reines Sein durch geheimnißvolle Fäden mit ihm zusammenhänge, die er bis dahin nie empfunden, deren Vorhandensein er nicht einmal geahnet hatte.

Der Saal selbst bot einen prächtigen und erhebenden Anblick dar. Er war hoch, und an der gewölbt ansteigenden Decke prangte in den frischesten Farben ein großes, in Fresco ausgeführtes Gemälde; die Wände waren rings herum mit breiten Pilastern gegliedert, von jenem dunkelrothen Marmor, der in den Gebirgen Tirols heimisch ist. Die Capitäle schlossen sich in reicher Vergoldung und zier-

lichem Blätterwerke an die Stuck-Verzierungen, welche das Deckengemälde umrahmten. Zwischen den Pilastern ließen hohe schmale Bogenfenster das vollste Licht einströmen. An der obern Schmalseite des Saals stand der Thron auf rothen sammetbedeckten Stufen unter einem schwerfaltigen reichvergoldeten Baldachin von demselben Stoffe, an welchem der doppelköpfige schwarze Adler in goldenem Grunde prangte, umgeben von den Wappenschilden von Tirol, Vorarlberg, Brixen und Trient, sowie jenen der österreichischen Vorlande. Zur linken Seite des Thrones an den Stufen stand ein Tisch für den Staatskanzler bereit; der dahin gestellte hohe Lehnstuhl war aber leer, daneben hatte Carrara als Vicekanzler seinen Platz eingenommen. Dem Throne gegenüber und an den beiden Langseiten des Saals waren auf ansteigenden Stufen rothbedeckte Bänke angebracht, auf welchen die Stände der vereinigten Lande saßen, in der Mitte die Prälaten in ihren dunkeln und hellen Ordenstrachten, mit den kostbar schimmernden Kreuzen auf der Brust. Die linke Seite nahmen die Herren oder die Landmänner ein, zu welchen jeder immatriculirte Edelmann gehörte, der zu seinen Jahren gekommen war. Auch hier wurde das Auge fast geblendet von der Pracht und dem Glanze der Farben, von dem Reichthume der Anzüge und dem Schimmer der Edelsteine, Bruststerne und Ehrenketten. Einen starken, aber keineswegs ungünstigen Gegensatz bildeten die zur rechten Seite des Throns sitzenden Abgeordneten der Bürger und Bauern, sowohl durch die kernfeste Einfachheit und Schlichtheit ihres Wesens und Benehmens, als durch die ungesuchte Zierlichkeit der Anzüge in ihren reichen und eigenthümlichen Abwechselungen vom obern und untern Inn, von Eisack und Etsch, aus dem Vintschgau und Pusterthal bis in die halbwelschen Gerichte von Valsugana und Vallagarina.

Es war lebhafte Bewegung und Erregung in der

ganzen Versammlung; die Abgeordneten standen nach Bekanntsein in Gruppen beisammen, und das rauschende Summen vieler verschiedener Gespräche wogte durch den Saal. Am schweigsamsten gegen ihre sonstige Weise waren die Welschen; sie machten finstere Mienen und hielten sich etwas abgesondert von den Uebrigen. Den Deutschen entging das nicht; sie zogen sich ebenfalls zurück, so daß es zuletzt schwer zu entscheiden gewesen wäre, von wem die Absonderung zuerst ausgegangen. Mehrere, darunter Madruzz, Agostini und Madron, hatten einen engen Kreis um Josua Perkhofer, den Brixener Weihbischof, geschlossen und redeten eifrig in diesen hinein. Madruzz stand mit Bocciclave daneben, und Beide blickten über den Saal mit angenommener Achtlosigkeit dahin. „Siehst Du," eiferte dieser, „wie die Deutschen sich zurückziehen? Es ist ihnen nicht zu trauen."

Madruzz zuckte die Achseln. „Dasselbe sagen sie von uns: das Zerwürfniß ist einmal da, trotz aller Hoffnungen und Bemühungen, eine Aussöhnung und Vereinigung zu Stande zu bringen!"

„Ich glaube gar, Du bedauerst, daß es so ist!" rief Bocciclave wieder. „Laß uns lieber dem Himmel danken, daß uns noch zur rechten Zeit die Augen aufgegangen sind. Ein so günstiger Augenblick kommt nicht so bald wieder; wir haben die Macht in Händen, und nichts, was wir fordern, kann man uns verwehren . . . Aber ich glaube, Du hörst mich gar nicht? Was starrst Du nur so in einemfort an die Decke?"

„Weil mich das Gemälde interessirt. Es ist der Kampf der Titanen oder Riesen gegen Jupiter, den Donnergott . . ."

„Was soll's damit?"

„Sie stürmen den Himmel; aber siehst Du, wie Ju-

piter ihnen antwortet? Er wirft seine Blitze und schleudert Berge, um sie zu bedecken . . ."

„Das soll wohl eine Anspielung sein? Sei ohne Sorge — auf dem Throne dort sitzt kein Donnergott, sondern ein Weib; da hat es mit dem Blitzen und Bergeschleudern keine Gefahr!"

Der dritte Trompeten-Aufzug begann zu schmettern; unter seinen Tönen flog die Thüre des Saales auf, und Herzogin Claudia betrat den Saal. Voran schritt der stellvertretende Obersthofmeister mit dem Stabe in der Hand, hinter ihm folgten die zwölf Erblandämter von Tirol, der Erblandhofmeister, der Kämmerer, der Marschall; dann Graf Künigl als Truchseß, Graf Tannenberg als Jägermeister und Graf Brandis als Silberkämmerer. Nach diesen kam die Herzogin selbst, begleitet von den Grafen Stadion und Fugger, als den von kaiserlicher Majestät bestellten Mitvormündern; an sie reihte sich der Abt des Prämonstratenserstifts Wilten als Erblandhofcaplan, mit dem Küchenmeister und Vorschneider. Der Graf von Welsperg als Stabelmeister, und Freiherr von Sternbach als Salbenmeister bildeten den Schluß mit den Cavalieren und Dienstfräulein der Herzogin.

Lautes Lebehochrufen empfing und begleitete die Fürstin bis zu den Stufen des Thrones; es ging fast nur von den Deutschen aus, aber es war so entschieden und herzlich, daß die Zurückhaltung der Italiener kaum bemerkbar war. Vor dem Thronsessel blieb Claudia stehen und überblickte die Versammlung, auf welche sich das athemlose Schweigen der Erwartung niederließ. Der günstige Eindruck ihrer schönen, wahrhaft fürstlichen Erscheinung war unverkennbar; sie war der Bewunderung als Herrin nicht minder würdig, denn als Frau. Ueber dem schweren Unterkleide von weißer Seide fiel der rothe hermelinverbrämte Fürstenmantel in reichen, schönen Falten herab; Hals und

Nacken umgab eine zierlich duftige Spitzenkrause, und aus dem dunkelbraunen Haare, das in anscheinend kunstlosen Locken hernieder wallte, funkelte ein goldenes, juwelenbesäetes Diadem.

Der Vicekanzler Carrara trat an die Stufen des Thrones und überreichte der Fürstin den geschriebenen Entwurf der Botschaft, welche den Landtag eröffnen sollte.

Schon war Claudia im Begriffe, zu beginnen, als gegenüber auf der Prälatenbank sich der Brixener Weihbischof erhob. „Zürnen Ihro erzfürstliche Durchlaucht nicht," rief er mit mächtiger Stimme, „wenn ich das Wort ergreife, ehe die feierliche und förmliche Eröffnung dieses Landtags ausgesprochen ist! In Augenblicken von großer und weittragender Bedeutung ist es besser, das entscheidende Wort auszusprechen, ehe ein Schritt gethan ist, der nur noch schwieriger macht, was doch unvermeidlich ist..."

Der Landtags-Marschall mit dem Stabe trat vor und wollte die ungeeignete Rede des Bischofs unterbrechen. Claudia aber winkte ihn zurück und richtete sich in aller Würde ihrer herrlichen Gestalt empor. „So ungewohnt und befremdend dieses Verlangen auch sein mag," erwiderte sie, „— was ein Fürst der heiligen Kirche, was einer der ersten Vertreter unserer Erblande in so feierlicher Weise vorzutragen begehrt, kann nur das Wohl des Landes zum Ziele haben . . . der Herr Bischof mag sprechen!"

„Der offene Landtag von Tirol soll eröffnet werden," fuhr Perkhofer fort, „und die Stände der Fürstenthümer Trient und Brixen haben nicht angestanden, der an sie ergangenen Ladung zu folgen: sie wollen dadurch die Ehrfurcht erweisen, von welcher sie allezeit durchdrungen sind für Ihro Durchlaucht und das erhabene Haus Oesterreich — in ihrem Namen und Auftrage aber habe ich es an dieser Stelle laut und entschieden auszusprechen, daß sie nicht gesonnen sind, mit den Ständen von Tirol zu tagen!"

Ein wachsendes Gemurmel brauste durch die Versammlung, des Beifalls von Seite der welschen, des Unwillens von Seite der deutschen Anwesenden. „Bravo! Vortrefflich!“ scholl es von dort. „Das ist Aufruhr und Rebellion!“ von hier. Claudia stand unbeweglich.

„Nicht mit längst Bekannten,“ rief Perkhofer mit lauter, den Lärm übertönender Stimme, „will ich die Versammlung ermüden! Jedermann in ihr weiß, wie die Fürstenthümer Brixen und Trient vor Jahrhunderten mit der gefürsteten Grafschaft Tirol die bis heute bestandene Erbeinigung geschlossen und sich verpflichtet haben, an den Lasten des Landes und Regiments Theil zu nehmen. Sie haben dies aber nicht gethan, um über sich die Landeshoheit des Hauses Oesterreich oder der Grafen von Tirol anzuerkennen: sie haben es nicht gethan als Unterthanen, sondern als Verbündete! Verbündeten steht es frei, unter veränderten Verhältnissen von dem Bündnisse zurückzutreten, und das ist die Lage der Fürstenthümer! Es ist bekannt, daß sie jetzt dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation incorporirt sind: sie haben jetzt den Schutz des Reichs und wollen fürder unter keiner andern Hoheit stehen, als der seinen!“

Der Sturm, welcher die Versammlung zu bewegen begonnen, brach hier unaufhaltsam und lauter aus, als zuvor. Wild schrieen die Stimmen durch einander; drohender wurden gegenseitig die Blicke, herausfordernder und feindlicher die Geberden. Vergebens war die Bemühung des Marschalls, mit erhobenem Stabe Stille zu gebieten. Die Herzogin war todesbleich geworden; aber sie stand hochaufgerichtet und winkte mit gebieterischer Geberde, zu schweigen. „Man lasse den Herrn Bischof zu Ende kommen!“ sagte sie mit kalter Fassung.

„Die Fürstenthümer,“ rief dieser wieder, „haben nie auf ihre Selbstständigkeit verzichtet: sie haben sich deren

nur für die Dauer des Bündnisses freiwillig und zeitweise begeben — sie künden daher das Bündniß, sie nehmen ihre alte Selbstständigkeit zurück und wollen unter des Reichs unmittelbarer Hoheit fortan der Grafschaft Tirol getreue Nachbarn sein — an den Landtagen von Tirol aber nehmen sie nicht mehr Theil, sie sagen sich los von jeder Verpflichtung, zu den Lasten tirolischer Regierung beizutragen, und sind heute nur erschienen, um dies zu erklären und Abschied zu nehmen!"

Hatten zuvor Unwille, Ueberraschung und Beifall sich in lauten Ausbrüchen Luft gemacht, so trat nun, als der Bischof geendet hatte, die tiefste Stille ein, und Aller Augen ruhten auf Claudia, welche einen Schritt vorgetreten war und festen Tones ihre Stimme erhob. „Es ist nicht das Erstemal, daß die Fürstenthümer diesen Anspruch erheben, aber so oft es geschah, ist er auch zurückgewiesen und widerlegt worden — es ist nicht meine Sache, dies noch einmal zu thun. Der Anspruch ist nicht begründet, und wenn ich ihn nicht mit dem Namen bezeichne, den er allein verdient, geschieht es nur, weil ich eine Frau bin, und weil es Frauenweise ist, zur Versöhnung zu reden... Wenn aber der Anspruch begründet, wenn er klarer wäre, als die Sonne am Mittag . . . Tirol ist den Fürstenthümern ein allzeit treuer Herr und Schützer gewesen... ist es recht, in dem Augenblicke davon Gebrauch zu machen, wo die Gefahr von allen Seiten herandrängt? Ist es recht, sich den allgemeinen Lasten zu entziehen, wo der Geringste im Lande nicht ansteht, die schwersten Opfer zu bringen? Ist es edel, den Herrn und Freund in der Noth zu verlassen? — Ich kann nicht glauben, Herr Bischof, daß die Herren, für welche Sie gesprochen, das gehörig bedacht haben . . . Gestehen Sie das, Bischof, und nehmen Sie das Wort zurück . . . Mit meinem Fürstenworte bürg' ich dafür, das Recht der Fürstenthümer soll

neu geprüft, die Verträge sollen in ruhiger Zeit neu untersucht und regulirt werden . . . aber jetzt, im Augenblicke der Noth — nehmen Sie das Wort zurück . . ."

„Die Fürstenthümer," erwiderte Perkhofer nach kurzer Pause, „sind schon zu oft mit solcher Zusage vertröstet worden — sie wollen sich nicht mehr damit zufrieden geben!"

„Ich bin Wittwe!" rief Claudia. „Im Namen meiner unmündigen Waisen beschwöre ich Euch, nicht Euer vermeintliches Recht aufzugeben — nein, nur es zu vertagen, bis die Zeiten der Gefahr vorüber sind . . . Wolltet Ihr die Noth der Waisen mißbrauchen? Euch bereichern mit dem Raube der Unmündigen?"

„Die Fürstenthümer haben vor ihrem Entschlusse Alles und Jedes reiflich erwogen — sie können nicht anders und bleiben dabei!"

Allgemeines Gemurre aus den Reihen der deutschen Stände brach los; Claudia aber rief mit aufloderndem Zorne: „Mit Murren ist hier nichts gethan — nun handelt, Ihr Herren!"

„Wir können nichts thun," sagte Präsident Schmauß halblaut, „sie haben den Augenblick gewählt, wo sie uns an Macht überlegen sind!"

„Sollen wir zu dem einen Kriege noch einen zweiten haben?" sagte Gröbner von Wolfsthurm.

„Es dürfte am Zweckmäßigsten sein," rief Carrara, „sogleich eine Commission niederzusetzen und ein billiges Abkommen durch ein Compromiß zu erzielen, einen Vergleich . . ."

„Vergleich?" rief Claudia mit Majestät. „Ist das Alles, was man mir zu rathen weiß? Ist Niemand hier, der einen Ausweg des Handelns zeigt? Ist kein Mann unter meinen Räthen?"

Eine Secunde lag Todtenstille auf dem Saale; dann

brach plötzlich Geflüster des Staunens los von allen Seiten — in der Mitte des Saales stand Biener und verneigte sich ehrerbietig vor der Fürstin. Er hatte allen Schmuck und jedes Zeichen seines Standes abgelegt; er trug ein einfaches schwarzes Wams mit Mantel, aber gerade diese Einfachheit in Mitte des allgemeinen Prunks diente nur dazu, seine Erscheinung noch gewichtiger zu machen.

„Ich bin nicht hieher beschieden, um Rath zu ertheilen," sagte er bescheiden, aber fest, „doch bin ich im Stande, Ihro Durchlaucht den gewünschten Ausweg zu zeigen!"

Allgemeine unruhige Bewegung durchlief die Versammlung. Schmauß und seine Anhänger erblaßten; Montecuculi knirschte, die Welschen murmelten Flüche und schossen Blitze aus den Augen. Claudia's Herz hatte bei Biener's Anblick ein Schrecken des Entzückens durchzuckt; sie beherrschte sich aber und rief in vollster Ruhe: „Red' Er — ich will Ihn hören!"

Statt der Antwort trat Biener an den Kanzlertisch, ergriff eine Feder und warf mit flüchtiger Hand einige Zeilen auf zwei Blätter, die er, an der untersten Thronstufe niederknieend, der Herzogin überreichte. „Geruhen Ihro Durchlaucht, diese Blätter zu lesen und zu unterzeichnen," sagte er, „und der Ausweg, den Sie suchen, ist gefunden!"

Claudia las; mit den ersten Worten flog ihr ein rasches Roth über die Wangen, und als sie geendet hatte, athmete sie tief auf und ließ die dunkeln, aufblitzenden Augen auf Biener und dann auf der Versammlung ruhen. „Man erwarte meinen Entschluß!" rief sie, stieg die Stufen herab und schritt dem Gemache zu, durch welches sie eingetreten war. An der Thüre wandte sie sich um und rief: „Doctor Biener — Er folgt mir!"

Als sie mit dem Kanzler in dem Gemache angekommen war, trat sie an den Tisch und setzte mit entschlossenem Zuge ihren Namen unter die von Biener beschriebenen Blätter. Dann klingelte sie und ließ den Hauptmann der unten Spalier bildenden Soldaten rufen. „Hauptmann," rief sie dem nach wenigen Augenblicken Eintretenden entgegen, „nehm' Er diese Ordre und thu' Er, was Ihm darin befohlen wird! Die schnellsten Pferde sollen gesattelt werden, und zwei der verlässigsten Leute sollen sich bereit halten, diese andere Ordre dahin zu tragen, wohin ich befehlen werde! Kein Wort davon an irgend Jemand — Er haftet mit dem Kopfe für Sein Schweigen und für den pünktlichsten Vollzug!"

Der Hauptmann entfernte sich, indem er zum Zeichen seines Gehorsams die Hand an die Brust legte; die Thüre schloß sich hinter ihm, und wie seit Wochen nicht mehr standen Fürstin und Kanzler sich wieder allein gegenüber. In einem Augenblicke war Alles, was zwischen ihnen gelegen war und sie getrennt hatte, wie eine von plötzlichem Windhauche gehobene Nebelmasse versunken und vergessen. „Wie soll ich Ihm danken?" rief Claudia mit glühenden Wangen, schritt auf Biener zu und streckte ihm, als wäre nichts vorgefallen zwischen ihnen, beide Hände entgegen. „Er ist der Retter meines Landes — mein Retter!"

„Durchlaucht!" rief Biener in freudiger Beklommenheit, indem er ihre Hand ergriff und, einen mehr zärtlichen als ehrerbietigen Kuß auf dieselbe drückend, in die Kniee sank.

Claudia war bemüht, ihm das Knieen zu verwehren, ihn emporzuheben — er widerstrebte, seine Augen sahen mit dem Ausdrucke überströmenden Gefühls in die ihrigen empor, die sich im Wiederscheine verwandter Empfindung auf ihn herniedersenkten. Es war nicht zu unterscheiden,

ob Biener sich zu der Fürstin emporrichtete, ob sie sich tiefer zu ihm beugte: sie wußten selbst nicht, wie es geschah, aber mit einemmale hielten sich Beide innig umschlungen, und ihre Lippen flossen in wortlosen, seligen Küssen zusammen. „Claudia," flüsterte Biener endlich, „edelste, erhabendste der Frauen — Du mein?"

„Dein," entgegnete sie leise, „Dein — o Du mein Freund . . . mein Held . . . mein Idol!"

Vom nahen Saale scholl der Lärm durcheinanderstreitender Stimmen herüber und scheuchte das Paar aus seiner seligen Vergessenheit empor. „Um Gotteswillen, Durchlaucht," fuhr Biener empor, „wo war ich! Zu Ihren Füßen ist mein Platz . . . Können Sie dem Tollkühnen verzeihen?"

„Nichts — nichts hab' ich zu verzeihen . . ." hauchte Claudia und sank dem nicht Widerstrebenden zärtlich an die Brust . . . „Dein, Guglielmo . . . auf ewig Dein . . ."

Die Stimmen vom Saale hallten wieder stärker herüber.

„Mein?" rief Biener in schmerzlicher Erregung. „Mein? O Hohn des Schicksals! Der kühnste Gipfel meines Wünschens und Strebens ist erklommen . . . die verwegene Hand streckt sich schon aus nach dem schönsten Kranze der Erde . . . da, mit dem letzten Schritte, an der letzten Spitze reißt sich bergestief der Abgrund zu meinen Füßen auf . . ."

„Guglielmo . . ." rief Claudia betroffen.

„O ich Thor!" fuhr er fort. „Eitler, verblendeter Thor, der ich geglaubt, der Mann zu sein, die uralten Satzungen der Welt für mich umzumodeln . . . ich kann es nicht! Ich habe mich selbst getäuscht, habe die Täuschung mit Wissen und Wollen genährt . . . diese wüsten Stimmen zerreißen den Wahn für immer! Der erste rauhe Anruf des unerbittlichen Lebens weckt mich wie den Schlaf-

wandler auf den Zinnen meiner Träume, um mich zu stürzen und zu zerschmettern?"

„Gott, was soll das!"

„O frage nicht, Du Herrliche, Unerreichbare! Frage nicht, was das eigene Herz Dir beantwortet . . . was Du weißt, noch ehe mein Mund es ausgesprochen! Was nie geschehen sollte, ist geschehen — gesagt ist, was nie gesagt werden sollte, aber der Entweihung ist die Sühne auf dem Fuße gefolgt! Der Schleier ist gefallen vor dem heiligen Geheimniß unserer Seelen — die entsetzliche Wirklichkeit starrt uns entgegen, und es ist vergebens, schaudernd die Augen davor zuzudrücken!"

Claudia war bleich geworden: sie lehnte sich schwach an Biener und flüsterte schwankend; „Versteh' ich Dich . . .?"

„Wir haben uns immer verstanden," erwiderte Biener innig, „und sollten es jetzt nicht? Diese Stunde ist die erste, in der wir uns so gegenüber stehen . . ."

„Warum verstummst Du? — So wäre es wahr, und diese Stunde müßte auch die letzte sein? Wir müßten scheiden?"

„. . . Wir müssen . . ."

Mit ausbrechenden Thränen schloß sie sich fester an ihn. „O, es ist wahr, bitter wahr . . ." rief sie, „aber ich ertrag' es nicht, Dich zu verlieren!"

„Verlieren wir uns denn? Gehören wir uns nicht an, trotz der unendlichen Kluft, die zwischen uns liegt? Sind wir nicht vereinigt in einem höhern Sinne — in jenem Sinne, in welchem es nicht Unterthan giebt und nicht Fürstin . . .?"

Claudia lächelte durch Thränen zu ihm empor. „Ich ahne, was Du sagen willst! Wir gehören uns in jenem höhern Sinne, in welchem nur der Mensch gilt? Im Schatten des heiligen Palmbaums — nicht wahr?"

„Durchlaucht,“ rief Biener, „Sie sehen mein Befremden . . . Wie können Sie wissen? . . . Gott, welche Ahnung!“

„Sie sagt die Wahrheit. Ich wollte selbst die geheimnißvollen Zusammenkünfte kennen lernen — ich war Zeuge der letzten Versammlung . . .“

„Ist es möglich? . . . Durchlaucht . . . Claudia . . . Du?“

Sie sah ihm mit dem Ausdrucke zärtlichster Hingebung in's Auge. „Die Fürstin,“ flüsterte sie, „reitet nicht so achtlos an der lodernden und klingenden Schmiede vorbei — wenn sie das edle Herz nicht kennte, fiele ihr denn das Scheiden so schwer?“

„O Engel von einem Weibe!“ rief Biener hingerissen. „Und Dir soll ich entsagen? Dich soll ich missen . . .?“

„So fragt auch mein bebendes Herz . . . ich kann nicht leben ohne den Gedanken — ohne das Bewußtsein Deiner Liebe!“

„— Und werde denn ich es können? Was wird mein Loos sein, fern von diesem Lande, das mir so werth geworden? Von diesem Orte, der Alles einschließt, was mir theuer ist?“

„So wolltest Du mich verlassen? Wirklich verlassen?“

„Muß ich nicht? Sobald mein Urtheil gesprochen ist — sobald ich es in Ehren kann, werde ich meine Aemter niederlegen und Tirol verlassen . . .“

„O thu' es nicht! Geh' nicht von mir! Verlasse mich nicht! Ich kann Dich nicht entbehren — bin ich nicht umringt von Feinden?“

„O, sie haben das Zauberwort gefunden, die Schändlichen, das meine Thätigkeit hier lähmen, das mich aus Deiner Nähe verscheuchen muß! Wenn ich bliebe, was könnte die Folge sein? Einst war ich wahnsinnig genug, von einer Möglichkeit zu träumen, uns offen anzugehören

vor aller Welt . . . die Zeiten Ferdinand's und Philippinens sind nicht mehr! Mit greller Blitzesklarheit habe ich es erkannt, als ich vorhin im Ständesaale vor Deinen Thron getreten war — sie sind nicht mehr! Und soll Dein kostbares Leben, soll das meinige, das Du Deiner Liebe gewürdigt, dem gemeinen Loose der Alltäglichkeit verfallen? Soll die Verleumdung sich an Deinen heiligen Namen wagen dürfen? Nein — sie verschwinde vor ihm, wie vor dem Morgen die Nacht!"

„Wer könnte es wagen?" fragte Claudia verwirrt.

„Als ob man es nicht schon gewagt hätte!" rief Biener bitter. „Ich müßte die Rachgier meiner Feinde nicht kennen, müßte minder vertraut sein mit Staatsgeschäften wenn ich nicht wissen sollte, in welchem Sinne Freiherr von Nomi in Wien gewirkt haben wird! In welchem Geiste jenes eigenhändige Schreiben des Kaisers gehalten ist . . ."

Claudia wandte das Antlitz und schwieg.

„Es muß sein," fuhr Biener fort, „und rasch muß es sein . . . ich fühle, wie mit jedem Augenblicke meine Kraft erlahmt . . . laß meine heutige That meinen Abschied sein!"

„Ja . . ." rief Claudia ergriffen und schluchzte an seinem Herzen. „Ja, Du Mann und Freund wie kein Anderer, Du hast Recht! Wie mein parteiisches Herz auch widerstrebt, es muß sich Dir gefangen geben! — Aber," fuhr sie fort, indem sie sich mit Entschlossenheit aufraffte, „ich will Deiner werth sein! Du sollst mich nicht übertreffen an Kraft und Adel des Gemüths . . . Liebst Du mich, Guglielmo?"

„Welche Frage! Innig und ewig!"

„Und wenn ich einen Beweis Deine Liebe forderte?"

„Alles, Alles, Du Herrliche, was Du befiehlst . . ."

„So gelobe mir — zu bleiben! Nicht mehr an Ab-

schied zu denken, ehe die nächste Stunde vorüber ist . . . ich weiß ein Mittel, Dich dem Lande — und mir zu erhalten . . . gelobst Du mir das?"

„— Ich gelobe."

„So soll diese Stunde der Liebe unter uns auch die einzige sein . . . Lebe wohl . . . ich gebe Dich hin, um Dich ganz zu behalten . . ."

„Was sinnest Du?"

„Frage nicht — im Saale sollst Du es erfahren . . . und nun lebe wohl . . . noch einen Kuß der innigsten Liebe . . . dann wieder Kanzler und Herzogin!"

Innig und wortlos hielt sich das Paar einen Augenblick umschlungen. Das Rauschen der Thüre trennte sie, und der Hauptmann trat mit der Meldung ein, daß die Befehle der Herzogin pünktlich vollzogen seien. „Auf denn!" sagte sie. „Kehren wir in den Saal zurück. Zur Entscheidung!"

Der Hauptmann öffnete die Thüre; an derselben wandte sich Claudia nochmals um und rief Biener halblaut zu: „Das war doch eine trübe Vorbedeutung, mein Freund, als wir neulich den Pastor fido zusammen gelesen? Wie hießen die verhängnißvollen Worte?"

Biener erwiderte mit bebender Stimme:

„Es bricht die Zeit zuletzt der Liebe Schmerz!"

Schmerzlich lächelnd flüsterte sie entgegen:

„Doch erst hat Lieb' gebrochen schon das Herz —"

„Und giebt es keine Heilung denn für solche Noth?"

fragte er noch leiser und inniger.

Sie wandte sich ab und schritt aus der Thüre, äußerlich mit dem vollen gebietenden Anstande der Herrscherin, unverständlich aber und wie innerlich die Schlußzeile des zärtlichen Schäfergesprächs wiederholend:

„Nein — keine Heilung: keine, denn der Tod!"

— — — Im Saale standen die Parteien der Deutschen und der Welschen in großer Bewegung zu einander geschaart, Jene unwillig über den Uebermuth der Andern und sich in Vermuthungen über die vorgeschlagenen Maßregeln erschöpfend: Diese noch trotziger als zuvor und in der Ueberlegenheit des Sieges darüber lachend und spottend. Bei Claudia's Eintritt in den Saal verrauschte die Brandung der Stimmen: Alles eilte an seinen Platz und blickte voll Erwartung auf die Fürstin und auf Biener, der aber nicht, wie man vielfach erwartet hatte, an den Kanzlertisch trat, sondern sich unweit des Thrones zu dem Cavalieren stellte, gleichsam als wollte er in der Nähe bleiben, die Herrin zu unterstützen.

„Der hohe Landtag," begann Claudia, „hat den Antrag des Herrn Brixener Bischofs und Unsere Erwiderung darauf gehört. Meine Entschlüsse sind gefaßt — ehe ich sie aber vollziehe, möchte ich gern glauben, daß die Besonnenheit inzwischen Raum gewonnen. Reden Sie denn, Herr Bischof — lassen Sie mich hören, daß die Fürstenthümer Unserm Begehren auf Vertagung willfahren wollen . . ."

Der Bischof erhob sich feierlich. „Mein Herz blutet, daß ich ein Wort der Zwietracht sprechen soll!" sagte er, „Ich, der ich so gern nach der süßen Pflicht meines Gewandes für den Frieden reden möchte — aber ich muß mein weiches Herz bezwingen ... es ist unmöglich, Durchlaucht!"

„Und wenn ich," fragte Claudia rasch, „die Erfüllung Eures Begehrens auch für unmöglich erkläre?"

„Dann," schloß der Bischof mit predigtartiger Emphase, „dann wälze ich die Verantwortung kommenden Unheils von uns ab auf Diejenigen, so es verschuldet haben! Dann bleibt den Abgeordneten der Fürstenthümer nichts übrig, als den Saal und zugleich die Gemeinschaft mit Tirol zu verlassen . . . Folgt mir, Ihr Herren!"

Ein ungeheurer Tumult dröhnte bei diesen Worten durch den Saal. Die Welschen stürzten unter lautem Zurufe dem Bischof nach, der würdevoll der Hauptthüre zuschritt. Die Deutschen lärmten dagegen, und Viele, besonders von den Bauern, machten Miene, den Aufbruch der Welschen durch Gewalt zu hindern. Claudia stand unbeweglich: Biener war vorgetreten und setzte einen Fuß auf die unterste Stufe am Throne.

Jetzt war die Thüre erreicht; die Flügel sprangen auf — und vor derselben stand Kopf an Kopf gedrängt eine Schaar Soldaten, welche den Ausgang besetzt hielten und den Ankommenden die Spitzen der Partisanen und die Mündungen der Gewehre entgegen streckten.

„Verrätherei!" schrieen die zurückweichenden Welschen durch einander. „Was ist das?"

„Das ist die Antwort Tirols," donnerte Biener, „auf den Versuch der Fürstenthümer, den Landtag zu sprengen, noch eh' er eröffnet ist!"

Die Welschen fluchten, tobten und schäumten durch einander. „Gewalt!" schrie Boccidave. „Das ist himmelschreiende Gewalt!"

„Gewalt?" rief Biener, das Getöse übertönend. „Und was Ihr vorgehabt gegen den Thron von Tirol, ist das nicht auch Gewalt? Ihr habt sie zuerst geübt — also Gewalt gegen Gewalt! Die Erbeinigung zwischen Tirol und den Fürstenthümern ist kein vorübergehendes Bündniß, wovon Euch der Rücktritt freistände — sie ist nach ihrem Wortlaut und Sinne ein für alle Zeit bindender Vertrag. Dennoch ist Tirol nicht dagegen, denselben, wenn es den Fürstenthümern so sehr wünschenswerth erscheint, einer erneuten Prüfung und Berathung zu unterziehen — aber nicht jetzt . . . in ruhigern Zeiten, wenn nicht wie jetzt Hannibal vor den Thoren steht! Fügt Ihr Euch in diesem Sinne, so soll das Vorgefallene vergessen und vergeben

sein: thut Ihr es nicht, so bleibt Ihr gefangen und erwartet den Proceß als Aufrührer und Landesverräther — zugleich bringt ein Eilbote dem Commandanten der anrückenden Spanier den Befehl, Trient und Brixen feindlich zu besetzen und für das erzfürstliche Land als eigenes unterworfenes Gebiet in Besitz zu nehmen. Lest!"

Die Welschen waren schweigend und ordnungslos an ihre Plätze zurückgetreten; die Saalthüren schlossen sich, und Biener ließ ihnen durch einen Aufwärter den unterschriebenen Befehl Claudia's zur Einsicht überbringen. Mit zitternden Händen hielt der Bischof das Blatt, blickte mit dem Ausdrucke des grimmigsten Hasses nach Biener hin und rief halblaut: „Schändlich! Uns mit der Strafe der Aufrührer zu drohen! Bei Gott — die Hand, die dies geschrieben, verdient, vom Henker abgehauen zu werden!"

Biener hatte die Worte vernommen und hob feierlich seine Rechte in die Höhe. „So mag ihr geschehen," rief er, wenn sie es verdient! Noch aber regt sie sich im Dienste des Landes und des Rechts! Antwortet denn — oder die Soldaten rücken vor, und der Brixener Eilbote giebt seinem Rosse die Sporen!"

Die Welschen sahen unheimlich und finster zur Erde. „Wir sind gezwungen," sagte Bischof Perkhofer endlich, „. . . dem Gezwungenen bleibt keine Wahl! Wir protestiren . . ."

„Proteste sind unnütz, wo man nicht daran denkt, dem Rechte zu nahe zu treten! Antwortet feierlich und einfach: Wollt Ihr die Erbeinigung zwischen Tirol und den Fürstenthümern Trient und Brixen, vorbehaltlich ihrer Revision zu geeigneter Zeit, als bindend anerkennen?"

Ein zögerndes, unwilliges „Ja!" ließ sich aus dem Munde des Bischofs vernehmen.

„Wollt Ihr unter demselben Vorbehalte an dem Werke

dieses tirolischen Landtags Theil nehmen und den gebührenden Theil an den Lasten des Landes tragen?"

„. . . Ja . . ."

„So ist mein Versprechen gelöst!" schloß Biener, indem er, sich ehrerbietig verneigend, vom Throne unter das Gefolge zurücktrat.

„Und ich erkläre," rief Claudia laut und feierlich, „daß ich wegen des Geschehenen keinen Groll im Herzen tragen werde! Daß ich den Ständen des Fürstenthums für ihr Nachgeben danken und bemüht sein werde, diesen Dank durch die That zu zeigen! — Ich erkläre hiermit den Landtag von Tirol für eröffnet! Mein Staatskanzler wird den Ständen die Berathungs-Gegenstände vorlegen — mögen sie beschließen zum Ruhme und zum Wohle des Vaterlandes! — Eh' ich aber die Versammlung entlasse, habe ich eine zweite Pflicht zu erfüllen: Den lieben Getreuen ist bekannt, daß von verschiedenen Seiten allerlei Anklagen gegen Unsern Staatskanzler Doctor Wilhelm Biener erhoben worden sind. Obwohl im Voraus von deren Ungrund überzeugt, war ich es dem Lande, mir selbst und dem Angeklagten schuldig, der Untersuchung nicht zu wehren. Sie ist von einer unparteiischen Commission zu Ende geführt, und ich habe diesen Augenblick gewählt, um den Spruch zu verkünden! — Doctor Wilhelm Biener, tret' Er vor!"

Unter dem Geflüster der gespanntesten Erwartung trat Biener vor und verbeugte sich schweigend gegen die Fürstin und gegen die Versammlung.

„Das Urtheil," begann Claudia wieder, das Ihm förmlich und schriftlich zugefertigt werden soll, lautet: Ich erkläre Ihn aller und jeder gegen Ihn erhobenen Anschuldigung und Inzicht für los, ledig und abgethan! Ich setze Ihn wieder ein in alle Ehren, Aemter und Würden, die Er bekleidet hat! Ich erkläre Ihn öffentlich für den Mann,



dem Dank und Liebe des Volkes gebühren, für den Mann meines erprobten und unumschränkten Vertrauens!"

Lauter Beifallruf der Deutschen unterbrach die Fürstin, besonders von Seite der dem Kanzler von jeher zugeneigten Bürger und Bauern. Auch manchen Unentschiedenen hatte seine heute bewiesene kühne Thatkraft überwunden, und selbst einige seiner bisherigen Feinde stimmten eingeschüchtert in das Rufen ein.

Biener war an die Thronstufen vorgetreten, ließ sich auf eine Knie nieder und wollte seinen Dank aussprechen, aber Claudia winkte ihm zu. „Nichts von Dank!" rief sie. „Ich habe erst noch der Versammlung eine Mittheilung zu machen, die Ihn betrifft, welche aber der wohlverdiente Dank des Landes zu einer allgemeinen macht! — Der Herr Staatskanzler," fügte sie bei, nicht ohne Beben der Stimme, das aber wohl nur für Biener verständlich war, „ist gesonnen . . . sich zu vermählen!"

Biener schrak zusammen, doch war er Manns genug, sein Befremden zu bergen und mit dem Scheine ruhiger Fassung zuzuhören.

„Es ist mein Wille, daß die Hochzeit mit allem Glanze gefeiert werde, der solchen Anlasses würdig ist . . ." Sie hielt einen Augenblicke inne, dann rief sie mit etwas erweichterem Tone: „Fräulein Elisabeth von Hohenstainer . . . der Herr Kanzler hat bei mir um Ihre Hand angehalten . . . Ich weiß, daß ich Recht gethan, für Sie Ja zu sagen . . ."

Elisabeth war schon bei der Ankündigung von Biener's Vermählung das Blut zum Herzen zurückgetreten; wie durch das Brausen eines bewegten Wassers hörte sie ihren Namen nennen und hatte, ohne klar zu sehen und zu wissen, was sie that, schwankend einige Schritte vorwärts gemacht; Claudia trat ihr näher, faßte sie an der Hand und führte sie zu Biener, daß sie zwischen Beiden zu

stehen kam. „Hier, Herr Staatskanzler," sagte sie warm, „aus meinen Händen soll Er die geliebte Braut empfangen . . . Lebet lange mit einander . . . lebet glücklich . . . zum Wohle des Landes und zur Freude Eurer — Freunde!"

Sie fügte die Hände des Paares in einander und wandte sich, ehe Biener ein Wort erwidern konnte. Elisabeth vermochte der Gewalt der Eindrücke nicht länger zu widerstreben: ohnmächtig sank sie zusammen und in Biener's Arme, der nicht umhin konnte, sie zu unterstützen. Claudia verließ den Saal, umgeben von den Erbärmtern und ihrem Gefolge, begleitet vom begeisterten Hochrufe der Versammlung.

— Am Ausgange des Saales begegneten sich Schmauß und Montecuculi. „Nun," sagte der Präsident verstört, „wo ist nun Ihre Zuversicht, Herr Graf? Geben Sie das Spiel noch nicht verloren?"

„Es ist verloren!" rief Montecuculi mit jener erzwungenen Gleichgiltigkeit, hinter welcher sich gern die Rathlosigkeit der Verzweiflung verbirgt. „Es war ein Satansstreich! Aber wer kann ein Weiberherz ergründen!"

„Und was gedenken Sie zu thun, Herr Graf?"

„Das sollen Sie sogleich hören! — Holla Marello," rief er dem in der Nähe am Treppengeländer auf ihm wartenden Diener zu, „eile voraus und bereite Alles vor. Laß satteln — in einer Stunde will ich reisen. Ich gehe nach Wien!"

„Ah, Sie verlassen uns! Sie gehen!" sagte Schmauß achselzuckend. „Aber was soll mit uns werden? Was beginnen wir?"

„Das ist nicht schwer zu sagen!" lachte Montecuculi mit unverhehltem Spotte. „Sie hängen den Mantel nach dem Winde, laden den Kanzler zu Tafel und machen Ihren Frieden mit ihm. Sie müssen wohl, denn jetzt

will Sie geben die Hälfte von allem meinem Geld, wenn Sie mir geben wieder Sarah, meine verlorene Tochter . . ."

„Deine Tochter? Was ist's mit dem Schicksel?"

„O Herr Graf — soll auf mich fallen Feuer vom Himmel, wie auf die Rotte Korah, wenn sie nicht ist gewesen der Trost und Stab meines Alters... Sie ist fort! Entführt — geraubt — was weiß ich! Sie hat gelassen zurück einen Brief, daß sie sich will lassen taufen, will werden das Weib von einem Christen . . ."

„Was soll ich dann? Was hab' ich damit zu thun?"

„Sie sollen mir helfen, Herr Graf — Sie sollen mir helfen suchen — Sie sollen mir wieder schaffen meine Tochter!"

„Laß mich in Ruhe, Jude!" sagte Montecuculi, sich losmachend. „Dein Geld sollst Du haben — aber Deine Tochter laß laufen und sei froh, wenn sich ein ehrlicher Christ ihrer erbarmt!"

Damit ging der Graf und ließ Abraham in größter Verzweiflung zurück. „Gott," jamerte er, indeß ihm die Thränen in den grauen Bart kugelten, „Gott Abraham so soll sie sein verloren! Sarah — meine Tochter — mein Augapfel! So muß ich sterben allein, muß mir ausraufen mein eisgraues Haar und muß verfluchen den Tag, wo sie mir ist worden geboren! — Helfen Sie mir, Herr Präsident!" fuhr er, sich an diesen hängend, fort. „Stoßen Sie nicht auch zurück einen unglücklichen Vater! Helfen Sie mir, damit Sie nicht selber erfahren das Herzleid, wenn man muß verlieren und verfluchen sein einziges Kind!"

Der Präsident hatte ihm finster zugehört. „Weißt Du denn," sagte er grimmig, „ob ich erst nöthig habe, das zu erfahren?"

Der Jude fuhr auf. „Weh geschrieen!“ rief er. „Was haben Sie gesagt? Als ich Sie recht versteh'? Als der alte Abraham doch hat hat gesehen recht, neulich in Ihrem Garten . . .?“

„Du hast recht gesehen!“ sagte Schmauß in gepreßtem Tone. „. . . Aber komm hinweg von hier . . . in mein Haus. Ich habe Mitleid mit Dir: wir wollen sehen, wie Dir zu helfen ist!“

Er schritt voran; in bescheidener Entfernung folgte der Jude.

— Inzwischen hatte die Kunde von dem, was im Landtage vorgefallen war, sich wie ein Lauffeuer, wie immer mit abenteuerlichen und vergrößernden Zusätzen, durch die ganze Stadt verbreitet. Alles war in Aufregung und eilte durch die Straßen, um zu hören und wieder zu erzählen, was geschehen war. Am Rennplatze besonders drängte Volk aus allen Ständen durch einander, Kopf an Kopf, brausend und wogend wie stürmisches Wasser. Biener hatte inzwischen Elisabeth nach ihren Gemächern geleitet und der Dienerschaft übergeben. Versunken im Widerstreite der entgegengesetztesten Gefühle, von einem Entschlusse zum andern schwankend und jeden verwerfend, schritt er durch die Gänge der Burg und trat jetzt auf die Stufen vor derselben.

Das Volk erblickte ihn.

Wie auf einen Zauberschlag waren alle Köpfe entblößt, Hüte, Mützen und Tücher wurden geschwenkt, grüßende Arme winkten ihm zu, und erschütternder Zuruf wälzte sich ihm wie eine wachsende Lawine entgegen. Zunächst an den Stufen stand Doctor Wardtell mit einigen Freunden vom Palmbaume; entzückt, begeistert riefen und winkten sie ihm, der überrascht mit entblößtem Haupte dastand, ihr fidoliter zu — vom Volke aber scholl es

tausendstimmig wie aus einem Munde, daß die Berge hallten: „Heil! Heil! Dreimal Heil dem Kanzler von Tirol!"

Achtes Kapitel.

Ein Hochzeitstag.

Das Hofthor des Büchsenhauses stand weit offen und ließ jeden Vorübergehenden in den Hofraum blicken, dessen ganzes Ansehen zeigte, daß etwas Besonderes in ihm vorgehen werde. Das Pflaster war so glatt und sauber gekehrt, als sollte darauf ein Reigen ausgeführt werden; die links zum Bräuhause emporführenden Steinstufen, die Schwellen und Gesimse der Kellergewölbe waren blank gescheuert, alle Geräthschaften bei Seite geräumt, und die Fässer aus dem Wege gerollt, so daß sie auf einander gehäuft, für eine absichtliche Verzierung des Raumes gelten konnten. Es war ringsum festtäglich still, daß man das Plätschern des mächtigen Springbrunnens hörte, der über und hinter dem steinbeschwerten Dachfirste des Bräuhauses am Bergabhange seine schimmernde Säule emportrug und in den großen Weiher zurückfallen ließ; man vernahm das Rauschen der mächtigen alten Tannen, die wie eine Reihe lebender Thürme sich längs der Schloßmauer hinzogen und mit den gemauerten Thürmen und Zinnen zu wetteifern schienen. Die Frühlingssonne war schon hoch über den breiten Rücken des Patscherkofels heraufgestiegen und strahlte aus dem wolkenlos blauen Himmel recht kräftig und warm herab; auch ohne die an den Thürpfosten des Bräuhauses und des Schloßthores befestigten Büschel

der Palmweide mit ihren wolligen Kätzchen war zu erkennen, daß die Palmwoche und die Osterzeit vorüber sei.

Nach wenigen Augenblicken hörte man in dem vom Fallbache heraufführenden Gäßchen das leichte Geräusch behutsamer Tritte, und bald guckte ein Männerkopf vorsichtig durch den Thorbogen herein. Als er Alles leer und ruhig sah, schlüpfte der Körper nach, trotz seiner Größe und Schwere nicht ohne behende Geschmeidigkeit. Es war Doctor Wardtell. „Man kann immer hereinkommen," rief er nach außen gewendet mit gedämpfter Stimme, „es ist hier Alles still und einsam, nicht wie ante festivitates nuptiales, sondern post murbum quendam epidemicum! Wie ausgestorben! Der Herr Cancellarius und Bräutigam scheinen noch in seinem Cubiculum zu sitzen und sich für den Ehrentag herauszuputzen — wir können herein, ohne ihm zu begegnen, und können unsere praeparationes treffen!"

„Das schickt sich gut," erwiderte Orgelmacher Merz, welcher inzwischen ebenfalls eingetreten war, „aber die Hauptschwierigkeit wird doch erst anfangen. Wir müssen in's Schloß hinein und auskundschaften, wie die Eintheilung gemacht ist für den neuen Haushalt, und vor Allem, wo sich die Brautkammer befindet . . . oder wißt Ihr Bescheid im Hause, Doctor?"

„Ich kenne das alte Schloß und auch den neuen Bau so ziemlich," rief der Doctor, „aber ich hab' mir's nie darum angesehen, wie es so recht eingetheilt ist. Hat man denn denken können, daß man einmal darin zu schaffen haben werde als commissarius decorationis und unbestellter Ceremonienmeister!"

„Dann bleibt nichts übrig, als hineinzugehen," sagte Erzgießer Godel, der Dritte der Angekommenen, „und zu sehen, ob die edle alte Haushälterin uns nicht im Stillen herumführen und Bescheid sagen oder uns einen Versteck

anweisen kann, wo wir allenfalls bei einem Kruge edlen Büchsenhauser Bieres abwarten können, bis die Excellenz fortgeht, was doch nicht mehr lange anstehen wird!"

„Recht so!" rief Merz. „Geh' Er einstweilen hinein mit dem Doctor: ich will in's Bräuhaus und ein paar Knechte mit hinaufnehmen in den Garten oben am Weiher. Es muß doch Jemand zur Hand sein, wenn der alte taube Bräumeister kommt. Ihr wißt ja, daß er schon in aller Frühe mit dem Schorer hinauf ist, schier bis an's Brandjoch, um mit ein paar Knechten Taxen und Boschen zu hauen? Sie kommen von hinten über den Fallbach und über die Gufel her, es muß also Jemand an der Mauer sein, der das Zeug in Empfang nimmt!"

Damit eilte der Orgelmacher durch den innern Thorbogen und über den zweiten Hofraum, dem bedeckten Stufengange zu, welcher in den Garten emporführte: Godel und der Doctor traten in's Schloß, und Wardtell mußte den Hut abnehmen und sich bücken, um ohne Anstoß durch den Spitzbogen des Eingangs zu gelangen. „Sage man mir noch einmal etwas zum Lobe dieser alten Bauweise! Ist man doch überall in Gefahr, sich an diesen Zacken und Ecken das cerebrum anzurennen! Da lob' ich mir die neue Art, die läßt doch ordentlich Raum zu Thüren und Fenstern!"

„Hier ist's ja noch einsamer, als draußen im Hofe!" sagte lachend der alte Gießer, indem er auf dem gepflasterten Boden herumstieg und den Drücker an den verschiedenen Thüren der Eingangshalle versuchte. „Alles verschlossen! Am Ende sind wir in ein verzaubertes Schloß gerathen und müssen von Gemach zu Gemach wandern, bis wir in dem allerletzten die wunderschöne verwunschene Prinzessin antreffen, auf einem kostbaren Ruhebette liegend und schlafend . . ."

„Werde man doch nicht in seinen alten Tagen noch

zum Phantasten!" sagte Wardtell, der inzwischen den beiden Säule gegenüber in eine Thüre getreten war. „Man folgte mir nach und schweige. Es sieht zwar auch hier nicht hochzeitlich aus, aber dort ist wieder eine Thür, und wenn mir recht ist, sehe ich Feuerschein durch die Spalten und höre brennendes Holz krachen. Sei Er auf der Hut, Meister — das wird wohl das Gemach sein, von dem Er geredet hat; das allerletzte . . ."

Damit hatte er die Thüre geöffnet, und Beide standen vor einer hohen, gewölbten, von Säulen getragenen Halle, die einst wohl auch beim Gußwerke benützt worden sein mochte, jetzt aber als Küche verwendet war. „Wir müssen doch irr' gegangen sein," sagte der Gießer, „denn das kostbare Ruhebett ist nirgends zu sehen!"

„Das schadet nichts," rief der Doctor lachend, „wenn nur die verwunschene wunderschöne Prinzessin nicht fehlt! Sieht Er, dort sitzt Frau Sepha am Herde, und wenn ihr etwas an der Wunderschönheit abgeht, so sieht sie dafür desto leibhaftiger aus, als ob sie verwunschen wäre!"

Frau Sepha wendete das rothe dicke Angesicht den Angekommenen zu, stieß die Geschirre, welche sie vor sich auf dem Herde stehen hatte, zurück, daß sie klirrten, und rief mit zornsprühenden Augen: „Ich hab' die Herren nicht geheißen, da hereinzugehen! Und wenn ich keine Prinzessin bin, so sind andere Leute keine Prinzen und haben auch kein Recht, grob zu sein!"

„Grob?" erwiderte der Doctor näher tretend. „Wie kommt man auf solche Gedanken, Frau Sepha? Man wird doch Spaß verstehen und wissen, daß man für seine Jahre noch sehr wohlbehalten aussieht! Ich habe nur meine Verwunderung ausgesprochen, Sie heute noch so im Hausgewand zu finden!"

„Das geht auch Niemand 'was an!" rief die Zür=

nende. „Ich bin mir schön genug für einen Kuchel=trabanten!“

Der Doctor war jetzt ganz in ihre Nähe gekommen und fuhr, ohne sich beirren zu lassen, fort: „Da thut man sich selber großes Unrecht an, beste Frau Sepha! Schon oft ist mir aufgefallen, welche große Aehnlichkeit Sie mit weiland Kaiser Ferdinandus dem Ersten hat! Sie ist am Ende wohl gar ein wilder Abkömmling von ihm und also doch eine Art von Prinzessin!“

So plump die Schmeichelei und so unverkennbar deren Absicht war, blieb sie doch nicht ohne Wirkung auf das schwache Gemüth der Haushälterin. Um die dicken, zornig aufgeworfenen Lippen spielte ein unwillkürliches Lächeln; sie wandte sich, um ihre Geschirre ruhig bei Seite zu stellen und rief mit viel milderem Tone: „Was dem Herrn Doctor nicht Alles einfällt!“

„Nichts als die Wahrheit!“ sagte dieser. „Ueberzeuge Sie sich selbst, betrachte Sie einmal diesen Ferdinands=Thaler und sehe Sie, ob ihr der Kaiser nicht abgerissen ähnlich sieht! Besonders der Mund ist ganz unverkennbar!“

Frau Sepha nahm den blanken Thaler ohne Widerstreben und betrachtete ihn mit habsüchtigem Schmunzeln. „Der Herr Doctor sind halt immer ein spaßhafter Herr — ich will mir den schönen Thaler bei gelegener Zeit betrachten . . .“

„Thu' Sie das!“ rief Wardtell. „Und was meine Spaßhaftigkeit betrifft, so läuft man als Arzt lang' genug mit, um einige diagnosin zu haben und zu wissen, was für ein Pflaster auf einen solchen Schaden gehört! Aber im Ernst: ich bin wirklich verwundert, Sie so ganz allein zu finden; ich dachte, Sie hätte vollauf zu thun mit der Hochzeitstafel!“

„Ach ja wohl,“ seufzte die Frau, indem sie schnell



wieder in die Betrübtheit übersprang und den Schürzenzipfel vor die Augen hielt, „es kommt mich auch schwer genug an! Hab' Seiner Excellenz seit sechs Jahren redlich und ordentlich Haus gehalten und die Kuchel besorgt, und hätt' mir's nit einfallen lassen, daß man einen alten treuen Dienstboten so ganz bei Seite setzen thät' an einem solchen Ehrentag!"

„Ei das muß Sie nicht so aufnehmen!" sagte Erzgießer Godel begütigend. „Sie weiß ja, daß die Hochzeit d'rinnen im Hause des Kanzlers in der Neustadt gefeiert wird, und daß die Frau Erzherzogin sie aushält und ausrichten läßt — das geschieht natürlich durch ihre eigene Dienerschaft!"

„O, es ist mir auch gar nicht darum zu thun!" rief Sepha. „Ich reiße mich nicht darum, und meine Brennsuppe da schmeckt mir gerade so gut!"

„Das ist mein Geschmack nicht!" antwortete der Doctor. „Ich denke, die Frau Sepha soll uns jetzt ein Plätzchen anweisen, wo man im Stillen abwarten kann, bis die Excellenz aus dem Hause ist . . . wir haben für den Abend eine kleine Ueberraschung vor. Während wir dann unsere Vorbereitungen treffen, wird eine so treffliche Köchin wohl für einen andern Imbiß sorgen können, als eine magere Brennsuppe . . ."

„O, damit kann ich aufwarten!" sagte die rasch wieder geschmeidig gewordene Alte. „Kommen die Herren da in das Stübchen nebenan, da sind sie ganz abgesondert, und für alle Fälle hat es auch noch eine Hinterthür', die in den zweiten Hof hinausgeht . . ."

„Vortrefflich!" rief Wardtell, das geöffnete Stübchen besehend und in dasselbe eintretend. „Das ist wie gewünscht! Da können auch die Freunde, die wir noch erwarten, unbemerkt zu uns gelangen. Es könnte nichts schaden, wenn man oben an der Gartenmauer von Zeit zu

Zeit ein wenig nachsehen wollte, denn sie werden von der Gufel her über die Felder herunterkommen!"

Die Freunde nahmen an dem blankgescheuerten Holztische des traulichen Stübchens Platz; die Haushälterin beeilte sich, vor ihnen auf blanken Zinntellern saftiges dunkles Kornbrod und kalten Gemsbraten aufzustellen und einen hohen bunten Henkelkrug voll Bier herbeizuholen, über dessen Ränder der schäumende Inhalt emporstieg.

Die Männer schenkten sich davon in die bauchigen Glaskelche ein, kosteten und nickten sich mit beistimmendem Wohlgefallen zu. „Ein edles Tränklein, in der That!" sagte der Erzgießer. „Eine schöne Erfindung um das Brauen und um das Bier!"

„Zumal, wo es, wie bei uns, alle Jahre schlimmer steht um den Weinbau!" erwiderte Wardtell. „Ich weiß es noch recht wohl von meiner Jugend her, daß man bei uns da im Unterinnthal an gar viel Hügeln und Hängen Wein gebaut hat, wo er jetzt nicht mehr fortkommt oder doch nur selten reif wird. Das kommt davon, weil die Erde alle Jahre kälter wird, wie man denn schon behauptet und argumentirt hat, daß sie zuletzt ganz erstarren und in einen Eisklumpen zusammengefrieren wird. Nun — es dauert wohl noch eine Weile bis dahin, und da ist einstweilen solch' ein Lückenbüßer und Aushelfer gar sehr willkommen! Der Kanzler hat dadurch ein neues Verdienst um's Land, und Tirol ist ihm Dank schuldig, daß er das Bier so recht eigentlich bei uns eingeführt hat!"

„Nun, Doctor," entgegnete Godel, „Sie wissen, daß nicht Mißgunst aus mir redet, aber der Dank dafür, mein' ich, der giebt sich von selbst. Das Bierbrauen ist ein glänzendes Geschäft, besonders wenn man, wie der Kanzler, das Privilegium hat, daß im ganzen Ober= und Unter=Innthal kein anderes Bräuhaus sein darf! Da muß das Geld nur so hereinfliegen!"

„Der Kanzler verwendet's aber auch wieder. Ihr solltet einmal die gewölbten Keller sehen, die er gebaut hat: die gehen bis an den halben Berg hinein und sind so weit, daß ein vierspänniger Wagen d'rinn umkehren könnte, ohne anzustoßen!"

„Ja, er treibt's mit Glück und Geschick: man sollt' es nicht denken, daß ein solcher Mann sich auf so etwas auch verstände und sich damit abgeben möchte!"

„Warum nicht? Ein rechter und ganzer Mann ist überall an seinem Platze! — Stoß' Er an, Meister: wir wollen die Gesundheit des Bräutigams trinken und des Brautpaares!"

Der Gießer klingte mit seinem Humpen an. „Die Braut muß ich unbekannter Weise leben lassen!" sagte er. „Möge die heutige Verbindung zu ihrem und des edlen, mir so hochverehrten Bräutigams Glück ausschlagen — ich will es herzlich wünschen!"

„Ei ei Meister, das hört sich fast an, als ob Er daran zweifelte!"

„Je nun — es geht so allerhand Gerede! Man meint eben in der Regel, man thue einen solchen Schritt nicht, ohne daß man sich wohl kennt und gehörig geprüft hat, ob man auch geschaffen ist für einander — der Kanzler soll seine Braut kaum anders kennen, als vom Sehen!"

„Wie kann man das wissen, Freund? Ist doch eine alte Sache, daß man derlei unter vier Augen und ganz im Geheimen anspinnt, daß oft die Nächsten nichts merken, die darum herum sind!"

„Ja, wenn's nicht bei Hof wäre, Doctor: aber da gieb'ts in solchen Dingen kein Geheimniß. Da ruhen und rasten die Spürer, die Horcher und Aufpasser nicht, bis sie es heraushaben. So heißt es denn, der Kanzler habe mit seiner Braut niemals gesprochen, er hab' sie kaum ange-

schaut, und wenn er seine Augen auf ein Frauenzimmer am Hofe gerichtet habe, sei es nicht das Hoffräulein gewesen, sondern . . ."

„Das alte Gerede!" fiel Wardtell unterbrechend ein.

„Es könnte doch 'was Wahres daran sein!" fuhr der Andere fort. „Es heißt, die Herzogin habe die Heirath befohlen, damit das Gerede einmal ein Ende haben soll, und man soll es bei der Verkündigung den Brautleuten, ihm und ihr am Gesicht angesehen haben, daß sie nichts davon gewußt haben!"

„Nun meinetwegen, so soll es wahr sein!" rief der Doctor. „Was ist es dann weiter? Der Kanzler und die Erzherzogin — man muß es eingestehen — sind ein paar Leute, die wie für einander geschaffen sind: es fehlt nichts, als daß er auch einen Herzogshut aufzusetzen hätte. Es ist wohl möglich, daß sie alle Beide einen Augenblick darauf vergessen haben — es ist möglich, weil es menschlich ist: wenn's aber so ist, wie Er sagt, Meister, dann ist's ein Beweis, daß sie sich wieder besonnen und den rechten Weg gefunden haben. Der Kanzler ist mächtiger und steht fester als zuvor, seinen Feinden aber ist die Hauptwaffe aus der Hand geschlagen!"

Der Gießer schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich wollt', es wäre wahr," sagte er, „aber die Bosheit der Leute ist zu groß! Sie sagen, die ganze Heirath sei nichts als ein Deckmantel, um den Schein zu retten und doch darunter ungehindert sein Spiel treiben zu können!"

Der Doctor hatte eben sein Glas an den Mund geführt; unwillig und ohne zu trinken stieß er es jetzt fest auf den Tisch. „Hofgeschmeiß!" rief er zornig. „Das ist die Folge von den Kniffen und Praktiken, die uns die Confinen aus Welschland herüber bringen; in einem ehrlichen deutschen Tirolergemüth wär' ein solcher Schandgedanke niemals entstanden! So nistet sich Lug und Trug,

Verleumdung und Hinterlist immer mehr bei uns ein! Wohin soll das kommen! Quousque tandem . . ."

Der Eintritt Frau Sepha's unterbach den Eifernden; sie begleitete den Orgelmacher und Maler Schorer in's Gemach. „Da sind wir," rief der Letztere, glücklicherweise mit gesunden Armen und Beinen und gerade zur rechten Zeit! Frau Sepha sagt, der Kanzler habe schon sein Fenster geöffnet: das sei immer ein Zeichen, daß er bereit sei, auszugehen. Wir sind noch eben recht hereingekommen und haben das Reisig droben an der Schloßmauer versteckt . . . was sagt Ihr dazu, Ihr Herren, ich habe einen herrlichen Einfall für unsere Verzierung!"

„So laß Er hören!" rief Godel, indem er bei Seite rückte, daß auch die beiden neuen Gäste am Frühstück Theil nehmen konnten.

„Nun denn — ich will am Schloßthor ein paar große Palmbäume aufstellen und auf dem Gange bis zum Schlafgemach eine Reihe von kleineren, so daß es aussehen soll, als wenn man durch einen Palmenhain ginge . . ."

„Hans Narr!" brummte der Doctor, noch immer ärgerlich. „Woher will Er denn die Palmbäume nehmen?"

„Nichts leichter als das. Ich nehme Tannenstämme, denen die Aeste abgehauen sind; die bind' ich dann oben wieder an, aber verkehrt, daß sie aufwärts stehen und eine Krone bilden, wie die Zweige einer Fächerpalme . . ."

„Vortrefflich, Meister Schorer!" rief Wardtell besänftigt. „Das ist wirklich ein kostbarer Gedanke! Das zeigt, daß man wirklich judicium und ingenium besitzt und nicht umsonst ein berühmter Künstler geworden ist! Das ist zugleich ein prächtiges Symbol unseres Bundes, und wie ausgesucht paßt der Nachtgesang dazu, den Meister Merz vorbereitet hat!"

„Was? Einen Nachtgesang soll es auch geben?" rief Godel.

„Freilich!" entgegnete der Doctor. „Hat man nichts davon gewußt? Der Meister hat ihn einstudirt mit den Singbuben von der Pfarrkirche!"

„Sie singen ihn auch," sagte lächelnd der Erzgießer, „daß es seine Art hat! Nur das Lied selber will mir nicht ganz gefallen!"

„Warum nicht? Was hat man dagegen für objectiones? Es ist ein Liebeslied, so zärtlich, als man es für eine Brautnacht nur aussuchen kann, und auch die Anspielung auf unsern heiligen Palmbaum fehlt nicht!"

„Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
„Je mehr ihn Regen und Wetter anfeucht',
„So wird die Lieb' in uns Beiden auch groß
„Durch Kummer und Trübsal und mancherlei Loos!"

„Aber das geht doch nicht an!" bemerkte Maler Schorer. „Das Lied geht ja an ein Aennchen von Tharau!"

„Kleinigkeit!" lachte Wardtell. „Man ist sonst Keiner de genere poetarum, aber derlei setzt mich nicht in Verlegenheit! Ich habe eine kleine Aenderung gemacht: die Braut heißt Elisabeth und ist aus Burgau — also geht es ganz vortrefflich!

„Lieschen von Burgau, mein Reichthum, mein Gut,
„Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Still!" rief Frau Sepha durch die Küchenthüre herein. „So eben ist ein Hofwagen am Schlosse angefahren: ich hab' gemeint, sie holen die Excellenz schon zur Trauung . . . aber es ist nicht so, es kommt noch ein vornehmer Besuch . . ."

Damit verschwand die Alte wieder und schlug die Thüre zu: die Freunde vom Palmenbaume aber saßen ruhig beisammen, damit ihre Anwesenheit nicht zu früh verrathen werden möge.

— Inzwischen stand Kanzler Biener schon lange völlig angekleidet in dem Erkergemache des obern Stockwerks und sah sinnend und der kommenden Gäste und Ereignisse gewärtig in den glänzenden Aprilmorgen hinaus. Er war durchaus in schwarzen Sammet gekleidet, nach jenem malerischen Schnitte, welcher sich aus der einfachern deutschen und der reichern spanischen Tracht gebildet hatte, und damals von der französischen Mode noch nicht entstellt und verdrängt war. Das Wams umschloß bequem den Oberkörper, so daß es den Wuchs hervortreten ließ, ohne die freie Bewegung zu hemmen; an der Brust leicht geöffnet, gestattete es dem feinen spitzenbesetzten Hemde, sich etwas vorzubauschen, das oben in einem breiten Kragen sich um den Hals umlegte. Die weiten faltenreichen Beinkleider waren an den Knieen mit reichen Bandschleifen zusammengefaßt, die sich auf den breit abgekappten Schuhen zierlich wiederholten. Ueber die Schultern fiel ein weiter, über den Rücken hinabreichender Mantel mit breiten Besätzen von gewässertem Seidenstoffe, an der Brust mit seidener Drehschnur zusammengehalten, deren schwere Quasten sich unter den starken Gliedern der goldenen Kette verloren, welche das einzige schimmernde Stück des ganzen Anzugs bildete. Zierliche Handschuhe von gelbem dänischem Leder mit weit heraufreichendem Spitzenbesatze lagen auf einem Tischchen seitwärts unter dem breitrandigen Hute mit wallender Feder und neben dem schönen Schwerte mit mattblinkendem blauem Stahlgriffe, bereit, den ganzen Schmuck zu vollenden.

Der Kanzler war eine schöne männliche Erscheinung; sein Auge blickte mit dem frühern Feuer, und das dunkle Haar fiel wie sonst in freien Locken auf die Schultern herab; hoch und frei wölbte sich die gedankenreiche Stirne wie zuvor: nur einem ganz nahen und vertrauten Beobachter wäre es kaum entgangen, daß in den Schläfen einige

seine Haare sich zu bleichen begonnen hatten, und daß einzelne Silberfäden anhuben, sich durch das braune Lockengeringel hindurch zu stehlen.

Biener war so tief in Nachdenken versunken, daß alle Schönheit der Gegend, woran sonst sein Auge so gern hing, vergeblich in ihrem ganzen Reichthume vor ihm ausgebreitet lag. Er sah es nicht, wie anmuthig der Inn sich an den Hängen des Stempeljochs und den zerstreuten Häusern von Mühlau dahin wand, und wie darüber hinaus die Dächer und Thürme von Hall sich in der hellen Vormittagssonne ausbreiteten; wie in der Ferne das Kellerjoch, in leichten Duft gehüllt, herüber sah, als erwarte es das stattliche Schiff, das eben mit blitzendem Ruder auf dem Inn dahinflog und bald auch an seinem Fuße vorüberziehen sollte in das flache weitgedehnte Land jenseits des Bergthores. Die Gedanken des Kanzlers waren mit dem wichtigen Ereignisse beschäftigt, das heute in sein Leben eintreten und, dasselbe umgestaltend, ihn mit längst entwöhnten Beziehungen umgeben, mit ganz neuen Verbindungen fesseln sollte. Dennoch war es weniger die Zukunft, was ihn beschäftigte, als die Vergangenheit; sein Geist blickte nicht ahnend, hoffend oder erwartend in die Gegenden hinaus, durch welche die neue Bahn ihn führen konnte — er schritt auf den Pfaden der Erinnerung in die Tage und Jahre zurück, die wie ein durchwandertes Land, in das keine Rückkehr gestattet ist, bald hell, bald düster in verschwindender Dämmerung hinter ihm abgeschlossen lagen. Er gedachte in wehmüthiger Erweichung der edlen treuen Lebensgefährtin, der des Jünglings erste Herzenswallungen gegolten und die ihm das Haus gegründet hatte, um ihm nach kurzen stillen Glücksjahren zu entschweben. Mit der Sehnsucht des Verlustes ließ er die Bilder schlichter Häuslichkeit an sich vorüber gleiten, die einst der sichere Boden seines ersten bescheidenen Empor-

strebens gewesen war, aber ohne daß er wußte, wie es so kam, wankten und schwammen die Vorstellungen durch einander und ließen eine neue glänzende Erscheinung hervortreten, ein anderes Gestirn, das noch im Zenith seiner vollen Macht über ihm stand, dessen Strahlen ihn wie magisch gebannt hielten: ein schönes Gestirn, von dem er dennoch sich abwenden mußte und, wie er fest entschlossen war, sich auch abwenden wollte! Claudia's großherzige Entsagung und Aufopferung sollte nicht vergeblich sein; er war gewillt, das ernste Gelöbniß eines großen erhebenden Augenblicks männlich zu erfüllen: er wollte Elisabeth angehören, sie als sein Weib achten und ehren; nie sollte sie erfahren oder auch ahnen, was zwischen ihnen stand: aber sein Herz, seine Liebe gehörte Claudia und sollte ihr immer gehören. Die erhabene Frau, die er nicht sein nennen durfte, sollte das Ideal seines Lebens sein und bleiben; ihm wollte er dienen und diesen Dienst dadurch zum Ausdruck bringen, daß er sein ganzes Streben dem Wohle des Landes widmete, dem auch sie die Neigung ihrer edlen Seele dahingegeben hatte. Das Glück Tirols sollte das Opfer sein, das er seiner Göttin zu bringen gedachte.

Biener fühlte sich durch diese Gedanken erhoben und getragen; sie hielten ihn aufrecht und gaben ihm die Kraft, die schmerzlichen Zuckungen der Liebe und Leidenschaft zu bewältigen, welche, immer wiederkehrend, seine ruhigen Erwägungen und Entschlüsse unterbrachen, wie das Emporwallen einer verschütteten Quelle. Claudia's Benehmen seit der verhängnißvollen Landtagseröffnung hatte nur dazu gedient, seine Liebe noch mehr zu entflammen, und, was berechnet war, ihn von ihr zu trennen, hatte nur neue Bande um sein Herz geschlungen. Er hatte Claudia seit jenem Augenblicke nur noch einmal in förmlicher Staats-Audienz gesehen, da sie dem geheimen Rathe ihren Entschluß ankündigte, eine Reise nach Polen an den Hof des

ihr verwandten Königs zu unternehmen; da sie ihm und den Grafen Fugger und Stadion, als den Mitvormündern ihrer Kinder, die Geschäfte der Regierung übertragen hatte. Ein Blick auf ihre bleichen Wangen, auf ihre leidende Gestalt hatte ihm verrathen, daß sie den gleichen Kampf in sich durchlitt, wie er; daß diese Reise nur ein klug gewählter Vorwand war, Beiden die Entfernung von einander zu erleichtern. Vielleicht dachte sie auch, daß die für einander Bestimmten in ihrer Abwesenheit sich leichter zu einander finden und sie innerlich nähern sollten, ehe das untrennbare Band sie äußerlich umschloß. War dies wirklich ihre Absicht gewesen, so hatte das Schicksal sie mindestens theilweise vereitelt. Auch der Kanzler war bald nach Claudia's Abreise in das unruhige Bündnerland abgerufen worden und erst vor kurzer Zeit zurückgekehrt: er hatte Elisabeth nur einigemale vor Zeugen gesprochen — sie stand ihm noch so fremd gegenüber, wie damals, als sie ihm in räthselhafter Bewegung in die Arme gesunken und wenige Stunden später nicht minder überraschend seine Braut geworden war.

All' diese durch einander fluthenden und kämpfenden Gedanken und Erwägungen waren seit der entscheidenden Stunde wieder und wieder durch Herz und Kopf des Kanzlers gezogen, und sie waren es wohl, welche ihre Spuren an dessen erbleichenden Schläfen zurückgelassen. Immer durchgedacht und durchgelitten, waren sie immer zu neuem Leiden, neuem Denken zurückgekehrt. Heute, in der letzten Stunde, hatte er noch einmal ihrem Andrange gestanden und sie niedergezwungen: als er sich vom Erkerfenster abwandte und durch den Saal schritt, lag Ruhe über seinen Augen und auf der Stirne; um den Mund schwoll wieder das Lächeln trotzigen Spottes empor, dessen Schärfe schon so Mancher empfunden hatte.

Von der Stadt über den Inn her schallte mächtiges

Glockengeläute; das erste Zeichen zu der Feier, die heute begangen werden sollte, nach dem ausdrücklichen Willen der Landesfürstin, mit aller Pracht, welche dem ersten Diener des Staates, dem vertrauten Freunde der Regentin gebührte.

Gleichzeitig rollte ein Wagen an das Schloß heran, und Biener eilte aus dem Saale über den gewölbten und gepflasterten Vorplatz an die gewundene schmale Treppe hin, um das Ehrengeleite zu empfangen, das, wie er vermuthete, den Bräutigam zur Trauung abzuholen kam. Schon auf der Treppe des Vorplatzes trat ihm Schildhofer entgegen.

„Brauchst Dich nit zu bemühen, Excellenz,“ sagte der Bauer, „dasmal bin's nur ich. Aber der Besuch kommt mir auf dem Fuße nach. Ich bin nur voraus, weil ich Dich noch einen Augenblick allein haben will, eh' die vornehmen Leut' all' und Dich herum sind, und Du für Unsereinen nicht mehr zu haben bist . . .“

„Ist das Dein Ernst, Schildhofer?“ entgegnete der Kanzler. „Habe ich jemals Dir oder jemand Anderm Anlaß zu einem solchen Vorwurf gegeben?“

„Warum nit gar ein' Vorwurf!“ lachte der Bauer. „Du bist alleweil gleich und gemein mit uns gemeinen Leuten, aber ich weiß schon selbst, wo ich hingehör' und d'rum bin ich da und will Dir geschwind unter vier Augen die Hand geben und Glück wünschen zu Deinem heutigen Ehrentag!“

Der Kanzler ergriff und schüttelte die treuherzig dargebotene Hand des Landmanns. „Ich danke Dir von Herzen, alter Freund,“ sagte er, „wie ich weiß, daß es Dir von Herzen geht. Möge Dein Wunsch sich erfüllen, denn es bedarf wohl des Glücks, wenn der Schritt, den ich thue, zum Guten führen soll!“

„Wirst doch nit zweifeln, Excellenz, und etwan gar

kleinmüthig sein? Thu' den Schritt, wie Du Dich dazu entschlossen hast, frisch und wohlgetröst': Du führst wahrhaftig das Glück in Dein Haus!"

Ueberrascht blickte ihm Biener in's Angesicht. „Du bist ja erstaunlich zuversichtlich!" sagte er. „Bist Du im Besitz geheimer Wissenschaften und willst Dich auf's Wahrsagen legen?"

„Spott' nit in einer so ernsthaften Sach'!" erwiderte Schildhofer. „Ich brauch' keine Wissenschaft und kein Geheimniß und keine Wahrsagerei, um so zu reden: ich hab' meine Bauernaugen immer offen gehabt und weiß darum gar viel, wovon vielleicht Manches denkt, es könnt' kein anderer sterblicher Mensch d'rum wissen! Also nimm nur meinen Glückwünsch an: Du weißt, wie oft ich Dich gebeten und Dir gerathen hab', den Schritt zu thun, den Du heut' vorhast — nun geschieht's doch, und geschieht auf eine Weis', wie ich's nit besser wünschen könnt', und wenn ich Dein leiblicher Vater wär' . . . Jetzt kannst Du Alles, jetzt kannst Du das Land so glücklich machen, wie Du's alleweil im Sinn gehabst hast — jetzt kannst Du selbsten glücklich werden: Du brauchst nur die Hand auszustrecken und es zu wollen! Jetzt hab' ich nur noch eine einzige Bitt' an Dich!"

„Und diese ist?"

Schildhofer zögerte einen Augenblick. „Daß Du das Spötteln lassen sollst: ich mein' alleweil, Du hättest an den Feinden genug, die Du Dir schon gemacht hast, und wer weiß, ob Du zum zweitenmal . . ."

Um Biener's Mund zuckte das gerügte Spottlächeln stärker: er war eben im Begriff, im Sinne desselben zu antworten, als von der Treppe her Stimmen und Tritte hörbar wurden und ihn unterbrachen. Er eilte dahin und begegnete dem ernsthaft grauen Gesichte des erzherzoglichen Erziehers und Hofmeisters, Freiherrn von Nomi, und neben

ihm den blonden Locken und geistvollen Knabenaugen des jüngsten Prinzen Sigismund Franz. Schweigend und ehrerbietig erwiderte er die steifen Reverenzen Nomi's, der sich mit den Worten vorstellte: „Ich komme im Auftrage Ihrer Durchlaucht . . .“

„Sie sehen mich bereit, deren Befehl zu vernehmen!“ antwortete der Kanzler, indem er den Angekommenen in den Saal geleitete, den Prinzen zur Seite, der sogleich zum Gruße zutraulich seine Hand ergriffen hatte und festhielt. „Nun, mein kleiner Ritter,“ sagte er, das ist ein seltener und früher Besuch!“

„Du darfst mich nicht mehr Deinen kleinen Ritter nennen!“ sagte der Knabe, der Hofmeister aber unterbrach ihn mit Entsetzen: „Wie, Du?“ rief er. „Durchlaucht vergessen ganz, welche Anrede dem ersten Staatskanzler gebührt!“

„Wir Beide nehmen es nicht so genau,“ sagte der Kanzler, „wir stehen auf dem vertrauten Fuße der Kindheit mit einander, und es freut mich, wenn der Prinz so lange dabei verharren will, bis aus dem kindischen Du das des Freundes wird . . .“ Der Freiherr erblaßte darüber, so weit es möglich war: der Kanzler aber kehrte sich nicht daran und fuhr fort: „Und warum sollte ich nicht mehr sagen dürfen ‚mein kleiner Ritter?‘“

„Weil ich kein Ritter werden darf!“ erwiderte der Prinz. „Die Mutter und mein Oheim, der Kaiser in Wien, haben gesagt, daß ich ein Bischof werden muß . . .“

„Ein Bischof also? Nun, das schadet nicht, mein kleiner Mann: es wird gut sein, wenn unter die Herren Bischöfe etwas Ritterlichkeit hineinkommt . . .“

„Ich soll darum fort,“ sagte der Knabe, sich zutraulich an Biener schmiegend, „ich soll Abschied nehmen und zum Oheim Kaiser nach Wien: da soll ich lernen, wie man ein Bischof wird . . . ich möchte aber doch lieber ein Ritter sein! — Kennst Du die Geschichte von dem treuen Mann?“

„Vom treuen Mann? Durchlaucht meinen wohl den Freund Herzog Friedel's! Den Ritter Hans von Müllinen?"

Des Knaben Augen leuchteten. „Den meine ich," sagte er, „ein solcher Ritter möcht' ich werden!"

„Edles, goldenes Kindergemüth!" rief der Kanzler und küßte den Prinzen auf die klare, offene Stirne. „Sie sind ein geborener Fürst, mein Prinz," sagte er, „und zu höheren Pflichten berufen, als denen eines einfachen Ritters. Sei'n Sie ein Ritter dem Sinne nach. dann wird Ihnen unter der Insel ebenso wenig als unter'm Herzogshute ein treuer Freund fehlen, wie der ritterliche Hans von Müllinen!" Damit wandte er sich Romi zu, dem bei dem Anblicke des Kusses buchstäblich das Blut gestockt hatte, und fragte verbindlich: „Ist es nun gefällig, mir die Befehle Ihrer Durchlaucht zu eröffnen?"

Der Freiherr setzte sich in Positur und begann: „Ihro Durchlaucht, durch deren Allerhöchste Abwesenheit verhindert, haben Seine Durchlaucht den Herrn Erbprinzen beauftragt, Seiner Excellenz Ihrem getreuesten Kanzler und vertrautesten Freunde — wie Sie allergnädigst Sich auszudrücken geruhten — statt Ihrer den Glückwunsch zu der vorhabenden heutigen Vermählung auszusprechen und ein Allerhöchstes Angebinde zu überreichen . . ."

„Seine Durchlaucht, der Erbprinz? Sagten Sie nicht so?" unterbrach Biener verändert.

„Allerdings. Seine Durchlaucht, Erbprinz Karl Ferdinand waren auch über den angenehmen Auftrag im höchsten Grade erfreut, leider aber hat ein ernstliches Unwohlsein ihn gezwungen, auf dessen Erfüllung verzichten und sie Seinem Herrn Bruder Liebden übertragen zu müssen!"

„Was Sie sagen! Ein ernstliches Unwohlsein — das beklage ich und bedaure nur, daß ein so plötzlicher Unfall mich dieser hohen Auszeichnung beraubt hat! — Noch



gestern Abend spät glaubte ich Seine Durchlaucht im besten Wohlbefinden vom Fuchshetzen heimreiten zu sehen . . ."

„Gestern Abend! Allerdings!" sagte Romi, nicht ohne einige Verwirrung. „Das Uebel hat sich erst in der Nacht eingestellt . . . vermuthlich eine Erkältung . . ."

„In der That." rief Biener mit unverhehltem Spotte, „die Kälte scheint dabei allerdings einen großen Antheil zu haben! Doch danke ich dem Tausche, der mir dies warme Kinderherz als Glücksboten sendet."

Der Hofmeister biß sich auf die Lippen und rief Sigismund zu: „Es ist Zeit, Durchlaucht, entledigen Sie sich Ihres Auftrags!"

Der Prinz zog aus seinem Wams ein Pergament mit daranhängender Siegelkapsel hervor, reichte es dem Kanzler und sagte: „Da, treuer Mann, das schickt Dir meine Mutter, die Herzogin von Tirol!"

Gerührt ergriff Biener das Pergament, entfaltete es und rief, nachdem er einen Blick hineingeworfen: „Der Erzherzogin eigene Hand — die Schenkungs-Urkunde für dieses Schloß mit seinem ganzen Gebiete! Eine wahrhaft fürstliche Hochzeitsgabe, die ich nur mit Befangenheit annehmen kann. Ich werde es versuchen, meinen Dank Ihro Durchlaucht persönlich auszusprechen — bis dahin melden Sie der Herzogin, wie sehr mich dieser neue Beweis Ihrer Gnade erfreut: mehr aber als dies ganze reiche Schloß mit seinem Gebiete freut mich dieses Blatt von der Fürstin eigener Hand und in ihm die Versicherung, wie sie mir stets gewogen bleiben werde in Hulden und Treuen!"

„Ich werde mich pflichtschuldigst dessen entledigen," sagte der Hofmeister, indem er sich mit einem Bückling zum Abschiede anschickte. „Erlauben Excellenz zugleich, daß auch ich meine tief empfundene Gratulation . . ."

„Incommodiren Sie sich nicht!" sagte Biener kurz.

„Ich bin von der Aufrichtigkeit dieser Gratulation ebenso sehr, als von der Freude überzeugt, welche Sie empfinden, daß Ihro Durchlaucht eben Sie auserkoren, mir diese neuen Beweise ihrer Gnade zu überbringen!“

Der Hofmeister schien etwas erwidern zu wollen, zog es jedoch vor, die Antwort zu unterdrücken und sich mit noch tieferem Bückling so schnell zu entfernen, daß der Prinz kaum Zeit fand, dem Kanzler noch einmal die Hand zu reichen. „Behüt' Dich Gott,“ sagte er, „morgen muß ich fort zum Vetter Kaiser nach Wien.“ Während des Gehens schmiegte er sich jedoch enger an Biener und fügte leise und schnell hinzu: „Ich komme aber bald wieder — ich will's dem Kaiser nur sagen, daß ich nicht Bischof sein mag: ich will doch lieber ein Ritter werden!“

An der Treppe kam ihnen ein längerer Zug von schmucken Männern und jüngeren Leuten entgegen, sämmtlich in den reichsten und ausgewähltesten Anzügen. Es waren die von der Herzogin ausgesuchten Gesellen des Bräutigams und die Mantelträger, die nach Landessitte bei keiner Hochzeit fehlen durften. Sie kamen, den Kanzler in das Haus der Braut abzuholen und dann zur Trauung zu geleiten. Der greise Vicekanzler Carrara war an ihrer Spitze und nahm das Wort zur Begrüßung, indem er Biener betheuerte, er sei zwar nicht mehr so flink auf den Beinen, wie es sich für einen Mantelträger geziemen wolle, aber als der älteste Junggeselle der Stadt habe er sich doch die Freude nicht versagen können, ihm zum Ringwechsel zu geleiten. Nach Landesbrauch wurden den Gesellen von einigen Dienern grüne Sträuße gereicht und rother Wein kredenzt; Biener begrüßte seine Genossen, die ihr sonst so ernster Führer ihm mit ungewohnter Munterkeit nannte und vorstellte. Eine Viertelstunde ward fröhlich verlacht und verplaudert; nur Schildhofer stand finster bei Seite. Er hatte das Gespräch des Kanzlers mit dem Freiherrn

angehört, schüttelte einmal über das anderemal bedenklich den Kopf und murrte in sich hinein: „Das nimmt doch kein gutes Ende! Er läßt das Spötteln und Wörteln nicht — ich mein', er ist noch schärfer und übermüthiger als zuvor!“

Wiederholtes Glockengeläute gab das Zeichen zum Aufbruche. Biener reichte dem Alten im Vorüberschreiten noch einmal grüßend die Hand. „Sei so gut, Alter,“ sagte er, „ich habe nicht mehr Zeit gefunden, Frau Sepha zu sprechen — bring' ihr meine Anordnungen noch einmal in's Gedächtniß!“ Damit schritt er hinweg, umringt von seinen Gefährten, und bald rollten die Kaleschen und Prunkwagen die Anhöhe hinunter, durch die Innbrückenstraße der Stadt zu. Vor den Häuschen und Hütten von St. Nicola, welche zerstreut um das Kirchlein und das Sondersiechenhaus herum lagen, wie vor den stattlichen Bürgershäusern der Vorstadt hatten sich überall zahlreiche Gruppen von Neugierigen versammelt, welche die Pracht der Wagen und Gespanne priesen und sich von den Herrlichkeiten des Festes und von dem Manne erzählten, den die Landesfürstin auf solche Weise ehrte.

Auch vor dem Erkerhäuschen am Fallbache stand eine solche Schaar beisammen. Als sie sich verlief, blieb auf dem Marmorblocke neben der Thüre nur Afra sitzen, hielt die Hände im Schooße gefaltet und blickte vor sich hin. Es war nicht zu sagen, ob auch sie von dem Wunsche, die Hochzeitfahrt zu sehen, dahin gelockt worden war, oder ob sie den Platz nur in gewohnter Weise gewählt hatte, ihrem Brüten und Grübeln nachzuhängen. Auf der Freitreppe des Hauses über ihr lehnte Hartmann und sah finster und schweigend auf sie hernieder. Afra mochte trotz seiner Regungslosigkeit den über ihr Stehenden bemerken: sie wandte sich, blickte zu ihm empor und sagte mit einem schwachen, trübseligen Lächeln: „Ich weiß, was Du Dir denkst, Franz!“

„Das ist nicht schwer zu errathen!" antwortete Hartmann gepreßt und kurz.

„Du denkst, daß wir Zwei, wenn auch nicht in so prächtigen Wagen, denselben Weg gehen könnten — Du bist traurig darüber, und ich bin's auch, weil ich Dir nicht zeigen kann, daß ich so gern Dir den Willen thun möchte, und daß ich doch nicht kann!"

Hartmann blieb in seiner trotzigen Stellung. „Eine wohlfeile Ausrede!" grollte er. „Du könntest ja wohl, wenn Du nur ernstlich wolltest — aber Du willst nicht in Deiner Verblendung und Deinem Eigensinn!"

Afra schüttelte traurig den Kopf und langte mit beiden Händen nach dem Herzen, als ob sie dort einen heftigen Schmerz empfinde. „Das ist eine harte Red'," sagte sie halblaut, „die thut weh . . ."

„So zeig', daß es nicht so ist, wie ich sage!" fuhr Franz eifernd fort. „Du hast mich vertröstet, Du könntest mir nicht Alles sagen, ich sollte bis zum Sommer zuwarten. Ich hab's versprochen und gethan und hätt' es noch länger gethan . . . aber weil Du jetzt selber davon anfangst, so zeige, daß meine harte Red' Unrecht ist, und ich will Dich kniefällig um Verzeihung bitten. Antworte mir gerade und ehrlich, was ist der richtige Grund, warum Du nicht mein Weib werden willst?"

„Was soll ich antworten, Franz?" sagte Afra mit sanftem Tone, „den Grund kennst Du ja schon lang'!"

Hartmann richtete sich auf, stieg die Treppe herab und blieb vor Afra stehen; er war in unverkennbarer Aufregung und hielt gewaltsam an sich, um dem geliebten Mädchen durch seinen Unwillen nicht wehe zu thun, so sehr er denselben auch für gerechtfertigt hielt. „. . . Afra," sagte er, „ich hätte geglaubt, ich verdient' es um Dich, daß Du mir wenigstens die Wahrheit sagtest . . . Du hast mir das schon oft gesagt, und ich hab' Dir immer darauf geant-

8*

wortet — aber ich will's nochmal thun. Dein Verlöbniß ist kein Grund, ich habe mit dem Pater Guardian gesprochen: er sagt, Dein Verlöbniß sei kein feierliches, sondern nur ein einfaches — das hindert die Ehe nicht, von dem kann man Dispens haben, sobald man darum bittet . . . Was ist also der richtige Grund, warum Du um die Dispens nicht bitten willst?"

Afra erröthete leicht; dann sagte sie nach einigem Besinnen und ohne aufzublicken: „Hab ich Dir nicht auch gelobt, daß ich Dich lieb haben und keinen Andern nehmen will, als Dich? Wenn nun Einer käm' und wollt' mich dispensiren von dem Gelöbniß — meinst, das ging' an?"

„Warum nicht?" erwiderte Franz rasch. „Wenn ich einwilligte und Dir Dein Wort zurückgäbe? — Unser Herrgott, dem Du Dein Versprechen gemacht hast, will Dir's auch zurückgeben . . . warum willst Du's nicht annehmen?"

Afra schwieg und senkte den Kopf.

„Oder glaubst Du nicht," fuhr Franz fort, „daß es unser Herrgott ist, der durch die Kirche und durch die Geistlichen red't? . . . Nun denn, weil Du doch das Reden verlernt hast, wie es scheint, will ich für Dich antworten. Da nimm," fuhr er fort, als Afra befremdet zu ihm emporsah, „diese Münze da ist die Antwort!"

Damit reichte er ihr das Kupferplättchen mit dem kreuztragenden Lamme und der abgerissenen Schnur. Afra erschrak bei dem unerwarteten Anblicke, daß ein dunkles Roth ihr Gesicht und Nacken überdeckte. Hastig riß sie das Plättchen an sich und stammelte: „. . . Franz . . . um Gotteswillen . . . wie kommst dazu . . .?"

„Das wär' gleichgiltig, mein' ich," erwiderte er, „Du hast es wohl am Halse getragen und an jenem Abend verloren, wie Du mich von Dir stießest . . . Du weißt es wohl noch. Das ist die richtige Antwort — was Dein

Vater bei mir gefürchtet hat, ist bei Dir wirklich geschehen . . . Du bist eine von den heimlichen Luth'rischen!"

„Franz — um Gotteswillen," jammerte Afra, wieder erbleichend, „rede nicht so laut . . . wenn mein Vater Dich hörte . . ."

„Und ist es nicht so, wie ich sage?" fragte er dringend, aber mit gedämpfter Stimme entgegen. „Kannst Du's leugnen?"

Ein Thränenstrom verhinderte Afra, zu antworten. „Es ist so," rief sie, von Schluchzen unterbrochen, „und ist doch wieder nicht so! Ich bin irr' geworden an Allem, Franz, an mir selber, an meinem heiligen Glauben und an unserm Herrgott und weiß mich nicht mehr zurechtzufinden! O Franz . . . das ist ja das entsetzliche Unglück, das auf mir liegt, als wenn es mich lebendig verlahnt hätte . . . Ich hab' immer gezaudert und gefürchtet vor dem Augenblick, wo Du es erfahren wirst . . . und nun ist mir doch, als wenn's mir leichter um's Herz wär', weil ich nun mit Jemand davon reden kann!"

„Sag' mir Alles, Afra!" sagte Franz herzlich, indem er sich neben die Weinende auf den Marmorblock setzte und ihre Hand ergriff, „Verschweig' mir nichts, damit Dir ganz leicht wird um's Herz . . . ich will Dich herausholen aus der Lahn, und wenn ich Dich mit den Händen herausgraben müßt'! Hättest Du mir's doch schon früher gesagt! Ich kann's gar nicht begreifen, wie Du dazu gekommen bist!"

„Das kann ich Dir auch nicht sagen!" antwortete das Mädchen, von der herzlichen Theilnahme angenehm berührt und sanfter weinend. „Ich weiß selber nicht, wie es so gekommen ist. Ich hab' wohl schon vorher oft von den Luth'rischen gehört, aber ich hab' nie recht gewußt, was es mit ihnen so eigentlich für eine Bewandtniß hat . . . bis der Vater Dich fortgejagt und mir verboten hat, an Dich

zu denken, weil Du ein Luth'rischer sei'st! . . . Bis dahin hab' ich gemeint, die Luth'rischen müßten lauter Ungeheuer, lauter schlechte, ehrvergessene Menschen sein . . . jetzt hab' ich eingesehen, daß das nicht so sein kann, denn ich hab' ja Dich gekannt und hab' gewußt, wie redlich und brav Du gewesen bist Deiner Lebtag'. So ist kein Stund' vergangen, in der ich nit an Dich und mit Dir an die neue Lehr' gedacht hab', was es denn eigentlich sein muß damit, weil sie's auch einem so ordentlichen Burschen, wie Du bist, angethan hat: ich hätt' darum für mein Leben gern mehr davon gewußt, aber ich hab' nit fragen wollen, und hab' auch Niemand gehabt, zu dem ich mir hätt' ein Herz fassen können . . ."

„Armes Mädel," sagte der Bursche mitleidig, „ich begreif' es wohl!"

„Das Einzige, was ich hab' thun können, ist gewesen, daß ich aufmerksamer 'worden bin auf das, was man bei uns sagt und thut; ich hab' mir so meine eigenen Gedanken gemacht über das, was ich in der Predigt gehört hab' und in der Christenlehr', und ist mir allerhand, auf was ich sonst gar nicht geachtet hab', ganz absonderlich und ganz anders vor'kommen als wie zuvor. Um dieselbe Zeit da ist der alte blinde Schwarze, der Bergknapp', in unser Haus 'kommen. Ich hab' so viel Mitleiden gehabt mit dem armen verlassenen Menschen und hab' ihm oft Gesellschaft geleist' in seiner Einsamkeit. Da hab' ich dann erfahren, daß er auch ein Luth'rischer war, und daß er's nur verborgen halt', weils gar so viel scharf verboten ist bei uns in Tirol. Von dem hab' ich zuerst die Lehr' gehört vom reinen Wort Gottes, da hab' ich zuerst die heilige Schrift gesehen, die man uns versteckt und nur lateinisch zeigt — da hab' ich selber d'rin gelesen und hab's eingesehen, daß es eine schwere Sach' ist um die ewige Seligkeit, und daß das Himmelreich wohl Gewalt leidet... und

daß Der ewig verloren sein muß, wem nicht die göttliche Gnade mithilft, daß er sich herausarbeiten kann aus dem sündenhaften Erdenpfuhl . . ."

Der Ton Afra's war bei diesen Worten immer düsterer, immer trauriger geworden: eine große innere Angst erfaßte sie und ließ ihren Körper in sichtbaren Schauern erbeben.

„Stelle Dir's nicht so schrecklich vor!" sagte Hartmann beruhigend. „Sieht die Welt aus wie ein Sündenpfuhl? Ich mein', unser Herrgott, der sie so schön gemacht hat, kann von uns schwachen Menschen nichts verlangen, was über unsere Kräfte geht."

„Unsere Kräfte? Wir haben ja keine — ich spür's an mir, was wir für arme hilflose Geschöpfe sind! Das bissel Beten und Gutes thun ist blos auswendig — das ist Alles umsonst, wenn die göttliche Gnad' nicht inwendig mithilft, daß das Herz zerknirscht wird und das Liebste, was es hat, hergiebt für die ewige Seligkeit . . . Ich hab' gefrevelt durch meine Verlobniß, ich hab' dem lieben Gott 'was geopfert, von dem ich gewußt hab', daß ich's doch nit haben kann — da hat er mich beim Wort genommen und hat es so kommen lassen, daß ich Dich nun doch haben soll . . . Er will mich prüfen und will sehen, ob sein Wort lebendig ist in mir, oder ob er sein heiliges Blut umsonst für mich vergossen hat . . ."

Franz hatte mit steigender Betrübniß zugehört. „Das ist freilich schlimm," sagte er, „und ich bin mit Dir unglücklich, weil ich Dir nicht helfen und Dich nicht beruhigen kann! Was wollt' es nützen, wenn ich Dir erzähle, wie es mir fast ebenso gegangen ist, wie mir über dem Setzen und Lesen von allerhand Büchern auch der Zweifel gekommen ist, und was mich wieder davon abgebracht hat! Dir muß ein Anderer rathen und helfen, der das besser

versteht, und der gescheidter ist als ich . . . ich will mit dem Pater Guardian reden, wenn's Dir recht ist."

Afra machte eine hastig abwehrende Geberde. „Warum nicht?" fuhr er fort. „Der ist verschwiegen wie seine Zelle und ist so menschenfreundlich, so gut . . ."

„Jetzt nicht!" unterbrach sie ihn fast ängstlich. „Vielleicht später! Ich kann's jetzt noch Niemand sagen als Dir. Der alte Schwarze hat mir immer zugered't, ich sollt' eintreten in die heimliche Gemeinde — ich hab's nit gethan. Es ist mir immer gewesen, als wenn ich zuvor Alles selber sehen und hören sollt' . . . und das will ich noch. Ich möcht' sehen und hören, wie die Luth'rischen ihren Gottesdienst halten . . . es ist mir, als wenn mir dann eine Einsicht kommen sollt', eine Erleuchtung, was ich thun soll . . . Der Alte hat mir gesagt, es kommt in einiger Zeit ein Prediger heimlich herüber aus dem Salzburgischen und soll Gottesdienst halten, d'rinnen an einem heimlichen Ort im Zillerthal, d'rum möcht' ich hingehen und die Predigt mit anhören . . ."

„Das ist ein gewagtes Ding!" sagte Franz. „Wenn die armen Leut' aufkommen, sind sie verloren, Alle miteinander, und wer dabei ist, mit ihnen . . ."

„Das schreckt mich nit — aber ich weiß es nit zu machen! Allein kann ich nit hin, und mitnehmen kann ich auch Niemand, wenn ich nit verrathen will, warum ich hingeh' . . ."

„Ich will mit Dir gehen, Afra," rief Hartmann schnell, „ich will Dich begleiten . . ."

Afra sah ihn mit einem Blicke voll Dank und Zärtlichkeit an. „Wirklich? Willst Du das, Du guter Franz?" sagte sie. „Willst Dich meinetwegen in die Gefahr begeben!"

„Wenn Du Dich nicht fürchtest, wie soll ich's thun?" war die Antwort. „Ich kenn' Dich zu gut und weiß, daß

Zureden und Abreden bei Dir nicht viel hilft, und wenn Du meinst, daß es Dich vielleicht wieder ruhig und zufrieden machen kann, wie sollt' ich mich da lang' besinnen! Aber wie willst Du's mit dem Vater machen, daß Du fort kannst?"

„Das hab' ich mir schon überlegt. Wir haben eine Bas' d'rinnen in Mayerhofen im Zillerthal, die hat mich schon lang' eingeladen auf Besuch. So will ich halt hin um selbige Zeit, und von dort aus wird's wohl nimmer weit sein . . ."

„Gut," sagte Franz aufstehend, „es bleibt dabei: ich trag' mich dem Vater als Deine Begleitung an, er wird nichts dagegen haben. Da kommt er gerad' vom Büchsenhaus her. Bist vielleicht nicht völlig in der Verfassung, daß Du ihm begegnest? Komm, geh' in's Haus herein! Wegen der Reise wirst Du mir schon das Gewisse sagen, wenn's Zeit ist . . ."

Afra reichte ihm die Hand und stieg mit ihm die Treppe hinauf. Schildhofer bemerkte das Paar im Herankommen und sah mit Vergnügen, daß Afra den Burschen mit Lächeln ansah und ihm freundlich die Hand gereicht hatte. „Es geht etwan doch noch mit den Zweien," brummte er vor sich hin, „das Mädel wird doch schon noch vernünftig werden, es fallt ja kein Baum auf den ersten Streich!"

— In dem stattlichen burgartigen Hause, welches sich links an der Einmündung des Franziskanergrabens in die Neustadt erhebt, war um diese Zeit schon eine glänzende Gesellschaft versammelt. Es war die Behausung des Oberstkämmerers Grafen von Königseck, dessen Gemahlin die Erzherzogin vor ihrer Abreise nach Polen die Braut zur Obhut übergeben und sie beauftragt hatte, ihre und einer Mutter Stelle bei ihr zu vertreten. In dem geräumigen Empfangssaale des Hauses standen die Herren,

Frauen und Fräuleins beisammen, einige von wirklicher Theilnahme für Elisabeth herbeigeführt, die meisten von dem Wunsche geleitet, sich bei der Erzherzogin durch die Aufmerksamkeit in Gunst zu setzen, die sie dem erklärten Liebling und Schützling derselben erzeigten. Die Gräfin Königseck saß in der Mitte des Saales auf hohem Lehnstuhle mit kostbar geschnitzten Säulen und Füßen, in weitem dunklen Sammetgewande, von welchem sich die Spitzen des Kragens und der Aermelumschläge scharf und hell abhoben. Eine Reihe von Diamantknöpfen die Mitte des Kleides entlang war das einzige Schimmernde und Funkelnde des ganzen Anzugs. Auf dem leicht ergrauten Haare saß eine niedere dunkle Haube mit breit herabhängenden Flügeln, in der Mitte an der Stirne von einer reichen Agraffe von Perlen und Brillanten geschlossen. An den Stuhl gelehnt und neben ihr stand Elisabeth Hohenstainer mit niedergeschlagenen Augen und bebenden Mundwinkeln, denn in ihrem Herzen wogte Entzücken und Schmerz durcheinander, daß sich mitten unter dem seligsten Lächeln die dunkeln Augen mit Thränen füllten. Ein lang herabwallendes weißes Seidenkleid mit reicher Blumenstickerei in Silber hob ihre schlanke, wohlgeformte Gestalt und endete um den blühend weißen Nacken in einer gezackten, steif emporstehenden Halskrause. Das reiche braune Haar war in zwei dichte Theile gescheitelt und mit Perlschnüren durchzogen, welche sich kranzartig um die reine Stirne und das Myrthenkrönchen wandten, von welchem ein weiter duftiger Schleier den Rücken hinabfiel. Ueber dem Kleide bauschte sich ein Ueberwurf von himmelblauem Sammet, mit offenen weit herabhängenden Aermeln, und vollendete den Glanz der ganzen Erscheinung; die Herzogin, deren Geschenk der Anzug war, hatte ihn absichtlich so kostbar ausgewählt, damit das arme elternlose Mädchen nicht unter den prunkvollen Frauen der Adeligen und Beamten sich verlieren

oder verdunkelt werden sollte. Diese Absicht war auch vollständig erreicht; Elisabeth leuchtete wirklich hervor aus dem Kranze schöner Mädchen und stattlicher Frauen, welche sich im Halbkreise an sie anschlossen. Gegenüber standen die jungen Herren vom Adel, einige Offiziere und Beamte, Alle im höchsten Staate und Alle darüber einig, daß die Schönheit der Braut nicht leicht ihres Gleichen habe. Besonders ein in der Fensternische lehnender junger Mann in dunkler Tracht und von südlich gebräunter Gesichtsfarbe konnte nicht satt werden, sich in Lobeserhebungen zu ergehen. „Wahrhaftig," sagte er zu seinem Nebenmanne, „es ist ein Glück, daß ich noch gestern Abends angekommen bin und heute schon diesem Feste beiwohnen kann, um die Innsbrucker Schönheiten kennen zu lernen und die Krone unter ihnen zu bewundern! Beneidenswerther Mann, der sie heimführt! Ich hoffe doch, daß der Bräutigam ihr ebenbürtig ist . . ."

„Der Herr Staatskanzler," erwiderte der Angeredete, „gilt allgemein für einen schönen Mann . . ."

„So? Für einen schönen Mann!" rief der Andere halblaut und lachend. „Aber mich dünkt, Staatskanzler wird man gewöhnlich nicht als Jüngling . . . der Herr Bräutigam ist wohl nicht mehr der Jüngste?"

„In den besten Jahren," war die Antwort, „in den Vierzigen."

„Oi mé," rief der Italiener wie zuvor, „zu alt! Viel zu alt für eine solche frische Jugend! Da mag der Herr Cancellario wohl auf der Hut sein, daß ihm nicht ein Cicisbeo etwas heiß um die Stirne macht! — Scusate, Signor," unterbrach sich der junge Mensch, weil er bemerken mochte, daß seine Spöttereien nicht eben auf günstigen Boden fielen, „scusate, daß ich mich Ihnen aufdränge, aber ich bin noch fremd hier und möchte mich gern schnell und in allen Verhältnissen orientiren. Vielleicht dient mein

Name zur Entschuldigung und Bestätigung — ich heiße Balthasar Hippoliti und bin aus Trient als Criminalfiscal nach Innsbruck befördert worden . . .“

Das Gespräch wurde durch die Ankunft des Bräutigams und seiner Genossen unterbrochen. Die Kräfin Königseck erhob sich und ging den Eintretenden einige Schritte entgegen; beiderseits wurden die vom Ceremoniell vorgeschriebenen Reverenzen ausgeführt; Biener ergriff dann die Hand der Gräfin, drückte seine Lippen darauf und führte die Dame wieder an ihren Sitz zurück. Jetzt erst kam die Reihe an die Braut. Während die Junggesellen und Mantelträger die übrigen Herren und Frauen begrüßten und becomplimentirten, trat Biener vor Elisabeth, welche die großen dunklen Augen wie zagend zu ihm emporhob, augenblicklich aber wieder zur Erde sinken ließ, über und über von Purpur übergossen. Biener's Blick war dem ihrigen begegnet, und der flüchtige Moment hatte genügt, auch ihn in eine eigenthümliche befangene Stimmung zu versetzen. Er war überrascht und wie geblendet von Elisabeth's Schönheit und fühlte sich tief ergriffen von dem kindlichen Ausdrucke liebender Verwirrung, der über ihrer Gestalt und Miene ausgegossen war. Wie schon mehrmals bei ihrem Anblicke, wandelte ihn ein unsagbares Gefühl, eine unaussprechliche Ahnung an, als stände er vor der Enthüllung eines Geheimnisses, das schon lange glückbringend über ihm geschwebt habe und nun sichtbar in's wirkliche Leben treten solle. Die letzten Worte Schildhofer's zuckten ihm durch die Erinnerung; er fand nicht gleich Worte, die Braut zu begrüßen, und faßte schweigend ihre Hand, sie an den Mund zu führen. Er fühlte dieselbe unter seiner Berührung erbeben und wußte selbst nicht klar, wie ihm die Worte auf die Lippen traten. Ein rasches halblautes Gespräch begann.

„Ich fasse diese Hand, mein Fräulein, um sie für im-

mer zu behalten . . . Hand in Hand wollen wir dem Glücke entgegen gehen . . ."

„O, daß Sie wahr sprächen . . . daß Sie wirklich Ihr Glück von diesem Bunde erwarteten . . ."

„— Sie zweifeln?"

„Ich fürchte . . . beantworten Sie mir nur Eins . . . machen Sie, daß ich Sie nur einige Minuten ohne Zeugen sprechen kann . . ."

„. . . Bedenken Sie das Aufsehen . . . Unter welchem Vorwande soll ich . . ."

„Gleichviel . . . Ersinnen Sie einen Grund . . ."

Biener wurde der Mühe durch Carrara überhoben, der laut lachend hinzutrat. „Ei, ei, was soll mir das bedeuten?" rief der muntere Greis. „Excellenz wollen uns das Bräutchen schon jetzt entführen? Das geht nicht an: ich kenne meine Schuldigkeit als erster Junggesell . . ."

Scherzend trennte er das Paar, daß Biener kaum noch Gelegenheit fand, Elisabeth zuzuflüstern. „Sie sehen — es ist unmöglich . . . wir müssen das Gespräch auf spätere Zeit verschieben . . ."

„Gebe Gott, daß es dann nicht zu spät ist . . ."

Die Versammlung gerieth in Bewegung, denn ein wiederholtes Glockenzeichen kündigte an, daß Alles zur kirchlichen Feier bereit sei. Die Gräfin Königseck trat zu Elisabeth und begann feierlich: „Im Auftrage Ihrer Durchlaucht der Frau Erzherzogin habe ich bis heute für sie Mutterstelle bei Ihnen vertreten und soll Sie auch heute bei dem wichtigsten Schritte Ihres Lebens als Mutter geleiten. Empfangen Sie denn aus meinen Händen diese goldene Kette mit dem Brustbilde Ihrer Durchlaucht, und erlauben Sie, diesen Ring hinzuzufügen, zur Erinnerung, daß ich nicht blos im Auftrage Ihre Mutter gewesen bin, daß ich Sie wirklich als eine Tochter lieben gelernt habe."

Elisabeth beugte sich, um die herzogliche Gabe zu empfangen; dann sank sie vollends in die Kniee zusammen, als die Gräfin ihr gerührt die Hände auf's Haupt legte und sprach: „Gehen Sie mit Gott, meine Tochter — ich segne Sie zu diesem Gange für Ihre selige Mutter, für unsere erhabene Fürstin und für mich selbst: mit diesem dreifachen Muttersegen wird Ihnen das Glück nicht fehlen, das Sie verdienen!"

„Amen!" sagte eine feierliche Stimme, während die Gräfin Elisabeth aufhob und freundlich in die Arme schloß. Es war Pater Malaspina, der inzwischen eingetreten. „Ich hätte sehr gewünscht, die Trauung dieses Paares vornehmen zu dürfen," sagte er, „ich habe dem berechtigten Parochus weichen müssen . . . so sei es mir denn erlaubt, wenigstens einen frommen Brauch auszuüben . . ." Damit nahm er einem hinter ihm stehenden Diener einen weingefüllten Becher ab, reichte ihn dem Brautpaare und rief: „Ich will dem Brautpaare und den Gästen den üblichen Johannessegen reichen. Nehmen Sie — und trinken Sie Johannes-Minne!"

Der Becher ging im Kreise herum, indem Jeder daraus nippte und ihn dann seinem Nachbar mit der Aufforderung hinreichte, Johannes-Minne zu trinken. Dann setzte sich die Versammlung in Bewegung; der Bräutigam, umgeben von Junggesellen und Mantelträgern, schritt zuerst die Treppe hinab; ihnen folgte die Braut mit der Ehrenmutter und den Kränzeljungfern, denen sich die übrigen Gäste anschlossen. Bald rollten die Wagen davon, der Pfarrkirche zu.

Einige Zeit später war die Gesellschaft noch zahlreicher und glänzender in einem Hause der Neustadt versammelt, ungefähr dem gräflich Trapp'schen Ansitze gegenüber, bis zu welchem hinüber die Wagen standen, und neugieriges Volk sich drängte, die Ankommenden und ihre Anzüge zu

mustern und zu bewundern. Es war das eigentliche städtische Wohnhaus des Kanzlers, der es vom Eigenthümer Grafen Wolkenstein gemiethet hatte. In dem großen Saale des ersten Stockwerks, dessen Fenster sich nach der Rückseite über eine Fülle von blühenden Gärten öffneten, war die Hochzeitstafel gedeckt und mit einem Aufwande ausgerüstet, wie er der fürstlichen Geberin würdig war, die sich selbe vorbehalten hatte. Die Versammlung stand bis zum Beginne des Mahles in verschiedenen Gruppen beisammen und bot einen ebenso heiteren als glänzenden Anblick; das Auge wurde fast geblendet und verwirrt von dem Glanze der Farben und Stoffe, von dem Schimmern der Juwelen, Perlen und Stickereien, von dem Durcheinanderwehen und Nicken der Schleier, Spitzen und Federn. Biener lag es ob, die Ankommenden am Eingange zu bewillkommenen und ihre Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Er hatte die Genugthuung, darunter die meisten seiner offenen und heimlichen Gegner zu sehen, denn nach der im Geschicke des Staatskanzlers eingetretenen glänzenden Wendung hielt es Jeder für das Klügste, sich der Strömung des Augenblicks zu fügen und sich den Schein zu geben, als hätte er gar nie oder doch nur widerwillig zu Biener's Feinden gehört, oder als sei er durch dessen neueste Verdienste eines Bessern belehrt worden. Die sarkastische Laune Biener's erhielt dadurch nicht wenig Nahrung, und er konnte es nicht über sich gewinnen, derselben gewaltsam allen Spielraum zu entziehen. „Ah sieh da," rief er dem Präsidenten Schmauß entgegen, dessen wohlberechnete Gratulationsanrede unterbrechend, „auch Sie schenken mir die Ehre! Ich danke verbindlichst und benütze den Anlaß, Sie sogleich um Entschuldigung zu bitten . . ."

„Mich um Entschuldigung? Und weshalb?" fragte Schmauß mit betretenem Staunen.

„Wegen was sonst," erwiderte Biener mit dem Scheine des vollen Ernstes, „als weil ich Ihre Plane durchkreuzte? Ich bedaure, daß ich Ihnen nicht Platz machen konnte — aber Jeder ist sich selbst der Nächste, und in allen andern Dingen stehe ich zu Diensten . . ."

Dem Präsidenten stieg es blauroth in's Gesicht. „Sehr verbunden, Excellenz . . . sehr verbunden!" stammelte er, während Biener mit einer ungezwungenen Bewegung ihn nöthigte, im Gespräche neben ihm herzuschreiten. „Sie müssen nächstens wieder bei mir speisen, Präsident! Haben Sie meinen Burgunder ganz vergessen? Bei dem läßt sich allerlei besprechen und in's Reine bringen . . . selbst gewisse, zu ganz ungewöhnlicher Zeit vorgenommene Kloster- oder Badereisen . . ."

Schmauß wollte auffahren, aber der Kanzler legte ihm, da sie eben an eine Fensternische getreten waren, gewichtig die Hand auf die Schulter und sagte mit gedämpfter Stimme: „Still, ich weiß Alles. Sie sollen sehen, daß ich trotz Ihrer Feindschaft gegen mich zu Ihnen stehe, sobald das Recht auf Ihrer Seite ist. Der Bube, der Schande über Ihr Haus gebracht hat, will sein Wort nicht halten, will sich zurückziehen? — Ich habe mir den Burschen notirt und werde ihm ein Collegium von den Pflichten lesen; er muß Ihre Tochter wieder zu Ehren bringen . . ."

„Excellenz," sagte der Präsident in vollendeter Verwirrung, „Sie wissen . . .? Ich begreife nicht . . . ich bin ganz erstarrt . . ."

„Das schadet nichts: so viele Bewegungsfähigkeit wird Ihnen doch geblieben sein, daß Sie das Nöthige zur Hochzeit vorbereiten können . . ."

„Das wäre allerdings das Beste," seufzte Schmauß „aber der erbärmliche Mensch ist so viel wie nichts und hat nichts, und ich . . ."

„Nun, und Sie? Warum stocken Sie? Muß ich für Sie fortfahren? Sie können dem einzigen Kinde nicht so viel mitgeben, um sie zu versorgen? Wer hieß Sie auch, sich die Kanzlerschaft so gar sehr angelegen sein zu lassen? Solche Gastereien sind kostspielig . . .“

„Ich weiß nicht, wie Excellenz dazu kommen, mir solche Dinge zu sagen . . .“

„Sehr einfach. Sorgen Sie, daß der Bewußte sich bei mir einfindet. Wie heißt er? Es ist mir entfallen . . .“

„. . . Neuhaus . . . Cornet im Fußregiment Neu-Arch.“

„Neuhaus? Cornet? Das ist mir nicht fremd. Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Bekanntschaft dieses Individuums gemacht. Ich will ihm auf den Zahn fühlen und sehen, wozu er zu gebrauchen ist, dann will ich ihm einen Posten geben, der ihn in den Stand setzt, eine Frau zu ernähren . . . Aber ich thue das und sage Ihnen das nicht um Ihretwillen, mein Werthester . . . sondern weil ich ein Feind des Unrechts bin, wo ich es auch finde.“

Der Beginn der Tafel unterbrach das Gespräch; die Gäste reihten sich an den endlosen Tischlängen hin und bewunderten Pracht und Zierlichkeit der Anordnung und Ausschmückung. Zwischen blinkenden Silberkannen, vergoldeten Geschirren und Schüsseln, über buntbemalte Porzellanvasen, grüne Römer und helle Venetianerkelche ragten allerlei zierliche Schaugerichte empor, Sennhütten mit niedlichen Hirten und Vieh von Tragant, Bergknappen in einem Salzwerke mit allerlei Werkzeug. Das Hauptstück, als Anspielung auf den Namen des Bräutigams, bestand in einem großen Bienenkorbe aus gelben Zucker, in welchem ein Bienenschwarm, die Königin voran, so eben den Einzug hielt. In das Klappern der Teller, das Klirren der Gläser und das bunte Gewirr fröhlicher Stimmen mischten sich die Klänge einschmeichelnder welscher Weisen,

welche die fürstlichen Kammermusiker aus der offen stehenden Flügelthüre eines anstoßenden kleineren Saales ertönen ließen. Die reichlich fließenden edlen Weine beflügelten und befeuerten bald das Gespräch, in das sich allerlei Trinksprüche und Gesundheiten zu mischen begannen. Das Wohl des Brautpaares, von Graf Wolkenstein ausgebracht, erwiderte Biener mit einem Hoch auf Erzherzogin Claudia und auf das Land Tirol, in dem er die zweite Heimath gefunden. Später und in den Pausen des Mahles begann im Nebensaale der Tanz, und während die ältern Gäste den Flaschen eifriger zusprachen, um sich für dies ihnen entwachsene Vergnügen zu entschädigen, folgte der jüngere Theil der Gesellschaft den Lockungen der Musik, welche bald zu einer zierlichen Menuet, bald zur feierlichen Sarabande oder zum landesüblichen deutschen Reihen einlud.

So kam der Abend rasch und unbemerkt heran, und während die Freuden des Mahles und des Tanzes die Versammlung festhielten, hatten die Begleiterinnen der Braut Gelegenheit gefunden, sie unbemerkt aus dem Saale zu führen. Auf einen verstohlenen Wink folgte der Bräutigam und war schon an der Schwelle, als Präsident Schmauß, der sich am wackersten an den Becher gehalten, ihm entgegen wankte. „Alles vergessen!“ rief er mit lallender Stimme. „Keine Feindschaft mehr, Brüderschaft auf Du und Du!“ Vergebens bemühten sich Einige, ihn zurückzuhalten; er wußte sich los zu machen und kam mit ausgebreiteten Armen auf Biener zu. „Du bist mein Freund,“ rief er, „mein Wohlthäter — ich muß Dich umarmen! Ich will ein Schuft sein, wenn ich Dir je vergesse, was Du für mich thust!“

Biener erwehrte sich lachend des Trunkenen, und während die Umstehenden mit ihm beschäftigt waren, verließ er unbemerkt den Saal. Auf der Treppe kam ihm Elisabeth

mit ihrer Begleitung entgegen. Die Gräfin Königseck küßte sie noch zum Abschied auf die Stirne, und umgeben von Dienern mit Windlichtern bestiegen die Neuvermählten den schon bereit stehenden Wagen, der mit ihnen davonrollte.

Schweigend, Jedes mit seinen eigenen Gedanken und Empfindungen beschäftigt, fuhren sie in der hellen Mondnacht dahin. Biener glaubte ein leises Zittern der neben ihm Sitzenden zu bemerken; es war ihm, als ob ihm verhaltenes Schluchzen an's Ohr schlüge. Auch er war ernst und feierlich gestimmt und suchte vergebens nach den rechten Worten, sie zu beruhigen. Darüber war der kurze Weg, ehe er es recht bemerkt hatte, zurückgelegt, und der Wagen hielt an der hellbeleuchteten bekränzten Pforte des Büchsenhauses.

„Na, grüß' Gott miteinander!" sagte der alte Schildhofer, den Schlag öffnend; hinter ihm standen mit Fackeln der taube Schatzmann und die Knechte der Brauerei, und am Schlusse der Reihe erhob sich die Spitzbogenthüre des Schlosses zwischen zwei mächtigen Palmen, die im Fackelscheine ziemlich täuschend aussahen, und zwischen welchen ein schwebendes Band geschlungen war mit der Inschrift: „Fideliter!" Ueberrascht blieb der Kanzler stehen und blickte freudig zu dem schönen, sinnigen Schmucke empor. „Willkommener Gruß unsichtbarer Freunde!" rief er. „Sei mir ein gutes Vorzeichen dieses Tages und unseres Eintrittes in dieses Haus! Dank Euch, Ihr Unsichtbaren — im nehme das Omen an!"

In der gewölbten Eingangshalle hielt Biener, blickte verwundert um sich und rief: „Was ist das? Warum kommt uns Niemand entgegen? Wo ist Frau Sepha?"

„Ich weiß nicht!" erwiderte Schildhofer lächelnd und mit Achselzucken. „Vermuthlich ist sie im Bett!"

„Und hast Du ihr" fuhr Biener auf, „meinen Befehl

nicht überbracht? Hast Du ihr nicht gesagt, daß sie uns erwarten, daß sie bereit sein soll, falls meine Frau noch etwas bedarf?"

„Allemal hab' ich's ihr gesagt."

„So rufe sie!" fuhr Biener in steigendem Unmuthe fort, hielt aber sogleich stockend inne, denn auf der Schwelle ihres Schlafgemaches erschien Frau Sepha in unordentlichem, nicht eben sauberem Nachtgewande, hielt ein Lämpchen empor und blinzte unter der in die Höhe gehaltenen Hand auf die Anwesenden hin, als ob sie die späten Gäste mustern wollte. Biener erbleichte vor Zorn. „Wie, Frau Sepha," rief er, „Sie weiß, daß ich heute meine Frau in dieses Schloß einführe . . . Sie hat meine Befehle erhalten, und Sie wagt es, dagegen zu handeln? Sie untersteht sich, in solchem Aufzuge vor uns zu erscheinen?"

„Excellenz . . ." stammelte die Alte verblüfft, denn der Ton, in welchem Biener sprach, war ihr so ungewohnt, daß sie augenblicklich fühlte, sie sei in ihrem Trotze zu weit gegangen. Sie hätte einzulenken versucht, aber Biener's Entrüstung ließ sie nicht dazu kommen. „Ich hab' es gut mit Ihr im Sinne gehabt!" rief er. „Sie sollte die erste Person im Hause sein, die ich meiner Frau als bisherige Wirthschafterin und als ihre künftige Gehilfin vorstellen und empfehlen wollte — aber Sie will selbst nicht: also soll Sie auch Ihren Willen haben! Ich kann meiner Frau nicht zumuthen, mit solchem Trotze und solcher Unbotmäßigkeit zu hausen — Sie soll morgen erhalten, was Ihr gebührt, und verläßt morgen das Haus . . ."

Die Alte mochte ihre Stellung wohl schon durch den Eintritt einer Frau für bedroht und erschüttert halten; als sie daher des Kanzlers Entschlossenheit sah, änderte sie ihren Plan und wollte geringschätzig auf die Drohung antworten. Ehe sie es konnte, hatte sich jedoch Elisabeth an

Biener gewendet und sagte mit schmeichelndem Tone: „Erlauben Sie mir, für die gute Frau zu bitten — ich möchte nicht gern, daß mein erster Schritt in dieses Haus eine treue Dienerin vertreibt . . .“

„Das ändert die Sache,“ erwiderte der Kanzler zuvorkommend, „eine erste Bitte kann ich nicht abschlagen.“

„Ei seht einmal,“ rief Sepha dazwischen, indem sie ihrem Grimme freien Lauf ließ, „hab' ich denn schon gesagt, daß ich eine Fürbitterin brauche? Daß ich mich in's Haus hineinbetteln will? Ich gehe . . . o ich gehe recht gern . . . ich kann heut' noch gehen!“

„Das soll Sie auch!“ zürnte Biener. „Augenblicklich verläßt Sie mein Schloß!“

Sepha stemmte die Arme in die Hüften und schlug ein rohes Gelächter auf. „Mein Schloß!“ rief sie. „Seht einmal! Als ob das Schloß nicht Ihrer fürstlichen Durchlaucht gehörte! Wer selbst nur aus Gnaden wohnt, sollte nicht so voreilig sein mit dem Davonjagen!“

Biener stieg es siedend zu Kopf: er wußte nicht, wie er den Angriff dieser Gemeinheit züchtigen solle, zumal in Elisabeth's Gegenwart. Der alte Schildhofer überhob ihn der Nothwendigkeit. „Halt' das Maul, Du Drach'!“ rief er, indem er die Alte an den Schultern faßte und derb schüttelte. „Dabei reißt eine Bauerngeduld! Mach', daß Du hinauskommst, und Ihr Männer da draußen, nehmt sie in Empfang derweil, bis ich nachkomm' und ihr ein Quartier aussuch' über Nacht!“ Während dieser Worte drängte und schob er Frau Sepha zur Thüre hinaus, die sich sträubte und in neuen Schmähungen ergoß. „Werft mich nur hinaus,“ schrie sie, „wer weiß, ob nicht andere Leute auch einmal so hinausgeworfen werden und vielleicht noch schlimmer . . .“

Das Zuschlagen der Thüre und das lärmende Lachen der Knechte unterbrach sie. Schildhofer aber trat zu Eli=

sabeth, die etwas befangen dastand. „Grüß' Dich Gott noch einmal, junges Frauerl'!" sagte er, ihre Hand ergreifend und treuherzig schüttelnd. „Mußt Dich das nit anfechten lassen — 's ist wohl ehender eine gute Vorbedeutung, daß das Haus rein gemacht wird, wie Du kommst! Die Excellenz ist nur zu gut gewesen und hätt's früher schon thun sollen. Nimm dafür meinen Gruß und Glückwunsch an — ich bin auch so ein Stück vom Haus . . ."

Sie waren indessen an der hell erleuchteten gewölbten Steintreppe angekommen, und während Biener hinanstieg, hielt Schildhofer Elisabeth etwas zurück und fuhr leiser fort: „Siehst Du, Frau, wie's gehen kann auf der Welt? Weißt Du noch, wie wir im Hofgarten am Pavillon gesessen sind und haben vom Büchsenhaus gered't, und Du hast die Augen schier nimmer losgebracht von den Thürmen und Bäumen? Nun ist es doch so 'kommen, daß Deine heimlichen Gedanken aus'gangen sind . . ."

Elisabeth erglühte über und über, ihr Geheimniß gekannt zu sehen. „Aber habt Ihr nicht gesagt," flüsterte sie, „es sei nicht gut, wenn man das bekommt, was man sich wünscht?"

„Selbiges ist auch wahr, Frauerl' — aber nit allemal! Bei Dir trifft's nit zu, davon bin ich überzeugt: Du hast Dir's wohl verdient, daß Dir das Glück kommt . . ."

Auf dem Vorplatze der Treppe harrte des Paares neue Ueberraschung. Der ganze hohe gewölbte Raum war in kurzen Entfernungen mit mächtigen Palmen bestellt, welche einen Hain bildeten, der zum Schlafzimmer des Paares führte. Farbige Lampen, dazwischen aufgehangen, verbreiteten ein magisches Licht, und ein feiner Wohlgeruch vermehrte die märchenhafte Täuschung, als wandle man wirklich unter Palmenwipfeln dahin. Hier verabschiedete sich Schildhofer von dem Paare; Biener geleitete die Braut

bis an die Thüre des Schlafgemachs, wo er sie dem wartenden Kammermädchen übergab.

Kurze Zeit nachher lag tief athmende Ruhe und feierliches Schweigen auf den Thürmen und Zinnen des Büchsenhauses. Elisabeth hatte ihre Dienerin entlassen und schritt nun im langen weißen Nachtgewande, die reichen braunen Haarflechten leicht zusammengesteckt, unruhig auf und ab. Ihre Wangen brannten, und dennoch flog es ihr zeitweise wie ein kalter Schauer über den Rücken. Sie blickte um sich, sie besah die reiche, kostbare Einrichtung des Gemachs, wie um sich zu überzeugen, daß sie sich wirklich im Hause des so heiß geliebten Mannes als seine Gattin befand, und ein glühender Strom des Entzückens drang ihr zum Herzen hinan: dann lag es wieder klar vor ihr, wie fremd sie demungeachtet diesem Manne gegenüberstand, daß er vielleicht nichts für sie fühlte, daß er sich mit ihr nur verbunden, weil es Wunsch oder Befehl der Herzogin gewesen — und der Gluthstrom erstarrte wie ein stockender Metallguß und drückte ihr beinahe das Herz ab mit seiner zermalmenden Last. Erschöpft sank sie endlich neben dem hohen Bette, dessen kunstvoll geschnitzte Säulen einen Baldachin von grüner Seide mit rings herabfallenden Vorhängen trugen, an einem Stuhle in die Kniee, stützte die Arme auf den Sitz, drückte das Gesicht in die Hände und wehrte den hervorbrechenden Thränen nicht.

Geräusch neben ihr schreckte sie empor; sie blickte um sich und sprang mit einem leichten Schrei auf, denn neben ihr stand Biener, der durch eine verborgene Thüre eingetreten war. Sie schwindelte und drohte umzusinken. „. . . Excellenz . . . Sie . . .“ war Alles, was sie zu stammeln vermochte. Biener umfing sie mit achtungsvoller Zurückhaltung und geleitete sie an das dem Bette gegenüberstehende Sopha, in welchem er neben ihr Platz nahm. „Sie vergessen, meine Theure,“ sagte er lächelnd,

„daß mir von Ihnen nicht dieser Titel gebührt, sondern ein viel wärmerer — der Ihres Gemahls . . . Mein Erscheinen hat sie überrascht," fuhr er fort, da Elisabeth nur durch noch dunkleres Erröthen zu antworten vermochte, „. . . aber muß ich nicht kommen? Haben Sie mich nicht um eine Unterredung gebeten? Wäre sie wohl früher möglich gewesen? Wir sind ohne Zeugen . . . Niemand wird uns stören . . . reden Sie!"

Elisabeth wollte erwidern, aber sie war noch nicht gesammelt genug, ihr Athem stockte, und der Busen hob sich ängstlich, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. „Fassen Sie Muth und haben Sie Vertrauen zu mir!" begann Biener wieder. „Beruhigen Sie auch mich über das befremdliche Wort, mit dem Sie heute vor der Trauung unser Gespräch abbrachen . . . Habe ich falsch verstanden oder sagten Sie wirklich: ‚Gebe Gott, daß es nicht zu spät ist' . . .? Was könnte zu spät sein?"

Elisabeth raffte sich zusammen. Sie drückte das Tuch vor die Augen, sie zu trocknen, richtete sich etwas auf und fand sogar den Muth, den Blick einen Moment auf Biener ruhen zu lassen. „. . . Ich habe Ihnen nichts zu sagen," flüsterte sie, „aber ich wünschte, von Ihnen eine Frage beantwortet zu hören . . ." Biener gab durch eine leichte Verbeugung seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und sie fuhr fort, indem sie die Augen wieder aufschlug und nun fest auf Biener ruhen ließ, als wollte sie die Antwort nicht blos hören, sondern auch von seinem Gesichte lesen. „Haben Sie," sagte sie, und ihre Stimme zitterte merklich, „. . . haben Sie wirklich bei Ihrer Durchlaucht um meine Hand angehalten?"

„Welche Frage! Warum zweifeln Sie?" rief Biener, möglichst bemüht, seine befremdende Ueberraschung Elisabeth's prüfenden Blicken zu verbergen.

„Der Zweifel ist erklärlich . . . Ich kenne meine eigene

Unbedeutendheit zu gut, um nicht zu wissen, wie wenig an mir ist, was die Theilnahme und die Aufmerksamkeit eines Mannes, wie Sie zu fesseln oder nur anzuregen vermöchte . . . Auch ist Ihnen bekannt, daß Ihr Benehmen gegen mich, so achtungsvoll es immer war, doch entfernt sich nicht eignete, solche hochmüthige Gedanken in mir aufkommen zu lassen . . . ich habe also wohl Grund zu der Frage, und mein Recht, sie zu stellen, liegt darin, daß Glück und Unglück meines Lebens von ihrer Beantwortung abhängt . . ."

Biener sah ernst vor sich nieder; es widerstrebte seinem innersten Wesen, hier eine Unwahrheit zu sagen, und doch war es unmöglich, die Wahrheit zu bekennen: er durfte sein und Claudia's Geheimniß nicht preisgeben. „Sie thun mir vielleicht Unrecht, Elisabeth!" sagte er nach kurzer Pause ausweichend. „Ich habe stets Ihre Vorzüge anerkannt und verehrt, wie ich ein stiller Bewunderer Ihrer Schönheit war . . . Wenn sich das in meinem Betragen nicht kund gab, mag es wohl sein, daß ich kein Jüngling mehr bin . . . dem älteren und kälteren Manne strömt es nicht mehr so feurig und beredt von Augen und Lippen — aber die Leidenschaft wird überdauert von der stillen Neigung . . ."

Elisabeth schüttelte den Kopf, ohne aufzublicken. „Damit haben Sie meine Frage nicht beantwortet . . ."

„Weil sie sonderbar ist — weil sie kaum einer Antwort bedarf! Wenn ich nicht um Ihre Hand gebeten hätte, wie wäre die Fürstin dazu gekommen, es zu sagen und so entschieden zu verkünden . . ."

„. . . Dafür ließe sich vielleicht auch eine andere Erklärung denken!" sagte Elisabeth stockend und mit abgewandtem Gesichte.

„Nun denn — wenn Sie durchaus auf unumwun-

dener Antwort bestehen ... ich kann keine Unwahrheit sagen ... und Ihre Frage nur mit Nein erwidern!"

„Weh' mir!" schrie Elisabeth schmerzlich auf. „Ich hab' es geahnt!" Sie sank zurück und vergrub ihr glühendes Antlitz in den Kissen des Ruhebetts. Biener ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Verstehen Sie mich recht!" sagte er. „Ich hatte der Herzogin vollständig freie Hand gegeben ... sie kannte meine ganze Gesinnung ... was sie that, geschah mit meinem Willen und in diesem Sinne ..."

„Eine gezwungene, eine traurige Auslegung!" weinte Elisabeth und suchte umsonst ihre Hand frei zu machen. „Nicht doch!" sagte Biener begütigend. „Es ist die einzig richtige — die natürliche Auslegung! Die Herzogin hat für mich und in meinem Sinne gehandelt; wenn Ihnen das nicht genügt, müßten Sie mir eine Gegenfrage erlauben ..."

„Und diese ist?"

„Ich habe voraus gewußt, daß Sie, wie ich, den Schritt, der uns für unser ganzes Erdendasein verbunden hat, nur mit voller Ueberlegung gethan haben. Ich wußte das, weil ich Ihre edle Gemüthsart kenne, und sehe es nun durch das Gewicht bestätigt, daß Sie auf die mir gestellte Frage legen ... aber wenn dem so ist, wie kommt es, daß Sie diese Frage erst jetzt stellen? Daß das Bedenken, das ihr zu Grunde liegt, erst jetzt in Ihnen rege geworden ist?"

„O, nicht erst jetzt," flüsterte Elisabeth hinter dem verbergenden Tuche hervor, „vom ersten Augenblicke an hat mich der Gedanke gequält!"

„Und warum haben Sie dann geschwiegen bis jetzt? Geschwiegen bis zu diesem Augenblicke, wo ich das Bedenken, wäre es begründet, mit Ihnen als verspätet be-

klagen müßte? Was konnte Sie bestimmen, ein so gewagtes Spiel zu spielen?"

Elisabeth hielt ihr Tuch noch immer vor das Gesicht; aber an Hals und Nacken sah man das dunkle Erröthen, das sie überflog und Zeuge ihrer Verwirrung war. „Sie zögern?" fuhr Biener fort „Muß ich dann nicht glauben, daß irgend ein besonderer Beweggrund bestehen müsse, der trotz dieses Zweifels an meiner Gesinnung Ihnen die Verbindung mit mir als wünschenswerth erscheinen ließ? — Ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Beweggrund kein gewöhnlicher, kein Ihrer unwürdiger gewesen sein kann . . . welche Vermuthung wollen Sie nun, daß ich festhalte? . . ."

Elisabeth wandte sich noch mehr ab. „Fragen Sie mich nichts mehr," sagte sie, „. . . ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben . . ."

„Warum nicht?" fragte Biener dringend. „Muß es nicht zu unserm beiderseitigen Wohle klar werden zwischen uns? Und bleibt mir etwas Anderes als die Besorgniß, daß Sie in sich ein Geheimniß bergen, das auch mich betrifft, auf das ich jetzt ein Recht habe, und das Sie mir durch Ihr Schweigen verweigern?"

Elisabeth machte eine rasche Wendung und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte; eben so rasch aber sank sie in ihre vorige Verhüllung zurück und seufzte: „. . . Ich kann nicht."

„Dann weiß ich," sagte Biener, indem er sich erhob, „wie wir künftig zu einander stehen werden — dann bitte ich um Entschuldigung, Sie so lange der Nachtruhe entzogen zu haben . . ." Er machte eine höflich kalte Verbeugung und wollte der Thüre zu; allein auch Elisabeth war aufgesprungen und hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie!" rief sie ängstlich. „Ich lasse Sie

nicht . . . Sie dürfen mich nicht verlassen, eh' Sie Alles wissen . . ."

„Hören Sie denn!" fuhr sie in steigendem Kampfe zwischen Angst und Verschämtheit fort, indeß Biener auf sie niederblickte. „Ich habe die Frage, welche ich heute gegen Sie ausgesprochen habe, schon hundertmal auf der Zunge gehabt, so selten und flüchtig mir auch die Gelegenheit zu Theil wurde, Sie allein zu sehen . . . hundertmal ergriff ich die Feder, sie niederzuschreiben . . . ich unterließ es immer wieder . . . weil . . . weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, Sie vielleicht dadurch zu verlieren . . . weil die Hoffnung, Ihnen anzugehören, mir über Alles ging . . . weil . . . ich . . . Sie . . . liebe . . ."

„Elisabeth!" rief Biener, während sie zu seinen Füßen auf die Kniee niederglitt und unter erstickenden Thränen rief: „Jetzt wissen Sie Alles . . . jetzt kennen Sie mein Geheimniß und meine Schwäche . . . jetzt verachten Sie mich!"

„Das werde ich nicht . . ." erwiderte Biener ergriffen und bemühte sich, die Knieende empor zu heben. „Empor an meine Brust, Elisabeth! Ich werde ein Herz nicht verachten, das sich mir in solcher Unschuld, in solch' kindlichem Vertrauen entgegen trägt! Und wußte Claudia um diese Liebe?"

„. . . Sie wußte darum . . ."

„O dann wird mir Alles vollends klar! Es wird hell, wie über einem dunkeln Bergthale der erste Strahl die höchste Bergspitze erhellt, daß sie in ihrer himmelsnahen Erhabenheit, in unnahbarer Schönheit dasteht, vom Sonnenlichte bekränzt! — Richten Sie das Antlitz empor, Elisabeth! Diese Liebe soll nicht verloren sein! An meinem Herzen will ich sie tragen, als ein kostbares Juwel, das mir der Himmel so sichtbar durch die Hand der edelsten, hochherzigen Frau zur Bewahrung übergeben hat! Ich

nehme das Kleinod an und will es bewahren, als ein redlicher Hüter, eingedenk der Hand, aus der ich es empfing!"

Elisabeth hatte sich emporgerichtet und stand ihm zur Seite, indem sie, leicht von seinem Arme umschlungen, sich an ihn lehnte und ihren Kopf an seine Brust schmiegte. Er neigte sich herab und drückte ihr einen Kuß auf die schöne aufgehellte Stirne.

Von drunten aber, durch die Baumwipfel aus der dunkeln Nacht empor stieg feierlicher Gesang. Es war der Orgelmacher mit seinen Singknaben, und wie ein freundlicher Zuruf zu dem geschlossenen Bunde erklangen aus den zartkräftigen Knabenkehlen die Liebesworte des Liedes:

Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Sturm und Wetter anfeucht',
So wird die Lieb' in uns Beiden auch groß
Durch Kummer und Trübsal und mancherlei Loos!

Neuntes Kapitel.

Im Floitenthal.

„Du wirst müd' sein, und wir haben noch ein gutes Stück Weg vor uns: also setz' Dich nieder und ruhe ein wenig aus, Afra!" sagte Franz, indem er vor einem moosbewachsenen Felsblocke anhielt, der wie eine natürliche Ruhebank am grasigen Wegabhange lag. Damit reichte er ihr die Hand, um ihr über den etwas stark ansteigenden Pfad heraufzuhelfen, und geleitete sie, als sie festen Fuß gefaßt hatte, an die Stelle, wo das Moospolster des Felsens den

weichsten Sitz darzubieten schien. Afra folgte mit etwas geröthetem Angesichte und stützte sich ausathmend auf den Stein, indem sie Franz mit einem kurzen dankenden Blicke ansah. „Ich dank' Dir schön," sagte sie, „weil Du gar so viel gut bist mit mir — aber ich bin nit müd' . . . es sind ja keine anderthalb Stunden, daß wir von der Bas' fort sind . . ."

„Das macht nichts," erwiderte Franz, indem er den Rücksack von ungebleichtem Zwilch etwas lüpfte und sich auf seinen mächtigen Bergstock lehnte, „ist der Weg nicht weit, so ist er dafür steil und mühselig, besonders wenn man das Bergsteigen etwas verwöhnt hat. Und was wir noch vor uns haben, das verlangt erst noch recht tüchtige Füße und frische Kraft. Auch ist das gar ein freundliches Plätzel, wo es wohl der Müh' werth ist, auszurasten: von da sieht man noch einmal auf's Dorf und in's Zillerthal zurück. Siehst Du, dort über das Gereut und die Finkenberger Obstgärten hin, der weiße, spitzige Thurm, das ist der Thurm von Mayerhofen, und das Wasser, das sich d'rüber hinaus durch den grünen Grund hinschlängelt, das ist der Zillerbach. Man sieht ihn bis fast nach Zell hinauf, und wenn die Bäume und die Erlstauden nicht wären, müßte man die weißen Häuser von Zell sehen . . ."

Das Mädchen warf einen träumerischen Blick in den wunderbaren, tief unten hingestreckten Thalgrund hinab, aber ihre Seele war nicht bei dem Blicke und schien mit andern Gedanken und Gegenständen beschäftigt. Franz bemerkte es und ließ ab, ihre Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. „Du bist in Deinem Sinn schon auf dem Wege voraus," sagte er, „ich seh' es wohl. Hab' nur Geduld, wir machen uns bald wieder auf die Füße, wir haben noch einige Stunden zu gehen, und der Weg ist bald so gut wie gar keiner. Hast Du Dir denn den Ort auch richtig sagen lassen, daß wir nicht irr' gehen?"

„Ganz genau," erwiderte Afra, „sobald es finster geworden ist, müssen wir hinter der mittleren Alm im Floitenthal sein."

„Da haben wir wohl noch vier Stunden zu gehen. Das Wasser, das Du da drunten brausen hörst, das ist der Zemmbach; wenn wir den Teufelssteg, der da droben über ihn hinüberführt, hinter uns haben, geht's eine gute Weil' am Dornauerberg hin . . . bis zu dem zackigen Kar, der dort links so eisgrau hereinschaut. Das ist der Dristen-Kopf: wenn wir bei dem vorbei sind, haben wir den Eingang in's Floitenthal — von da bis zur mittlern Alm sind immer noch ein paar Stündeln . . ."

„Du bist gut bekannt in der Gegend!" warf Afra ein.

„Ich hab' den Weg schon einmal gemacht," sagte Hartmann. „Wie ich das erstemal in Innsbruck war, bin ich einmal herein gewandert zum Vergnügen. Ich hab' die schöne Gegend so gern, und d'rinnen im Floitenthal, wo die Steinböcke daheim sind, und der Salzburger Bischof seine eigenen Wächter aufgestellt hat, da wohnt ein Vetter von mir. Es ist ein alter Jäger, ein Gefreundeter von meiner Mutter, und ist einer von den Steinbockhütern. In seiner Wachthütte wollen wir auch übernachten, wenn der Gottesdienst vorbei ist, denn in der Finsterniß können wir doch nicht mehr zurück auf dem gefährlichen Steig."

„Du bist viel zu gut mit mir, Franz!" sagte Afra mit einer Thräne im Auge. „Du hast auf Alles gedacht . . ."

„Es freut mich, wenn's Dir so vorkommt!" erwiderte Franz nicht ohne einen sichtbaren Anflug von Trauer. „Ich hab' Dir kein Geheimniß daraus gemacht, daß ich den Weg nicht gern gehe, aber weil Du's durchaus willst, und weil ich's einmal versprochen hab', will ich's auch thun, wie's recht ist . . . aber sei nicht bös darüber, wenn ich es

jetzt wieder sage — noch ist es Zeit: Du solltest Dir's doch noch einmal überlegen."

Afra sah ihn mit großen Augen an. „Und was soll ich mir überlegen?" fragte sie.

Franz legte den Bergstock in's Gras und setzte sich neben sie auf den Felsblock, „Deine Baſ' drunten in Mayerhofen," sagte er herzlich, weiß es nicht anders, als daß Du eine Wallfahrt nach Maria-Rast machen willst. Sie glaubt uns jetzt schon weit auf dem Weg in die Gerlos . . . Wie wär's, wenn wir das wirklich thäten, was Du blos als Ausrede gebraucht hast? Wer weiß, ob Du nicht auch droben in dem Muttergottes-Kirchlein Dir ein ruhiges Gemüth holen könntest . . . wie wär's wenn wir wieder umkehrten?"

Er hielt Afra zurück, die mit einer entschieden abwehrenden Geberde hastig aufspringen wollte. „Bedenk', was Du wagst!" sagte er mit steigender Innigkeit. Die Leut', die das veranstaltet haben, haben's recht gut ausgedacht, daß sie sich da herein in die Wildniß flüchten. Im Floitenthal ist Niemand, als die Steinböcke, und wir stehen d'rinnen schon auf Salzburgerland, wohin die Tiroler so leicht nicht kommen . . . aber selber die Steinböck' können das Ding aufbringen. Die Thiere sind gar wild und scheu, und die vielen Leute und das Reden und Singen in der Nacht kann sie leicht noch wilder machen und sie versprengen. Wenn's Einer von den Hütern bemerkt . . ."

„Sorg' Dich nit," sagte Afra, „es ist kein Mensch in der ganzen Gegend, der's verrathen will. Die Bergknappen vom Heinzenberg und die Bauern von allen Dörfern und Höfen rund herum sind bei der Gemeinde oder sind ihr doch geneigt . . was wollen da die paar Wächter machen! Bis sie etwas erfahren, sind Alle wieder aus einander und daheim . . ."

„Wenn sie's nur nicht zu früh erfahren! Die Bauern

und die Wächter sind einander feind auf Tod und Leben. Die Bauern wollen's nicht vertragen, daß sie auf die schönsten Almweiden ihr Vieh nicht treiben und den Kühen und Geisen nicht einmal Glocken anhängen dürfen, damit nur die Böcke nicht erschreckt und versprengt werden sollen. Die Wächter verklagen Einen sogar, dem es beim Hüten einfallt, zu singen oder einen Juhschrei zu machen. Es kann anders geworden sein seitdem, aber früher sind sie gewesen wie Hund und Katz' und haben einander angethan, was nur möglich war . . . Bedenk', Afra, wenn's verrathen würde! Ich rede nicht davon, was für strenge Strafen in Tirol auf der heimlichen Ketzerei stehen, wie sie's nennen — aber an das Herzeleid von Deinem alten Vater sollst doch denken, wenn Dir etwas zustoßen thät'?"

„Ich hab' mir Alles zuvor überlegt," sagte Afra, „ich hab' mir's einmal vorgenommen und will nicht umkehren, wo ich schon so nahe dabei bin. Das ist ja mein Jammer, daß ich dem Vater und Dir solches Herzleid anthun muß . . . deswegen mach' ich ja eben den Gang, ob ich nichts erfahren kann, was in mir selber Frieden macht, damit ich dem Vater die Sorg' und Dir das Grämen erspar' . . . also kann ich nit anders, und solltest mir nit abreden, Franz!"

„Wenn ich mir nur einbilden könnte, was Du so eigentlich zu erfahren hoffst!" erwiderte Franz kopfschüttelnd. „Was Du Neues erfahren kannst! Wie die Lutherischen ihren Gottesdienst halten, weiß Du wohl vom Hörensagen — was kann es Dir innerlich helfen, wenn Du selber zusiehst und zuhörst . . ."

„Es ist mir nicht um den Gottesdienst . . . es ist mir um die Lehr'; die will ich hören von Mund zu Mund und von Angesicht zu Angesicht . . ."

„Die Lehre macht's nicht aus, Afra!" sagte Franz mit nachdrücklichem Ernst. „Ich bin auf der Wanderschaft

und auf meinen Kriegsfahrten viel herumgekommen und hab' die Katholischen gehört und die Lutherischen und die Calvinisten, die Christen und die Juden — was sie predigen und sagen, das klingt bei Allen gut und fromm und heilig . . . aber was sie thun, das schaut oft ganz anders aus, und ich meine doch, der rechte Glaube müßte daran am Leichtesten zu kennen sein, daß er die besten Menschen macht. Auf das, was man thut, kommt's an: nicht auf das, was man sagt . . ."

„Und welchen hälst Du dann für den wahren Glauben?" fragte Afra begierig.

„Das ist nicht so geradehin zu beantworten," erwiderte Franz nach einigem Besinnen, „aber ich will Dir wohl sagen, was darüber meine Gedanken sind. Die Sonne hat noch eine gute Weil', bis sie sich da hinter uns am Grünberg versteckt: dabei erfährst Du auch, was es gewesen ist, was mich wieder zurückgeführt hat zu meinem alten Glauben. — Du weißt, ich bin draußen im Bayerischen gebürtig, in München, wo mein Vater ein Beterl'macher gewesen ist. Das ist eine armselige Profession, denn wenn auch jeder gestrenge Herr, so gut wie jeder Bauernknecht, seinen Rosenkranz im Sack stecken hat, so dauern sie doch einmal zu lang', und man verdient nicht das Schmalz auf die Suppe dabei. Du kannst Dir darum wohl denken, daß die meiste Zeit bei uns der Schmalhans Kuchelmeister war, zumal nachdem der Vater todt war. Um die Mittagszeit hat mir die Mutter einen Hafen gegeben; mit dem bin ich zu den Franziskanern oder in ein anderes Kloster gegangen und habe an der Porten Klostersuppe gebettelt. Vom Lernen war keine Red', und ich war schon ein hochaufgeschossenes Bürschel von dreizehn Jahren, als mich einmal bei den Jesuiten der Bruder Portner zu sich hineinwinkte und mich fragte, ob ich mir nicht ein paar Kreuzer verdienen und in der Comödie mitspielen wolle.

Die Jesuiten und ihre Studenten spielten nämlich alle Jahre ein paarmal Comödie; damals hatten sie ein gar großes Stück vor, den Sturz der Engel, und da fehlte es an Leuten, die die Engel und die Teufel vorstellen sollten. Du kannst Dir denken, daß ich mich nicht besann, Ja zu sagen. Ich wurde, weil ich leidlich gut gewachsen war, zu einem Engel gemacht, bekam vollauf zu essen und kam in eine neue Welt hinein, von der ich gar keine Ahnung gehabt hatte. Ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als auch lesen und sonst Alles zu lernen, was die Studenten konnten — am meisten aber beneidete ich den Einen, der den Erzengel Michael vorstellte und sang, einen großen schönen Menschen, der in Helm und Harnisch mit dem langen blonden Lockenhaar so schön aussah, daß ich ordentlich eine Furcht vor ihm hatte, als wenn er der Heilige selber wäre. Die Sache hatte auch eine andere gute Folge, denn ich war nun im Collegium bekannt geworden, und der Frater Portner, der sich um mich annahm, und dem ich meine Wünsche anvertraute, brachte es dahin, daß ich als Lehrjunge in die Klosterdruckerei und an den Preßbengel kam. Ich hatte nun, was ich verlangte, und mit Hilfe des Fraters hatte ich bald lesen gelernt, daß man mich auch beim Setzen verwenden konnte. Mein Fleiß und Eifer gefiel dem Pater, der die Druckerei unter sich hatte, und er gab mir Unterricht im Latein, daß ich auch dafür zu brauchen war. Das war ein neues Leben für mich, denn Alles, was ich zu setzen hatte, war mir neu und diente, mich zu belehren und zu unterrichten. Außer den Schulbüchern waren es meistens Streitschriften gegen die Ketzer, die darin widerlegt und geschimpft und verspottet wurden, daß ich mir einen Lutherischen nicht anders vorstellen konnte, als wie einen Erzbösewicht und einen hell-lichten Teufel. Da geschah es, daß einmal ein lutherischer Prädikant entdeckt wurde, der von Augsburg her heimlich in die

Stadt gekommen war und einige geheime Anhänger besucht hatte. Die Bürger wurden gestraft, denn es stehen in Bayern gar schwere Strafen darauf, wie in Tirol, wer vom alten Glauben abfällt. Von dem Prädikanten aber hieß es, er sei kein richtiger Prediger, sondern ein Landstreicher, der sich nur dafür ausgegeben habe; dafür sollte er gestäupt und aus der Stadt gewiesen werden. Mir ließ es keine Ruhe, den Mann zu sehen, und so wußte ich es einzurichten, daß ich aus dem Collegium kam, das nicht weit vom Neuhauser=Thor liegt, gerade zu der Zeit, wie er hinausgejagt wurde . . ."

Afra machte eine Bewegung und wendete sich mit steigender Erwartung dem Erzähler zu.

„Das neugierige Volk stand dichtgedrängt in der Nähe des Thors," fuhr dieser fort; „in der Mitte ragten die Hellebarden der Stadtwächter empor, und auf einen Eckstein springend, sah ich zwischen den Wächtern einen stattlichen Mann mit dunklem langem Haupthaar und Bart, bis an die Mitte des Leibes entblößt, dahinschreiten. Hinter ihm kamen einige Schergenknechte, welche mit mächtigen Ruthen abwechselnd grimmige Hiebe auf den entblößten Rücken führten. Das Blut strömte über denselben, und bei jedem neuen Hiebe wurden Stücke von Haut und Fleisch losgerissen. Vor dem Prädikanten ging rückwärts gewendet ein Knecht, der dem Gemarterten die Spitze seiner Hellebarde vor die Brust hielt, um zu verhindern, daß er nicht durch schnelleres Gehen den schmerzvollen Weg abkürzen könne. Der Prädikant aber schien an so was nicht zu denken; aufrecht und fest schritt er daher und gab durch keine Miene den Schmerz zu erkennen, den die zerfleischenden Hiebe ihm verursachen mußten. Von Zeit zu Zeit hob er die gebundenen Hände empor und sprach mit lauter kräftiger Stimme ein Gebet; die Büttel

verboten es ihm aber, und als er nicht gehorchte, verbanden sie ihm den Mund mit einem Tuche . . ."

Afra schauderte zusammen.

„Du schauderst," sagte Franz, „mir ist es ebenso ergangen. Mein Herz wollte mir springen, daß man einen Menschen so mißhandeln konnte, weil er einen andern Glauben hatte, als den unsrigen, und mich überkam eine Art Ehrfurcht vor dem Manne, der es im Stande war, so für das zu leiden, was ihm für heilig galt. Wer das vermochte, konnte kein so entsetzlicher Bösewicht, konnte kein Teufel sein, und wenn ihn sein Glaube so stark machen konnte, mußte ich nicht an der Wahrheit dessen zweifeln, was ich in den Jesuitenschriften darüber gelesen und sonst gehört hatte? Ich eilte fort, denn ich vermochte den Anblick des Blutenden nicht mehr zu ertragen, ich war stutzig und unruhig geworden und konnte mit meinen Gedanken und Zweifeln nicht in's Reine kommen, denn ich mußte mich wohl hüten, etwas davon gegen irgend Jemand laut werden zu lassen ... So kam der Sommer heran und mit ihm ungeheurer Schrecken über die ganze Stadt. Die Schweden waren überall Sieger geblieben im ganzen Reich, und ihr König Gustav Adolph kam von Ingolstadt heran und sollte jeden Tag seinen Einzug in der Hauptstadt des Bayerlandes halten. Der Kurfürst Maximilian war entflohen; wer noch irgend 'was zu retten hatte und sich's vermochte, der schickte sich an, es auch zu thun. Die dableiben mußten, sahen sich als verlorene Menschen an und lagen in den Kirchen Tag und Nacht auf den Knieen. Wo Einer dem Andern begegnete, nahm er Abschied von ihm und erzählte, was er von den Gräueln gehört, womit die Schweden das Land verwüsteten. Es hieß, der König wolle München an allen vier Ecken anzünden und mit Allem, was darinnen war, vernichten, wie der bayerische Feldherr Tilly Magdeburg zerstört hatte, denn München,

hatte er gesagt, fängt nicht umsonst mit dem nämlichen Buchstaben an, wie Magdeburg. Am Morgen des Einzugs war ich wieder um die Wege und sah den König zum Neuhauserthore hereinreiten, mit seinen Generalen und vielen tausend Soldaten, im blanken Harnisch und Helm, unter welchem das lange Haar herabwallte, mild und freundlich und gar nicht so schrecklich, als ich ihn mir eingebildet hatte. Er grüßte nach allen Seiten das erschrockene, zitternde Volk, und seine blauen Augen leuchteten so mächtig, daß es mir wider Willen vorkam, als sähe ich den Erzengel Michael aus dem Engelsturze vor mir. Er verschonte die Stadt und die Einwohner und begnügte sich mit einer Contribution an Geld. War ich zuerst schon irre geworden, so konnte ich es mir vollends nicht zusammenreimen, daß ein so schöner Mann, ein so edel aussehender Kriegsheld der Verfechter und Anführer einer so schlechten Sache sein sollte, und daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern glühende Kohlen auf dem Haupte Derer sammelte, die gegen seine Glaubensgenossen so grausam gewesen waren. Ich konnte dem Drange nicht mehr widerstehen, mehr und Genaueres von der neuen Lehre zu erfahren, und entschloß mich, München zu verlassen und mein Glück auf der Wanderschaft zu versuchen. Ich mußte es heimlich thun, denn es war bei harter Buße verboten, nach ketzerischen Ländern zu wandern, und nach diesen stand ja gerade mein Verlangen. In der Unruhe, welche die Anwesenheit der Schweden über die Stadt gebracht hatte, gelang es mir auch, zu entkommen, und bald war ich auf dem Wege nach Sachsen, denn dort hoffte ich Alles, was ich wissen wollte, am besten zu erfahren."

Hier hielt Franz inne, blickte in den Himmel empor, der sich abendröthlich zu färben anfing, und dann auf die Landschaft, über welche sich schon die Schatten der Berghäupter auszustrecken begannen. „Aber," sagte er dann,

„es ist wohl Zeit, daß wir aufbrechen — die Ahornspitze da drüben fängt schon zu glühen an; es wird gar geschwind dunkel in den Thälern, und wir müssen vor der Finsterniß die schmalen und gefährlichen Bergwege hinter uns haben. Ich kann Dir ja auch im Gehen weiter erzählen, und um nach Mayerhofen umzukehren, ist's doch wohl zu spät. Giebst Du meinem Zureden nach, so können wir das Wächterhäuschen meines Vetters aufsuchen und Nachtquartier nehmen . . .“

Afra hatte sich erhoben und schritt neben Franz her, der den abgelegten Rücksack wieder aufgenommen hatte und in seiner Erzählung fortfuhr.

„Was ich Dir bisher gesagt habe, war, wie ich zum lutherischen Glauben hingezogen wurde — jetzt kommt, was mich wieder davon abgestoßen hat. Ich war lang' in Leipzig, hörte und las und fühlte mich gar sehr erbaut und angezogen von gar Manchem, was ich erfuhr über den Ablaß und über das Priesterthum, über das Abendmahl und die ewige Gnadenhoffnung der Menschen: Eines aber wollte mir gar nicht gefallen — das war der Haß und die Erbitterung, mit der sich die Neugläubigen unter einander verfolgten, wenn sie verschiedener Meinung waren über irgend etwas. Sie sind in einige Secten, in Lutheraner und Calvinisten, und wieder in Flacianer und Philippisten zerfallen, die sich über der Lehre vom Abendmahl und von der Gnade und andere Dinge streiten, die ich Dir ein andermal auseinandersetzen will. Ich habe Manches davon begriffen und erlernt, denn das Meiste, was ich zu setzen hatte, waren, wie bei den bayerischen Jesuiten, grobe, heftige Streitschriften, womit sie über einander herfielen. Ich sah, daß es mit den Neugläubigen ebenso beschaffen war, wie bei den alten; es giebt vortreffliche Leute darunter, wie unter diesen, aber alles Unrecht, alle Laster und alle Sünde, die hier vorkommt, ist auch dort in gleichem

Maße vorhanden. Ich hab' mich überzeugt, wie ich weiter hinausgekommen war in den Norden. Es war in Braunschweig, einer schönen, uralten Stadt; da fand ich Arbeit und nahm mein Quartier bei einer armen alten Frau, die in einem engen dunkeln Gäßchen unter'm Dache wohnte und mir einen Verschlag davon abließ, denn ich war eben sehr knapp daran mit meinem Verdienste und brauchte ja nicht mehr, als eine Stelle zum Schlafen. Der alten Frau that gleichwohl das Bischen gut, das sie von mir erhielt, denn sie war in einer grenzenlosen Armuth, und darum blieb ich bei ihr, auch als es mir später wieder besser ging. Sie verdiente sich ihr kärgliches Brod kümmerlich mit Spinnen und saß oft die halbe Nacht bei Rocken und Spindel, denn sie kam damit auch im Finstern zurecht, und gar oft, wenn ich gegen Morgen aus dem ersten Schlaf aufwachte, hab' ich sie gehört, wie sie die Spindel warf und dazu vor sich hinmurmelte. Ich fragte sie einmal darüber, aber sie wich mir aus und sagte ernsthaft, sie brauche gar wenig zu schlafen, sie habe es verlernt. Ich hätte gern mehr von ihr gewußt, denn sie war eine gar eigene Frau; trotz aller Armuth sah man es ihrem Wesen und ihren Reden an, daß sie einmal in bessern und vornehmern Verhältnissen gewesen sein mußte. Unter der schlechten schwarzen Haube sah reiches aber schneeweißes Haar hervor, und auch in dem hagern langen Gesichte war keine Spur von Farbe, als die schwarzen großmächtigen Augen, vor denen man fast erschrak, wenn sie Einen damit so durch und durch ansah. Anfangs wies sie jeden Versuch, etwas über sie zu erfahren, so kalt und ernsthaft zurück, daß mir wohl die Lust verging, weiter zu fragen: wie ich aber länger bei ihr war, wurde sie freundlicher, und als ich mich zum Weiterwandern entschloß und Abends zum letztenmal in die Dachkammer hinaufkletterte, da erzählte sie mir freiwillig ihr ganzes Schicksal, damit ich

manchmal an sie denken und nicht glauben solle, sie sei eine Thörin oder wohl gar verrückt gewesen. Da erfuhr ich nun, daß sie die Frau eines reichen Kaufherrn war, der hatte Hennig Brabant geheißen und war etwa dreißig Jahre einer der Ersten der ganzen Bürgerschaft gewesen, war in den Rath gekommen und zuletzt gar Bürgermeister geworden. Dazu brachte er es aber besonders dadurch, weil er sich um die Bürger und um das Volk annahm, weil er ihm alle möglichen Rechte und Freiheiten bewahren und erhalten wollte, und besonders, weil er nicht litt, daß die Prädikanten und Pastoren sich die geistliche Herrschaft anmaßen und die Gemüther mit ihren Spitzfindigkeiten reizen und bedrängen sollten. Darüber wurden sie ihm feind und gaben ihn vor dem Volke für einen heimlichen Calvinisten aus, der die Stadt calvinisch machen wolle und einen Bund mit dem Teufel habe. Einen gezähmten Raben, den der Hennig in seinem Garten hielt, der ihm auf die Schultern flog und das Futter aus der Hand nahm, nannten sie einen Hausteufel, der ihm jede Stunde zu Diensten sein müsse . . ."

Die Wanderer waren an einer Stelle angekommen, wo der Weg sich in eine steile Schlucht verlor. Zur rechten Seite standen die schroffen Felswände thurmhoch empor, zur Linken stürzte die Schlucht senkrecht in eine bodenlose Tiefe ab, aus welcher das Brausen des eingezwängten Zemmbachs betäubend emporscholl, daß jedes Wort in dem Getöse verloren ging. Nach ein'gem Emporsteigen führten ein paar quer gelegte, nothdürftig behauene Balken über den lärmenden Tobel, gerade gegenüber einer dunkeln, moosbewachsenen Klamm, aus welcher der Bach sich schäumend und zürnend herunterstürzte. Als Afra an Franzens Hand den schwindelnden Steg zurückgelegt hatte, auf der andern Seite der Pfad sich bequemer und breiter abwärts senkte, und das Tosen des Wild-

wassers in der Ferne verhallte, nahm Franz seine Erzählung wieder auf.

„Das Volk ließ sich aufreizen, und es dauerte nicht lange, so war Hennig Brabant ebenso verhaßt, als er zuvor beliebt und verehrt gewesen. Eines Tages brach der Aufruhr los, das Volk stürmte und plünderte das reiche Kaufhaus und wollte den Bürgermeister vor die Richter schleppen, die schon auf ihn warteten, um ihm das Todesurtheil zu sprechen. Hennig entfloh vor dem wüthenden Haufen und war schon nahe am Thore, als er stürzte und das Bein brach, daß er nicht mehr fort konnte und von den Aufrührern eingeholt und ergriffen wurde. Ohne sich um seine Heilung zu kümmern, schleppten sie den wunden Mann vor die Richter, die ihn, da er seine Unschuld betheuerte und die Verbrechen, die man ihm vorhielt, nicht eingestand, in seinem elenden Zustande auf die Folter spannen ließen. Selbst an das gebrochene Bein legten sie ihm die Schrauben und die spanischen Stiefel an, aber trotz aller Martern blieb der starke Mann standhaft und bekannte nicht, wessen er sich nicht schuldig wußte. Da, während sie den Armen eben auf der Leiter gereckt und emporgezogen hatten, kamen Knechte vom Rathhause her zum Gefängniß gelaufen und brachten eine Einladung an die Richter und Beisitzer. Auf dem Rathhause war ein großes Gelage zugerüstet worden, um den Sturz Hennig's zu feiern: dazu sollten sie kommen und auch ihren Theil haben an der allgemeinen Lustbarkeit. Die Richter und die Prediger, die dabei waren, ließen sich das nicht zweimal sagen: sie folgten der Einladung und höhnten den Gemarterten, statt ihn loszulassen: er sollte sich besinnen, er habe Zeit dazu, während sie beim Mahle wären. Selbst die Büttel gingen davon — der Angeschraubte konnte ihnen ja doch nicht entkommen. Es kümmerte sich auch Niemand um ihn, als seine Frau; die benützte die Gelegenheit, um sich

einzuschleichen und ihm wenigstens Trost zuzusprechen. Das war meine Alte von der Dachkammer. ‚Das waren entsetzliche Stunden,‘ sagte sie, als sie es mir erzählte, ‚wie ich neben dem Manne, der mein Alles gewesen war, so dakniete und ihn rettungslos in den entsetzlichsten Schmerzen daliegen und dahinsterben sehen mußte, in seiner Unschuld und als ein Opfer der Bosheit . . . Ich konnte nur weinen und jammern . . . aber er bedurfte meines Trostes nicht . . . er hielt standhaft aus . . . und wie die Richter Nachts betrunken von ihrem Gelage zurückkamen und die Blutarbeit wieder aufnehmen wollten, da hatte er das Ziel erreicht . . . er sah mich noch mit einem letzten liebevollen Blicke an und rief: „Lebe wohl, Katharina . . . ich hab' es überstanden und habe für den Herrn gestritten!“ Damit schloß er die Augen und entfloh seinen Peinigern. . . . Er hat's wohl überstanden,‘ schloß sie, ‚ich aber leide an den paar Stunden noch fort und fort, ich liege jeden Tag und jede Stunde auf der zweifachen Folter — darüber verlernt sich das Schlafen!‘ So sagte die Alte und gab mir die Hand zum Abschied: ich aber ging zum Thore hinaus und war ergrimmt in Gedanken über die Herzenshärtigkeit der Menschen und grollte der neuen Lehre, daß auch sie nicht im Stande ist, sie ganz zu schmelzen. Ich habe seitdem oft an des unglücklichen Hennig Brabant verlassene Wittib gedacht und hoffe zu Gott, daß sie nun doch schon lang' erlöst ist und das Schlafen wieder gelernt haben wird!“

Afra schwieg und ging eine Weile nachsinnend neben Franz her. „Ist das die Antwort auf meine Frag'?“ sagte sie dann.

„Sie liegt d'rinn',“ erwiderte er, „. . . ich hab' herrliche, brave Leute gefunden unter den Katholischen, wie unter den Lutheranern und Calvinisten, aber überall auch die gleiche Unduldsamkeit und Härte. Jeder Glaube hat etwas Wahres: die ganze Wahrheit, wie der Heiland sie



gelehrt und wie sie in der heiligen Schrift verborgen liegt, hat Keiner — die ist verloren gegangen! Einmal aber wird eine Zeit kommen, wo man von all' diesen Unterschieden nichts mehr weiß, wo alle Menschen Brüder sind und einander lieben, wie Brüder — das wird dann das echte Christenthum sein und der wahre Glauben! — Ich werd' es nicht erleben, daß das geschieht, und vielleicht gehen manche hundert Jahre bis dahin vorüber: d'rum bin ich bescheiden zu meinem alten Glauben zurück; ich habe das Grübeln aufgegeben — es muß Gottes Wille sein, daß die Menschen durch so viel Jammer einander zur Einsicht bringen — inwendig aber hoff' ich und träum' ich doch von der kommenden Zeit . . . ich habe dem Pater Guardian mein ganzes Herz ausgeschüttet . . . und er hat gesagt, das sei keine Sünde, er glaube und hoffe auch auf Christi Verheißung, daß einmal nur Ein Hirt sein wird und Eine Heerde!"

Afra war noch immer still; wie sehr sie aber erregt war, zeigte das leichte Roth ihrer Wangen, das trotz der einbrechenden Dämmerung nicht zu verkennen war. Nach einer Weile reichte sie ihm die Hand, er drückte und hielt sie fest und sagte stehenbleibend: „Hier ist der Scheideweg, Afra — die einzelnen Häuser da drüben, wo sie just das Licht in den Stuben anzünden, sind die Günzlinger Asten, die Vor-Almen, die im ersten Frühjahr bezogen werden. Fast gerade gegenüber ist der Eingang in's Floitenthal . . . Bist noch alleweil entschlossen, wie zuvor?" Afra nickte nur, worauf er den Weg nach links einschlug und entschlossen sagte: „In Gottes Namen also — vorwärts!"

Der Eingang in's Floitenthal war bald erreicht. Zu beiden Seiten ragten hohe waldige und felsige Bergrücken empor, nur durch das steinige Rinnsal des Floitenbachs getrennt, der von den Fernern im Hintergrunde des Thals lustig daherrauschte. Trotz der zunehmenden Dunkelheit

war die grasreiche Flur, zu welcher sich das Thal dann erweiterte, noch wohl zu unterscheiden; die Tannen, die es umkränzten und an den Bergen hinankletterten, die dunkeln Hütten, in denen das Sommerheu aufbewahrt werden sollte, hoben sich noch vollkommen erkenntlich von dem Nachtgrauen ab, in welchem langsam Himmel und Berge verflossen. Allmälig verengte sich das Thal wieder, die Felsen rückten immer höher und näher heran, die Bäume wurden immer seltener, immer kleiner, unscheinbarer, und bald, nachdem noch eine letzte Rasenflur durchschritten war, empfing die Wanderer das hintere Floitenthal in seiner ganzen furchtbaren Erhabenheit. Nachdem sie eine Weile fortgegangen, begann der Himmel sich zu lichten, denn über einem der Felshörner war der Vollmond hinter dünnem Gewölke sichtbar und gab Helle genug, alle Schauer und Schrecken des Ortes zu erkennen. Der steinige Boden, reichlich mit Geröll und Felstrümmern bedeckt, vermochte keinen Grashalm mehr zu ernähren, nur hie und da wankte eine dürre Distel oder ein halbvertrocknetes Farrenkraut. Schwarzgrau und kahl starrten die Felswände in die Höhe, nicht einmal die genügsame Legföhre vermochte auf ihnen fortzukommen, und darüber stiegen die Steinmassen in den abenteuerlichsten Zacken, Rissen und Spitzen unheimlich in den bleichen Mondhimmel empor. In der Mitte, im Hintergrunde des Thals, ragte ein breites schwarzes Gebirge mit eisbedecktem Haupte empor, von welchem sich schimmernde Schneerisse und Eisrunsen herniederstreckten. Die Wanderer waren nicht mehr allein in der Wildniß; aber es trug nur dazu bei, deren Schauer zu erhöhen, wenn hie und da ein Steinbock mit seinem wunderbaren Gehörn erschreckt aufsprang und das Gestein unser seinen Sätzen rollen und kreischen ließ, oder wenn irgend an den Felsen eine dunkle Menschengestalt dahinhuschte und erinnerte, daß die



Wüstenei zum Versammlungsorte Mehrerer dienen sollte.

Franz blieb stehen und deutete zu dem weißleuchtenden Ferner empor. „Das ist der Tauern," sagte er, „der ist unübersteiglich; auf der andern Seite liegt das Prettau und das Ahrenthal. Der hohe steile Kegel, der heißt das Teufelseck, und was da in die Höhe steigt, als wie die Trümmer von einem verfallenen Schloß, das ist der Floitenthurm. Von da werden wir wohl auch nicht mehr weit haben, bis wir an Ort und Stelle sind, und wenn mich der Mondschein nicht täuscht, so spielt dort an der überhangenden Wand etwas wie Feuerschein . . ."

Die Rede und Beobachtung Franzens wurde durch eine rauhe Männerstimme unterbrochen, welche dem Paare ein gebieterisches Halt und Wohin entgegenrief, während hinter einem Felsblocke sich eine dunkle Gestalt aufrichtete, und etwas wie der Lauf einer Büchse sich den Ankommenden entgegenstreckte. „Zum kreuztragenden Lamm!" antwortete Afra, worauf der Bewaffnete bei Seite trat, und die Beiden seitwärts in eine kleine Schlucht einbeugten, welche von einem Wildwasser gebildet zu sein schien und einen ziemlich geräumigen Versteck bildete. Eine breite, etwas überhangende Felswand ließ eine Art Höhle entstehen, in welcher männliche und weibliche Gestalten, in dem Halbdunkel kaum unterscheidbar, durch einander drängten. Franz fand für Afra einen Felsenriß aus, in welchem sie Beide bequem stehen und Alles, was vorging, übersehen konnten. Sie waren eben zur rechten Zeit gekommen, denn die Gluth, welche am Ende der Schlucht glimmte, wurde aufgeschürt und mit bereitgehaltenen Scheiten genährt, so daß bald eine starke Flamme emporloderte. In ihrem Scheine erblickte man an der innern Felswand eine etwas erhöhte Platte und auf dieser im schwarzen Prediger-Talar, einen jungen Mann der die Arme über die niederknieende Ver-

sammlung ausbreitete und feierlich begann: „Der Herr segne Euch! Der Herr erhebe sein Antlitz auf Euch und lasse sein Licht leuchten über Euch, auf daß Eure Füße wandeln auf dem Pfade des Friedens!“ Das Amen der nächtlichen Gemeinde antwortete dem Segensspruche, und der Prediger begann, das Lied „Ein' veste Burg ist unser Gott“ mit Salbung vorzusprechen — die Andächtigen sprachen es nach, denn zu singen durften sie nicht wagen, um nicht durch den Hall der Berge verrathen zu werden. Dann folgte die Predigt, eine kurze Uebersicht der ganzen Glaubenslehre enthaltend, an welche sich eine feurige Ermahnung reihte, auszuharren im Glauben und sich nicht schrecken zu lassen durch die Macht der Menschen und feindliche Verfolgungen um des Herrn willen, denn der Lohn werde nicht ausbleiben. „Verzaget nicht,“ schloß der Prediger, „weil wir, um dem Herrn zu dienen in seiner rechten Weise, den Deckmantel der Nacht und die Hülle des Geheimnisses borgen und uns verkriechen müssen in die Höhlen der Berge, gleich dem wilden Gethier des Waldes! Berge sind rings um Jerusalem her, sagt der Psalmist, und der Herr ist rings um sein Volk her, ein rings schirmender Wall, ein unüberwindliches Bollwerk! Verzaget nicht! Wir werden nicht zu Schanden werden, denn wir haben die Verheißung Dessen, der da sagt: Eh' als die Erde ward, war ich gegründet! Noch waren die Abgründe des Meeres nicht, und ich war schon — noch waren keine Quellen hervorgebrochen — ehe die Berge befestigt wurden, ehe die Hügel erschienen, war ich geboren! Verzaget nicht in der Trübsal — die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes, selbst im Tode wird sie keine Qual berühren! Vor den Augen der Thörichten scheinen sie zu sterben; ihr Ausgang aus dieser Welt wird für ein Uebel, ihre Hinfahrt für eine Zerstörung gehalten . . . sie aber sind im Frieden! Verzaget nicht und harret

aus in der Liebe des Herrn! Die Liebe ist das Höchste! Viele Gewässer löschen die Liebe nicht aus, Ströme verschwemmen sie nicht — gäbe auch Einer das ganze Vermögen seines Hauses für Liebe: als hätte er nichts gegeben, weiset man ihn verächtlich ab! Hänget die Liebe wie einen Siegelring an Euer Herz, traget sie wie einen solchen an Eurem Arme! Wer in diesem Schmucke erscheint, gehört zu den Auserwählten, welche dem Lamme folgen, wohin es auch geht! Wie Gold im Ofen, hat der Herr sie geprüft, wie ein Brandopfer angenommen, darum werden sie in Gnaden angesehen werden zur Zeit der Heimsuchung! Harret aus und verzaget nicht — kommen wird die Zeit, da es heißet: Stehe auf und werde erleuchtet, Jerusalem — denn es ist Dein Licht gekommen, und die Herrlichkeit des Herrn ist aufgegangen über Dir! Dann wird der Herr einen Bund machen mit dem Volke, dem Lande wieder aufzuhelfen — er wird den Gefangenen sagen: Gehet heraus, und zu denen in der Finsterniß: Kommet an's Licht! Selig dann, die da ausgeharret haben und nicht verzagt sind — sie werden unter den Erstlingen des Herrn auf dem Berge Sion stehen, die seinen und seines Vaters Namen auf ihren Stirnen geschrieben haben! Sie werden mit einstimmen in das neue Lied, das da lauten wird: Hallelujah dem Ewigen, der sich uns erwiesen hat als ein gnädiger und gerechter Gott! Hallelujah dem Erlöser, dem kreuztragenden Lamme von Ewigkeit zu Ewigkeit — Hallelujah! — Amen!"

Tief ergriffen lauschte die Gemeinde der begeisterten Rede des Lehrers; Afra war wie unwillkürlich in die Kniee gesunken und weinte. Nach einem feierlichen Schweigen begann der Prediger wieder: „So haben wir nun, meine Brüder und Schwestern im Herrn, den Glauben und die Liebe wieder angefeuert in unsern Herzen: tretet denn

heran, das Gelöbniß zu erneuern, Euch ganz zu vereinigen mit dem Erlöser — tretet heran zum Tische des Herrn!"

In der Gemeinde entstand eine feierliche Bewegung; die Vordersten traten vor den Felsblock hin und empfingen aus der Hand des Predigers Brod und Wein zur Feier des Abendmals. Tiefes, andachtsvolles Schweigen lag auf der Versammlung, nur von den Schritten der Vortretenden und von dem wiederholten Murmeln des Priesters unterbrochen. Plötzlich nahm jedoch die Bewegung einen hastigen, unruhig drängenden Charakter an; die rückwärts Stehenden warfen sich ängstlich auf die Vordern, bange Stimmen wurden laut — eh' aber der Prediger und die Vordern sich besinnen konnten, war die Ursache der Verwirrung klar. Vom Eingange der Schlucht her leuchteten Fackeln, blitzten Hellebarden und Büchsen, und schollen rauhe Stimmen durch einander. Den Versammelten war jeder Ausweg abgeschnitten, denn die nach drei Seiten aufsteigenden Felsenwände höhnten jeden Versuch, sie zu ersteigen. Schreiend, unter Verwünschungen, Jammerrufen und Gebeten wogte und drängte die Schaar durch einander, über das Geschrei hinaus aber erscholl eine scharfklingende helle Stimme, welche über die Verwirrung hinrief: „Ergebt Euch ohne Widerstand, Ihr Abtrünnigen! Ihr seid eingeschlossen und überwältigt — Sehet nun, daß Ihr einem Götzen gedient habt! Wo ist Euer Baal, daß er Euch rette? Heran, Soldaten, ergreift die Meineidigen, die Gottlosen, schlagt sie in Bande und schleppt sie zum Gerichte, denn es ist besser, daß der Leib verloren gehe, wenn nur die Seele gerettet wird!"

Der Befehl wurde rasch vollzogen; von einer Felsenspitze am Eingange aus überblickte und überwachte den Vollzug ein junger hagerer Mann mit bleichem, eingefallenem Gesichte, in welchem schwarze stechende Augen

blitzten. Das fahlblonde Haar war kurz geschoren; der Körper steckte in dem schwarzen Talar der Jesuiten. Es war Pater Gravenegger, der neu ernannte Hofprediger von Innsbruck. Die wehrlose, überraschte und erschreckte Gemeinde wagte und versuchte keinen Widerstand; ruhig ließen sich die Meisten binden und fortführen, Einige vor Schrecken unfähig, einen Laut von sich zu geben, Einige unter Thränen, Bitten und Anrufungen des Herrn, Viele mit ernster, gottseliger Fassung und Ergebenheit. Einzelne hatten versucht, sich durchzudrängen und ihr Heil in der Flucht zu suchen; Gravenegger aber schrie den Soldaten zu, Jeden niederzuschießen, und einige wohlgezielte Schüsse, die ihr Opfer niederstreckten, zeigten, wie vergeblich jeder Versuch zu entfliehen sei.

Bald war die ganze, etwa aus hundert Köpfen bestehende Versammlung überwältigt und fortgeführt. Franz hatte Afra beim Beginn des Ueberfalls tief in die Felsenspalte hineingedrängt, daß sie unmöglich gesehen werden konnte; er selbst entzog sich den Blicken der Verfolger dadurch, daß er sich am Boden hinstreckte. Es hätte einer genauen Untersuchung bedurft, ihn zwischen den Trümmern und Zacken zu entdecken, und zu dieser nahm die mit ihrem Fange vollauf zufriedene Schaar sich nicht die Zeit. So lag er wohl eine Stunde lang und wagte kaum zu athmen, bis der Lärm der Abziehenden völlig verhallt, und in der Wildniß die Nacht mit der Stille zurückgekehrt war, denn der Mond war hinabgegangen. Behutsam erhob er sich, um nach Afra zu sehen, und fand sie in einem ohnmachtähnlichen Zustande der Erschöpfung und Verwirrung. Sie richtete sich auf, aber sie schien kaum recht zu begreifen, was vorging. „Komm,“ sagte er, „ich glaube, daß wir jetzt entrinnen können. Durch's Thal selber dürfen wir freilich nicht hinaus, das werden sie besetzt haben — aber nebenan muß der Bleierz-Kar sein; durch den führt ein

Felsenspalt in's Stillup-Thal hinüber . . . können wir das erreichen, so sind wir wohl geborgen . . ."

Afra folgte dem behutsam Leitenden, aber wie unwillkürlich; sie starrte vor sich hin, fuhr sich von Zeit zu Zeit wie ängstlich über die Stirne und murmelte vor sich hin. Franz konnte nur einzelne Worte, wie vom Berge Sion, vom kreuztragenden Lamm und vom ewigen Hallelujah verstehen. Besorgt blickte er sie an: „Nimm Dich zusammen, Afra," sagte er, „wir werden's brauchen . . . besinne Dich, der Schrecken hat Dir den Sinn verwirrt . . ."

Das Fortschreiten in der kalten Nachtluft schien allmälig beruhigend und ernüchternd auf sie zu wirken, daß sie im Stande war, den steilen, finstern und gefährlichen Weg durch die Stillupper-Schlucht an Franzens Hand zurückzulegen. Die Anspannung hielt jedoch nicht lange an, und noch war der Ausgang der Schlucht nicht vollständig erreicht, als ihre Kraft so sehr zusammenbrach, daß sie wankte und sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Mit Mühe und großer Anstrengung gelang es ihm, die halb Bewußtlose bis in's Stillupp-Thal zu bringen, indem er sie bald führte, bald trug: im Thale angekommen, fühlte aber auch er seine Kräfte schwinden. Er war außer Stande, Afra weiterzubringen, denn der Weg bis in einen bewohnten Ort, dem sie unbedenklich nahen durften, betrug im günstigsten Falle noch einige Stunden. Aber auch den Morgen im Freien zu erwarten, war unmöglich, denn der Himmel hatte sich vollständig umwölkt, und ein starker Regen, mit reichlichen Schneeflocken gemischt schlug näßend und erkältend nieder. Ueberdies war Afra's Zustand immer bedenklicher geworden; sie lag zusammengebrochen und besinnungslos unter einem Felsabhang, der sie für den Augenblick nothdürftig schützte; ihr Kopf glühte, ihre Wangen brannten im Fieber, und was sich hie und da von den heißen trockenen Lippen löste, waren halbe, irre Worte,

leere, unverständliche Laute. Besorgt und sinnend sah Franz um sich und suchte sich in dem öden Thale zurecht zu finden. Er wußte, daß die Hütte seines Vetters, des Steinbockwächters, sich in dieser Gegend befinden mußte, aber es fehlte jeder Anhaltspunkt, sie zu entdecken. Mit einemmale glaubte er in einiger Entfernung Licht zu bemerken; rasch kletterte er die Felsen bis zu der Stelle hinan und gewahrte bald mit großer Freude das Wächterhäuschen und durch das erleuchtete Fenster desselben den ehrlichen graubärtigen und kahlen Kopf seines Vetters. Rasch hatte er ihn herausgerufen und ihm Alles, was ihm nöthig schien, mitgetheilt. Der Alte sah den späten und unerwarteten Besuch zwar etwas verwundert und befremdet an, doch grüßte er den Vetter, reichte ihm die Hand und war bereit, ihm und seiner Gefährtin Nachtherberge zu geben. Mit seiner Hilfe war Afra bald heraufgebracht und auf dem trocknen Mooslager und einer warmen Wilddecke gebettet. Sie wußte kaum, was mit ihr vorging, und verfiel in tiefen, wenn auch fieberhaften Schlaf. Auch für Franz, bei dem die Natur endlich nicht minder ihr Recht forderte, bereitete der Alte ein Lager und schickte sich dann an, die Hütte zu verlassen. „Behüt' Dich, Got, Vetter," sagte er, „schlaft nur ganz ruhig. Ich komm' erst mit dem Tag wieder, muß noch ein bissel hinaus und nachsehen — es wird' auf der Höh' anschneien, da wechseln die Böcke gar zu gern."

Franz schlummerte rasch ein und hörte kaum mehr, daß der Wächter die Thüre schloß, und daß es einige Zeit dauerte, ehe sein Fortgehen hörbar wurde.

Einige Stunden waren so vergangen, der Regen hatte aufgehört, und ein heller Morgen blitzte sonnig in die niedere Wächterhütte. Franz fuhr wie von einem plötzlichen Schlage aufgeschreckt empor und sah die Thüre der Hütte offen, vor derselben aber einen Haufen Soldaten

unter Anführung seines Vetters. Entsetzt sprang er auf: „Was ist das? Vetter — Du bist zum Judas geworden an Deinem eigenen Fleisch und Blut? Du hast Deinen Vetter verrathen?“ Der Alte lachte ihn höhnisch an, strich einige Goldstücke ein, welche einer der Bewaffneten ihm als Lohn auszahlte, und rief: „Was Vetter! Ein Ketzer ist mein Vetter nicht!“

Franz hatte einen raschen Blick auf Afra geworfen, welche wie im Todesschlafe lag; noch war ihm nicht alle Hoffnung verloren — er sah einen starken Jagdspieß in der Hütte lehnen, hatte ihn im Sprunge ergriffen und stürzte auf die Soldaten los, . . eh' er sie erreichte, füllte Knall und Pulverdampf die Hütte, und er lag schwer getroffen neben Afra. Mit tiefem, wüthendem Schmerze gewahrte er, wie die Soldaten Afra emporrissen und ihr die Hände knebelten . . . er fühlte die Bande an seinen eigenen Gliedern und wußte nicht mehr, was um ihn geschah.

— — — Wenige Tage später war das Vorzimmer des Kanzlers schon früh am Morgen von Leuten besetzt, welche auf das Erscheinen des Mannes harrten, dessen Wort wieder unbezweifelt das entscheidende im Lande geworden war, und in dessen Macht es abermals stand, mit einem Winke, einem einzigen Federzuge über das Wohl und Wehe von Tausenden zu verfügen. In einer Fensternische lehnte der Regierungs-Accessist Kolb und blätterte in einem Buche, das er, vertraut mit dem Orte und seinen Gewohnheiten, aus einem der hohen, mit Schnitzwerk verzierten Schränke genommen hatte, die sich an den Wänden des Vorzimmers, fast die Decke erreichend, hinzogen. In der Mitte des Gemachs stand der Cornet Georg von Neuhaus, in vollster kriegerischer Parade und mit soldatischer Ungeduld, indem er bald mit gekreuzten Armen und dröhnenden Schritten auf- und abging, bald sich an seinem Anzuge zu schaffen machte oder das am Gürtel angehakte

Schwert klirrend auf das Getäfel des Fußbodens fallen ließ. Furchtsam in einer Ecke zusammengedrückt standen drei Personen, welche der Anzug und die ganze Haltung auch ohne den gelben Tuchlappen auf der Brust als Juden kennzeichnete. Es war der Wechsler Abraham May, seine Frau und der Knecht Aaron. Der alte Mann sah die meiste Zeit still vor sich auf den Boden nieder, als wäre er in tiefen Gedanken und Sorgen versunken; Haar und Bart waren fast vollständig weiß geworden, er schien gebrochen und verlassen von der rührigen Regsamkeit, die ihn sonst belebt hatte. Auch die Frau sah betroffen und abgehärmt aus und flüsterte nur manchmal zu dem Alten einige Worte hinüber, zu denen er beistimmend nickte oder den länger gewachsenen Bart strich. Aaron allein war unruhig, und unter den rothen Haarbüscheln seiner Augenbrauen fuhren die grauen Augen suchend und spähend umher. Während die beiden Andern, geübt in der Geduld und im Warten erprobt, ruhig sich auf das Kommende gefaßt hielten, hatte er etwas von der Ungeduld des Cornets an sich und wandte sich zuletzt an den alten Diener, der am Eingange saß und des eintretenden Gebieters harrte. „Seine Excellenz," sagte dieser auf seine Frage, „müssen jeden Augenblick kommen: ob er aber Zeit hat, Euch anzuhören, das weiß ich nicht. Er muß sogleich zur Durchlaucht und wird sich nicht lang' aufhalten . . . dann müßt Ihr halt ein anderesmal kommen, morgen oder übermorgen . . ."

Der alte May hatte die Rede gehört und fuhr darüber aus seinem Brüten auf. „Gott Abraham," sagte er, „wie soll ich kommen zu warten bis morgen! Ich muß sprechen die Excellenz noch heut', noch in dieser Stunde — bis morgen ist es zu spät . . ."

Der Diener erwiderte nichts, sondern sprang auf und riß die Flügelthüren aus einander, er hatte Schritte im

Vorsaale vernommen, deren Gewicht ihn den Kanzler erkennen ließ. Dieser war auch bereits an der Schwelle und trat so rasch ein, daß er noch die letzten Worte des Juden vernahm. Während er dem Diener Hut und Handschuhe übergab, flog sein Blick durch das Gemach und musterte die Anwesenden. „Was ist hier so Dringendes," sagte er, „was bis morgen schon zu spät wäre? — Ah, sieh da, mein junger Freund!" unterbrach er sich dann, gegen Kolb gewendet und ihm einen freundlichen Gruß zuwinkend. „Sie gedulden sich wohl einen Augenblick?" — Damit wendete er sich wieder den Uebrigen zu und maß die Gruppe der Juden mit prüfenden Augen. „Ist das nicht Abraham May, der reiche Wechsler und Makler von Innsbruck?" rief er dem Alten zu, der ihm mit unterwürfiger Verbeugung entgegentrat.

„Ich bin geheißen Abraham May," sagte der Jude, „und bin ein Wechsler — aber reich! Ich will verlahmen und verkrummen, wenn ich bin nicht geworden ein armer Mann! Was hab' ich gehabt für Verlust, schweren, schweren Verlust über Verlust . . . Excellenz wissen selbst, wie es mir gegangen übel mit der Weinlieferung, die sie mir haben geconfiscirt von wegen der Contumaz . . ."

„Das war wohlverdient!" entgegnete Biener mit finsterm Stirnrunzeln. „Wer um seines Gewinnes willen Leben und Gesundheit eines ganzen Volkes auf's Spiel setzen kann, dem hätte wohl eine noch ärgere Strafe gebührt. Aber wenn Er wirklich heruntergekommen ist, liegt die Schuld sicher nicht an der eingezogenen Weinlieferung — das sind ganz andere Geschäfte, die Ihm Schaden gebracht haben! Das sind die bösen Schuldner, wie ein gewisser welscher Graf, oder der andere Herr, von dem Er sich eine Verschreibung auf die Bärenhaut geben ließ, ehe der Bär erlegt war. Das stete Prolongiren kann Ihn wohl ruinirt haben . . . aber Er ist sicher nicht

zu mir gekommen, um mir von Seinen Geschäften zu erzählen . . Was führt Ihn her? Was ist's, das nicht einmal bis morgen Zeit haben soll?"

„Ich hab' eine Tochter . . '" begann Abraham, unterbrach sich aber augenblicklich selber, indem er sich mit beiden Händen in den grauen Bart fuhr. „Was red' ich doch daher von Haben! Das Leidwesen muß haben verwirrt meinen alten Kopf! Ich hab' gehabt eine Tochter — ein einziges Kind, Excellenz! Meine Sarah ist gewesen die Hoffnung und die Freud' von meinem Leben . . . das letzte grüne Blatt in meinem verdorrten Alter . . ."

„Ich erinnere mich!" entgegnete Biener. „Sie ist Ihm entflohen und will Christin werden?"

„Wie heißt entflohen?" sagte der Alte mit auflodernden Zorn in den Augen. „Entführt ist sie mir worden, Excellenz! Schändlich, gewaltsam entführt von einem Christen! Der Herr soll lassen das Gras wachsen vor seiner Thür!"

„Ich kenne die Sache. Er hat einen wackern jungen Mann verdächtigt, als habe er unerlaubte Buhlschaft getrieben mit einer Jüdin und habe sie entführt. Die Sache ist streng untersucht worden, aber das Gericht hat gefunden, daß keine Schuld an ihm liege — die wiederholten eigenhändigen Briefe Seiner Tochter sagen, daß sie Christin werden will und Sein Haus ganz aus freiem Antriebe verlassen hat . . ."

„Es kann nicht sein, Excellenz — meine Sarah ist immer gewesen eine gute Tochter . . . sie kann nicht sein gegangen freiwillig aus dem Haus von ihrem Vater. Der Christ hat sie verblendet, verzaubert, verführt . . ."

„Die Untersuchung hat keinerlei gravirendes Indicium gegen den jungen Mann ergeben. Seine Behauptung ist bloße Leidenschaft und ohne allen Beweis!"

„Ohne Beweis?" rief Aaron giftig, der nicht länger

an sich zu halten vermochte. „Ist das kein Beweis, daß ich ihn selbst gesehen habe mit meinen Scheinlingen, wie der Goi ist spazieren gegangen und hat schön gethan heimlich mit der Kalle . . .?“

Biener sah den Burschen vernichtend an; dann sagte er, sich zu Abraham wendend und auf die ängstlich danebenstehende Frau deutend. „Das ist ohne Zweifel Seine Frau? Und wer ist der Bursche, der sich ungefragt in's Gespräch drängt?“

„Das ist Aaronleben, meines Bruders Sohn, und ist gewesen der bestimmte Bräutigam von Sarah . . .“

„Um Biener's Mund zuckte es höhnisch. „Und das Mädchen wußte um diese Verlobung? Und Er redet mir noch vor von Verführen und Entführen? Wahrlich, da hat sie nichts gebraucht, um davonzulaufen, als nicht blind zu sein!“

Aaron zuckte sich duckend zusammen, wie Jemand, der einen unerwarteten Schlag abwehren will, Abraham aber zerrte unwillig an seinem Barte und erwiderte halblaut: „Bei uns ist es so Brauch, Excellenz, daß die Tochter nur sieht mit den Augen des Vaters . . .“

„Meinetwegen denn!“ rief Biener. „Was raubt Er mir dann mit solchen Dingen meine kostbare Zeit? Noch dazu, da, so viel mir erinnerlich, der Aufenthalt Seiner Tochter gänzlich unbekannt ist?“

„Nicht mehr, Excellenz,“ sagte der Alte hastig, „seit heute nicht mehr! Sie ist bei den Servitinnen im Kloster. Das ist es, warum ich bin gekommen heut', warum es wäre zu spät, wenn mir nicht wird geholfen noch heut' — denn morgen soll sie abschwören den Gott ihrer Väter und soll werden getauft feierlich und öffentlich in der Klosterkirche . . .“

„Was soll ich dabei thun?“ rief Biener sich abwendend. „Der junge Henrici ist freigesprochen vom Gericht

— der Ausspruch des Gerichts ist unabänderlich. Das Mädchen ist freiwillig von Ihm gegangen, sie ist freiwillig da, wo sie sich befindet . . . ich kann sie ebenso wenig aus der Freistatt des Klosters reißen, als ich sie zwingen kann, Jüdin zu bleiben! — So ist das Gesetz!"

„Ist das Gesetz?" sagte der alte Jude, vor Aufregung bebend. „Darf die Tochter verlassen den Vater, wie eine Frucht, die wird gebrochen vom Baum, und der Baum muß sie lassen brechen und sich nehmen von dem Nächsten Besten, den's gelüstet nach der schönen Frucht? Ist das Gesetz, Excellenz . . .? Dann will ich auch nicht mehr fragen und mich ängstigen und jammern! Komm, Rebekka, komm' nach Haus, setz' Dich auf den Boden in Deinem Gemach und zerrauf' Dir das Haar . . . auch ich will zerreißen mein Gewand . . . das Kind, das Du mir hast geboren, unsere Tochter Sarah ist gestorben . . ." Damit faßte er den Kragen seines Rocks und riß ihn bis zum Gürtel entzwei; dann verließ er schweigend und ohne Gruß mit Frau und Neffe das Gemach.

Der Kanzler stand indeß bereits vor dem Cornet, der sich zu soldatischem Gruße in strammer Haltung aufgerichtet hatte. „Er ist mir bekannt," sagte er, „ich muß dies Gesicht schon einmal gesehen haben . . . Sein Name und Seine Absicht?"

„Ich heiße Georg Neuhaus, Cornet im Fußregiment Neu-Arch, und komme auf den Wunsch des Herrn Kammer-Präsidenten von Schmauß . . ."

„Ah, findet man endlich den Weg zu mir? — Aber wie ist mir denn? Ist Er es nicht, der mir bei der Einweihung der Scharnitzer Festungswerke die Verhaftung eines Vagabunden meldete und es gar nicht begreifen konnte, daß ich den Erbärmlichen laufen ließ? — Er ist es . . . ich erkenne Ihn wieder und weiß noch gar wohl,

daß ich Ihm einen Posten als Kerkermeister versprochen habe . . ."

Neuhaus war bis in die Lippen erblaßt; er vermochte nicht zu sprechen und deutete nur mit einer schwachen Handbewegung auf Kolb hin an, daß noch ein Dritter zugegen sei. „Was ich Ihm zu sagen habe," fuhr Biener streng fort, „kann Jedermann hören. Ich habe mich nach Seinen Qualitäten erkundigt: Er soll als Soldat wohl brauchbar, auch sonst nicht ohne Kenntnisse sein . . . in der Festung Rattenberg ist die Stelle eines Schloßhauptmanns erledigt: Er soll sie haben und soll die Veste und die Staatsgefangenen hüten . . ."

Neuhaus wollte etwas erwidern, wurde aber barsch unterbrochen. „Kein Wort!" rief der Kanzler. „Er weiß, was Seiner wartet. Er hat einem ehrbaren Frauenzimmer die Ehe versprochen und sie verführt. Entweder lasse ich Ihm den Proceß machen, lass' Ihn infam cassiren und schick' Ihn als Arrestanten auf den Rattenberg, oder Er geht dahin als Schloßhauptmann — aber wohlgemerkt, mit Seiner Frau oder Braut, wie Er's nennen will. Heute Abend um fünf Uhr ist Seine Trauung bei den Kapuzinern: ich werde selbst zugegen sein. Jetzt geh' Er und seh' Er zu, ob man nicht wenigstens durch Zwang noch einen ordentlichen Menschen aus Ihm machen kann!"

Der Cornet salutirte kurz und entfernte sich knirschend, während Biener sich schon Kolb zugewendet hatte und ihm gnädig die Hand zum Gruße bot. „Ich weiß, warum Sie da sind," sagte er, „Sie wollen Abschied nehmen . . ."

„Ja und danken, daß Excellenz meine Bitte gewährt haben . . ."

„Da ist nichts zu danken. Was Sie sich erbeten haben, würde mancher Andere als Strafe ansehen. Man

muß so genügsam sein wie Sie, mein junger Freund, um mit der Stelle eines Gerichts=Adjuncten fürlieb zu nehmen."

„Sie ist für mich genügend. Durch meinen Vater, dessen Leben und Gewohnheiten mit dem Aufenthalte in der Stadt innig verwachsen waren, war ich an dieselbe gebnnden. Sein Tod hat mich dieser Rücksicht entbunden, ich kann meiner Neigung zum Landleben folgen und bin glücklich, es in dieser Stelle thun zu können, die mir verschafft, was ich bedarf und mir doch den Weg nicht verschließz, mir Verdienste zu erwerben nnd höher zu steigen!"

Biener sah ihn fest an. „Sind Sie ganz aufrichtig?" sagte er. „Haben Sie dabei keine andern Gründe?"

„Keinen, den ich zu verschweigen hätte. Eure Excellenz haben die Güte gehabt, mich vor meinen sämmtlichen Collegen zu bemerken und auszuzeichnen. Dieser Vorzug wird mir lebenslang zur Freude und zum Stolze gereichen — aber damit er das kann, durfte es nicht den Anschein haben, als verdanke ich meinen Lebensweg dieser unverdienten Auszeichnung. Hätten Sie mir eine bessere Stelle gegeben, so würde alle Welt über den Schützling und Günstling losziehen — in meiner jetzigen Stellung muß die Welt das wohl bleiben lassen!"

„Sie sind, wofür ich Sie gehalten habe!" erwiderte der Kanzler warm, indem er die Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte. „Ich hätte es wohl übernommen, diese Protection zu rechtfertigen, aber Sie werden Ihren Weg auch ohne dieselbe machen. — Aber ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben? Es ist viel über mir dahingebraust in den letzten Monaten, und doch ist mir nicht entgangen, daß Sie sich etwas von mir zurückgezogen haben . . . Sie haben etwas auf dem Herzen gegen mich?"

„. . . Excellenz . . . wie würde es mir geziemen . . .“

„Weichen Sie mir nicht aus. Ich glaube sogar den Tag zu wissen, seit welchem diese Veränderung eintrat. — Es war damals, als Sie mir von der Proceßentscheidung in Sachen des Klosters Stams gegen einen gewissen Bauersmann erzählten. Ich hatte für nöthig gefunden, das Urtheil zu ändern — ich gab Ihnen meine Gründe dafür — sollte es mir nicht gelungen sein, Sie zu überzeugen?“

Kolb bedachte sich einen Augenblick. „Und wenn es so wäre?“ sagte er dann. „Es steht mir nicht zu, Excellenz dies zu sagen. . . . aber wenn ich den erst vor wenigen Augenblicken ausgesprochenen Grundsatz: ‚der Ausspruch des Gerichts ist unabänderlich‘, mit jener Handlungsweise nicht zu vereinen vermöchte? Wenn ich es nicht zusammenreimen könnte, daß ein Mann, der das Recht so hoch stellt, mitunter sich hinreißen läßt, die eigene Meinung mit dem Rechte zu verwechseln?“

„Gut, sehr gut,“ unterbrach ihn Biener, „ich liebe diese Offenheit, und Sie sollen Antwort haben, volle, genügende Antwort . . . gerade von Ihnen möchte ich nicht . . .“

Der alte Diener, der sich nach dem Eintritte des Kanzlers zurückgezogen hatte, öffnete hier die Thüre und rief: „Die Herren Gesandten von Graubünden . . .“ — „Wir werden unterbrochen,“ rief Biener, „aber es wird sich wohl Gelegenheit finden, unserer Unterredung fortzusetzen. Ich hoffe nicht aus dem Leben zu gehen, eh' ich mich mit Ihnen in's Reine gesetzt habe. Leben Sie wohl und besuchen Sie mich nochmals vor Ihrer Abreise . . .“

„Ich weiß nicht, ob es mir noch möglich werden wird . . .“

„Wirklich? Nun dann bedenken Sie sich nochmals, was ich Ihnen schon früher zur Aufklärung gesagt habe: Sie

werden einsehen und zugeben müssen, daß ich recht gethan. Leben Sie wohl — auf fröhliches Wiedersehen!"

Kolb entfernte sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung. Die Graubündner waren eingetreten: es waren drei ansehnliche Männer in der schwarzen Adelstracht der Zeit, nur über die Brust eines Jeden hing ein breites graues Band von gewässerter Seide, die Farbe und das Abzeichen der vereinigten Bünde. Der vierte war älter und größer als die übrigen; er trug einen grauen Lederkoller, darüber einen schwarzen, mit Silber eingelegten Küraß und eine Pickelhaube derselben Art auf dem stolz emporgetragenen Haupte. „Erlauben Sie, Excellenz," sagte einer von den Adeligen, ein alter Mann mit eisgrauem Barte und gleichfarbigem Haarschopfe, der allein auf dem kahlen Haupte stehen geblieben war, „daß ich, nachdem ich schon vorgestern die Ehre hatte, unser Creditiv zu übergeben, Ihnen zuvörderst meine Herren Mitgesandten, deren gleichzeitige Ankunft ein Zufall verzögert hat, vorstelle . . ."

„Das ist vollkommen unnöthig, mein Herr von Castelberg!" entgegnete der Kanzler mit verbindlicher Würde. „Ist es doch erst kurze Zeit, daß ich bei Ihnen in Ihrer Heimath war und die Häupter der würdigen Grisonen kennen lernte. Willkommen, Herr von Porta! Ihre Hand, Herr Ambrosius von Planta auf Räzüns . . . Seien Sie mir willkommen in Tirol!" Damit hatte er jedem der Genannten die Hand geboten und geschüttelt und stand jetzt vor dem Kriegsmanne. „Nur diesen edlen Kriegshelden kenn' ich nicht . . ."

„Ich bin an den Engpässen gegen Serbelloni gestanden, als Sie in Castels waren!" sagte der Soldat. „Mein Name ist Georg Jenatsch."

„Ah, sein Sie mir gegrüßt, edler Oberst!" rief Biener, „Ich habe schon lange gewünscht, Sie kennen zu lernen, denn auch außer dem Davos und dem Engadein weiß man

von dem Pfarrer von Semaden zu erzählen, der Agende und Talar um den Säbel vertauschte! Daß man Sie mit abgesandt hat, ist ein gutes Zeichen für unser Geschäft: man hat in Innsbruck so wenig als in Wien vergessen, welch' warmen Freund das Haus Oesterreich an Ihnen besitzt . . ."

Der Edle von Planta lachte höhnisch, indem er sich über das kurzgeschorene rothe Haupthaar fuhr. „Ja ja," rief er, „dafür ist der Oberst in den Bünden bekannt!"

„Hat auch dessen nie ein Hehl gehabt!" erwiderte der Oberst rasch, indem er sich wie erwartend und herausfordernd gegen den Edelmann wandte.

„Nicht doch, Ihr Herren," rief der Kanzler dazwischen, „das hört sich ja beinahe an wie ein wiederbeginnender Zwist! Soll der Friede nach außen hergestellt sein, und im Innern die Zwietracht wieder entbrennen? Die Freiheit, die sich die Bünde nach außen errungen haben, muß der Kitt sein, der auch zwischen ihnen die Parteien zusammenhält!"

„Der Kitt!" lachte Planta wie zuvor. „Ein gutes Gleichniß! Der Kitt, der uns mit Oesterreich verbinden soll, ist eben nicht überall so fest, wie bei Oberst Jenatsch. Bei den Planta's ist er noch zu flüssig . . . das mag von dem Blute meiner drei Vettern kommen, das unter'm Henkerbeil geflossen ist . . ."

„O wecken Sie die unselige Vergangenheit nicht auf!" rief Biener abwehrend. „Sie muß vergessen und vergeben sein mit Allem, was von beiden Seiten Blutiges gefehlt worden ist!"

„Wir wollen es versuchen!" sagte Planta einlenkend und etwas milder. „Deswegen sind wir hier. Sie haben uns auf Sanct Jakobstag beschieden, um die unterschriebe-

nen Verträge auszuwechseln. Schon gestern war der Tag, und wir harren noch immer auf die Erledigung . . ."

„Legen Sie das den Umständen, nicht unserm Willen zur Last!" erwiderte Biener. „Ihro Durchlaucht ist erst unlängst, noch dazu höchst angegriffen, von der Reise nach Polen zurückgekehrt: es war nicht eher möglich, den Abschluß zu erwirken, aber noch heute sollen die Papiere in Ihren Händen sein."

„Wir hoffen das!" rief Planta. „Die Sache war abgemacht, also werden Sie es begreiflich finden, daß die Zögerung eben nicht geeignet ist, das Vertrauen zu stärken. Wir sind nicht gesonnen, uns hinhalten zu lassen: wenn der Vertrag nicht noch heute in unsern Händen ist, reisen wir morgen — auch ohne denselben!"

„Ich könnte es nur in Ihrem eigenen Interesse bedauern, wenn Sie sich so übereilen würden!" sagte Biener mit kühler Würde. „Aber es bedarf dessen nicht: von hier weg begebe ich mich zu Ihrer Durchlaucht und werde Ihnen die Verträge noch vor Abend behändigen können . . . es freut mich indessen, mich von der Wahrheit des Spruches überzeugt zu haben, welcher sagt: Aufbrausend wie ein Planta . . . Auf baldiges Wiedersehen, meine Herren!"

Gemessen und feierlich schieden die Gesandten. Biener eilte in sein Arbeitszimmer, nahm einige Papiere zu sich und schritt durch die Corridore dem Vorgemache der Fürstin zu, die ihn, zum erstenmale seit ihrer Rückkehr, zu sich beschieden hatte. In dem Vorgemache trat ihm der alte Pater Malaspina freundlich entgegen. „Sie kommen eben recht," sagt er, „und es ist mir lieb, Sie noch einen Augenblick allein zu treffen. Seit Wochen trage ich mich schon mit dem Gedanken, Sie zu besuchen, aber ich bin so alt und schwach, daß selbst die kurze Reise über die

Innbrücke in Ihr Tusculum eine Anstrengung für mich ist . . ."

„Sie übertreiben, Hochwürdigster," rief Biener lachend, „und vergessen dabei, daß Ihr Aussehen Ihnen widerspricht!"

„Nein nein, ich weiß das besser!" sagte der Pater, sein Käppchen rückend. „Ich werde einen Tag schnell dahin sein, wie der alte Carrara. Wer hätt' es von dem geglaubt, als er noch so munter auf Ihrer Hochzeit war, und doch gingen keine drei Tage in's Land, daß er sich in aller Stille fortgemacht hatte und Morgens todt im Bett lag! So wird's auch mit mir gehen: es ist das in meiner Familie, wir Malaspina's haben Alle eine Ahnung davon, wenn es gegen das Ende geht. Deshalb wollte ich zu Ihnen und mein Reisegepäck etwas leichter machen."

„Was meinen Sie damit?" fragte Biener verwundert.

„Vergessen Sie die mir übergebenen Papiere? Es ist Zeit, daß Sie selbe zurücknehmen!"

„Wenn es weiter nichts ist, hat es keine Gefahr. Behalten Sie die Papiere immerhin noch einige Zeit, sie sind ohnehin bald reif zur Uebergabe an die Herzogin . . ,"

„Nur nicht mehr zu lange, Excellenz. Ich bin der Geschäfte ernstlich satt, ich will mich zurückziehen und habe sogar schon an einen Nachfolger gedacht!"

„Warum nicht gar — Sie müssen sich derlei nicht einreden lassen, Hochwürdigster. Es läßt sich leicht errathen, wem daran liegt, Sie wegzubringen — Sie sind ihnen zu mild: d'rum macht man, daß Sie sich selber schwächer glauben, als Sie sind!"

Der Pater sah ihn freundlich an und rückte mit der einen Hand sein Sammetkäppchen, während die andere mit dem Kreuze auf seiner Brust spielte. „Und wenn

Sie Recht hätten," sagt er, „wissen Sie nicht, daß der geistliche Gehorsam sich auch auf Leben und Gesundheit erstreckt?"

„Steht es so?" rief Biener unmuthig. „Dann gilt es, auf der Hut zu sein! Und wer soll Ihr Nachfolger sein?"

Schildhofer trat aus dem Gemache der Fürstin und winkte dem Pater einzutreten. „St!" sagte dieser halblaut, mit dem Zeigefinger am Munde, „Sie werden bald hören!"

Biener blieb in unruhiger Stimmung zurück, sowohl wegen der so eben vernommenen Neuigkeit, als wegen der gemischten und widerstreitenden Empfindungen, die ihn immer mächtiger überkamen, je näher der Augenblick heranrückte, in welchem er Claudia wiedersehen sollte. Unwillkürlich gemahnte es ihn an die Zeit, wo er diesen Augenblicken mit der aufwallenden Sehnsucht eines Liebenden entgegensah; wo der ernste Mann mit dem Verlangen des Jünglings die Secunden gezählt hatte, bis ihm vergönnt war, vor die Augen der geliebten schönen Herrin zu treten — wie verändert stand er jetzt an demselben Orte und in der gleichen Absicht! Sein Herz war nicht kalt bei dem Gedanken an Claudia; die bloße Nennung ihres Namens machte noch immer, daß sich das Blut rascher und wärmer dahindrängte, aber jener unsagbare Duft der Sehnsucht war abgestreift, der auf seinem Verlangen gelegen war, wie der zarte Farbenduft auf einer ungebrochenen, unberührten Frucht. Er freute sich des lang' entbehrten Wiedersehens, und doch beschlich es ihn wie eine Art Bangigkeit; es lag etwas zwischen ihm und ihr, das er nicht zu verbergen brauchte und doch auf ihm wie das Bewußtsein eines Unrechts lastete. Immer schwerer sank es auf sein Herz nieder, gleich einer Wetterwolke auf lachendes Land: mit gekreuzten Armen stand er zuletzt

in der Fensterbrüstung gelehnt und sah sinnend in der Richtung hinaus, in welcher das Büchsenhaus hinter den Baumwipfeln verborgen lag.

Claudia saß inzwischen in ihrem Gemache im hohen Lehnstuhl am Kamin, in welchem trotz des draußen waltenden Sommers ein leichtes Feuer angezündet war. Die Herzogin war leidend und empfand als Südländerin doppelt die scharfe Kühle, die auch in dieser Jahreszeit den Morgen und den Abend in den Bergen begleitet. Sie hatte das Haupt leicht an ein Kissen zurückgelehnt und lag ruhend mit geschlossenen Augen da: unfern davon am Fenster stand die Kammerfrau, jeder Bewegung, jedes Winks der Herrin gewärtig. In einer andern Ecke lehnte Schildhofer, in trübes Nachsinnen versunken.

Claudia war unheimlich bleich, und die Blässe des edlen Angesichts trat noch mehr durch den Anzug hervor. Sie war vollständig im Staatskleide und zum Empfange bereit; aber sie hatte wieder, wie in frühern Jahren, schwarze Stoffe gewählt, und über dem schönen braunen Haare bauschte sich wie eine unförmliche Haube der dunkle Wittwenschleier. Wer die Ruhende sah, konnte an ihrer Kränklichkeit nicht zweifeln; sie glich einer äußerlich unversehrten Pflanze, deren sich senkende und verfärbende Blätter aber das Ersterben der Wurzel verrathen.

Die Fürstin mochte eingeschlummert sein, denn nach einigen Augenblicken murmelte sie halblaute Worte, fuhr erschreckt auf und blickte um sich, wie Jemand, der rasch aus dem Traume geweckt wird und sich überzeugen will, daß er nicht noch fortträume. Die Kammerfrau eilte hinzu; auch Schildhofer trat näher. „Geh, meine Gute,“ sagte sie mit schwachem Lächeln, „bringe mir ein Glas warmen Wein . . . ich fühle mich matt . . . und Du, Schildhofer, sieh nach, ob . . . wer bereits im Vorzimmer ist . . .“

Beide gingen, und Claudia sprang empor mit einer

Raschheit, die man bei dem Anblicke ihres Leidens nicht erwartet haben würde; es war ein starker Wille in ihr, der im Wachen den Körper und seine sinkende Kraft zusammenraffte und nur in den Banden des Schlafes der Erschöpfung unterliegen mußte. Es war ihr nothwendig gewesen, allein zu sein: sie durchmaß das Gemach mit festen Schritten, indem sie beide Hände an die Stirne preßte. „Immer und immer wieder diese unseligen Gedanken, diese vernichtenden Bilder! Soll ich diese Qual niemals los werden? Bin ich denn wirklich so schwach, so wenig Herrin meiner selbst, sie nicht besiegen zu können? Ich will mich davon frei machen . . . ich muß es . . . und ich werde es auch!“ schloß sie mit höher aufgerichtetem Haupte und entschlossener Miene. Dann trat sie an den mit Papieren und Schriften aller Art bedeckton Arbeitstisch, ergriff ein Pergament mit daranhängender silberner Siegelkapsel und setzte, nachdem sie es nochmal flüchtig durchgelesen, ihren Namen darunter. Die Beschäftigung fesselte sie aber nicht anhaltend, und ein zufälliger Anlaß genügte, daß sie wieder davon abwich und auf's Neue in die Gedanken und Bilder zurücksank, aus denen sie sich wenige Augenblicke vorher mit Mühe emporgerungen hatte. Auf dem Tische vor ihr stand eine Uhr, deren Deckel eine goldene Glocke bildete, neben welcher ein Geharnischter angebracht war, der bei jedem Stundenschlag mit dem Hammer ausholte and ihn dröhnend auf die Glocke fallen ließ. Der Hammer fiel eben zum zehnten Male: es war die sonst insgeheim so sehnlich erwartete Stunde, in welcher Biener zum täglichen Vortrage erschienen war, und wie aus dem Grabe zurückgezaubert, hob sich bei den eigenthümlich verschwebenden Tönen das ganze Sonst, ein ganzes lachendes Leben empor, das sie längst begraben und darum für erstorben gehalten hatte. Wie anders war es jetzt! Den sie jetzt erwartete, gehörte ihr nicht mehr an, sollte ihr nicht

mehr angehören ... in diesem Augenblicke hing er vielleicht in Elisabeth's Armen und verzögerte sein Erscheinen, weil er sich aus den süßen Banden nicht loszureißen vermochte! Sie sah Elisabeth vor sich, schöner als sie je gewesen, blühend und glühend vom Glücke der besitzenden, der erwiderten Liebe; sie sah sich selbst verdunkelt, verblaßt neben der jugendlich glänzenden Erscheinung, und alle Qualen der wüthendsten Eifersucht schlugen die Krallen in ihr gemartertes Herz. Sie konnte es sich längst nicht mehr verhehlen: sie hatte sich getäuscht . . . ihre Liebe war durch die Entsagung nicht gebrochen, durch die Entfernung nicht geschwächt, aber der trennende Schritt war unwiderruflich gethan, die unübersteigliche Scheidewand aufgerichtet für immer! Sie selbst hatte es gethan, und wenn sie anders gehandelt hätte, wäre nicht auch ihr die Pforte des Glücks offen gestanden? Mit festem Willen hätte sie es sicher vermocht, den Erwählten zu sich zu erheben: wie manches ähnliche Beispiel ließ sich aus der Geschichte der Fürstenhäuser erzählen . . . ihrem ernstlichen Entschlusse gegenüber hätte der Kaiser die Standeserhöhung nicht zu verweigern vermocht . . . dann hätte Alles sich anders gestaltet . . .

Schritt und Stimme der herannahenden Kammerfrau rief sie wieder zu sich zurück. Augenblicklich war der sie umstrickende Zauber wieder gebrochen — sie war wieder Claudia und fühlte ihr Herz überströmen von der Erhebung jenes Augenblicks, der einst den Entschluß der Entsagung entstehen und vollziehen ließ: der angeborne Edelsinn hatte wieder die Zügel ergriffen und machte die verblichenen Wangen erglühen vom Wiederscheine der Entrüstung und Beschämung über die eigene Schwäche. Im vollsten Bewußtsein ihrer Frauenwürde, mit aller Hoheit der Herrscherin erhob sie sich über sich selber. „Das soll der letzte Rückfall gewesen sein!“ sagte sie fest.

„Ich will es überdauern und bezwingen und hier einschließen . . ." Sie legte beide Hände an's Herz, durch welches ein mächtiger, zerreißender Schmerz zuckte. . . . „Sei ruhig . . . ich will es . . . aber ich fühle auch, es wird mich tödten . . ."

Sie wies das von der Kammerfrau gebrachte Getränk zurück und bemühte sich, deren Besorgniß über die sichtbare Aufregung der Herrin zu zerstreuen. „Nimm es wieder fort, Brigitt'," sagte sie, „oder trink' es selbst — mir ist es wieder wärmer, besser als zuvor . . . geh' nur und laß mich allein . . ." Als die Zögernde gegangen war, ließ die Fürstin zuerst Malaspina eintreten, um in gleichgiltigem Gespräche mit ihm ihre volle Fassung und Beherrschung wieder zu gewinnen. Wie in den ruhigsten Tagen wandte sie sich dann Schildhofer zu und sagte: „Der Kanzler soll zum Vortrag erscheinen . . ."

Biener trat mit tiefer Verbeugung ein, näherte sich dann Claudia und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, indem er die ihm dargebotene Rechte der Fürstin ergriff und an die Lippen führte. „Das Land Tirol hat die Wiederkehr seiner gütigen Fürstin mit Jubel begrüßt — des Landes erster Diener preist den Augenblick glücklich, der auch ihm vergönnt, in die allgemeine Freude einzustimmen — Heil und Segen über Eure Durchlaucht!"

Beide waren sich mit voller Besonnenheit gegenübergetreten; Beider mühsam errungene Fassung wankte, als wirklich wieder Auge in Auge traf, und nichts zwischen ihnen lag, als die Erinnerung der Vergangenheit. Biener war ergriffen von Claudia's Blässe; ihr sichtbares Leiden rührte ihn, und mit einer Regung des tiefsten Mitleids durchzuckte ihn der Gedanke, daß es der Kummer — Kummer um ihn war, welcher die herrliche Frauengestalt mit jenen ersten Spuren des Verblühens überhaucht hatte, die

nur das nach längerer Trennung wiederkehrende Auge bemerkt. Diese Empfindung trat ihm unbewußt und ungewollt in das aufleuchtende Auge und machte den Ton seiner Begrüßung wärmer, als er ihn gedacht und sich vorgenommen hatte. Claudia's weiblichem Scharfblicke entging die Bewegung Biener's nicht; sie mußte darin das Auflodern der alten Liebe erkennen und fühlte, wie die Gluth zu ihr herüberschlug, um auch ihr die in der Asche schlummernde Flamme wieder zu entzünden. Dunkle Gluth überflog ihr die Wangen, aber sie behielt so viele Gewalt über sich, um in scherzendem Tone antworten zu können.

„Ei, welcher Schwung!" sagte sie. „Gestehen Sie, Hochwürden, man hört und sieht es dieser Begrüßung an, wie sehr dem Neuvermählten die schönen Worte geläufig geworden sind! — Aber ich gebe Ihm Seinen Gruß zurück, Biener — gerade so, wie Er ihn gegeben hat . . . ich bin mit Ihm zufrieden, Er hat das Regiment gut geführt: mein Sohn Sigmund Franz hat mir aus Wien über Ihn geschrieben, und was er geschrieben hat, ist die Wahrheit."

„Und darf ich wissen, wie der edle Prinz meiner gedacht hat?"

„Er schreibt, ich soll ihm den Kanzler grüßen: Biener, den treuen Mann!"

„Durchlaucht . . ." rief dieser ergriffen; sein Auge strahlte feuriger, wärmer begegnete ihm das ihrige — was sie getrennt hatte, lag eingesunken zwischen ihnen.

Es war gut, daß die Anwesenheit des Paters ihnen Zurückhaltung auferlegte. Claudia trat einen Schritt näher an den Arbeitstisch und fuhr fort: „Er hat auch die widerspenstigen Bündner zur Ordnung gebracht. Ich habe Seinen Vortrag gelesen, und es ist mir ganz recht, daß die alte Erbeinigung wieder hergestellt wird. Sie ist

das Werk unseres so erleuchteten Vorfahrers Maximilian, daß man uns nicht tadeln kann, wenn wir auf das zurückgehn, was der staatskluge Kaiser für gut befunden. Auch wäre mit den widerspenstigen, unruhigen Grisonen sonst kaum ein Ende zu machen gewesen. Ich habe darum auch den Vertrag schon unterzeichnet — wie ist es nun mit den alten Verträgen, die dadurch außer Kraft treten? Hat Er sie mitgebracht, wie ich Ihm habe wissen lassen?"

„Es sind diese fünf!" erwiderte Biener, indem er einige zusammengelegte Urkunden auf den Tisch vor die Fürstin hinlegte. „Ich habe sie aus dem Landes-Archive erhoben und übergebe sie Ihro Durchlaucht . . ."

„Und was soll damit geschehen?"

„Ich halte es für das Einfachste, sie zurückzugeben!"

„Haben die Gesandten darnach verlangt?"

„Das nicht: aber auch ohne ihr Verlangen muß ich die Zurückgabe für geboten erachten. Wir besitzen diese Verträge im Landes-Archiv ohnehin, da sie in der Regel doppelt gefertigt werden, und jeder Theil eine Aussfertigung zur Urkunde erhält — diese Documente hier sind die den Bündnern gehörigen Aussfertigungen. Als Seine Durchlaucht, Ihr höchstseliger Gemahl, ausgezogen war, die aufrührerischen Prättigauer zu bändigen, wurden die Pergamente den Besiegten als Kriegsbeute abgenommen und hieher gebracht . . . jetzt ist der Krieg durch einen endgiltigen Frieden beendigt: was ist natürlicher, als daß wir die Beute zurückgeben, die überdies keine Bedeutung, keinen Werth für uns hat?"

„Er mag Recht haben," erwiderte die Fürstin nach einigem Besinnen, „aber der Hauptangel, um den all' diese Verträge und Verhandlungen sich drehen, ist die Religion, und in Glaubenssachen will ich — Er weiß das längst — nichts thun ohne die Zustimmung meines Gewissensrathes und Beichtvaters . . ."

„Ich glaube nicht, daß der Pater etwas gegen meine Anschauung einwenden wird!" sagte Biener, gegen Malaspina gewendet, der wie theilnahmlos in ein Fenster getreten war. „Reden Sie, Hochwürdigster . . ."

Malaspina machte schweigend eine etwas verlegene Geberde der Abwehr; Claudia lächelte. „Ah . . . Er weiß noch nicht, daß ich eine neue Wahl getroffen habe?"

„Wirklich?" rief Biener bestürzt. „Das kann ich nur beklagen... ein Biedermann ist überall schwer zu ersetzen: hier aber wird es zehnfach schwer sein. Und ist es mir erlaubt, zu fragen, wen Ihre Durchlaucht mit diesem hohen Vertrauen beglückt haben?"

„Er wird ihn gleich sehen," erwiderte Claudia, „ich wundere mich, daß er noch nicht hier ist... doch da kommt er eben über den Corridor . . ." Sie war dabei an das, nach dem innern Hofraume führende Fenster getreten, durch welches man in einen geschlossenen Hofraum mit offenen gewölbten Säulengängen sah. Auch Biener hatte sich genähert und einen Blick hinausgeworfen, trat aber augenblicklich und sichtbar betroffen zurück. „Wie?" rief er. „Der Pater Gravenegger? Der finstere, mürrische Zelot? Der . . . das ist unmöglich! Diesen Mann können Ihre Durchlaucht mit Ihren edlen, milden Gesinnungen nicht gewählt haben! Das wäre ein Unglück für Sie, für uns Alle, für ganz Tirol!"

Claudia war unangenehm berührt, überwand sich aber, es zu zeigen. „Er übertreibt!" sagte sie. „Und dann, wie kann man in solchen Dingen von Wählen reden? Ich habe, weil hier mein alter treuer Freund durchaus von mir scheiden will, den Pater General gebeten, mir den Würdigsten für diesen Platz vorzuschlagen . . ."

„Und dem Pater General ist der schwarze Eiferer als der Würdigste erschienen? Fein erdacht, das muß ich be-

kennen! Auf geradem Wege kommen sie nicht an's Ziel: das sehen die Herren ein — es ist nicht das Erstemal, daß sie den Umweg wählen, wenn er auch noch so krumm und winklig ist! Oh . . . nun begreife ich Alles!"

„Aber ich begreife Ihn nicht!" rief die Herzogin.

„Durchlaucht werden mich verstehen!" fuhr er eifernd fort. „Es ist ein Complott gegen Ihro Durchlaucht gegen Ihre Regierungsgrundsätze, gegen die Männer, denen Sie Ihr Vertrauen schenken, und wenn Sie diese Grundsätze und ihre Vertreter nicht preisgeben . . . gegen Sie selbst!"

Der Eintritt des Paters unterbrach den stürmischen Redefluß. Gravenegger war ein hochgewachsener junger Mann, welchen das schwarze Jesuitenhabit noch höher und schlanker erscheinen ließ. Er trug das blonde Haar fast ganz geschoren, so daß das bleiche Gesicht mit hoher festgebauter Stirne und den darunter hausenden pechschwarzen Augen nur noch stärker hervortrat. Die Nase war schmal und edel geformt; der Mund mit schmalen Lippen eng geschlossen und von starkem, entschlossenem Ausdrucke. Tief übergebeugt, den dreieckigen Hut an die Brust gedrückt, blieb der Pater an der Thüre des Gemaches stehen, bis ihn ein Wink der Fürstin in deren Nähe beschied.

Biener beachtete und erwiderte kaum den unterwürfigen Gruß des Paters; er trat zu Malaspina und flüsterte ihm unwillig zu: „Und das haben Sie geschehen lassen? Sie lassen sich als Werkzeug für solches gebrauchen?"

Der Greis sah ihm mit einem herben, und doch fast kindischen Lächeln in's Angesicht und flüsterte mit schüchternem Achselzucken: „. . . Der geistliche Gehorsam . . ."

Inzwischen hatte Claudia dessen Nachfolger von dem Gegenstande der Unterredung in Kenntniß gesetzt und fer-

derte ihn auf, sein Amt zu beginnen und seine Meinung zu sagen.

„Ich muß glauben," sagte Graxenegger ehrerbietig, aber mit vollem, klingendem Tone, der den geübten Kanzelredner verrieth, „daß Durchlaucht mit dieser Frage nur beabsichtigen, mich auf die Probe zu stellen: wenn es so ist, kann ich nur danken, daß Sie dem Neuling die Probe so leicht zu machen geruhen. — Gestatten Sie mir zu meiner vollständigen Orientirung nur noch eine Frage... der so eben mit den Bündnern abgeschlossene Vertrag enthält nichts Anderes, als die Erneuerung der alten Erbeinigung von 1518?"

„So ist es."

„Die spätern Verträge sind also aufgehoben? Insbesondere jener von 1629?"

„Allerdings; ausdrücklich aufgehoben!" sagte Biener. „Ich staune über Ihre Vertrautheit mit diesen Dingen und Zahlen! Sie scheinen ja schon einen förmlichen cursus politico-historicus hinter sich zu haben?"

„Wem das Wohl der heiligen Kirche am Herzen liegt," erwiderte der Pater unbefangen, „kann wohl Dinge nicht unbeachtet lassen, wobei es sich um deren heiligste Angelegenheiten handelt! — Die Erbeinigung, wenn ich recht unterrichtet bin, gestattet den Bünden volle Gleichheit und Freiheit der Religionsübung; sie räumt ihnen die Befugniß ein, von den Landesgerichten die Berufung an einen Appellationshof zu ergreifen, dessen Richter zur Hälfte der Herzog von Tirol als Landesherr, zur Hälfte die Bündner selbst ernennen . . . die Rechte der Kirche sind also geradezu geraubt, jene des Landesherrn bis auf einen Schatten beschränkt . . . die Bewohner des Prättigaus und von Engadein sind Republikaner, sie haben sich an die Bünde angeschlossen und sind Mitglieder der schweizerischen Eidgenossenschaft . . . dennoch ist der Herzog von Tirol ihr

Landesherr! Ich muß gestehen, ich bin zu unerfahren in Staatsgeschäften, als daß ich im Stande wäre, diesen Widerspruch zu lösen . . . ich, von meinem beschränktem Standpunkte aus, kann einen solchen Zustand nur für einen zwitterhaften und monströsen halten! . . ."

Biener wollte den Redenden unterbrechen, Claudia bedeutete ihn, es zu unterlassen, und winkte dem Pater zu, fortzufahren.

„Bei den späteren Verträgen," begann er wieder, „scheint man von ähnlichen Erwägungen geleitet worden zu sein: wenigstens hat man diese Uebelstände zu heben versucht, und insbesondere der Vertrag von 1629 hatte die volle Hoheit des Landesherrn, wie die alleinige Duldung der katholischen Religion festgesetzt. Gleichwohl ist man jetzt wieder zur alten Erbeinigung zurückgekommen, und ich bin vollkommen überzeugt, daß zwingende Verhältnisse jeden andern Ausweg unmöglich gemacht haben . . . allein gerade all' diese Vorgänge belehren mich, wie veränderlich Verträge sind. So gut man jetzt genöthigt ist, auf die Erbeinigung zurückzugehen, kann einmal ein Zeitpunkt kommen, in welchem es möglich ist, auf die spätern Verträge zurückzukommen und ihre Vortheile wieder zu gewinnen . . . Ich halte es daher für unklug, für einen solchen Fall uns selbst der Waffen zu berauben, die der Himmel selbst uns so sichtbar in die Hand gegeben hat!"

Der Kanzler vermochte nicht länger, an sich zu halten. „Ich bin nur ein Jurist meines Zeichens," rief er, „und darum außer Stande, auf solche ohne Zweifel theologische Feinheiten einzugehen, aber das Recht aller Nationen, die nicht zu den Barbaren zählen, erklärt einen Vertrag für null und nichtig, der nicht ernstlich gemeint ist, bei welchem die Theile etwas Anderes gedacht und beabsichtigt haben, als ausgesprochen wurde!"

„Ich wüßte nicht," antwortete Gravenegger geschmei-

dig, „was an meinen Worten specifisch Theologisches zu finden wäre, aber noch minder ist mir die Beziehung klar, in welchem sie zu dem von Excellenz ausgesprochenen Grundsatze stehen sollen.“

„Wir haben so eben,“ sagte Biener, „auf alter Grundlage einen neuen Vertrag mit den tirolischen Theilen der Bünde geschlossen: Ihre Auffassung ließe die Sache so erscheinen, als hätte Tirol im Augenblicke, wo es einen feierlichen Vertrag abschließt, schon den geheimen Hintergedanken, ihn zu brechen oder zu umgehen . . .“

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte der Pater kaltblütig, „ich bitte sehr, die Unterscheidung zwischen einem solchen Hintergedanken und der Vorsicht für künftige Möglichkeiten festzuhalten. Auch sind die Graubündner meistens Ketzer, und haereticis non est servanda fides . . .“

„Auch davon steht in meinem Corpus juris nichts!“ rief Biener rasch. „Die Geschichte der Bünde ist mit Blut geschrieben: es galt, endlich einmal einen dauernden Frieden, einen bleibenden Rechtszustand zu schaffen: das ist unmöglich, wenn nicht der ehrliche, redliche Wille auf beiden Seiten vorhanden ist, wenn nicht Treue und Glauben gilt ohne Ansehen des Meinens oder Glaubens! Wer anders denkt, kann nur die Fortsetzung der Gräuel wünschen, die jene schönen Berglande verheert und einen untilgbaren Flecken der Schmach selbst in dem Andenken Herzog Leopold's zurückgelassen haben . . .“

Ueber Claudia's Züge flog bei dieser Erwähnung des seligen Gatten die rasche Röthe des Unmuths. „Biener,“ rief sie aufflammend, „was erkühnt Er sich . . .“

„Es ist gesagt, Durchlaucht,“ erwiderte er fest, „und wenn ich im Efer das Wort nicht gewogen habe, ich kann es nicht zurücknehmen. Durchlaucht wissen, ob ich Herzog Leopold verehre und ihm ergeben war: ich gäbe mein Leben

dahin, wenn ich aus dem Andenken der Völker und der Menschheit vertilgen könnte, was sie von dem Veltlinermorde sich erzählen wird . . . wäre ich damals schon an seiner Seite gestanden, auch im Prättigau wäre nicht geschehen, was geschah . . ."

Claudia war aufgestanden und schritt durch das Gemach; sie hielt die besprochenen Urkunden in der Hand. „Und was räth mir Pater Gravenegger, zu thun?" fragte sie, indem sie am Kamine stehen blieb und den Arm auf das Gesims stützte.

„Das Einfachste!" war die Antwort des Paters. „Ich rathe einen Ausweg zu gehen und die Gesandten wissen zu lassen, daß die Urkunden nicht zu finden seien . . ."

„Dann bitte ich nur," rief der Kanzler rasch, „die Ausrichtung an die Gesandten Seiner Hochwürden zu übertragen — mir würden sie die Lüge am Gesichte ablesen!"

Claudia stand einen Augenblick in schweigendem Sinnen: dann schleuderte sie mit rascher Handbewegung die Urkunden in das Kaminfeuer. „Um Gotteswillen", rief Biener hinzueilend, „was haben Durchlaucht gethan . . ."

Die Herzogin stellte sich so, daß der Kanzler, ohne sie zu verdrängen, nicht an den Kamin gelangen konnte, und sah schweigend zu, wie das Wachs der Siegel zerschmolz, die Schnüre glühten, das Pergament sich rollte und bräunte und dann über Allem die helle Flamme vernichtend emporschlug. „. . . Es ist geschehen . . ." sagte sie, „ich habe mich der Rückgabe überhoben und mir die Lüge erspart."

„Vortrefflich!" rief Gravenegger, während Biener und Malaspina schweigend und betroffen standen. „Was man nicht mehr besitzt, braucht man sicher nicht mehr zurückzugeben!"

„Ich kann in diesen Beifall nicht einstimmen," sagte Biener ernst, „ich bin ein Freund alles Offenen und Geraden, und so kann ich Den nicht nennen, wer selbst sich die Rückgabe unmöglich macht . . . Gebe Gott, daß dieser Augenblick nicht schlimme Früchte trägt — mir aber gestatten Durchlaucht, um Unterzeichnung dieses Blattes zu bitten. Ich habe dem Archivarius Kastner den Empfang der Urkunden bestätigt — der Schein liegt statt ihrer im Archiv . . . Geruhen Durchlaucht, mich von der Haftung durch Ihre Unterschrift zu befreien . . ."

„Wozu das?" rief Claudia unwillig. „Glaubt Er, ich werde ableugnen, was ich gethan? Hat Er hier nicht Zeugen genug? Er ist sehr vorsichtig . . ."

„Ich wünschte nur," sagte Gravenegger, den günstigen Augenblick des Unmuths erlauernd, „daß Seine Excellenz auch in andern Dingen die gleiche Vorsicht gerathen finden möchten!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte die Fürstin, indeß Biener sich finster gegen den Pater wendete.

„Ich wollte nur sagen," fuhr dieser fort, „daß uns dann mindestens im eigenen Lande gewisse Vorgänge erspart bleiben könnten . . ."

„Was für Vorgänge?" rief Claudia ungeduldig.

„Ich bedaure, es sagen zu müssen — aber das Gift der gottlosen Ketzerei hat auch in Tirol so sehr um sich gefressen, daß eine ganz heimliche Ketzergemeinde es wagen konnte, in einem abgelegenen Felsenwinkel des Zillerthales bei Nacht feierlich ihren lästerlichen Gottesdienst abzuhalten . . ."

„Wie?" rief Claudia überrascht und in gesteigertem Unmuthe. „So etwas geht in Tirol vor? Es kann vorgehen, und mein Kanzler meldet es mir nicht?"

Biener's Haltung war wieder in der vollkommensten Ruhe; er fühlte sich sicher, und um seinen Mund zuckte

der Hohn dieses Gefühls. „Durchlaucht," sagte er, „die Versammlung hat erst vor einigen Tagen stattgefunden: gestern kam der Bericht an mich, und heute wollte ich . . ."

„Desto besser," sagte Gravenegger, „dann darf ich nicht fürchten, in fremde Befugniß einzugreifen, wenn ich Durchlaucht das Verzeichniß der sämmtlichen verhafteten Theilnehmer des Verbrechens übergebe!"

Claudia nahm das Papier und ließ das Auge durchdringend auf Biener ruhen. „Das hätte ich aus den Händen des Kanzlers erwartet!" sagte sie bedeutsam.

„Und weshalb, Durchlaucht?" sagte Biener. „Das Zillerthal ist bekanntlich streitiges Gebiet: Tirol und das Erzstift Salzburg sprechen es gleichmäßig an. Augenblicklich ist Salzburg im Besitze, und die Versammlung hat also nicht auf Tiroler Gebiet stattgefunden. Auch waren es Salzburger Truppen, welche die Versammelten verhafteten, und es sind nur wenige Tiroler darunter, deren Auslieferung von Salzburg an uns mir gestern angezeigt wurde: daß trotz alledem der Pater schon jetzt so genaue Kenntniß von der Sache besitzt, hat seinen eigenen Grund . . ."

„Red' Er — ich will den Grund kennen!"

„Die Salzburger Truppen wurden von einem Tiroler Geistlichen geführt, der sich das beim Erzbischof eigens erbeten hatte. Der Priester wußte das ganze Vorhaben, den Plan der Zusammenkunft vorher — er hat sie weder angezeigt, noch verhindert: er hat sogar dafür gesorgt, daß das Gerücht davon im Volke heimlich weiter verbreitet wurde, um die Unglücklichen mit der kalten Besonnenheit eines Jägers in's Garn zu ziehen . . . Fragen Durchlaucht den Pater Gravenegger, ob er diesen Priester nicht kennt!"

Claudia hatte mit wechselnden Gefühlen zugehört.

„Caplan," rief sie jetzt, „reden Sie — ich will nicht hoffen . . ."

Trotz seiner Blässe war das Erbleichen Gravenegger's sichtbar geworden. „Ich kann allerdings nicht widersprechen," sagte er, mein Eifer . . . der Gedanke, daß man auf diese Weise alle heimlichen Anhänger der Ketzerei kennen lernen und überführen könne . . ."

Die Fürstin ließ ihn nicht vollenden, sondern wendete sich Biener zu. „Geb' Er mir die Empfangsbestätigung über die Urkunden," sagte sie, „ich will sie unterzeichnen und Ihm beweisen, daß Herzogin Claudia, auch wenn sie sich übereilt, doch nur das Offene will und das Gerade! — Nehm' Er auch dieses Verzeichniß," fuhr sie, nachdem sie unterzeichnet hatte, fort. „Ihm übergebe ich die Untersuchung und Bestrafung dieser Unseligen . . . Ihm brauche ich nicht erst zu sagen, daß auch das strengste Recht sich mit der Milde verträgt!"

Ein gebieterischer Wink gebot Allen, sich zu entfernen.

Als die Fürstin allein war, ließ sie sich ermüdet in den Armstuhl vor dem Arbeitstische niedergleiten. Das Geschehene hatte sie lebhaft ergriffen, aber nur wenig beigetragen, ihre vor der Unterredung gefaßten Entschlüsse zu befestigen: Biener's Gestalt und Wesen war nur in erneut günstigem Lichte vor ihr erschienen. Die frühern Gedanken umspannen sie wieder wie die unsichtbaren Fäden eines drohenden Netzes . . . da ertönten vor dem Gemache fröhliche, helle, lachende Stimmen: die Thüre flog auf, und der begleitenden Kammerfrau weit vorauseilend, jubelten die Töchter in's Gemach der Mutter, den längst erwarteten Morgenbesuch zu machen. Die rasch und schön aufblühende Clara Isabel lehnte sich an die

Fürstin, während die kleinere muntere Pold'l ihr auf den Schooß kletterte.

Unter ihren Liebkosungen und Schmeichelworten verschwamm und verklang jeder andere Gedanke: sie drückte die Kinder an's Herz, und bei dem wiederholten zärtlichen Zurufe „Mutter . . . Mutter!" flüsterte und dachte sie in sich hinein: „Ja . . . Eure Mutter! Nur Eure Mutter! Die Knaben sind mir schon entwachsen . . . Ferdinand Karl hält sich zurück, Sigmund ist in der Ferne . . . aber Euch hab' ich ja noch behalten . . . Ihr sollt mir Alles ersetzen, Alles . . . das Leben und die Liebe!"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zwölfter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig
Ernst Keil.
1874.

Der

Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmid.

Dritter Band.

Zweite Auflage.



Leipzig
Ernst Keil.
1874.



Zehntes Kapitel.

Die Verstoßenen.

Hinter dem Schlosse Büchsenhaus und den riesigen Tannen, die sich an seine Mauern anlehnten, zog sich die breite, ziemlich stark ansteigende Höhe wie ein riesiger Wiesenteppich empor, auf dessen saftig grünem Grunde die buntfarbige Stickerei des reichsten Blumenflors schimmerte. Am Ende des Hügels, ehe er sich zur Hochebene abdacht, treten die Felsen, aus denen sie sich aufbaut, in hohen, senkrecht aufstrebenden Wänden zu Tage, welche, in einen stumpfen Winkel zusammenlaufend, eine kleine buchtartige Schlucht bilden, im Munde des Volkes, als die Büchsenhauser Gufel bekannt. Die Wände zu beiden Seiten waren theilweise mit Moos, theilweise mit allerlei Gesträuchern bewachsen, zwischen welchen hie und da eine junge Tanne oder Birke ihre Wurzeln in das Gestein zu treiben und sich anzuklammern versuchte. In der Mitte stürzte ein ansehnlicher Bergquell in einer schmalen stäubenden Wassersäule aus halber Thurmhöhe mächtig rauschend in ein kleines Becken herunter, um durch eine kleine anmuthige Rasenfläche eiligst einem zweiten, minder steilen Falle über den Hügel hinab zuzuwandern und dann in den Thaleinschnitt zu münden, in welchem der Fallbach sein

Rinnsal gegraben hat. Die Kühle der Felsenschatten, das Rauschen des Wasserfalls, der Duft des Rasenabhanges und die lachende Aussicht über die Zinnen des Schlosses hinweg auf das ganze Innthal und die bethürmte Stadt machten das Plätzchen zu einem ungemein lieblichen Aufenthalte, zumal wenn, wie diesmal, Glanz und Gluth eines wolkenlosen Sommernachmittags sich flimmernd über die ganze Landschaft spann. Am Eingange des Felsenwinkels stand eine mächtige, breitbelaubte und breitblättrige Linde und streckte ihr lustiges Zeltdach über dem um ihren Stamm angebrachten Rundsitz und einem davorstehenden, leicht gezimmerten Tischchen aus.

Zu der beschaulichen Stille und Einsamkeit des Ortes stimmte die Erscheinung Franziska's vollkommen, die im dunkeln und klösterlichen Kleide durch die Büsche schlüpfte und bald einen Zweig eines überhangenden Maulbeerenstrauches niederbog, um ihn seiner duftigen Früchte zu entladen, bald sich zu den Felsrändern niederbeugte, um eine glühende Erdbeere aus Moos oder Gras abzupflücken. An dem vollen Arme, der sich blendend weiß aus dem schwarzen Aermel hervorstahl, hing ein schlichtes Weidenkörbchen, mit Lindenblättern ausgelegt, auf welchen sie ihre liebliche Ausbeute sammelte. Ueber dem Bücken und sich Heben war das blonde, bräunliche Haar unter dem nonnenhaften Häubchen etwas vorgedrungen und hing in unordentlichen, aber nicht unschönen Flechten um das anmuthige Antlitz. Sie nahm sich nicht die Muße, sie in Ordnung zu bringen, und war so sehr in ihre ländliche Beschäftigung vertieft, daß sie den Spaziergänger nicht gewahrte, der schon geraume Zeit über den Rand des Fallbachthales aufgetaucht, bei ihrem Anblicke aber überrascht stehen geblieben war. Wie versteinert blickte er nach Franziska hin, als wenn er sich überzeugen wollte, daß er nicht träume, dann eilte er mit beflügelten Schritten der

Felsengruppe zu. Er hatte den Platz noch nicht erreicht, als er der Beerenpflückerin schon aus der Ferne zurief: „Sie sind es! Ich irre nicht . . . Sie sind es!"

Beim ersten Laute war Franziska erschreckt zusammengefahren, das Körbchen mit den Beeren entfiel ihr, und mit flammenden Wangen stand sie dem Jüngling gegenüber. Es war wieder wie beim ersten Zusammentreffen, sie vermochte nichts hervorzubringen, und auch Malanotte stand wie damals vor ihr, wortlos, aber glühend vor Ueberraschung und Freude. Beide hatten sich seit dem ersten flüchtigen Begegnen in der alten Gießhalle, wo die Freunde von der Palme sich versammelten, nicht wiedergesehen, desto mehr aber waren die Gedanken Beider mit einander beschäftigt gewesen; es hätte Malanotte über seinen Acten nicht an Muße zu Träumereien und Zukunftsplänen gefehlt, noch weniger dem Mädchen in der Abgeschiedenheit des Klosters, in das der kluge Vater sie wenige Tage nach dem ihm abgestatteten Besuche zurückgesandt hatte. Beide waren sich demnach in gewissem Sinne nicht mehr fremd, und doch war Jedes von dem Anblicke des Andern befangen, denn Jedem war die Erscheinung des Andern in voller Tageshelle neu und vollendete siegreich den Eindruck, den die Erinnerung sorgfältig behütet hatte. Franziska vermochte die Augen nicht aufzuschlagen, verwirrt von der männlichen Jugendschönheit des Begegnenden und vor dem brennenden Strahle seiner dunkeln Augen; ihn erfüllte die vollendete Jungfräulichkeit des damals noch halb kindischen Mädchens mit zarter Scheu, und der feine, nachdenklich schwärmerische Zug um den sonst so schalkhaften Mund machte ihn vollends zu ihrem Gefangenen.

„Zürnen Sie dem Zudringlichen nicht,'" sagte er nach beklommener Pause, „der Sie in Ihrer Einsamkeit überfällt und erschreckt . . . aber wem plötzlich der Himmel aufgeht, muß er nicht, geblendet von dem überirdischen Glanze,

willenlos zu den Füßen des Engels stürzen, der ihm die Pforten geöffnet?"

„Ich denke," erwiderte sie nicht ohne Verwirrung, mit einem Seitenblicke auf das weggeworfene Körbchen und die verstreuten Beeren, „die Verblendung sollte schwinden, wenn er den Engel über einer so irdischen Ungeschicklichkeit antrifft!"

„Woran erinnern Sie mich!" rief Malanotte. „Lassen Sie mich meine Unbesonnenheit gut machen!" Damit ließ er sich mit einem Knie auf den Boden nieder und begann die Beeren aufzulesen und in das Körbchen zu sammeln; Franziska, die es nicht zu hindern vermochte, wollte wenigstens das Geschäft abkürzen und beugte sich ebenfalls, ihm die ungewohnte Arbeit abzunehmen. Jedes wollte dem Andern zuvorkommen, und es war dabei unvermeidlich, daß sich die Finger hie und da zuckend begegneten, wenn sich die Hände gleichzeitig nach einer im Grase leuchtenden Beere ausstreckten. Endlich war die gefährliche Arbeit gethan; das Körbchen stand wieder zierlich geordnet und gefüllt auf dem Tische unter der Linde. „Nun aber," rief Malanotte, indem er noch einige Blätter darin zurecht legte . . . „nun wird mein Engel nicht länger so grausam sein, mir den Eintritt in den Himmel zu verweigern!"

„Der Engel hat dabei gar nicht mitzureden," erwiderte Franziska, deren Munterkeit wiederkam. „Wenn ihn aber sein Gedächtniß nicht täuscht, ist der Ankömmling noch nicht für geläutert erkannt und an den Ort der Prüfung verwiesen worden . . ."

„O ich bin geprüft, geläutert, gereinigt! Nicht in den milden Gluthen des Fegefeuers, nein, in den Marterflammen der Hölle! Ist es nicht mehr als Hölle, von einem Wesen getrennt leben zu müssen, dessen Bild man

mit sich in der Seele trägt und im Herzen, tief auf dem Grunde!"

„Das ist eben der Beweis," sagte Franziska mit neckischem Lachen, „daß die Läuterung nicht bis auf den Grund gedrungen ist!"

„O doch," erwiderte er rasch, darauf eingehend, „ich stehe vor Ihnen, weil selbst das strenge Schicksal keinen Grund bei mir fand, mich noch länger zu quälen!"

„Wenn aber sogar das gestrenge Schicksal keinen Grund bei Ihnen findet, worauf verlangen Sie, daß ein Menschenkind bei Ihnen bauen soll?"

„Auf meine Liebe! Liebe verbindet das Fernste und baut mit einem Zauberworte die Brücke der Vereinigung!"

„Und haust und lebt dann über dem Abgrunde? Das ist grauslich!"

„Leben wir nicht in der Zeit, und ist die Zeit etwas Anderes, als eine Brücke über die Ewigkeit? Dennoch — wem grauet vor der Ewigkeit, die uns in der Zeit umgiebt? Die Liebe ist ewig und darum grundlos wie die Ewigkeit!"

„Eine grundlose Liebe ist gerade keine Schmeichelei für die Angebetete!"

„Liebe will auch nicht schmeicheln — sie will überzeugen!"

„. . . Wovon?"

„Von sich selbst! Sie will ihr inneres Wesen offenbaren, will zeigen, daß sie wirklich ist, was sie sich nennt — Liebe, die den Tod nicht scheut und kein Hinderniß kennt: Liebe, die Berge ebnet und Abgründe füllt, ihr holdes Ziel zu erreichen!"

„Sie machen mir Angst, mein Herr: wir kommen ja aus den Abgründen gar nicht wieder heraus! Aber ich

denke eben daran: im Schlosse wird man auf die Beeren warten und am Ende wirklich fürchten, ich sei in einen Abgrund gerathen . . ."

„Wie — Sie wollen mich wieder verlassen? Mir wieder wie ein Traum entschwinden, wie damals, als mir dies holde Antlitz zum ersten Male aus Sturm und Nacht entgegenstrahlte wie ein Stern?"

Franziska lachte. „Damit hat es keine Gefahr!" sagte sie. „Die frommen Frauen von Hall haben meine Ausbildung so vortrefflich gefunden, daß sie nichts mehr hinzuzufügen wußten — sie haben den Stern heimgeschickt, um über dem Büchsenhause zu leuchten!"

„Ich werde Sie also wiedersehen?" rief Malanotte feurig. „Sie werden hier bleiben? Hier — aber nein, das sollen Sie nicht!"

„Haben Sie es so weit gebracht in der Sterndeuterei, daß Sie den Weg der Sterne nicht blos zu beschreiben, sondern auch vorzuschreiben vermögen?"

„Spotten Sie nicht, Francesca! Ich wiederhole es — wenn ich nicht ganz machtlos bin, sollen Sie nicht lange hier bleiben! Dieses Land ist trotz aller Schönheit zu kalt und winterlich für eine so zarte Blume!"

„Ist der Stern nun zur Blume geworden? Aber wenn es der Blume in dem winterlichen Lande recht gut gefällt?"

„O . . . Sie kennen Italien nicht, meine Heimath! — Das schöne, warme, leuchtende Land der Dichtung, der Künste, des Gesanges, der Schönheit und der Liebe . . . das Land, dem bisher nur Eines gefehlt, um es zum Paradiese zu machen! Aber ich will es dazu erheben: ich will diesen Bergen den einzigen Schatz entreißen, den sie besitzen, und will ihn hinüberflüchten in's sonnige Welschland . . ."

„. . . Mein Herr . . .“

„Dort in den weiten lachenden Ebenen am Po, zwischen wallenden Reisfeldern, unter Lorberbüschen und Pomeranzenbäumen steht mir ein stattliches Landhaus! Ich habe es nur verlassen, habe Dienste genommen, weil mein Herz dort nicht gefesselt war . . . Lassen Sie mich dahin zurückkehren, Francesca! Machen Sie mir Vaterland und Heimath zum Paradiese . . . folgen Sie mir dahin . . . als meine Gattin!“

Franziska hatte lächelnd zugehört; sie setzte mehrmals an, ihn scherzend zu unterbrechen, unterließ es aber, denn Malanotte's feurige Beredsamkeit verfehlte zuletzt nicht, Eindruck hervorzubringen und auch ihre Stimmung etwas wärmer zu machen. „Sie vergessen,“ sagte sie mit sichtbarer Befangenheit, „daß wir hier in dem kalten, nüchternen Tirol sind . . . die Sitte erlaubt mir nicht . . .“

„Was nicht?“ rief er dringender. „Was wäre hier gegen die Sitte? Ich habe allerdings Ihren Vater noch nicht gesprochen, aber er ahnt mein Geheimniß, er will mir wohl, und ich darf hoffen, daß er mir nicht versagen wird, was das Glück meines Lebens ist und sein wird! Auf Sie allein kommt es an! Sie allein haben zu entscheiden, denn Sie allein können wissen und sagen, ob Sie meine Gefühle theilen!“

Franziska sah ihn prüfend an. „Soll ich aufrichtig reden?“ fragte sie.

„Wie anders?“

„Dann muß ich sagen, daß ich diese Gefühle — nicht theile!“

„. . . Francesca . . .“

„Ich lache gern — aber Sie sollen sehen, verstehe darum doch, ernste Dinge ernsthaft zu behandeln! Hören Sie also meine schlichte, offene Antwort: Ich habe Sie nur einmal gesehen und ich verhehle nicht, daß mir der Gedanke an

Sie ein freundlicher war . . . es freut mich auch, daß ich Sie wiedersehe, und doch wäre es mir lieber gewesen, Sie hätten all' die schönen Worte nicht gesagt . . ."

„Sie vernichten mich! Warum, Francesca?"

„. . . Weil man mir im Kloster gesagt hat, und ich mir wohl selber denken kann, was es für ein ernster Entschluß ist, sich an Jemand für's ganze Leben zu binden . . . weil ich meine, daß das stürmische Wesen dafür gar nicht recht taugt, und dann . . . weil ich Ihnen nicht ebenso antworten kann. Ich kann mit der Rede nicht so fort: wie müßte es sich ausnehmen, wenn ich auf all' die wohlgesetzten Sprüche nichts Anderes erwidern könnte, als ein schmuckloses tirolisches . . . Ich bin Ihnen gut?"

„O sprechen Sie es aus, dieses schmucklose Wort — mir doch mehr werth, als alle Schätze der Erde! Sprechen Sie es aus und machen Sie mich zum Reichsten unter den Sterblichen . . ."

„Nein — drängen müssen Sie mich nicht, Sie erschrecken mich durch diese Heftigkeit!" erwiderte Franziska, indem sie ihm die Hand, die er ergriffen hatte, sanft wieder entzog. „Ich weise Ihren Antrag nicht zurück, wenn mein Vater ihn billigt, aber lassen Sie mir Zeit, mich zu sammeln, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen . . ."

„Also noch einmal soll ich von den Pforten des Himmels in das Fegefeuer zurück? Und wann soll die neue Prüfungszeit enden?"

„Ich muß wahrhaftig fort . . ." sagte Franziska erröthend und unruhig um sich her blickend. „Sehen Sie . . . ich bin zu lange geblieben . . . meine Mutter kommt bereits, mich zu suchen . . ."

Malonotte sah den Hügelabhang hinunter, auf welchem Elisabeth schon ganz nahe herangekommen war. „Die Frau Kanzlerin!" rief er. „In der That, ich bin außer Stande, ihr jetzt entgegenzutreten . . . Leben Sie wohl, Francesca,

lange ertrage ich die neue Prüfung und Trennung nicht! Ich weiß jetzt, daß Sie mir nahe sind . . . in wenigen Tagen komme ich wieder, um mir zu holen, was Sie mir heute noch so grausam verweigern . . . das beseligende, schmucklose: Ich bin Ihnen gut!"

Ohne daß sie es hindern konnte, hatte er ihre Hand ergriffen, einen feurigen Kuß darauf gedrückt und war um den Felsenvorsprung verschwunden. Ueberrascht, betreten und hoch erröthend stand sie noch, als Elisabeth schon an den Lindentisch getreten war. Die Kanzlerin warf einen fragenden Blick auf das Mädchen und die Umgebung und wendete sich dem Abhange zu, auf welchem in einiger Entfernung eine Magd eilfertig nachgeschritten kam. „Du kannst immer umkehren, Rosine," rief sie ihr entgegen, „ich hab' Dich nicht mehr nöthig! — Den Korb stelle dort an den Felsen, wir nehmen ihn dann selbst mit zurück!"

Die Magd stellte einen leichten Henkelkorb unter das Gesträuch im Schatten der Felswand und wanderte dem Schlosse zu, während Elisabeth sich dem beklommenen Mädchen zuwandte. „Sie haben so lange auf sich warten lassen, Fränzel, daß ich Ihretwillen in Unruhe gerieth," sagte sie, dennoch ist die Ausbeute im Körbchen nicht groß: sind die Beeren so selten? . . ."

„Ich bin im Sammeln gestört, aufgehalten worden . . ." erwiderte Franziska mit wankender Stimme.

„In der That, ich glaubte, so etwas bemerkt zu haben, und hoffe nur, daß Ihnen nichts Unangenehmes . . ."

„O nein . . . im Gegentheil!" rief Franziska hastig, stockte jedoch ebenso schnell, das Ungeeignete ihrer raschen Rede fühlend und neuerdings mit Purpur überdeckt. Elisabeth that, als ob sie die Verwirrung gar nicht bemerkte, und fuhr mit feinem Lächeln fort: „Das beruhigt mich wirklich: es hätte mir sehr leid gethan, wenn Ihnen bei der Rückkehr in's väterliche Haus etwas Unangenehmes

begegnet wäre . . . ich möchte, daß Sie recht gern darin verweilen und nichts vermissen . . . gar nichts!“

Franziska bot ihr die Hand. „Sie sind so gut, so liebevoll!“ sagte sie, und Elisabeth erwiderte mit herzlichem Händedrucke: „Es macht mich glücklich, wenn Sie das nicht blos sagen, sondern fühlen . . . Aber wie ist es? Wollen wir in's Schloß zurück oder die Jause, die Sie gesammelt haben, gleich hier verzehren?“

„Wie es Ihnen gefällt . . .“

„Dann bleiben wir hier: es ist mein Lieblingsplätzchen, eine Stelle voll Duft, Kühle und Einsamkeit und doch so nahe am Schlosse und mit so herrlicher Aussicht: ich danke es meinem Manne besonders, daß er auf einen leisen Wunsch von mir Alles so anmuthig herrichten ließ. Ich habe auch Alles mitgebracht, was wir bedürfen...“ Damit hatte sie das Körbchen von der Felswand geholt, auf den Tisch gestellt und begann mit zierlicher Geschäftigkeit, dessen Inhalt auszukramen. „Finden Sie nicht auch,“ fuhr sie dann fort, indem sie sich auf die Bank niederließ, „daß dieser anmuthige Felsenwinkel so recht zu traulichem Geplauder gemacht ist? Die steilen Wände halten jeden Ueberfall vom Rücken ab... ein Fußtritt über den Rand brächte dem neugierigen Späher den Sturz und den Tod... von vorn kann Niemand unbemerkt näher kommen, und zum Ueberfluß dämpft das Geplätscher des Wasserfalls jeden Laut, so daß auch der Horcher sich vergeblich abmühen würde . . . Ich habe darum auch die Rosine zurückgeschickt, . . . ich bildete mir ein, daß wir uns vielleicht Manches unter vier Augen zu sagen haben würden . . .“

„Was die Worte nicht aussprachen, vollendete der offene, liebevolle, zum Vertrauen auffordernde Blick, den sie auf Franziska richtete: diese vermochte nicht, ihm zu wiederstehen, sondern eilte auf die Sitzende zu, indem sie sich vor ihr niederließ und mit dem Ausdrucke: „Meine Mut-

ter . . ." ihr glühendes Antlitz in deren Kleid zu verbergen suchte.

„O nicht so, meine Liebe . . ." sagte Elisabeth zärtlich, indem sie aufstand und die Gebeugte zu sich emporzog, „. . . in meine Arme und an mein Herz! Ich will keinen Anspruch machen an den heiligen Namen Ihrer verklärten Mutter, aber da mein guter Stern mich in das Haus Ihres Vaters geführt, möchte ich darin auch walten, wie man es guten Sternen zuschreibt, ich möchte Licht verbreiten und Frieden . . . darum . . . nicht Ihre Mutter, aber Ihre Freundin, Ihre ältere Schwester lassen Sie mich sein!"

Franziska hatte sich ohne Widerstreben gefügt und ruhte am Herzen der schönen Frau, mit schimmernden Augen zu ihr emporblickend. „Ja . . . es ist wahr," flüsterte sie, Sie haben wieder Freude gebracht in das vereinsamte Haus meines Vaters . . . beim ersten Schritt in dasselbe hat es mich traulich und wohnlich angeweht, wie nie zuvor; die Stirne des Vaters ist jetzt freier und heiterer, als ich sie je gesehen . . . auch ich soll durch Sie darin finden, was ich nie besaß . . . eine geliebte liebende Schwester!"

„Also mit Hand und Mund Ihre . . . nein, Deine Schwester!" entgegnete Elisabeth sie küssend, „denn unter Schwestern darf keine Schranke sein!"

„Und kein Geheimniß!" erwiderte Franziska. „Darum sollst Du Alles wissen, ich will Dir Alles erzählen . . ." Auf Elisabeth's Wink nahmen sie auf der Bank unter dem Baume Platz, und während das Mädchen nicht ohne Zögern und Stocken erzählte, war die junge Hausfrau geschäftig, die Erdbeeren in eine bunte Schale zu füllen, mit Zucker zu bestreuen und rothen Wein daranzugießen. Dann hörte sie der Erzählenden zu und wandte sich, als sie geendet hatte, mit gütigem Lächeln nach ihr: „Ich

danke für Dein Vertrauen," sagte sie, „wenn mir auch nicht Alles in Deiner Rede so neu war, als Du vielleicht denkst . . ."

„Und was räth mir nun meine schwesterliche Freundin?"

„Ich würde vor Allem rathen, die Meinung Deines Vaters zu erfahren . . . könnte ich Dich nicht dieser Mühe überheben und Dir sagen, wie er über die Sache denkt. Solltest Du es für möglich halten? Dein Vater glaubt, Du säßest so tief in der Liebe, als ob Du in einen Ziehbrunnen gefallen wärst . . . und Dein Erröthen bekennt, daß er nicht geirrt hat. Was ist dabei viel zu rathen? Es ist nicht viel einzuwenden gegen Deine Wahl, als etwa Malanotte's heftige Gemüthsart . . . Du bist glücklich, Schwester, kein Hinderniß steht zwischen Dir und dem Manne Deiner Liebe!"

„Aber werden wir auch zu einander taugen? Er ist so rasch und so leidenschaftlich, daß ich mich fast vor ihm fürchte . . ."

„D'rum sollst Du prüfen und Dich nicht übereilen. Halte an Dich, vergieb Dir nichts, mit keiner Silbe, keinem Blicke! Er wird ja häufig genug in's Haus kommen; wenn Du nicht freiwillig die Zügel Deiner Empfindungen fortwirfst, wirst Du Ruhe und Gelegenheit haben, ihn näher kennen zu lernen und Dich zu überzeugen, ob Du ihn nicht blos lieben, sondern auch achten und verehren kannst . . ."

„Verehren?" fragte Franziska etwas befremdet. „Ist denn das nothwendig? Verehrst Du meinen Vater?"

Das Erröthen war nun an Elisabeth. „Warum soll ich Dein vertrauendes Bekenntniß nicht mit Gleichem ererwidern?" entgegnete sie mit einem Anfluge reizender Verwirrung. „. . . Ja, ich verehre meinen Gatten, ich verehre ihn über Alles! Ich kenne keinen andern Wunsch, als

für ihn zu leben . . . er ist mir der Inbegriff von Allem, was edel, schön und groß ist: darum tracht' ich und sinn' ich nur, wie ich ihm dienen kann, wie ich ihm das Leben verschönern, wie ich sein Haus erhalten und so bewahren kann, daß, wenn er es betritt und die Last der Geschäfte von sich wirft, auch er in ihm den Inbegriff von Allem finden möge, was man Glück nennt! Dir, als seiner Tochter, darf ich es ja gestehen . . . mein Glaube und meine Hoffnung sind in ihm befangen, wie mein Liebe . . . mein Kopf hat keinen Gedanken, mein Herz kein Gefühl als ihn, und selbst mein Gebet zum Ewigen ist nur ein Gespräch von ihm . . ."

Schweigend schmiegte sich das Mädchen an die junge Frau, aber ihr leuchtendes Auge zeigte, wie lebhaft jedes dieser Worte in ihrem Gemüthe wiederhallte. Schweigend hielt Elisabeth sie umfangen; sie redeten zusammen und verstanden sich ohne Worte . . . sie waren anzusehen, wie zwei schöne Schwesterblumen eines Rosenstrauchs, von denen die eine, noch halb in der grünen Knospenhülle gefangen, den Märchen zuhört, welche die schon geöffnete Freundin von Luft, Licht und Sonne erzählt!

Der Abend war nicht mehr fern, als sie die Anhöhe hinunter wandelten und wieder den Schloßraum des Büchsenhauses betraten. Elisabeth wollte nach der Küche sehen, denn Biener hatte versprochen, früher als gewöhnlich nach Hause zu kommen: auch wurden Gäste erwartet und machten Vorkehrungen für den Abendimbiß nöthig. Franziska wehrte aber der Freundin und ließ nicht ab, bis sie ihr gestattete, diese Geschäfte statt ihrer zu beschicken. „Sei unbesorgt," sagte sie, „ich werde genau Deine Anordnungen befolgen und Dir keine Unehre machen. Laß mich immer Deine Stelle vertreten und von Dir auch im Kleinen lernen, das Haus zu verwalten und zum Inbegriff des Glücks zu machen!"

Lächelnd stimmte Elisabeth zu und stieg die gedeckte steinerne Treppe hinan, welche von dem innern Schloßhofe in den obern Garten führte, eine schmale Grasfläche, mit schönen Obstbäumen voll reifender Früchte besetzt. Eine Gitterthüre führte seitwärts in den Blumengarten, dessen bunte, schimmernde Beete, durch blanke Kieswege getrennt, sich fächerförmig um ein großes in Stein gefaßtes Wasserbecken reihten. Aus der in der Mitte des Bassins angebrachten Felsengruppe stieg ein mächtiger Wasserstrahl empor, daß er mit den dahinter ernsthaft und dunkel emporragenden Tannen um die Höhe zu wetteifern schien, und die sprühende Säule ihren Gipfel noch in die Sonnenstrahlen tauchte, während die übrigen Theile des Gartens bereits im milden Abendschatten ruhten. Zur rechten Seite, gegen die Absenkung nach dem Fallbache hin, bildete ein lebender Zaun von dichtem, niedrig gehaltenem Tannengebüsch einen freundlichen Abschluß. Unweit desselben, etwas erhöht um der Aussicht willen, welche sich gegen das Stempeljoch und die Frau Hütt aufthat, stand ein zierliches Salettchen von vier Pfeilern getragen, die durch leichte Geländerbrüstungen verbunden und mit Rollvorhängen versehen waren, um Wind oder Sonne nach Belieben abhalten zu können.

Die Kanzlerin betrat das Salettchen und nahm eine Stickarbeit wieder auf, die sie vor dem Spaziergange in die Gufel dort zurückgelassen, aber bald sank die Stickerei in ihren Schoß und ihr gedankenschweres Haupt in die stützende Hand. Es war ihr so eigen, so wunderbar und seltsam zu Muthe, wie noch nie in ihrem Leben und in allen bittern und seligen Augenblicken desselben: sie war wolkenlos glücklich, und doch dämmerte etwas in ihrem Innern empor, wie die Ahnung eines erhabenen Geheimnisses, wie der Beginn eines neuen, sich zu neuer Seligkeit entfaltenden Seins. Sie saß regungslos; hart neben

ihren Füßen und auf dem Saume ihres Kleides kauerte ein röthlicher Hund, welcher der heimkehrenden Herrin in den Garten gefolgt war. Es war ein nicht eben schönes, zottiges Thier, aber aus den hellen, unverwandt nach der Frau gerichteten Augen sprach Klugheit und Anhänglichkeit. Früher mehr zur Bewachung des Hauses verwendet, hatte er vom ersten Augenblicke, als Elisabeth dasselbe betrat, sich mit auffallender Zuneigung zu ihr gedrängt und durch seine Beharrlichkeit erreicht, daß sie dem derben Gesellen ebenfalls gut wurde und ihn um sich duldete.

Elisabeth, mit ihren Gedanken beschäftigt, bemerkte es nicht, daß in der Tannen-Umzäunung ein leichtes Rauschen hörbar wurde; sie fuhr erschreckt empor, als der Hund aufsprang und mit lautem, heftigem Gebelle vor dem Zaune stehen blieb. Ueber demselben erblickte sie das hagere braune Gesicht und die funkelnden Augen Hippoliti's, der seit ihrer Verheirathung mehrmals ihr Haus besucht und sich mit ausgesuchtester Artigkeit ihr zu nähern versucht hatte. Sie konnte sich dessen nicht erwehren, da er ein angesehener Mann und Beamter war, aber sie mied ihn möglichst, denn trotz aller Bemühung vermochte sie nicht, bei seinem Anblicke eine unheimliche Ahnung, die fast an Grauen grenzte, zu unterdrücken.

Der Italiener betrachtete sie einen Augenblick schweigend und schien sich lüstern an ihrer Verwirrung zu weiden. „Sie erschrickt und erröthet bei meinem Anblicke," murmelte er, „das sind gute Anzeichen! Ich bin ihr also nicht gleichgiltig und kann etwas wagen. — Zürnen Sie nicht, schönste der Frauen," rief er dann laut, „daß ich mich erkühnt, Ihre schwärmerische Einsamkeit zu belauschen! Wer vermöchte an einem Bilde vorüberzugehen, wie kein schöneres aus den Zauberphantasien Ariosto's oder Boccaccio's hervorgegangen!"

Elisabeth wußte nicht, ob sie träumte, oder ob wirklich sie es war, der diese kühne Sprache galt. „Wie, Herr Fiscal," rief sie, vor Entrüstung bebend, „Sie erdreisten sich . . ."

„O nichts, nichts!" unterbrach er sie lachend. „Der Zufall trägt allein die Schuld. Er war es, der meinen Abendspaziergang hierher lenkte und mich durch eine Lücke des Zaunes Sie erblicken ließ! Daß ich stehen blieb und in dem Anblicke Ihrer Reize schwelgte, werden Sie mir nicht zum Verbrechen machen wollen — wer es nicht gethan, wäre ein Wahnsinniger! Und hätte mir Aktäon's Strafe gedroht, ich stände vielleicht jetzt noch wie angewurzelt, wenn nicht jener plumpe Verräther mich entdeckt hätte . . ."

Elisabeth hatte sich gesammelt, ihre Arbeit ergriffen und wollte fort. „Ich will nichts gehört haben," sagte sie, „und würde bedauern, wenn Sie Ihren Spaziergang länger verzögern wollten . . ."

„Sie wollen fort? Wollen mir entfliehen?" rief Hippoliti. „Können Sie glauben, daß ich mir den günstigen Augenblick, der Sie mir so allein und ohne allen Zwang entgegenführt, so gutwillig entreißen lassen würde?" Mit diesen Worten hatte er sich mit keckem, zierlichem Ansatze über die Tannenhecke geschwungen und stand bei Elisabeth, rasch genug, um die Enteilende am Kleide fassen und festhalten zu können.

„Welche Frechheit!" stammelte Elisabeth außer sich.

„Frechheit?" entgegnete er. „Nur der freie, ungebändigte Liebesmuth der Jugend, der freilich Schranken wie diese nicht kennt! Wenn jener Zaun Sie schützen sollte, so hat ein Gewisser vergessen, daß Andern ein Spielwerk scheint, was für ihn vielleicht unmöglich ist!"

„Lassen Sie mich!" rief Elisabeth, welche vergebens alle Kraft anstrengte, sich von den kecken Händen des

Italieners zu befreien. „Keinen Schritt weiter . . . oder ich rufe meine Leute . . .“

„Das werden Sie nicht, Signora!“ entgegnete er, indem er ihr mit einer raschen Bewegung den Weg nach der Gartenthüre abgewann: ihres Wehrens und Sträubens ungeachtet schlang er den Arm um ihre Hüfte und suchte sie an sich zu ziehen. „Sie müssen bleiben und müssen mich hören! Endlich müssen Sie erfahren, wie sehr ich für Sie glühe . . . daß ich Sie anbete! Daß ich sterben werde, Schönste unter den Sterblichen, wenn Sie mich nicht erhören . . . Sträuben Sie sich nicht, bellissima . . . Lassen Sie uns das Märchen von Diana und dem Lauscher Aktäon erneuern, aber mit einem fröhlichen Schlusse! Lassen Sie mich Endymion sein . . . Die Verwandlung in den geweihtragenden Hirsch sei einem Andern beschieden . . .“

„Unverschämter . . .“ keuchte Elisabeth, mit Hippoliti ringend, der den einen Arm um ihre Hüfte geschlungen, mit der andern aber ihre beiden Hände zu fassen gewußt hatte und mit überlegener männlicher Kraft festhielt. „Vergebliches Sträuben!“ rief er in immer steigender Lüsternheit. „Du mußt mein werden, spröde Diana! Soll dies Paradies von Reizen für einen alten Mann blühen, der es mit halben Sinnen nicht mehr zu genießen weiß? Die Jugend ist das allein berechtigte Alter der Liebe!“

Schon waren die gierigen Lippen des Welschen nahe daran, sich auf den Nacken der halb Ohnmächtigen zu drücken, als sie mit einem letzten Anlaufe ihre Widerstandskraft zusammenraffte und eine ihrer Hände loszuringen vermochte. Im Augenblicke klatschte und brannte auf Hippoliti's Wange ein so kräftiger Schlag, daß er taumelte, und der Hut ihm rücklings vom Kopfe fiel. Ein undeutlicher Schrei der Wuth und Beschämung drängte sich zwischen seinen Zähnen hervor; wie ein wildes Thier schien er einen neuen Sprung auf seine Beute thun zu wollen,

hielt aber plötzlich inne, wie der Panther, der im Augenblicke, in welchem er sich auf seinen Raub stürzen will, den überlegenen Feind vor sich erblickt.

In der Gartenthüre, kaum zwanzig Schritte neben dem Paare, stand Kanzler Biener, bis in die Lippen bleich vor Zorn und doch mit höhnischem Lächeln, denn er war eben recht eingetreten, um Zeuge von Hippoliti's Abfertigung zu sein. Elisabeth eilte auf ihn zu und barg sich, beinahe zusammenknickend, an seiner Brust; der Fiscal stand laut- und bewegungslos.

„Wenn ich nicht irre," begann der Kanzler, nachdem er ihn eine Weile mit einem Blicke unsäglicher Verachtung gemessen hatte, „scheinen die Geschäfte des Herrn Criminal-Fiscals hier zu Ende zu sein!"

„Allerdings . . . allerdings . . ." stammelte dieser, wie aus einem Traume zu sich kommend und seinen Hut vom Boden raffend. „Ich habe das Vergnügen, beiderseits recht angenehmen . . ." Damit wollte er der Hecke zu, um sich auf dem Wege zu entfernen, den er gekommen war. „Halt, Schurke!" donnerte ihm Biener nach. „Ich kann den Dieb und Räuber nicht abhalten, in mein Haus zu dringen, aber aus dem Hause giebt es keinen Schleich- und Diebsweg! Hier hinaus! Durch den Schloßhof und das Thor . . . Voran, oder ich renne Ihnen den Degen durch den Leib!"

„Aber, Signor . . ." stammelte Hippoliti, der nicht begriff, was der Kanzler vorhatte.

„Kein Wort!" rief Biener gebieterisch. „Ich will nicht, daß die Leute sehen, daß Spitzbubenkeckheit sich einen solchen Weg über die Grenzen des Büchsenhauses gebahnt hat! Ich will nicht, daß man im Schlosse ahne, wie Sie hiehergekommen, und was Sie hergeführt hat . . . ich will nicht meine Frau und mich zur Fabel des Landes machen: darum gehen Sie den ordentlichen, gewöhnlichen Weg . . .

darum geben wir Ihnen anscheinend als einem werthen Gaste das Geleit . . . wenn Du Dich aber noch einmal erdreistest, Schurke, diesen Mauern auf eine Stunde Entfernung nahe zu kommen, so schlage ich Dich nieder oder erschieße Dich, wie einen tollen Hund! — Verstanden?"

Unter diesen Worten waren alle Drei über die gedeckte Treppe in den Schloßhof gekommen: Hippoliti in ängstlicher Verwirrung und unter steten Bücklingen voran, hinter ihm Biener mit Elisabeth am Arme. Als sie im Hofe ankamen, war dort zahlreiche Versammlung. Einige Treiber hatten vier stattliche Rinderpaare in den Hof gebracht, und alle Hausbewohner, Bräuknechte, Dienstboten und Mägde umstanden die schönen Thiere, priesen Schlag, Bau und Aussehen derselben und freuten sich des neuen Aufschwungs, welchen Viehzucht und Wirthschaft des Schlosses dadurch erhalten werde. Ehrerbietig traten Alle zur Seite und gaben den vorbeischreitenden Dreien Raum, während Hippoliti, um seine Bestürzung zu verbergen, ausrief: „Herrliches Vieh! Nach der Farbe und der Form des Gehörns scheint es aus Graubünden zu sein! — Ach ja, natürlich, aus Graubünden! Excellenz können es ja von dort her leichter beziehen, als irgend Jemand! Bei Ihren intimen Verbindungen . . ."

Biener machte ihm lächelnd eine leichte Verbeugung, flüsterte aber zugleich, nur ihm verständlich: „Ich verbitte mir, daß Sie mich nach Ihrem Schurkenmaße messen... Weil Ihnen aber die Thiere so sehr gefallen, will ich Sie versichern, das dies der einzige Hörnerschmuck ist, der hier geduldet wird . . . Dort ist das Thor, Schuft!" schloß er, indem er sich ceremoniös verneigte, Hippoliti ebenso feierlich den Hut zog und dann, außer sich vor Grimm, um den Thorbogen verschwand.

„Laß Dich die Geschichte nicht anfechten, mein tapferes, muthiges Weib!" sagte Biener umkehrend zu Elisabeth,

deren Zittern noch immer die Aufregung über das Vorgefallene verrieth. „Es ist nicht mehr, als hätten wir einem Beißwurme, einen Viper, die Dir über den Weg gekrochen, den Kopf zertreten! . . . Ich will Dich in Dein Gemach geleiten, dann fordern noch diese neuen Ankömmlinge meine Gegenwart. Ich habe sie durch Vermittlung des edlen Herrn von Castelberg erhalten, aber sie kosten so schweres Geld, daß ich, um nicht Schaden zu haben, wohl selbst nachsehen und den Landmann spielen muß!“

— Am späten Abend war die ganze Familie des Kanzlers in dem obern Saale des Nebengebäudes versammelt, das Biener neben dem Schlosse hatte aufführen lassen, hauptsächlich zu dem Zwecke, um einen möglichst geräumigen und hochgelegenen Versammlungsort für alle Angehörigen und für die Freunde zu haben, deren Viele das gastliche Haus zu besuchen kamen. Der Saal war mehr lang als breit und von angenehmer Höhe; die Wände waren mit grünem, golddurchwirktem Damast bekleidet, die Vorhänge an den hohen schmalen Fenstern aus gelbem, rothgeblümtem Stoffe geschnitten, die Decke mit einem Gemälde in lebhaften Farben geziert. An den Wänden hingen in schwarzen, mit Goldleisten eingefaßten Schnitzrahmen verschiedene Oelgemälde: darunter sich gegenüber als Seitenstücke zwei größere, von denen das eine Judith mit dem blutigen Schwert und Haupte des Holofernes, das andere die edle Tochter darstellte, welche ihrem Vater im Gefängnisse die Brust reicht, um ihn vom Hungertode zu retten. In einer Ecke des Zimmers erhoben sich in schmuckem Kasten die blanken Zinnpfeifen eines Orgel-Positivs von fünf Registern; die Tastatur war offen, und darauf liegende Notenblätter verriethen, daß die Tonkunst kein Fremdling war in dem häuslichen Kreise. An der Wand daneben hingen Lauten und Geigen, Waldhorn und Schnabelflöte.

An dem runden, weißgedeckten und reichlich mit strah-

lenden Armleuchtern besetzten Tische, der sich in der Mitte des Saales hinstreckte, saß Biener neben Elisabeth, zu deren Seiten Doctor Wardtell sich behäbig niedergelassen hatte.. Der wohlbeleibte Alte hatte vollauf zu thun, seine Aufmerksamkeit und Unterhaltungsgabe zwischen der Frau des Hauses und zwischen Franziska zu theilen, welche ihm zur andern Seite saß. An sie reihte sich Bruder Rudolph, der Student, der den Vater überrascht und unvermuthet einen Ausflug herüber gemacht hatte von Salzburg und die Tischrunde abschloß.

Das Mahl war zu Ende, und der rothe Wein floß reichlich aus der in der Mitte des Tisches stehenden weitbauchigen Caraffe in die Gläser. Biener hatte eifrig mit Rudolph gesprochen und schloß jetzt, indem er sich zu den Andern wendete. „Nochmals also — Du hast mir Freude gemacht durch Dein Kommen, mir und Deiner neuen Mutter, welche begierig war, den jungen Teufelsbeschwörer kennen zu lernen. Hoffentlich hast Du nichts mehr citirt, als Deine Classiker, und Deine Professoren werden mit Dir zufrieden sein!"

„Rudolph hat mir schon seine Zeugnisse gezeigt," sagte Elisabeth, indem sie dem erröthenden Jünglinge freundlich zunickte, „sie sind voll Lobes über ihn!"

„Das freut mich um Deiner selbst willen," erwiderte Biener, „und auch für mich, daß Du bei den Benedictinern die schlimme Meinung widerlegst, welche die Jesuiten von Dir verbreitet haben . . . Aber wie steht es denn mit Deiner Geige? Ich hoffe, Du wirst über dem Nothwendigen das Angenehme nicht versäumt haben. Gieb uns eine Probe zum Besten; dort hängt eine gar feine Geige, die mir Meister Stainer von Absam zum Andenken hinterlassen hat, als er jüngst in sein gelobtes Land Italia wanderte: zeige, ob der Spieler des Instrumentes werth ist . . ."

Der Knabe ergriff das Instrument und spielte mit Sicherheit und feinem Ausdrucke eine Sequenz eines welschen Meisters von weichem Tonfall und elegischer Färbung. Er erhielt reichliches Lob, und der Vater ermunterte ihn, im Eifer der Uebung und Ausbildung nicht nachzulassen. „Die Musik ist ein gar freundlicher Begleiter durch's Leben," sagte er, „und noch dazu einer, der nicht schmollt, wenn er auch oft vernachlässigt wird, sondern der immer mit offenen Armen aufnimmt, wer zu ihm flüchtet! Mein seliger Vater, ein sehr würdiger und ernsthafter Mann, wie es sich denn von dem gestrengen Bürgermeister der freien Reichsstadt Weissenburg nicht anders erwarten läßt, hat bei all' seinem gesetzten Wesen nie unterlassen, mich zur Musik anzuhalten. Ich spielte die Orgel, und wenn ich auch selten dazu komme, eine Taste anzurühren, ist ein halbes Stündchen in den mächtigen Ton- und Accordwellen doch wie in der Sommerhitze ein erfrischendes Flußbad."

„Ei sieh' doch, was man für unbekannte Qualitäten besitzt!" sagte der Doctor. „Darum al so ist jetzt das Positivum dort in der Ecke aufgestellt! Aber man hat ja nie davon etwas merken lassen, amice; nicht einmal in palmario — wie ist das so auf einmal gekommen?"

Brauche ich das zu beantworten?" sagte Biener, indem er lächelnd auf Elisabeth blickte. „Wie ist so Vieles auf einmal gekommen in diesem Hause und seinen Bewohnern! Wenden Sie sich um Aufklärung an jene Frau, Doctor, wenn die psychologia nicht ausreichen will. Sie besitzt eine Stimme von wunderbar ergreifendem Tone ... ist es ein Wunder, wenn mir die alte Lust und die alte Kunst rege ward, in dem Verlangen, sie zu begleiten!"

„Nova!" lachte der Doctor. „Extraordinaria, wohin man blicken mag auf Schloß Büchsenhaus, lauter Ano-

malia! Auch das Gemälde an der Decke da droben gehört dazu. Ich hab' es mir schon vorhin betrachtet und wollte um die Erklärung fragen . . . aber der Wildbraten, den meine schöne, in der Psychologie so bewanderte Nachbarin auf die Tafel gezaubert hat, nahm — zu meiner Schande muß ich es gestehen — meine ganze Aufmerksamkeit vorweg in Anspruch. Darf man aber jetzt den commentarium erbitten? Ich komme nicht in's Klare damit — ein ganzer Rudel von allerlei Pferden, die, wie es scheint, in die Wette laufen und von einem stattlichen Schimmel weit überholt werden — ist es nicht so?"

„Buchstäblich! Und ist das so schwer zu enträthseln?" sagte Biener. „Ich habe mir eben nicht viel auf die Neuheit des Gedankens zugute gethan. Das Leben ist wohl öfter mit einem Wettlaufe verglichen worden — ich habe das Gleichniß festgehalten und in dieser Weise ausführen lassen. Mich dünkt, der Maler habe mit Glück die einzelnen Gattungen der Rosse dargestellt und gekennzeichnet, den kräftigen Ackergaul, das in der Tretmühle dumm und blind gewordene Bürgerspferd, das muthige Kampfroß des Soldaten: alle sind vertreten bis hinauf zum Wüstenrenner des Arabers und dem Turnier-Caballo des Ritters, bis herab zur hinfälligen Mähre des Karrenführers. Jedes rennt in seiner Weise und müht sich ab, dem Ziele zu — allen aber fliegt ein schönes weißes Roß voraus; hoch trägt es das Haupt, die Nüstern dampfen, die Mähne fliegt, die Hufe berühren kaum den Boden. Es ist das Bild des höhern, des edlern Menschen: des Menschen, wie er sein soll, der das ganze gemeine Treiben des Lebens weit hinter sich läßt, dem daher schon Schwingen sprossen, und der schon zu ahnen scheint, daß er nicht mehr fern vom Ziele ist. Das Ziel aber ist da, wo unter seinem Hufschlage die Erde sich öffnen, und eine Quelle hervorsprudeln wird, während der Himmel einen Stern nieder-

senkt, der nicht mehr weicht von dem Scheitel des Erwählten!"

„Sinnreich!" rief Wardtell. „In der That fein ersonnen und fein durchgeführt — es ist schade, daß man sich nicht der edlen Poesey gewidmet hat, man hätte es sicher zum poeta caesareus laureatus gebracht!"

„Und Herrn Doctor Pappus zum Collegen erhalten!" antwortete Biener lachend. „Nein, der Himmel hat mich gnädig davor bewahrt — vestigia terrent!"

„Ob man darauf gedacht hat?" rief der Doctor wieder, indem er das Deckengemälde musterte. „Ob man auch den caballus personificirt hat, auf welchem die Jünger Aesculapii reiten? Es sollte mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen!"

„Ich vermuthe, daß er in der Sammlung nicht fehlt!" entgegnete Biener. „Sehen Sie dort das seltsam aufgeputzte Thier mit der rothen Decke und dem Federbusch auf dem Kopfe? Das ist das Sinnbild für eine große verwandte Sippschaft, von der die Aerzte sich kaum losschrauben können . . . es ist das Roß der Marktschreier und Quacksalber und ist abgerichtet, durch das Scharren mit seinen Hufen die Lebensdauer eines Menschen wahrzusagen!"

„Ah, ah, salsissime dictum!" lachte der gutmüthige Arzt. „Man kann das Satyrisiren nicht lassen und muß sich um jeden Preis an den Söhnen Hippocratis reiben! Aber es ist nichts häufiger, als daß man sich an unentbehrlichen Dingen dafür rächt, daß sie unentbehrlich sind! Doch — die Frau des Hauses schweigt ja ganz? Hat unser Gespräch nicht ihren Beifall, und sollen wir nicht erfahren, wie sie über diese Art, den Wettkampf des Lebens zu versinnlichen, denken mag?"

„Ich finde das Gleichniß recht passend," antwortete Elisabeth, „obwohl ich gestehen muß, daß es meinem

Sinne nicht so recht zusagt. Ich finde etwas Hastiges, etwas Unruhiges und Uebereilendes darin, das mir nicht nothwendig zum Leben zu gehören scheint. Hätte ich zu wählen gehabt, ich glaube, ich würde mich für das Gleichniß einer Pilgerfahrt entschieden haben. Auch dabei wäre wohl reichliche Gelegenheit zu treffenden Schildereien gegeben gewesen, und es hätte mehr die Vorstellung des Mühevollen, Langsamen und Langdauernden gemacht, die mir richtiger scheint, als das Jagen und Stürmen!"

„Eine echt weibliche Anschauung!" sagte Biener, indem er Elisabeth hinter dem Rücken Wardtell's die Hand reichte. „Ich habe auch gegen die Pilgerfahrt nichts einzuwenden, zumal Hand in Hand — mit Dir!"

„Dennoch möchte ich beinahe wetten," begann Wardtell wieder, „daß diese Anschauung keineswegs die aller Weiblein ist! Es sollte mich sehr wundern, oder in den Augen unseres Ernönnleins Franziska steht etwas geschrieben, was es lieber mit Jagd und Sturm hält, als mit der langsamen Wanderschaft!"

„Ich kann es nicht ganz leugnen!" erwiderte Franziska. „Ich auch nicht!" rief Rudolph dazwischen, Wardtell aber sagte lachend: „Na, ich wähle den goldenen Mittelweg: zur Wanderschaft bin ich zu alt, zu dick und zu bequem — Jagd und Sturm würden sich mit diesen Qualitäten nur schlimm vertragen; aber ein bequemer Paßgang auf einem frommen Rößlein wäre nicht zu verachten — medium tenuere beati!"

„Auch in unserm kleinen Kreise," sagte Biener, „zeigte sich der Gegensatz, der durch die ganze Schöpfung geht, um ihre Spannkraft zu erhalten: Bewegung und Beharren Schaffen und Ruhen, Handeln und Leiden! Zwei Männer und zwei Frauen, und je zu zwei eine andere Ansicht — diese Scheidung in den Grundsätzen ließe sich wohl noch weiter verfolgen, und wir haben nicht nöthig, lange nach

dem Stoffe zu suchen . . . Hier gegenüber die beiden Bilder, Judith und die edle Tochter, beide enthalten eine Verherrlichung des Frauenthums, und doch — wie verschieden werden die Frauen davon denken! Rede, Elisabeth, welche von diesen beiden Gestalten dünkt Dir die edlere und am meisten der Bewunderung werth?"

„Die heldenhafte Judith mag erhabener, größer sein," sagte die Frau, „aber weiblich schöner dünkt mir die edle Tochter . . ."

„Und Du, Franziska?"

„Mir gefällt es, daß ein Weib so entschlossen sein kann, wie Judith," erwiderte sie, „ich meine, sie ist über ihr Geschlecht erhaben und darum mehr zu bewundern . . ."

„Wie?" rief ihr Elisabeth leise und mit leichtem Fingerdrohen zu, wärend die Männer sich lachend zunickten. „Solch' entschlossene Gesinnungen und dabei so viele Furcht vor Einem, der doch wohl kein Holofernes ist?"

„Da haben wir's!" lachte der Doctor. „Sie sind diametral verschiedener Ansicht und scheinen schon das Gefecht unter sich selber eröffnen zu wollen! Sie mögen uns berichten, wer den Sieg davongetragen — für heute wird es wohl zu spät werden, den zweifelhaften Kampf auszufechten: auch räth das Gewölk, das sich um den Mond zusammenballt, sich noch vor dem Unwetter auf den Weg zu machen . . . Wie wär es, wenn wir noch zum Abschied die Stimme der Frau zu hören bekämen, die einen so wunderbar ergreifenden Ton haben soll? Ein einfaches Lied mit einer guten Weise, die Einem angenehm nachklingt auf dem Heimwege?"

„Das soll geschehen!" rief Biener aufstehend. „Komm, Elisabeth, und singe dem alten Hagestolz das Lied ‚vom treuen Gedächtniß' — ich will sehen, daß ich die Beglei-

tung zuwege bringe: Franziska ist vielleicht im Stande, die zweite Stimme zu übernehmen!"

Der Kanzler setzte sich an das Positiv, dessen Bälge Rudolph anzog, während Elisabeth und Franziska, ein gemeinsames Notenblatt in den Händen, hinter ihm standen, der Doctor aber sich's in einem Stuhle nebenan bequem machte, Hände und Kinn auf den Silberknopf seines hohen Rohrstocks gelegt.

Das Lied begann:

„Guten Morgen, Schatz — wenn früh am Tag
„Mein Herz aufwacht!
„Eh's einschlaft mit dem Glockenschlag,
„Schatz, gute Nacht!

„Und bin ich krank — bin ich gesund
„In Deiner Näh' — weit viele Stund':
„Zwischen mir und Dir, mein guter Schatz,
„Da ist und bleibt ein alt' Gesatz:
„. . . Das Eisen verrostet, der Marbel zerbricht,
„Aber Liebe von Herzen verwandelt sich nicht!"

Die Orgel gab nur gedämpfte und getragene Töne, wie zur Leitung und Grundlage der Stimmen. Sie waren der stützende Stab, an dem diese sich emporrankten und wechselnd in einander verschlangen. Der Gesang war kunstlos einfach, aber weich und anmuthig; an Elisabeth's hohe und helle Glockentöne schmiegte sich die dunkler gefärbte, tiefere Lage Franziska's wie der Schatten zum Licht, und besonders in den wiegenden Terzgängen des Refrains, der sich nach jeder Strophe wiederholte, verschmolzen beide zu einem innigen, untrennbar verbebenden Tone.

„Gute Nacht!" sagte der Doctor am Ende, indem er aufstand und Biener die Hand reichte. „Nach so 'was muß man nicht viel reden und Abschied nehmen, sondern gehen und den Eindruck mit sich forttragen."

Er ging, von Rudolph begleitet, dem auch Franziska

zu folgen sich anschickte. „Ihr habt schön gesungen," sagte Biener, als hättet Ihr Euch schon lange zusammengeübt. Auch Franzel hat die Liebesworte mit einer Innigkeit vorgetragen, von der ich nicht begreife, wie sie im Kloster dazu gekommen sein mag."

„Quäle mir Franziska nicht!" erwiderte Elisabeth, während das Mädchen unter dem spöttisch forschenden Blicke des Vaters bis über die Stirn erröthete. „Du mußt wissen, daß wir Verbündete sind, und wenn Du glaubst, auf diese Weise etwas zu erfahren, was Dir verschwiegen werden will, so hast Du uns Beide gegen Dich!"

„In der That? So eng ist das Bündniß? Dann wird es wohl auch, wie bei Allianzen üblich ist, einen Namen haben?"

„Wir sind Schwestern!" sagte Elisabeth, indem sie Franziska auf die Stirne küßte, die dann mit kurzem Gutenacht-Wunsche rasch und verwirrt entfloh, froh, weiteren Erklärungen nicht beiwohnen zu müssen.

Aus ihren Armen ging Elisabeth in jene Biener's über, der sie herzlich umfing und mit ihr an das offene Fenster trat. „Mein theures Weib," sagte er, „wer könnte dem Liebeszauber entgehen, der Dich umgiebt? Mit Dir ist das Glück für uns Alle eingezogen in diesem Hause!"

Sie erwiderte nichts, aber sie schmiegte sich an ihn, das Haupt an seine Brust gelehnt. So blickten sie wortlos eine Weile in die Nacht hinaus, welche sich kühl und wolkig niedergebreitet hatte, zwischen Düsterkeit und Helle wechselnd, je nachdem der Mond durch die ziehenden Wolkengebilde verhüllt ward oder wieder aus ihnen hervortrat. Das Gemüth des Kanzlers war ruhig; wohl streifte sein Auge über das nächtliche Innthal und die ruhende Stadt, wohl blieb es auch an den Zinnen und

Fenstern der Burg hasten, aber diese Gedanken zogen vorüber, wie die schattenhaften Wolken an der klaren Mondenkugel. Es war nichts Wesenhaftes mehr in ihnen; sie waren alles Körperlichen entledigt und etwas rein Geistiges geworden. Noch hing er mit jenen Räumen und ihrer edlen Bewohnerin durch ein inniges Band zusammen, aber die einstige Begeisterung war zur treuen Ergebenheit, die Liebe zur Verehrung geworden. Wie er früher in der Fürstin vor Allem die Frau gesehen und bewundert hatte, galt ihm jetzt die Fürstin vor der Frau — sie selbst hatte ihn jetzt dazu gebracht und ihm diese eine Hälfte ihres schönen Seins gewissermaßen abgelöst und selbstständig an's Herz gelegt.

Etwas anders sah es in Elisabeth's Seele aus, in welche die Ereignisse des Tages noch ihre Schatten warfen und sie unbewußt und unmerklich in eine schwermüthige Stimmung versenkten, die zuletzt Biener nicht entging. Er blickte auf sie herab und sah ihre Augen im Mondenlichte von einer Thräne schimmern.

„Was ist Dir, Elisabeth?" rief er. „Du weinst?"

Sie ergriff seine Hand und sah einen Augenblick mit wehmüthig fragendem Blicke zu ihm empor. „Liebst Du mich, mein Freund?" hauchte sie dann kaum hörbar.

„Ob ich Dich liebe! Bedarf das der Frage und der Bestätigung?"

„Und bist Du glücklich . . .?"

„Wenn Derjenige glücklich ist, dem kein Lebenswunsch übrig geblieben ist, so bin ich es!"

„Wohl mir!" rief sie, und ihre Thränen flossen. „Dann wirst Du meiner immer freundlich gedenken — wenn ich dahin bin, wirst Du doch manchmal fragen: ich habe sie geliebt, und sie hat mich glücklich gemacht!"

„Was fällt Dir ein! Wie kommst Du zu solch trau-

rigen Gedanken und Bildern? Warum solltest Du mir entrissen werden?"

„. . . Ich weiß nicht," sagte sie seufzend, „aber es kommt manchmal eine unsägliche Bangigkeit über mich . . . eine finstere, unheilvolle Ahnung, deren ich mich nicht erwehren kann . . .! Erst vorhin, wie der Mond so plötzlich und grell aus der Wolke brach, war es mir, als wäre sein Strahl ein blankes, kaltes Schwert, das zwischen mir und Dir niederfiel und uns trennte . . ."

„Einbildungen," erwiderte Biener beruhigend, „krankhafte Phantasieen . . . nichts weiter . . ."

Sie hatte sich noch enger an ihn geschmiegt und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. „Nein," sagte sie noch leiser, es ist nicht Alles Einbildung . . . ich gehe einem ernsten, unbekannten Ereignisse . . . einer geheimnißschweren Stunde entgegen . . ."

„Elisabeth," rief Biener zärtlich, „versteh' ich Dich?"

„Wenn dann meine Ahnung wahr wird," fuhr sie schluchzend fort, „wenn ich nicht mehr bin . . . vergessen wirst Du mich nicht? Wirst mich auch im Tode noch lieben, mich — der Du Alles warst . . . Du wirst mich lieben in unserm . . ."

Sie verstummte, weil sie das geheimnißvolle Wort nicht auszusprechen vermochte, und weil Biener's Mund das ungesprochene von ihren Lippen küßte. Er hatte sie verstanden und drückte sie fester an sein Herz . . . in diesem Kusse, in dieser Umarmung lag bessere Beruhigung, mächtigere Ueberzeugung, als in dem vertrauten halblauten Gespräche, in welchem sie noch lange die am Fenster lauschende Nacht zur Vertrauten ihres Glückes machten.

— — Es war ein kleiner Kreis des Glücks; wenige Schritte darüber hinaus genügten, um dem Unglück zu begegnen, das finster und gebieterisch an die nachbarliche Schwelle herantrat.

Den dunkeln Bergweg entlang, der sich zu Schildhofer's einsamem Hause am Fallbache emporzog, erdröhnte es von schweren Männerschritten und klirrten Waffen. Eine Schaar Soldaten kam heran, deren Pickelhauben und Hellebarden manchmal im wankenden Mondlichte glänzten; zwischen ihnen schritten Franz und Afra als Gefangene. Der Bursche war abgemagert und bleich und trug einen Verband um die dürftig geheilte Schußwunde am Kopfe, die ihn bei der Gefangennehmung im Floitenthale zu Boden gestreckt hatte. Er war matt und kraftlos, aber er strengte sich an, es nicht zu sein und Afra zu unterstützen, die noch mehr der Hilfe bedurfte. Sie vermochte kaum, sich aufrecht zu halten, denn die Nervenkrankheit, in die sie in Folge der wechselnden Aufregung und Schrecken verfallen, war nur in ihrem ersten hitzigen Anlaufe gewichen und lastete mit bleierner Schwere in den machtlosen Gliedern. Halb besinnungslos, wie träumend schleppte sie sich mit wankenden Knieen an Franzens Arme fort, der sie mit zärtlicher Sorgfalt umschlungen hielt und ihr ermunternde Worte der Liebe zuflüsterte.

Den Soldaten ging es zu langsam. „He da, vorwärts mit einander!“ rief der Eine indem er den Fuß seiner Hellebarde Franz in den Rücken stieß. „Glaubt Ihr, wir haben nichts Besseres zu thun, als Euch da fein behutsam in der Nacht spazieren zu führen? Marsch oder . . .“

Obwohl durch Afra in seiner Bewegung gehindert, und trotz seiner Schwäche fuhr Franz mit gehobenem Arme auf den Soldaten so drohend los, daß dieser einen Schritt zurücksprang. „Es ist Dein Glück, Kerl,“ rief er, „daß ich matt bin zum Sterben, sonst wäre das die letzte Büberei, die Du gegen wehrlose Gefangene verübst!“

„Ich glaube gar, der Kerl will aufbegehren!“ schrie der Soldat und holte aus, um einen zweiten Streich zu führen: der neben ihm Gehende fiel ihm in die Hand und

rief: „Laß gut sein, Camerad, ich glaube, wir sind da — der Rottmeister geht auf das Haus da los: das muß nach der ganzen Beschreibung das rechte sein.“

Der Zug war an Schildhofer's Hause angekommen, und während Franz Afra an den Steinblock geleitete und sie vorsichtig darauf niederließ, war der Rottmeister an die Thüre des Erdgeschosses getreten und schlug an dieselbe, daß es weithin durch die schweigende Nacht hallte. „He da, aufgemacht!“ rief er. „Im Namen Ihrer Durchlaucht!“

Nichts regte sich im Hause; während der Rottmeister erwartend schwieg, und Franz mit Afra beschäftigt war, begannen die Soldaten unter sich ein halblautes Gespräch. „Ich bin nur froh,“ sagte der Eine, „daß die Geschichte doch schon zu Ende geht: es ist immer noch nicht zehn Uhr . . .“

„Hast gewiß mit Deinem Schatz eine Bestellung gemacht um die Zeit?“ fragte ein Anderer.

„Falsch gerathen. Weißt Du die neue Schenke zur Brennnessel, die sich aufgethan hat in der Hofgasse? Da giebt's heute vorjährigen Terlaner und dazu G'sträunenes, das kann Dir Niemand in ganz 'Spruck so gut zurichten, wie die Wirthin, die Frau Sepha. Da will ich hin und komme vielleicht just noch recht zu einem guten Schluck und Bissen . . .“

„Mir läuft das Maul voll Wasser,“ sagte der Andere wieder, „aber mir und den Zweien da wird's nicht so gut. Wir müssen den einen Maleficanten noch bis Hall transportiren . . .“

„Was? Bei Nacht und Nebel?“

„Versteht sich: drunten an der Lände bei der Ueberfuhr wartet schon das Schiff, wir müssen ihn bis Hall bringen. Dort übernehmen ihn Andere und so geht's fort, daß er mit dem Tag an der Grenze in's Bayerische

ist. Dann kriegt er einen Tritt und wird hinübergestoßen . . ."

„Aber warum denn das Alles?"

„Warum? Bloß damit Alles fein in der Stille abgeht, damit die Leute nit zusammenlaufen und etwa dem Maleficanten Eins abfliegen lassen oder ein schiefes Maul machen . . ."

„Was das für Umstände sind mit dem Ketzerpack! Da hätt' ich kürzern Proceß gemacht!" Er machte dabei die Geberde des Kopfabschlagens, der Andere fiel ihm aber abmahnend in den Arm. „Still," sagte er, „daß man nicht etwa mit Dir einen kurzen Proceß macht! Es ist einmal so; der Staatskanzler will es so: der ist allmächtig in Tirol, der hat's durchgesetzt, daß ihnen Allen an Leib und Leben nichts geschieht — der Bursch als Ausländer muß über die Grenze, und wenn er wieder kommt, wird ihm der Buckel gefegt, das Mädel wird ihrem Vater zurückgegeben . . ."

Inzwischen war dem Rottmeister die Geduld ausgegangen. „Holla," rief er, noch stärker an die Thüre stoßend und schlagend, „wie lang' sollen wir da warten? Aufgemacht, oder ich schlage die Thür ein!"

Alle horchten, ein Soldat hielt das Ohr an die Thür. „Es rührt sich 'was und krabbelt die Stiegen herunter," sagte er. „Muß einen gesunden Schlaf haben, wenn er uns jetzt erst gehört hat!"

„Indessen öffnete sich das Guckfenster in der Thüre, und des alten Schildhofer bärtiges Angesicht ward sichtbar. „Auf Befehl Ihrer Durchlaucht," rief der Rottmeister, „habe ich hier die Bauerstochter Afra Schildhofer an Ihn abzuliefern. Sie ist mit den Ketzern im Zillerthal gefangen worden; aus besonderer Gnade ist sie bloß als eine Verführte angesehen worden und wird Ihm übergeben, damit Er sie wieder zurecht bringt, wenn's möglich ist,

Also aufgemacht — hier ist das Urtel, das ich Ihm zustellen soll!"

„Ich mache nicht auf," erwiderte Schildhofer dumpf, „. . . es ist ein Irrthum . . ."

„Ist denn die Person nicht Seine Tochter?"

„Ich habe keine Tochter!" grollte es wild hinter dem Guckfenster hervor.

Beim ersten Laute von Schildhofer's Stimme war Afra aus ihrem betäubungsähnlichen Zustande aufgefahren; sie sprang auf und stürzte an der Thüre auf die Kniee nieder, die gefalteten Hände hoch emporgerichtet. „Vater," schrie sie mit herzdurchdringendem Tone, „Vater, thu' Deinem Kind das nit an — um's Blut Christi willen, thu's nit, daß Du mich verleugn'st!"

„Hast Du nit Christum selbst verleugnet?" erwiderte er hart zurück. „Was rufst sein heilig's Blut an? — Ich hab's gesagt . . . ich hab' keine Tochter!"

„Vater," rief Afra in immer steigender Angst, „. . . ich weiß, ich hab' gefehlt . . . ich bin's nimmer werth, daß ich Deine Tochter bin . . .! Aber ich hab' nur darin gefehlt, daß ich nit ganz aufrichtig gewesen bin, daß ich Dir nit Alles gesagt hab' vom ersten Augenblick — der Schein ist wohl gegen mich, aber ich bin nit so schwer schuldig, als Du glaubst . . ."

„Das ist wahr, Vater Schildhofer!" sagte Franz hinzutretend. „Ich kann's bezeugen . . . ich . . ."

„Zeug' Du für Dich und Deine eigenen Schandthaten!" schrie ihm der Bauer in losbrechendem Zorne entgegen. „Was willst Du mir bezeugen, Du verlogener, elender Bursch, Du heimtückischer Heuchler? Du — Du allein hast das Unglück über mein Haus gebracht! Du hast mein gutes braves Kind verführt und verdorben, und . . ."

„Vater," rief Afra dazwischen, „das ist nit wahr! Du

thust dem Franz noch mehr Unrecht, wie mir . . . Denk' an mein' Mutter selig und stoß' mich nit so von Deiner Thür' . . . hör' mich wenigstens an!"

„Ich will von Dir nichts mehr hören oder sehen oder wissen!" war die kalte und unerbittliche Antwort. „Denkst jetzt an Dein' brave Mutter, aber hast nit an sie denkt, wie Du Deine Seligkeit aufgegeben hast? Das brave Weib hat sich in der Grub'n umgekehrt wegen Deiner: sie will auch nichts mehr wissen von Dir!"

„Was soll das unnütze Gered'?" rief der Rottmeister. „Meint Er, wir stehen Ihm da her, bis es Tag wird, und bis es ihm gefällig ist, nachzugeben? Aufgemacht — ich hab' den Befehl, das Weibsbild an Ihn abzuliefern . . ."

„Ich nehme sie nit an — in den Kräuterthurm mit ihr!"

„Vater . . ." kreischte Afra ihm höchsten Jammer auf und brach zusammen, von Franz nur mit Mühe aufrecht erhalten. „Schildhofer, Schildhofer!" rief dieser, „Ihr versündigt Euch schwer!"

„Die Sünd' will ich verantworten in meiner Sterbstund' und am jüngsten Gericht!" Damit wandte sich der Alte und wollte das Guckfenster schließen; der Rottmeister verhinderte es aber, indem er rasch das Urtel in die Oeffnung schob und nach innen niederfallen ließ. „Meinetwegen," sagte er, „da hat Er das Urtel — ich hab' das Meinige gethan und hab's Ihm zugestellt! Da ist die Person, die ich abzuliefern hab' . . . wenn Er sie nicht annimmt, ist's Seine Sache. — Vorwärts, Bursche, daß wir den andern Hallunken auch los werden . . ."

Die Soldaten traten an und faßten Franz, der um die halb ohnmächtige Afra beschäftigt war, um ihn fortzuzerren. „Was fällt Euch ein," sagte er, „Ihr werdet das unglück-

liche Mädchen doch nicht allein und hilflos in der Nacht am Wege liegen lassen wollen?"

„Geht's Ihn' was an?" schrie der Rottmeister. „Sorg' Er für sich selbst — die Person wird schon sehen, wo sie unterkommt . . ."

„Nein, ich leide das nicht!" rief Franz, indem er vor Afra hintretend sich zur Wehre stellte und einen Augenblick die Fäuste der Soldaten von sich abschüttelte. „Ich gehe nicht eher von der Stelle, als bis das Mädchen irgendwo untergebracht und gut aufgehoben ist . . ."

„Das wollen wir doch sehen," schrie einer der Soldaten, „ob wir Dich nicht fortbringen! Du hast ohnehin noch etwas auf der Nadel bei mir von vorhin . . ." Er faßte Franz, um ihn mit sich zu ziehen, und als ihm dies trotz des Burschen Schwäche nicht gelang, schlug er ihm die Hellebarde um den wunden Kopf, daß er taumelte und von den Uebrigen widerstandslos fortgerissen werden konnte. „Afra . . . Afra . . ." rief er noch mit letzter Kraft in den Armen der Soldaten, „verzweifle nicht . . . Gott ist über uns . . . ich komme wieder . . .!"

„Wenn Du den Staupbesen verkosten willst," rief der Soldat mit rohem Lachen, dann kannst Du's ja versuchen!"

Das neue Leid hatte auch Afra wieder emporgeschnellt. „Franz," rief sie, „lieber Franz . . ." und machte einige Schritte gegen die Soldaten zu, als wenn sie ihnen folgen wollte. „Zurück!" schrieen diese sie mit vorgehaltenen Hellebarden an, Schildhofer aber rief, indem er das Guckfenster in der Thüre schloß: „Recht so — mache das Maß voll! Geh' mit Deinem saubern Gesellen, der Dir doch lieber ist, als der Vater auf Erden, wie der im Himmel!"

Afra wankte einige Schritte zurück, dann brach sie am Wegrande zusammen; die ganze Umgebung war einsam,

kein Laut mehr hörbar, als der gleichmäßige Schritt der fern abziehenden Soldaten. Nur unter dem Säulenvorsprunge der Nicklaskirche tauchte eine dunkle Gestalt auf, welche dort schon vor einiger Zeit sichtbar geworden war und das Vorgehende mit beobachtet hatte.

Sie war schon ziemlich nahe gegen Afra hingekommen, als die Thüre von Schildhofer's Hause rasch aufflog, zugleich aber dessen Stimme von innen hörbar wurde. „Wer untersteht sich," rief er, „gegen meinen Willen mein Haus zu öffnen?"

In dem dunkeln Thürraume erschien die hochaufgerichtete Gestalt des alten Häuers. „Das thut Einer," rief er entgegen, „der es nicht leiden will, wenn Jemand ein Unrecht geschieht! Einer, der es nicht zugiebt, daß ein Anderer das auf sich nimmt, was er gethan hat!"

„Was soll das heißen?" fragte Schildhofer unwillig.

„Daß Ihr den armen Menschen, den sie da fortschleppen, zurückrufen und um Verzeihung bitten sollt!" erwiderte Schwarze. „Ihr habt ihm schweres Unrecht angethan — er hat der Afra redlich und eifrig abgerathen von Allem und ist nur auf ihr dringendes Verlangen, und um sie zu beschützen, mitgegangen in's Zillerthal . . . Ich bin's gewesen, der Eure Tochter zum neuen Glauben erweckt hat!"

„Und das untersteht Ihr Euch, mir in's Gesicht zu sagen?" rief Schildhofer, die Treppe herunterstürmend.

„Ich rühme mich dessen," rief der Blinde feierlich, „vor Euch und vor aller Welt! Ich preise den Herrn, der mich auserlesen zu seinem Rüstzeug!"

Schildhofer stieg der Zorn zu Kopf, daß er kaum mehr wußte, was er sagte und that. „Also das ist der Dank," knirschte er, daß ich das Natterngezücht in mein Haus

aufgenommen habe? Das ist die Vergeltung für meine Wohlthaten?"

„Ihr habt mir ein leibliches Obdach gegeben," erwiderte der Bergmann ruhig, „ich habe dafür Eure Tochter eingeführt in die Wohnung des ewigen Vaters . . ."

„Und das soll ich mir bieten lassen in meinem eigenen Hause?" unterbrach ihn Schildhofer außer sich. „Bin ich nicht mehr Herr in meinen vier Wänden? — Hinaus mit Dir, alter Teufelsprophet . . . hinaus, oder ich vergesse, daß Dich Gott schon gezeichnet hat, und erwürge Dich mit eigenen Händen . . ."

„Ueber mir ist der Herr, mein Gott!" sagte der Blinde mit erhobener Stimme. „Erweicht Euer starres, verstocktes Gemüth — nehmt Euer unglückliches Kind, das der Hülfe und Pflege bedarf, wieder zu Euch . . . und ich will den Staub Eures Hauses von meinen Sohlen schütteln und will wandern, wohin mich die Füße tragen . . ."

„Nein," schrie der Bauer, „nein — Keins von Euch Beiden soll mir noch einen Fuß über die Schwelle setzen! Hinaus — oder ich zünde Euch das Haus über'm Kopfe an!"

Der Blinde erwiderte nichts, sondern tastete sich hastig an der Wand nach der Thüre seines Gemaches hin.

Afra hatte sich schon beim Beginn des Gesprächs aufgerafft und war näher gewankt. Wenige Schritte vor dem Hause fiel sie wieder auf die Kniee und streckte die ausgebreiteten Arme nach dem unerbittlichen Vater aus. „O Vater . . . Vater!" schluchzte sie, vor Thränen kaum hörbar . . . „Wenn Du wüßtest, wie unaussprechlich elend Du mich machst! Vater . . . ich kann nicht von Dir gehen . . . ich kann Dich so nit verlassen . . . nur ein einziges Mal noch gieb mir Deine gute, liebe Hand . . ."

„Zurück von mir!" rief er ihr abwehrend entgegen.

„Eher will ich meine Hand dem giftigen Beißwurm hinstrecken, als Dir!“

An ihm vorüber trat jetzt der Blinde aus der Thüre.

„So komm', Afra,“ sagte er, „wir wollen gehen . . . Wo bist Du? Sage ein Wort, daß ich Dich finde . . . Kannst Du nicht vor Weinen? Auch das Weinen zeigt mir den Weg. Komm' — erhebe und tröste Dich: ich habe aus meiner Stube Alles geholt, was ich an Schätzen habe und was wir bedürfen: meine Bratsche — und das Buch des Herrn! Sein Wort wird uns stärken und unsere Füße richten auf die Wege des Friedens — was wir bedürfen, wird uns meine Geige verdienen . . . die Stimme meiner Mutter ist in ihr . . .“

Der Alte hatte sich zu Afra hingetastet und die nicht Widerstrebende kräftig emporgehoben. „Vater,“ weinte sie, „so soll ich wirklich fort von Dir . . . und nicht einmal ein Wort von Dir hören zum Abschied . . .?“

„Zögere noch einen Augenblick,“ erwiderte er, „und ich will Dir ein Wort zurufen, das Dir in den Ohren klingen soll bis zum jüngsten Tag — meinen Fluch!“

Aufschreiend klammerte sich Afra an des Blinden Arm; dieser aber wendete sich gegen das Haus und rief, hoch die Rechte emporgehoben, in feierlichem Tone: „Verblendetes, störriges, unchristliches Herz — sprich ihn aus, Deinen Fluch . . .! Er trifft uns nicht . . . der Himmel höret nicht solchen Fluch — ich aber will beten zu ihm, daß er ihn auf Dich zurückfallen lasse als Segen! — Komm', Afra, sei Du mein leibliches Auge, ich will Dein geistiges sein . . . Wanke nicht! Laß uns zur Wahrheit machen, was wir beten: befiel Du Deine Wege!“

„Die Thüre des Hauses flog krachend in's Schloß, lautlos wandelte das Paar den grabesfinstern engen Pfad längs der Friedhofmauer der Kirche hinab. Der Mond war schon hinunter; Gewitterwolken hatten den Himmel

umzogen, der Sturmwind begann in den flatternden Haaren der nächtlichen Wanderer zu sausen und schleuderte ihnen schwere Regentropfen in's Gesicht.

Nach einer Weile trat die dunkle Gestalt, die ihnen von fern gefolgt war, an sie heran.

Es war Martin Würdinger, der Schmiedemeister.

„Erschrecke Sie nicht, Jungfer," sagte er, „ich bin's. . . . In der Nacht kann Sie doch nicht fort . . . das Gewitter bricht los . . . ich will Sie und den Alten in mein Haus führen . . . da sucht Sie Niemand . . . da kann Sie sich verbergen, so lang' es Ihr gefällt . . ."

Afra vermochte nichts zu erwidern: sie ergriff seine Hand, drückte sie warm und überließ sich seiner Führung.

Schildhofer war indeß in seine Stube zurückgekehrt: bis dahin hatte die übermenschliche Gewalt, die er sich selbst angethan, Stand gehalten . . . jetzt brach seine Kraft: mit einem leisen Ausrufe des tiefsten Wehs sank er auf die Bank und über den Tisch hin und wehrte seinen Thränen nicht mehr . . . er war ja allein, und Niemand sah sie fließen, als die augenlose Nacht, dunkel, schaurig und unergründlich, wie sein Schmerz.

Eilftes Kapitel.

Sonnenwende.

„Domine, nunc dimittis servum tuum in pace!" sagte Pater Gravenegger mit andächtiger Salbung und beugte sich über das Bett, auf welchem Malaspina in den letzten Kämpfen des Todes lag. „Ich glaube, er ist hin-

über!" fuhr er nach kurzer Pause fort, während welcher er das erstarrende bleiche Antlitz des Greises prüfend beobachtet hatte. „Komm' er her, Frater Felix, und seh' Er ihn an: Er hat mehr Erfahrung in solchen Dingen..."

Der Frater, ein alter Mann mit weißem, zitterndem Kopfe, war am untern Ende der Bettstelle gekniet und hatte, den Rosenkranz in der Hand, im stillen Gebete für eine leichte Auflösung des Leidenden die Lippen bewegt und die Perlen des Rosenkranzes niedergleiten lassen. Gehorsam erhob er sich jetzt, trat an das Lager und hielt die Hand erst an den Mund und dann an die Brust des Sterbenden. „Das Herz steht still," sagte er, „und auch der Athem ist nicht mehr zu spüren . . . der Herr geb' ihm die ewige Ruhe . . ."

„Amen!" erwiderte Gravenegger. „Drück' Er dem Todten die Augen zu und leg' Er ihm die herabgesunkenen Hände über dem Kreuze auf der Brust zusammen . . ."

Der Frater that gelassen, aber so sorgsam, wie ihm geheißen war, als ob er es mit einem Schlafenden zu thun hätte, dessen segenbringende Ruhe er zu stören fürchtete. „Soll ich hinübergehen," sagte er dann, „und den Todfall melden, daß die Sterbglocke geläutet wird?"

„Noch nicht," erwiderte Gravenegger, „ich habe den Auftrag, die Papiere des Verstorbenen zu durchsuchen und Alles zu übernehmen, was den Orden angeht oder ihm von Nutzen sein kann. Das kann ungestört nur geschehen, so lange noch Niemand von dem Todfalle weiß. Während ich den Schrank hier aufschließe, halt' Er sich in der Nähe der Thüre und meld' Er's, wenn irgend Jemand näher kommt. Wir brauchen keine Ueberraschungen . . ."

Der Frater schritt der Thüre zu; er gehorchte zögernd, aber der Gehorsam war ihm zur andern Natur geworden, die keine persönliche Neigung aufkommen ließ, auch wenn es seinem im Grunde ehrlichen Gemüthe widerstrebte,

Wache zu stehen, während der Rücklaß eines Todten ausgespäht und geplündert werden sollte.

Gravenegger hatte indessen unter dem Kopfkissen Malaspina's gesucht und nach einigem Umhertasten einen Bund Schlüssel hervorgezogen. Hastig war er an einen hohen Schrank getreten, hatte sie daran versucht und geöffnet. In demselben lagen Bücher und Schriften sorgfältig an einander gereiht und aufgeschichtet; der Inhalt war auf kleinen schmalen Zetteln bezeichnet, welche an jedem Schriftenbündel angeklebt waren. Während der Pater diese Aufschriften überflog und hie und da einen Pack, der ihm von Bedeutung schien, herauszog, konnte der Frater sich nicht enthalten, von seinem Horcherposten manchmal einen Blick nach dem Todten und nach dem emsig spürenden Pater zu richten. Er bemerkte, daß die eine Hand des Todten von der Brust herabglitt und ein schwacher Athemzug dessen Brust zu heben schien. „Hochwürdigster," flüsterte er, „der Pater Alexis ist nicht todt . . . er bewegt sich und kommt wieder zu sich . . ."

Blitzschnell, aber geräuschlos hatte Gravenegger den Schrank wieder geschlossen, die herausgenommenen Schriften bei Seite geschoben und die Schlüssel wieder unter das Kopfkissen gesteckt. Dann stand er wieder über Malaspina gebeugt, in dessen zuckendes Antlitz wirklich das Leben noch einmal wiederzukehren schien. Nach einiger Zeit schlug er die Augen auf, versuchte mit verdunkeltem Blicke, um sich her zu sehen, und fragte mit schwerer lallender Zunge: „Wo ist er . . .?"

„Wer?" fragte Gravenegger. „Wen erwartet mein ehrwürdiger Bruder?" Der Frater aber, der ebenfalls herbeigekommen war, erwiderte: „Ich habe noch einmal nach ihm geschickt und es sehr dringend gemacht . . . aber er ist noch nicht gekommen . . ."

Der Kranke bewegte die Lippen, als ob er noch etwas

sagen wollte, aber es kam kein Laut mehr über sie. Das nochmalige Erwachen war das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme gewesen, vielleicht die letzte erfolgreiche Anstrengung des Geistes über den sich absondernden, nicht mehr gehorchenden Körper; ein letzter Versuch, um einer besonders heilig gehaltenen Verpflichtung zu genügen, etwa wie der Eigenthümer in sein ausgebranntes oder brennendes Haus zurückkehrt, ein vergessenes liebes Besitzthum zu retten und zu holen. Der Greis machte noch eine vergebliche Anstrengung, die Hand zu einem Zeichen zu heben, sie versagte den Dienst; die Brust hob sich plötzlich rascher und krampfhaft, ein dumpf röchelnder Ton drang aus ihr hervor, der Körper streckte sich, und über das Antlitz flog zuckend ein graugelber Schatten — die letzte Regung der nun wirklich erloschenen Lebenskraft.

„Jetzt ist es keine Täuschung mehr," sagte Gravenegger, die signatura mortis ist nicht zu verkennen . . . jetzt wieder schnell an unser Geschäft! — Doch vorher noch sag' Er mir, was war das vorhin, als der Kranke wieder erwachte? Wer ist es, nach dem er fragte, nach dem Er gesendet hat?"

„Seine Excellenz der Herr Kanzler Biener . . ."

„Der Kanzler?" fuhr der Pater auf, außer Stande, eine Art freudiger Ueberraschung zu verbergen. „Und weiß Er, weshalb er den Kanzler noch sehen und sprechen wollte . . .?" Der Frater verneinte mit einer Geberde, während Gravenegger wieder an den Schrank trat und in seiner Erregtheit vor sich hinmurmelte: „In der Todesstunde . . . im letzten Augenblicke noch hat es ihn beschäftigt . . .! Es war, als hätte ihn die Angelegenheit eigens noch einmal in's Leben zurückgerufen . . . das muß Bedeutendes sein, muß höchst wichtige Dinge betreffen . . ." Er unterbrach sich selbst, indem er mit Mühe einen Aufschrei unterdrückte, denn unter den Schriftstücken war ihm

das Biener gehörige Päckchen in die Hand gefallen. Er betrachtete es und las die Aufschrift: „Eigenthum des Herrn Doctor Wilhelm Biener, tirolischen Staatskanzlers — nur ihm allein zu übergeben . . .“ „Und von Biener und Malaspina versiegelt?“ fuhr er fort. „Sollte dies der Schlüssel zum Geheimnisse sein? Sollte dies Bündel Schriften es sein, das ihn noch beim letzten Athemzuge beunruhigte . . .? Gleichviel: jedenfalls muß ich erfahren, was es enthält! — Seh' Er nach der Thüre, Frater; mir ist, als hörte ich Schritte auf dem Corridor . . .“

Der Frater ging und öffnete leise und konnte nicht bemerken, daß der Pater die Schrift geräuschlos in eine Tasche an der innern Seite des Habits gleiten ließ. „Es kommt Jemand den Gang herauf!“ rief der Frater und setzte zugleich rascher bei: „Er ist es — es ist der Kanzler . . .“

Im Augenblicke waren alle Schriftstücke mit Ausnahme des Beseitigen wieder in dem Schranke verschlossen, und die Schlüssel am alten Orte versteckt. „Knie' Er sich nieder und bet' Er, Frater Felix,“ rief Gravenegger halblaut, „ich will es auch thun, und was man auch sagen und fragen hört — bei Seinem geistlichen Gehorsam! — der Pater ist in dieser Minute gestorben . . . kein Mensch hat noch die Schlüssel oder den Schrank berührt . . . Versteht Er mich?“

Der Frater kniete bereits wieder am Fußende des Bettgestells, Gravenegger ließ sich unweit von ihm auf die Kniee und gab sich den Anschein, als höre er gar nicht, daß Jemand an der Thüre stand und anklopfte. Der Angekommene zögerte indeß nicht lange, sondern öffnete rasch und trat ein, als er keine Erwiderung erhielt.

Gravenegger sprang mit der Geberde außerordentlicher Ueberraschung auf und trat ihm mit unterwürfiger Ver=

beugung entgegen. „Wie," rief er, „Excellenz bemühen sich hierher . . ."

„An's Krankenbett eines Freundes? Ist das etwas Besonderes?" erwiderte Biener, dessen Miene sich schon beim Anblicke Gravenegger's verdüstert hatte.

„Leider ist das Krankenbett bereits zum Sterbebett geworden — der treffliche Pater Alexius Malaspina vermag nichts mehr, sich dieses Beweises so ungewöhnlicher Freundschaft zu erfreuen . . ."

„Wie — todt? Schon todt?" rief Biener entgegen, in dessen Seele dunkler Unmuth emporstieg. Dabei drängte er den Pater, der vor dem Bette stand, bei Seite und trat vor die Leiche; der alte Mann lag wie in ruhigem Schlafe, und sein Antlitz war im Tode lächelnder und freundlicher, als vielleicht jemals im Leben. „Es ist so . . . er hat es überstanden . . . die Bande, die auf seinem warmen Herzen gelastet, werden ihn nicht mehr wund drücken! Sie haben Recht, Pater — es war ein trefflicher Mann . . . nur Schade, daß man im Leben oft lange neben einander hergeht, ohne sich eher kennen zu lernen, als bis es zu spät ist! — Er hat doch Recht behalten, daß er einmal ein rasches Ende nehmen werde . . ."

„Heute gegen Morgen überfiel es den alten Mann, wie eine Art Apoplexie . . . er hat sich nicht mehr zu erholen vermocht, und wenige Secunden vor dem Eintritte Eurer Excellenz hauchte er den letzten Seufzer aus."

„In der That?" rief Biener und ließ seine Auge durchdringend auf dem Pater ruhen. „Nach der Kälte und Starrheit der Leiche sollte man denken, daß der Tod schon vor beträchtlich längerer Zeit eingetreten sein müßte . . ."

„O nicht doch — Excellenz irren sich!" antwortete Gravenegger. „Unsereines, der so viel an Sterbelagern steht und dem Tode in's Angesicht sieht, kennt seine Zeichen wohl besser, als wem er nur flüchtig und hie und da ent-

gegentritt in den Freuden des Lebens. Es ist wohl begreiflich, wenn auch ein solch' erfahrener Mann in derlei Dingen irrt . . . der Frater mag es Ihnen übrigens bestätigen, der den Sterbenden gepflegt und nicht einen Augenblick verlassen hat . . . Red' Er, Frater Felix, ist nicht Pater Alexis erst vor wenigen Minuten verschieden?"

Der Frater nestelte an seinem Rosenkranze und würgte ein Ja heraus. Der Kanzler betrachtete Beide und rief. „Wozu das Alles? Wozu ein förmlicher Zeugenbeweis? Ich bedaure schmerzlich, daß es mir nicht vergönnt war, dem Edlen zum irdischen Abschiede nochmals die Hand zu drücken — indessen es ist unabänderlich, und so wird es das Beste sein, diese Unterredung neben seiner Leiche abzukürzen und das Geschäft abzumachen, wegen dessen der Verewigte, mich noch zu sprechen wünschte . . ."

„So? Hat er das gewünscht?" fragte Gravenegger. „Weiß Er, Frater Felix, daß ich unzufrieden mit Ihm bin? Er muß es wissen, wenn der Selige Seine Excellenz sprechen wollte, und Er hat mir nichts davon gesagt? . . . Und welches ist dies Geschäft?"

„Ich habe Pater Malaspina vor einiger Zeit ein Päckchen Schriften zur Aufbewahrung übergeben; es ist auf dem Umschlage ausdrücklich als mir gehörig bezeichnet — der Depositar ist todt, ich will Depositum zurücknehmen."

„O gewiß, das können Sie!" erwiderte Gravenegger mit der unbefangensten Miene. „Die Gesellschaft Jesu, welcher der Verblichene angehört hat, ist sein Erbe und wird nicht anstehen, das Eigenthum Eurer Excellenz herauszugeben. Ich bin bereits beauftragt, den ganzen Rücklaß zu übernehmen, und es wird wenige Zeit bedürfen . . ."

„Das bedarf allerdings sehr wenig Zeit," unterbrach ihn Biener, „und kann sogleich geschehen, zumal Sie bereits mit Vollmacht versehen sind, wie Sie sagen! — Es wird nicht schwer sein, mein Eigenthum aufzufinden . . .

ich habe Gründe, darauf zu bestehen, daß es aus der Hand jenes Todten sogleich wieder in die meinigen übergeht..."

„Auch dazu bin ich mit Vergnügen bereit!" entgegnete Gravenegger geschmeidig. „Frater Felix wird uns wohl sagen können, wo der Selige seine Papiere verwahrte, und wo sich der Schlüssel dazu befindet?"

Der Frater hob den Kopf kaum in die Höhe, aber er deutete nach dem Schranke und zog die Schlüssel unter dem Kissen hervor. „Oeffnen Excellenz selbst," sagte der Pater, sie ihm überreichend, da die Gesellschaft und ihre Mitglieder doch einmal nicht so glücklich sind, sich desselben Vertrauens zu erfreuen, wie dieser Todte . . ."

Der Schrank war rasch geöffnet und von Biener's geübter Hand in kurzer Zeit durchsucht. Sein Antlitz umwölkte sich immer finsterer, denn die argwöhnischen Vermuthungen, die sich bei Gravenegger's Anblick ihm sogleich aufgedrängt und durch die weitern Wahrnehmungen und Aeußerungen nur verstärkt hatten, wurden zur Gewißheit, als er trotz alles Forschens die gesuchten wohlbekannten Papiere nicht fand. „Excellenz scheinen nicht zu finden, was Sie suchen!" sagte Gravenegger mit argloser Miene. „Vielleicht hat der Selige Papiere von solcher Wichtigkeit, als die vermißten zu sein scheinen, an einem andern Orte noch sorgsamer aufbewahrt, den wir mit der Zeit wohl ausfindig machen werden . . ."

„In der That? Meinen Sie das wirklich?" sagte Biener, mühsam an sich haltend.

„Wirklich — sonst müßte sich das Päckchen wohl finden . . . es ist ja, wie Sie sagen, vor allen leicht erkenntlich, ausdrücklich als Ihr Eigenthum überschrieben und von Ihnen Beiden versiegelt . . ."

Biener's Auge loderte. „Allerdings ist der Pack als mein Eigenthum überschrieben . . . aber wie kommen Sie darauf, daß es von Beiden versiegelt war? Aus meinem

Munde, das weiß ich gewiß, haben Sie das nicht erfahren . . ."

Trotz aller Meisterschaft in Beherrschung seiner Züge konnte sich Gravenegger bei dieser ebenso schlagenden als unerwarteten Bemerkung der Betroffenheit nicht erwehren, und der Wiederschein eines Erröthens flog über sein bleiches Angesicht. „Was meinen Excellenz damit?" fragte er etwas unsicher. „Wie sollte ich das wissen können, wenn Sie es nicht gesagt hätten?"

„Wie? Aus Erleuchtung — das ist offenbar! Sonst bliebe nur die Annahme übrig, daß Sie den Inhalt dieses Schrankes schon vorher gekannt haben . . ."

„Was denken Excellenz!" rief Gravenegger, der sich schnell wieder gesammelt hatte, mit dem Scheine der Entrüstung. „Fragen Sie Frater Felix . . . er hat das Gemach nicht einen Augenblick verlassen — fragen Sie ihn, ob der Schrank schon vor Ihrer Ankunft geöffnet wurde?"

Biener heftete seinen durchbohrenden Blick auf den Frater, der mit gefalteten Händen zu Boden sah und die Lippen bewegte, ohne einen Laut hervorzubringen. „Ersparen Sie dem alten Manne," sagte der Kanzler, „die Lüge auszusprechen, mit der seine weißen Haare so rühmlich kämpfen! — Dieser Schrank ist so gewiß schon geöffnet worden, als Malaspina nicht erst vor meiner Ankunft starb . . . Sie haben ihn geöffnet, haben die mir gehörigen Papiere in Händen und werden sie mir augenblicklich herausgeben — von Ihnen fordere ich sie!"

Als Gravenegger die Entschiedenheit bemerkte, womit der Kanzler auf seiner Behauptung und Forderung bestand, fand er es für gut, die bis dahin beobachtete geschmeidige Haltung aufzugeben. Er richtete sich stolz empor und wollte mit den Worten: „Auf solche empörende Beschuldigung habe ich keine Antwort!" kalt und hochmüthig an Biener vorüberschreiten. Dieser aber vertrat ihm entschlossen den

Weg und rief: „Keinen Schritt! Sie verlassen das Zimmer nicht eher, als bis ich im Besitze meines Eigenthums bin!"

„Mäßigen sich Excellenz!" sagte der Pater leicht zurückweichend. „Wollen Sie sich so weit vergessen, Gewalt zu brauchen? Wollen Sie die Hand legen an einen Geweihten des Herrn?"

„Wenn der Geweihte sein Amt mißbraucht und selbst entweiht — Ja! Gegen solche Tücke und Hinterlist schirmt nur Gewalt!".

„Mäßigen Sie sich!" rief Gravenegger wieder, indem er in eine Ecke des Zimmers zurücktrat. „Es wäre mir zwar ein Leichtes, mich augenblicklich Ihrer leidenschaftlichen Zudringlichkeit zu entziehen . . . aber eben recht entsinne ich mich, was Sie vorhin gesagt haben! Schade, daß man im Leben oft lange neben einader hergeht, ohne sich eher kennen zu lernen, als bis es zu spät ist . . . War es nicht so? Wenn mir nun diese Bemerkung gefiele? Wenn ich sie richtig fände, und es mir mit Ihnen bisher so gegangen wäre, wie der Spruch besagt? Wenn ich nun den Wunsch äußerte, mich mit Ihnen, da es noch nicht zu spät ist, zu verständigen? Was würden Sie darauf erwidern?"

„Daß ich nicht im gleichen Falle bin!" antwortete Biener höhnisch. „Daß, was ich von Ihnen bereits weiß, mich durchaus nicht lüstern macht, unbekannte Gegenden Ihres Innern kennen zu lernen!"

„Ich will es dennoch versuchen — gewinnen Sie es über sich, mich einige Augenblicke ruhig anzuhören ... Er aber, Frater Felix, meldet dem hochwürdigsten Herrn Provinzial, daß unser geliebter Bruder im Herrn selig entschlafen ist, und lass' Er die Sterbeglocke läuten . . ."

„Nein!" rief Biener, dem Fater entgegentretend. „Der Frater wird das Zimmer nicht vor uns verlassen!

Kann ich wissen, ob er nicht, was ich suche, in den Falten seines Habits von hinnen trägt?"

„So mag Er bleiben!" sagte der Pater achselzuckend. „Geh' Er dort in jene Ecke, Frater: ich verbiete Ihm bei der Heiligkeit Seines Gelübdes, ein Wort von dem zu hören, was hier gesprochen wird!" — Während der Frater unterwürfig gehorchte, trat Gravenegger dem Kanzler näher und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Sie sind voll Argwohn gegen mich . . . Sie sind mir feind . . ."

„Ihnen nicht, aber den Grundsätzen, die Sie bekennen und üben!"

„Diese Grundsätze sind mein Ich — also sind Sie mein Feind! Sie haben das auch von jeher offen gezeigt; Sie haben gegen mich gesprochen, über mich gespottet und gewitzelt . . . als meine Berufung zum Gewissensrathe Ihrer Durchlaucht schon entschieden war, sind Sie es gewesen, der sie rückgängig machte . . . dennoch biete ich Ihnen zuerst die Hand zur Versöhnung!"

„Das ist allerdings überraschend!"

„Warum doch? Ich habe gegen Sie zuerst gefehlt, habe Ihr persönliches Gewicht, Ihre staatsmännische Bedeutung unterschätzt . . . ich will es gut machen, will nicht zusehen, daß eine so schöne Kraft verloren gehe, und möchte Sie für die gute Sache gewinnen!"

„Das heißt für das, was Sie die gute Sache nennen!"

„Jeder nennt so dasjenige, wofür er einsteht — daß ich den Namen mit Recht gebrauche, dafür habe ich meine Autorität, deren Heiligkeit Sie nichts entgegenstellen können. Folgen Sie meinem Rathe! Sie täuschen sich selbst, Sie verkennen die Zeit, in der wir leben, wie den Boden, auf dem Sie stehen!"

„Das ist mir mindestens neu!"

„Und wahr! — Sie haben die im Floitenthale gefangenen Ketzer mit einer Milde behandelt, die beinahe wie

Aufmunterung aussieht, während doch nur ein heilsamer Schrecken am Platze gewesen wäre. Sie gehen sogar mit dem Gedanken um, diese Milde zum Gesetz zu machen, ja den Ketzern selbst den freien Zutritt und Aufenthalt im Lande zu verschaffen . . ."

„Das hoffe ich und hoffe zugleich, daß der endliche Friede in Deutschland mich dabei unterstützen wird!"

„Das wird er nicht, und wenn er es thäte, so wird die Kirche einen solchen Frieden niemals anerkennen. Ich will nicht untersuchen, ob jemals Zeiten kommen können, in welchen es den Staaten möglich sein wird, einen ernstlich gemeinten Frieden in diesem Sinne zu schließen . . . aber daß die jetzige Zeit dazu nicht geeignet, daß jedenfalls Tirol nicht das Land ist, mit Versuch und Beispiel voranzugehen — Tirol, das eher zum Bollwerke der Glaubenseinheit wie von Gott geschaffen dasteht . . . darüber können Sie sich nicht täuschen!"

„Der Erfolg wird entscheiden."

„Das wird er — aber gegen Sie! Ihre Grundsätze werden fallen und Sie mit ihnen! Sie werden den Sturz nicht aufhalten — so wenig als es Ihnen zum zweiten Male gelingen wird, mich bei Seite zu schieben, falls ich wieder zum Gewissensrathe der Frau Claudia berufen werden sollte!"

Gravenegger hielt inne, einer Antwort gewärtig. „Sie erwidern mir nichts?" fuhr er dann fort. „Woran denken Sie?"

„Ich denke," sagte Biener, fest auf Malaspina's erblaßtes Antlitz blickend, „ich denke eines Tages, als mir von jenen stummgewordenen Lippen ein ähnliches Sirenenlied gesungen wurde! Er war zu ungeübt und verstand nicht, es mit solch' welscher Kunstfertigkeit zu trillern, wie Sie . . . der treffliche alte Mann sollte dafür büßen, daß seine Kehle so ungeübt war, er sollte Ihnen als dem besser

geschulten Virtuosen weichen, und Sie begannen Ihre Thätigkeit damit, daß Sie das Lied, das ich mitzusingen weigerte, für sich allein anstimmten — Sie dachten, ich würde dann am Ende wohl gezwungen sein, mitzuheulen: statt dessen ist die Reihe des Verstummens an Sie selbst gekommen! Glauben Sie immerhin: wäre, was Sie wollen, überhaupt von mir zu erreichen — jener Todte wäre der Mann dazu gewesen . . .!"

„Dennoch käme es noch immer auf den Versuch an, ob sich nicht doch ein Ausweg finden ließe, daß wir uns vertragen könnten . . ."

„Versuchen Sie erst und lehren Sie Feuer und Wasser sich vertragen!"

„Sie vertragen sich auch ohne uns: in seinen natürlichen Grenzen besteht das Eine friedlich und segenbringend neben dem Andern. Vielleicht wäre auch zwischen uns eine solche Grenze zu finden? . . . Geben Sie Gott, was Gottes ist! Mischen Sie sich nicht mehr in kirchliche Dinge, in Sachen des Bekenntnisses — und Sie sollen unbeschränkt schalten und walten in Allem, was weltlich ist!"

„Und wer sollte die Grenze der Grenzen bestimmen? Nicht die Kirche — aber Ihre Gesellschaft will allein herrschen: sie würde Alles für geistliche Angelegenheit erklären und ließe dem Kaiser zuletzt nur den Schatten von dem, was des Kaisers ist! Nein, Pater, Sie vergeuden Zeit und Athem! Ehe man mit Jemand zu unterhandeln beginnt, muß man zuerst überzeugt sein, daß der Widerpart ernstlich unterhandeln will. Ueberzeugen Sie mich davon, eh' Sie weiter reden — widerlegen Sie meinen Argwohn und beweisen Sie mir die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnung . . . verabfolgen Sie mir, was mir gehört und was doch gewiß nicht kirchlich ist . . ."

„Aber ich habe Excellenz schon entschieden erklärt . . ."

„Und ich erkläre Ihnen noch entschiedener, ich weiß,

daß Sie meine Papiere an sich genommen haben. Also geben Sie mir selbe heraus, wenn ich Sie nicht der Unterschlagung bezüchtigen oder Gewalt gebrauchen soll, wie gegen einen Dieb, den ich auf frischer That ertappe und ihm mein Eigenthum wieder abnehme!"

„Antworten Sie mir erst noch einmal klar und bestimmt: Sie weisen die Verbindung mit uns ganz und für immer zurück?"

„Ja."

„Dann muß ich allerdings suchen, die Angelegenheit mit den Papieren in's Reine zu bringen . . . Erlauben Sie, daß ich das Holzgetäfel hier in der Wand untersuche; ich entsinne mich eben, davon gehört zu haben, als ob sich in demselben ein verborgener Schrank befinde . . . Vielleicht hat Pater Malaspina das Vermißte aus besonderer Sorgfalt dort verborgen."

Biener trat einen Schritt bei Seite, während Gravenegger an den Fugen des Wandgetäfels herumfühlte. „Es ist richtig," rief er auf einmal, „hier ist eine Feder — sie giebt meinem Drucke nach — wir werden sogleich am Ziele sein . . ."

Wirklich knarrte es in dem alten Holzwerke, und ein Flügel löste sich los, aber nicht der eines verborgenen Schrankes, sondern einer geheimen Thüre, welche in einen halbdunkeln Raum führte, worin die ersten Stufen einer Treppe sichtbar waren. Ehe der Kanzler hinzu zu eilen und es zu hindern vermochte, war der Pater hineingeschlüpft, und die Thüre fiel hinter ihm in die alten, nur dem eingeweihten Auge bemerkbaren Fugen. „Leben Sie wohl, Herr Staatskanzler," erscholl es dumpf durch dieselbe, „gedenken Sie an diese Stunde — Sie werden daran gemahnt werden!"

„Also doch hintergangen!" rief Biener, indem er sich zürnend vor die Stirne schlug. „Dennoch überlistet! —

Du hast keinen Theil daran, Du Redlicher, dessen fromme Nähe entweiht ist durch diese Schändlichkeit! Du hast gewarnt und gemahnt: meine eigene Sorglosigkeit, meine blinde Zuversicht hat Dich zum Propheten gemacht! Lebe wohl . . . um meinetwillen schwebe frei und von Deinem Worte gelöst von hinnen und sieh mir freundlich zu! Ist es auch nicht möglich, der tückischen Natter zu wehren, die kriechend in die Fersen sticht . . . ich kenne den Talisman, der mir den Fuß panzern soll, daß er unverwundbar werde!"

Er legte die Rechte wie gelobend auf die kalte Stirne des Todten und verließ in ruhiger, würdevoller Haltung das Sterbezimmer.

— — — Die Verkündigungen Gravenegger's schienen nicht in Erfüllung zu gehen. Jahre gingen vorüber, und Wilhelm Biener führte nach wie vor das Staatssiegel von Tirol. Ein Theil der strenggläubigen Deutschtiroler grollte dem Fremden, dem er Einfluß und Emporkommen in der bergigen Heimath nicht verzeihen konnte; die Welschen haßten ihn seit dem Tage von Innsbruck mit dem Hasse des Todes: aber Groll und Haß waren wie gebändigte wilde Rosse, welche in den von sicherer und starker Hand gehaltenen Zügel beißen und knirschen. Die Jesuiten haßten und grollten, aber sie knirschten nicht, sondern lauerten in scheinbar verzichtender Unterwerfung auf jede Bewegung des Zügelführers, immer in der stillen, nie aufgegebenen Hoffnung, endlich die Blöße zu finden, welche den Angriff gestattete. Der Kanzler machte ihnen das Lauern schwer und langwierig; er war genug gewitzigt und gewarnt worden, um jeden Schritt vorher wohl zu bedenken und mit gelassener Ruhe auszuführen; selbst das flüchtige Wort und die Pfeile des Spotts hatte er zu beherrschen gelernt. Der stille, beglückte Friede, der ihn in den Mauern seines Hauses umgab, hatte einen besänftigen=

den und mildernden Eindruck auf seine Thätigkeit außer demselben nicht verfehlt, und wo die alte Hitze, die frühere Spottlust ihn hinriß, war es Claudia's unerschütterliches Vertrauen, das ihn wie ein Schild umgab, wie eine eherne Mauer ihn stützte. Waren auch Weib und Mann immer mehr aus einander getreten: Kanzler und Fürstin waren sich dafür desto näher gekommen. Im Volke aber hatte Biener einen festen Halt, denn es vergaß ihm nicht, wie mannhaft er für die Rechte des Bauers und des Landes eingetreten war, und unter den Bürgern der Hauptstadt waren in der Stille die Genossen vom Palmbaume thätig, zu beruhigen, zu erklären und Freunde zu werben.

So waren Jahre vergangen, und Alles war unverändert geblieben. In Claudia's Gemächern sah und stand noch Alles wie zuvor, der Ritter auf der Standuhr hämmerte wie früher auf die Glocke — aber die Stundenreihe, deren Flucht er mit seinen Schlägen bezeichnet hatte, und die an der Pracht der Einrichtung und Ausschmückung vorübergezogen war, ohne ihre Spur zurückzulassen, hatte sie desto unverkennbarer der Bewohnerin der schönen Räume aufgedrückt. Blüthe und Farbe waren für immer von Claudia's Antlitz gewichen, sie waren gewelkt und verflüchtigt über der innern, verdeckt glimmenden Gluth und dem steten Ringen, sie vollständig zu löschen. Endlich lag eine dichte Aschenkruste darüber, aber sie bestand aus den verkohlten und verbrannten Resten ihrer innern Schnellkraft: auch die frühere Freiheit und Frische ihres Geistes lag zum großen Theile darunter begraben. Ihre stete Kränklichkeit hatte beigetragen, die einst so straff gezogenen Sehnen und Federn ihres Wesens abzuspannen: sie war müde geworden und empfand in schwermüthiger Ergebung als eine Bürde, was ihr sonst Lust und freudige Thätigkeit gewesen.

Schwarz gekleidet kniete sie in der hintern Ecke des

Gemachs, in welcher, sonst durch einen Vorhang verdeckt, ein kleiner Altar mit einem Crucifix und der ewigen Lampe davor angebracht war. Die Arme auf den Betschemel gestützt, einen silbergefaßten Rosenkranz von dunkeln Steinen in den Händen, lauschte sie andächtig und aufmerksam der halbleisen Rede des neben oder besser vor ihr stehenden Pater Gravenegger. Sie blieb noch eine Weile nachsinnend knieen, dann erhob sie sich ruhig, trat an den Tisch, ihren Rosenkranz abzulegen, und sagte ruhig: „Es ist gut, Pater, Sie können gehen — ich bin entschlossen!"

„Und werden Durchlaucht dabei bleiben?", fragte er sanft. „Wird kein Rückfall mehr zu fürchten sein? Durchlaucht werden vielen Widerspruch, heftige Angriffe Ihres Entschlusses zu erfahren haben — Angriffe aus beredterem und gewichtigerem Munde . . . werden Durchlaucht die Festigkeit haben, denselben allein zu widerstehen?"

„Ich werde! — Ich will Ruhe: mein Entschluß hat sie mir gegeben, und Niemand soll sie mir wieder entreißen!"

„Gott segne Ihro Durchlaucht so reichlich, als ich innig dafür danke, daß er meinen geringen Worten solche Macht gegeben!"

„Das hat er, Hochwürdigster! Ich berg' es nicht, daß ich zuerst anders über Sie gedacht habe — aber ich habe Sie unausgesetzt und unbemerkt beobachtet; ich habe Ihre vollständige Zurückgezogenheit von der Welt, Ihren Eifer in der Seelsorge, die Begeisterung Ihrer Predigten wahrgenommen: ich weiß nun, daß Ihnen Gedanken irdischer Herrschaft fern sind, und Sie nur an den Himmel denken und an den Weg zu ihm! . . ."

„Ich bin ein schwacher, sündiger Mensch," sagte Gravenegger heuchlerisch, „aber Gott sieht mein Herz!"

„Das war's, warum ich Ihnen vertraue und mich

Ihrer Leitung übergeben habe. Gehen Sie nun und rufen Sie den Kanzler; ich will es ihm ankünden."

„Standhaft, Durchlaucht, standhaft!" rief der Pater mit Salbung, indem er sich ehrerbietigst verbeugte. „Die Palme winkt nur dem, der standhaft ausharrt bis an's Ende!"

Er ging; Claudia machte einen Gang durch das Zimmer, indem sie die letzten Worte wiederholte — sie wußte selbst nicht wie es kam, aber in dieselben klang und verschlangen sich andere, und es war ihr, als vernähme sie aus weiter Ferne das bekannte . . . Nein, keine Heilung, keine — denn der Tod!"

Nach wenigen Augenblicken beugte Kanzler Biener vor ihr das Knie und küßte ihr mit ehrfurchtsvollem Gruße die Hand. Er war der Alte geblieben in Haltung und Miene, nur sein Haar war fast vollständig ergraut. Beide begegneten sich mit ruhiger Herzlichkeit; sie hatten inzwischen Beide gelernt, sich zu beherrschen und Maß zu halten, und was ihnen zuerst schwer und unerträglich geschienen, war zur Gewohnheit geworden.

„Durchlaucht scheinen erregt und angegriffen!" sagte Biener, sich erhebend. „Darf ich nach Ihrem Befinden fragen und eine Besorgniß zerstreuen, die mir wie dem Lande gleich schmerzlich wäre?"

„Nun — die Besorgniß wird dem Lande und Ihm bald abgenommen werden!" erwiderte die Herzogin. „Aber wie ist es bei Ihm? Wie geht es Seiner . . . wie geht es Elisabeth?"

„Wohl, Durchlaucht. Sie ist zufrieden, also glücklich, und hat nur einen Wunsch."

„Und welcher wäre das?"

„Der Wunsch, Ihro Durchlaucht einmal wiedersehen und persönlich danken zu können . . ."

Claudia vermochte eine starke Bewegung nicht zu ver-

hehlen. „Ach ja," sagte sie etwas befangen, „es ist lange . . . sehr lange, daß ich die Gute nicht mehr gesehen habe! Ich glaube beinahe . . . War es nicht, seitdem . . ." Sie konnte den Schluß nicht finden und verstummte.

„. . . Seitdem Durchlaucht . . . die Reise nach Polen angetreten hatten!" fuhr Biener nach kleiner Pause ergänzend fort.

„Er hat Recht! — Ich begreife selbst nicht, wie das so gekommen ist! Aber sie hätte zu mir kommen, hätte sich melden sollen!"

‚Geruhen Durchlaucht, sich zu erinnern, daß sie das auch zu wiederholten Malen gethan . . . Durchlaucht wollten sie auch öfter empfangen, aber immer haben unerwartete Umstände ihre Hoffnung wieder vereitelt!"

„Ach ja — wir Fürsten sind Sclaven! Wir gehören Allen, nur uns selber nicht! Wir können Andern gewähren — uns selber müssen wir den kleinsten Wunsch versagen! . . . Nun, das wird auch anders werden in Zukunft!"

„Ich begreife Durchlaucht nicht. Schon zum zweiten Male vernehme ich Worte, deren Deutung . . ."

„Er wird mich bald begreifen: erst aber hör' Er mich an! . . . Mein seliger Leopold hat Ihn mir auf dem Todbette empfohlen . . . ich habe Ihm oft bewiesen, daß ich Ihm eine gnädige und wohlgeneigte Herrin bin; aber ich meine, es müßte Ihm doch Freude machen, wenn ich den Augenblick für geeignet halte, Ihm zu sagen, daß Er der Empfehlung des Sterbenden Ehre gemacht hat . . . während meiner ganzen unruhigen Regierungszeit ist Er mir ein treuer Diener gewesen, ein wahrhaft guter, ehrlicher Rathgeber!"

„Durchlaucht," sagte Biener mit innigem Tone, „ich habe mein Leben Ihnen und dem Dienste dieses Landes geweiht! Was kann mir Schöneres begegnen, als wenn

Sie mir ein solches Zeugniß ausstellen, und das dankbare Tirol einst vielleicht es unterschreibt . . . aber reißen mich Durchlaucht aus meiner Unruhe! Was soll das jetzt? Durchlaucht sind so feierlich, und Ihre Reden von vorhin . . ."

Claudia nahm ein Blatt vom Tische und reichte es ihm. „Da hat Er die Erklärung!" sagte sie. „Als Staatskanzler hat Er das auszufertigen!"

Sie blickte ruhig auf Biener, der einen Blick in die Schrift warf und darüber erschrak, daß er erblaßte, und das Blatt beinahe seinen bebenden Händen entfiel. „Durchlaucht . . ." rief er entsetzt, „das ist nicht möglich! Verhüte Gott, daß Ihnen das im Ernst in den Sinn käme!"

„Es ist Ernst — ein lange vorbereiteter, fest gefaßter Entschluß!"

„O, dann bitte ich Durchlaucht," rief Biener, indem er das Blatt in Aufregung auf den Tisch zurückschleuderte, „ziehen Sie das Lob zurück, das Sie mir so eben ertheilten . . . es macht mich erröthen, denn den Worten widerspricht die That! Durchlaucht haben einen solchen Gedanken mit sich herumgetragen, haben ihn berathen und erwogen, haben ihn zum Entschlusse werden lassen — aber bis zum Augenblicke der Ausführung ist er ein Geheimniß geblieben für Den, den Sie Ihren treuesten Diener, Ihren besten Rathgeber genannt haben . . .! O, ersparen sich Durchlaucht die Kosten, die Pille zu vergolden . . . ich habe sie von Ihnen nicht erwartet; aber ich bin der Mann dazu, sie in ihrer unverhüllten Bitterkeit zu schlucken!"

„Nicht doch . . . nicht doch! Ich verschwieg es Ihm, weil das keine Staatssache, keine Angelegenheit des Landes, sondern meine eigene ist . . ."

„Wie? Die Krone niederlegen, der Regierung ent-

sagen, das Land einem andern Herrscher abtreten ... das wäre nur Ihre Angelegenheit? Dabei hätte Tirol keine Stimme? O, so selbstsüchtig haben Durchlaucht nicht immer geurtheilt! ... Wenn es aber so wäre, so gedenke ich einer Zeit, in der Herzogin Claudia den Rath eines Mannes nicht verschmäht haben würde, den sie einst Freund zu nennen gewürdigt hat!"

„Das ist Er noch!" rief Claudia, von Biener's unverkennbar wahrem Schmerze ergriffen, mit überquellenden Augen. „Claudia ist noch immer Seine Freundin ... und ich denke wohl, sie hat es Ihm auch bewiesen!"

„Dann ist Alles nur ein fein angelegter Plan, den ich durchschaue! Dann ist dieser Entschluß gar nicht aus Ihro Durchlaucht Seele hervorgegangen ... dann hat man Sie dazu gedrängt, verleitet, verführt, und die es gethan, haben wohl gewußt, warum sie dem Kanzler aus dem Wege gegangen sind!"

„Biener — Er erlaubt sich viel!"

„Dennoch wiederhol' ich es: das ist nicht Ihro Durchlaucht eigener Entschluß, und ich kenne den Wurm, der dies Gift in Ihre Seele geträufelt — den Gedanken hat ein Pfaffe geheckt und gebrütet!"

„Mäßige Er sich! Das ist Sein alter Argwohn ... ich sage Ihm aber, ich bin es selbst, die sich nach Ruhe, nach Zurückgezogenheit sehnt, wie der Hirsch nach den Wasserquellen — ich will den Rest meines Lebens von Geschäften fern in frommer Beschaulichkeit zu Ende bringen ..."

„Ruhe? Zurückgezogenheit? Beschaulichkeit?" rief Biener wieder. „Es ist, wie ich gesagt! Das sind Dinge, die für einen Mönch den Inbegriff des Glücks enthalten mögen — nicht für eine Fürstin!"

„Ich bin eine Frau," sagte Claudia nach kurzem Sinnen, „der Frau gehört das Haus und nicht der Thron!"

„Und so spricht Claudia, die Medicäerin? Die Fürstin, die nun über zwölf Jahre die Regierung dieses Landes mit der Kraft und Weisheit eines Mannes geführt hat? Nein . . . so klein kann die Fürstin nicht von sich denken, welche für diesen Beruf sich selbst hinzugeben vermochte! Für jeden Menschen besteht Größe und Aufgabe des Lebens darin, daß er den Platz, an den Geburt oder Wahl ihn gestellt haben, ausfüllt und nicht verläßt . . . und Herzogin Claudia wollte feigherzig weichen von dem ihrigen?“

„Bedenk' Er Seine Worte!“ entgegnete Claudia fest. „Wenn ich gehe, geschieht es, weil ich muß — weil ich der Ruhe bedarf!“

„Nein, Durchlaucht, Sie bedürfen ihrer nicht — ich kenne Ihre große Seele besser als Jene, die Ihnen dazu gerathen haben! — Ruhe? Den Fürsten der Erde ist viel gegeben vor den andern Kindern der Erde: dafür ist ihnen die Ruhe versagt — sie müssen wie ein Soldat in den Waffen und auf ihrem Posten sterben — Was soll Ihnen Ruhe? Ihr ganzes Wesen ist Thätigkeit! Wenn Sie leben sollen, müssen Sie schaffen und wirken, und einzig im Wechsel des Schaffens liegt für Sie die Ruhe!“

Claudia schüttelte wehmüthig das bleiche verschleierte Haupt. „Er denkt zu hoch von mir!“ erwiderte sie. „So bin ich nicht . . . bin wohl nie so gewesen . . .! Auch hab' ich das Alles schon bedacht und überlegt . . . es ist beschlossen, unabänderlich!“

„Das ist es nicht, Durchlaucht! Noch nicht! So lange jenes Blatt nicht Ihre Unterschrift und die meinige trägt . . . möge sie nie darauf zu stehen kommen! . . . so lange es nur Entwurf ist, nicht Urkunde, — so lange noch nicht! Und wäre es möglich, daß Durchlaucht die Absicht des ganzen Planes nicht durchschauen, daß Sie nicht sehen sollten, warum man Sie in demselben bestärkt?“

„Immer diese Beschuldigungen!“

„Sind sie etwa unbegründet? Sind sie widerlegt? — Durchlaucht, es ist ein Complott . . . nicht gegen Sie, es ist ein gegen mich gerichtetes Complott! Mich will man vom Platze drängen: dem Stolze des Adels, der Willkür der Beamten, den Herrschgelüsten der Geistlichen sind meine Grundsätze der Dorn im Auge! Sie haben versucht, mich durch offene Anklage zu stürzen — das Vertrauen Eurer Durchlaucht hat mich gehalten; sie haben Minen gegraben, um meine Stellung insgeheim zu erschüttern: das Vertrauen Eurer Durchlaucht hat sie zu Schanden gemacht! Sie haben eingesehen, daß ich nicht wegzubringen bin, so lange Durchlaucht regieren . . . darum hat man diesen frommen Umweg und Schleichweg eingeschlagen! Darum hat man das Mißtrauen in die eigene Kraft in Ihnen geweckt, diese Sehnsucht nach Ruhe künstlich hervorgerufen und genährt . . . damit ich desto geschwinder abgedankt werden kann, sollen Durchlaucht ihnen den Gefallen thun und selbst abdanken! Das ist der Kopf der Natter, die im Dunkel kriecht, und die Natter heißt — Gravenegger!“

„Still davon!“ rief Claudia streng, indem sie im Gemache hin und wieder schritt. „Ich will davon nichts weiter hören! Er ist eingenommen und ungerecht gegen den Pater! Ich habe mich einmal selber verleiten lassen, Ihm nachzugeben — jetzt habe ich mich eines Andern überzeugt und weiß, des Paters Gedanken und Pläne sind nur auf überirdische Dinge gerichtet!“

„Ja — zum Scheine! Er deutet mit der einen Hand in den Himmel, damit man dahin schauen und nicht bemerken soll, wie sich indeß die andere Hand mit den irdischen Dingen zu schaffen macht!“

„Schweig' Er!“ herrschte Claudia. „Er ist und bleibt ungerecht gegen den Pater! Die Geschichte mit jenen Pa=

piereu nach Malaspina's Tod hat Er sich nun einmal in den Kopf gesetzt und ist nicht abzubringen!"

„Ich habe dem guten Pater damals wohl bitter Unrecht gethan mit meinem Verdachte?"

„Wie Er mir die Sache damals erzählte, freilich nicht — aber ich habe jetzt auch den andern Theil gehört und muß sagen . . . Ja. Die Papiere haben sich nirgends gefunden . . . es ist klar, der alte, halb kindische Greis hat sie verloren oder so gut verwahrt, daß Niemand sie entdecken kann!"

Biener sah die Fürstin einen Moment schweigend an. „Gott segne und erhalte Euer Durchlaucht diese taubenhafte Arglosigkeit des Gemüths . . . aber gerade mit ihr konnten Sie nicht in schlimmere Hände gerathen, als in die Gravenegger's! Seit dem Tage, als er sich dennoch in Ihre Nähe zu bringen wußte, habe ich geahnt und erwartet, daß der Kampf, den er mir angedroht, beginnen werde . . . ich bin zum zweiten Male überlistet! Während ich auf den Beginn des Kampfes warte, bin ich bereits aus dem Felde geschlagen! Aber nein . . . noch bin ich es nicht! Noch ist jene Schrift nicht vollzogen: Durchlaucht werden diesen unseligen Entschluß nicht ausführen! Warum wollten Sie es thun? Nicht zwei volle Jahre mehr, so hat Erbprinz Karl Ferdinand die Jahre der Mündigkeit erreicht, er besteigt nach dem Gesetze den Thron, Ihre vormundschaftliche Regierung endet, und nichts wird Sie hindern, dann der so sehr gewünschten Ruhe zu pflegen . . . Warum diesen Augenblick beschleunigen? Warum ihn früher herbeiführen? Ist es nicht betrübt genug wenn Sie gehen — soll das Regiment auch noch in die Hände eines unreifen Jünglings kommen, dessen gewaltthätiges Wesen nichts Anderes erwarten läßt, als daß er mit dem Umsturze alles Segens beginnen werde, den Sie geschaffen?"

Die Herzogin hatte sich am Tische niedergelassen und mit aufgestütztem Haupte zugehört. „Er urtheilt doch zu streng, glaub' ich!" sagte sie. „Es ist wahr, der Prinz ist leichtsinnig und stürmisch, aber er ist von Herzen gut . . . ich denke, die Sorgen des Regiments werden ihn schon gesetzter machen und besonnener . . ."

„Wenn er es nicht bequemer findet, sich dieser Sorgen ganz zu entschlagen und sie Günstlingen oder den Mönchen in die Hand zu geben, welche schon darauf lauern . . . Ich bedauere tief, wenn ich dem Herzen der Mutter nahe treten muß — aber ich kann nicht verschweigen, daß der Erbprinz zu solchen Erwartungen nicht sehr berechtigt. Seine Lebensweise ist im höchsten Grade tadelnswerth! Ohne Arbeit, ohne Studium, ohne alle ernste Beschäftigung theilt er seine Zeit blos nach Vergnügungen ein! Er kennt nur Jagden und Spiel und Musik, wobei es nicht die Schönheit des Gesanges sein soll, was er bewundert, sondern jene der Sängerinnen!"

„Er meint die Geschichte mit der Trentinara?" entgegnete Claudia. „Das ist vorbei; ich habe dafür gesorgt, daß das vorbei ist. Ich habe Ferdinand zurechtgewiesen, er hat mir heilig Besserung gelobt und ist voll der besten Vorsätze. Wirklich berichtet mir der Pater auch, daß er die Sängerin lange nicht mehr gesehen habe!"

„Welche seltene Vielseitigkeit dieser Pater besitzt!" rief Biener bitter. „Selbst zum Spion ist er zu gebrauchen! Aber trotz seiner Berichte bleibe ich dabei, der Erbprinz ist einer so großen, so erhabenen Aufgabe noch nicht gewachsen . . . verschieben Durchlaucht wenigstens den Entschluß: gönnen Sie der Vorsehung Zeit, das aus ihm zu machen, was er werden soll!"

Claudia schwieg lange, tiefsinnenden Ernstes voll. „Zu spät!" sagte sie dann, „ich kann nicht mehr zurück!"

„Und warum zu spät?"

„Ich bin nicht mehr frei..." war Claudia's zögernde Antwort. „Ich bin bereits gebunden . . . vor meinem Gewissen . . ."

Biener erwiderte nichts: einige Athemzüge lang waltete das Schweigen des Grabes in dem Gemache. „Dann habe ich nur um Vergebung zu bitten," sagte er endlich, „daß ich die Geduld Ihrer Durchlaucht so lange vergeblich ermüdet habe — noch bin ich es nicht gewohnt, der Letzte zu sein, der von solchen Dingen hört . . ."

„Sei Er nicht empfindlich und komm' Er nicht auf's Alte zurück. Nehm' Er den Entwurf, um die Abdankung darnach zu fertigen; mach' Er auch den Bericht an den Kaiser wegen der Mündigerklärung des Prinzen ..." Sie hielt inne, als ob sie sich besinnen wollte, dann ergriff sie rasch noch ein auf dem Tische bereit liegendes Blatt, reichte es Biener ebenfalls und fuhr, sich halb abwendend, fort: „Dann ... nehm' Er immerhin auch das: es betrifft mein Wittthum und die Herausgabe meines Heirathgutes . . ."

„Also auch das ist Alles schon bedacht und vorbereitet!" rief der Kanzler gekränkt. „Wahrlich, Wilhelm Biener ist überflüssig geworden an diesem Hofe — darum gestatten Durchlaucht, daß er thut, was in solchem Falle seine Ehre gebietet, und das ihm anvertraute Staatssiegel zurückgiebt . . ."

Er wollte die goldene Kette mit dem daranhängenden Prunksiegel von der Brust abnehmen, aber Claudia wehrte ihm ab und rief: „Ich nehme das Siegel nicht zurück! versch' Er fürder sein Amt: ich befehl' es Ihm!"

„Das können Durchlaucht nicht!" erwiderte er stolz. „Ich muß gehen, weil ich Ihr Vertrauen verloren habe, und weil der Name Biener nie zur Bekräftigung einer Unwahrheit dienen soll!"

„Was erdreistet Er sich . . ."

„Dies Blatt muthet mir die Bestätigung einer Un-

wahrheit zu. Es ist der Befehl an den Staatsschatz, an Herzogin Claudia beim Zurücktritt von der Regierung ihr eingebrachtes Vermögen auszubezahlen . . . die eingesetzte Zahl ist falsch, Durchlaucht . . . Sie haben nicht halb so viel in die Ehe gebracht, als Ihnen hier angewiesen werden soll!"

Claudia's Antlitz bedeckte sich mit Gluth. „Wie," rief sie gereizt, „habe ich das nicht verdient um Land und Leute von Tirol? Will man mich ziehen lassen wie eine Bettlerin? Soll ich etwa abhängig sein von den Gnaden des Landes oder meines Sohnes? Soll ich nicht die Mittel haben, fürstlich zu leben und treue Dienste zu lohnen, wenn ich noch Jemand finde, der sie der Entthronten leisten will?"

„Durchlaucht sollen gar nicht gehen!" entgegnete Biener nicht minder eifrig. „Wenn Sie es aber thun, werden Kaiser und Stände der geliebten Herrin gern und freiwillig das Dreifache von dem aussetzen, was hier verlangt ist! Nicht gegen die Summe spreche ich, sondern gegen den Weg, auf dem sie erlangt werden will: diesen Weg können Durchlaucht nicht gehen — er würde Sie entehren!"

„Biener . . ." stammelte Claudia außer sich.

„Entehren, Durchlaucht — ich habe es gesagt! O es ist weit, betrübend weit gekommen, daß ein solcher Rathschlag bei Ihnen Gehör finden konnte — denn Sie haben den Gedanken nicht gefaßt . . . jener Mönch hat sein zweites Probestück damit gemacht! — Durchlaucht," fuhr er näher tretend und mit bewegter Stimme fort, als Claudia in Verwirrung schwieg . . . „ich habe eine Frau gekannt, welcher das Wohl des Landes und die eigene Ehre über Alles ging! Eine Frau, die edel genug war, dafür ihr ganzes Leben, ja mehr als dies — das Glück ihres Lebens, ihr eigenes Herz zu opfern . . . und ich soll glauben, daß

diese Frau es vermöchte, um schnödes Geld dem Volke eine ungerechte Last aufzubürden, ihren erhabenen Namen zu beflecken um eines schlechten Vortheils willen? — Ich habe nur dieser Frau gedient — wenn sie nicht mehr ist, bin ich frei . . . ich bitte, Durchlaucht, nehmen Sie das Siegel zurück!"

„Ich nehm' es nicht!" rief Claudia, indem sie sich würdevoll erhob. „Er soll erkennen, daß Er dennoch Unrecht hat mit Seinen Beschuldigungen — daß Sein Rath mir noch Alles gilt, wo es bei mir steht, zu entscheiden!" Damit ergriff sie den Schatzkammerbefehl und warf ihn zerrissen auf den Boden.

„O Durchlaucht," rief Biener begeistert, „wie groß sind Sie! Ja, das ist Claudia, das ist wieder jenes edle, erhabene, unentweihte Frauenbild! O seien Sie es ganz! Lassen Sie die Regung dieses Augenblicks walten, damit auch kein Wolkenschatten vor den Sonnenglanz Ihrer Seele trete — nehmen Sie auch die Abdankung zurück!"

Claudia's Busen flog; ihre bleichen Wangen rötheten sich unter dem mächtigen Strahle aus Biener's Auge; aber sie rief, wenn auch mit bebender Stimme, entschlossen . . . „Nein!"

„Herzogin," fuhr Biener noch inniger und dringender fort, „es gab einst einen Augenblick . . . einen kurzen und doch so unendlichen Augenblick, in welchem es mir vergönnt war, Sie mit einem andern Namen zu nennen! Er ist entflohen . . . unwiederbringlich . . . bis auf die Erinnerung vielleicht erloschen! . . . O daß ein Nachklang aus jenem Augenblicke Ihnen zutönen, aus meiner Stimme zu Ihnen dringen möchte, wenn sie bittet — nehmen Sie die Abdankung zurück!"

„. . . Nein!"

Biener trat wieder in die ehrfurchtsvolle dienstliche Haltung zurück. „Wohlan denn," sagte er, „ich werde die

Abdankungsurkunde der Herzogin Claudia Felicitas gegenzeichnen . . . es soll meine letzte Handlung als Staatskanzler sein!"

„Das soll sie nicht!" rief Claudia. „Die Grundsätze, nach welchen wir zusammen regierten, sollen nicht fallen, wenn Claudia geht: sie sollen fortfahren zu bestehen und Segen bringen . . . durch Ihn, Biener . . . durch Ihn! Ich werde mit Ferdinand Karl sprechen — Er bleibt Staatskanzler von Tirol!"

„Durchlaucht," erwiderte Biener betreten, „welche Last wollen Sie mir überbürden? Neben „Prinz Ferdinand Karl kann meine Stelle nicht sein. Er ist mir abgeneigt; er wird nie meinem Rathe vertrauen . . . und ich werde schmachvoll fallen, wo ich jetzt in Ehren scheiden kann! Ich bitte, Durchlaucht — fordern Sie das nicht von mir!"

„Ich fordere es dennoch," entgegnete Claudia ernst, „und eben die Zuversicht Seiner Einwilligung ist es, die mir den Entschluß erleichtert hat . . ." Sie war nahe vor ihn hingetreten und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Jener eine Augenblick ist nicht erloschen in meiner Erinnerung . . ." sagte sie weich, „in Seiner Stimme tönt mir noch immer ein Nachhall von ein . . .! O Guglielmo . . . ich habe ein großes, ein schmerzvolles Opfer gebracht . . . kannst Du das geringere verweigern, das ich entgegen fordere?"

Erschüttert sank Biener vor der nicht minder bewegten Fürstin auf's Knie. „Und wär' es in der nächsten Secunde mein gewisser Untergang — Alles für Claudia!"

Mit diesem Rufe riß er sich empor und enteilte; Claudia wendete sich, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, und sank, das Gesicht in die Hände gedrückt auf den Betschemel vor dem Kreuzbilde nieder.

— Wenige Wochen später war die Mündigkeits-Er-

klärung des Erbprinzen Ferdinand Karl unbeanstandet aus Wien angelangt; am Morgen hatte Herzogin Claudia die im Riesensaale versammelten Stände von Tirol der ihr und der vormundschaftlichen Regierung beschworenen Pflichten entlassen, feierlich ihre Resignation erklärt, und die Stände darauf dem Erzherzog Ferdinand Karl als ihrem neuen Landesfürsten die Erbhuldigung geleistet. Die ganze Stadt war in Bewegung, und viel Landvolk aus den Thälern hereingeströmt, denn Frau Claudia war beliebt bei Alt und Jung, bei Bürger und Bauer, und Niemand sah sie mit freudigem Herzen scheiden. Vor der Hofkirche war das meiste Volk versammelt, denn in dieser fand eine weitere Ceremonie statt: der junge Regent sollte den Orden des goldenen Vließes erhalten, welchen Philipp IV. von Spanien dem jungen Vetter zur Feier der Thronbesteigung verliehen hatte. Die ganze Kirche war gedrängt voll, besonders die Seitenschiffe; im Mittelschiffe mit dem Grabmale Kaiser Maximilian's und die ehernen Fürsten-Standbilder entlang war der Raum frei gehalten, damit der Anblick des Chors unverdeckt blieb. In diesem war an der Evangelienseite des Hochaltars ein Platz mit Schranken eingefaßt, welcher von einem mächtigen rothseidenen Baldachin mit schweren Goldschnüren und Quasten abgeschlossen war. Auf einer Erhöhung unter dem Zeltdache standen zwei thronartige Sessel, vor diesen ein kostbarer Betschemel von Sammet mit reicher Goldstickerei, zwischen beiden auf einem Tische lag ein kostbares Meßbuch aufgeschlagen, dahinter ein großes silbernes Crucifix.

Im rechten Kirchenschiffe standen mehrere von den Zöhern Beamten beisammen und suchten sich von Zeit zu heit von dem Fortschreiten der Ceremonie zu überzeugen, so viel es zwischen den Säulen und Standbildern hindurch möglich war. Zuvörderst erhob sich die breite Gestalt des

Herrn Gröbner von Wolfsthurm und bedeckte vollständig den kleinern und schmächtigen Vicekanzler Pappus, welcher sich an die rothbraune Marmorsäule lehnte. Etwas seitwärts hatte Kammerpräsident Schmauß für seine Beleibtheit nothdürftig ausreichenden Platz gefunden; hinter ihm erhob der edle Herr von Pideneck sein schmales Haupt mit dem langwallenden, sorgfältig gepflegten Haare.

„Gott zum Gruße, Pideneck!“ flüsterte Gröbner, sich halb umwendend. „Ich habe Dich so eben erst bemerkt. Hast Du Dich auch eingefunden zum Ritterschlag?“

„Natürlich,“ nickte Pideneck zur Erwiderung, „man kann ja nicht wissen, ob von dem goldenen Vließ nicht eine Flocke abfällt!“

„Für uns schwerlich!“ entgegnete Gröbner lachend. „Davon könnte eher der Vicekanzler Doctor Pappus zu erzählen bekommen. Er ist der einzig gekrönte Poet in Innsbruck, ohne Zweifel hat er den Auftrag zu einem Huldigungs-Carmen . . .“

„St!“ unterbrach ihn Pideneck leise. „Pappus steht hinter Dir, er braucht nichts zu hören, er muß ohnehin schon genug Galle schlucken. Uebrigens finde ich es lustig, daß Du als Innsbrucker nicht weißt, was ich, der ich auf dem Lande lebe, gleich bei meiner Ankunft erfahren habe: Pappus sollte allerdings den Auftrag zu dem Carmen bekommen, aber der Kanzler hat es hintertrieben.“

„Wer?“ frug Gröbner hastig. „Biener? Der Staatskanzler?“

„Kein Anderer — blos durch sein böses Maul. Er hat der Herzogin vorgestellt, wenn Doctor Pappus ihren Sohn bei der Thronbesteigung ansänge, so wäre das eine üble Vorbedeutung, gerade wie wenn schon am frühen Morgen die Frösche quaken und die Pfauen schreien — das bedeute schlechtes Wetter!“

Gröbner prustete in sich hinein, um sich des lauten Auflachens zu erwehren; Pideneck aber fuhr fort: „Weil man nun den gekrönten Poeten nicht gar zu sehr kränken wollte, ist die Poesey etwas kurz weggekommen auf dem Festprogramm. Die Jesuiten spielen morgen eine lateinische Comödie: ‚die Hoffnung der goldenen Zeit‘, das Huldigungsgedicht aber ist keinem Deutschen übertragen worden, sondern einem Welschen — einem Mantuaner glaub' ich, Camillo Menti, wenn ich recht gehört habe. Es kommt mir überhaupt vor, als wenn die Luft stark aus Welschland zu blasen anfinge . . .“

„Möglich,“ entgegnete Gröbner, „der Erzherzog soll ja eine Prinzessin von Toscana heirathen und liebt die Welschen ohnehin, wie man sagt. Er hat sich sogar einen welschen Kammerdiener genommen.“

„Was? Ist der alte bärbeißige Khlein abgedankt?“

„Nur degradirt; er ist Leibbarbier geworden und muß sich noch in seinen alten Tagen mit der Rasierschüssel einüben. Kammerdiener ist ein gewisser Marello, ein pechschwarzer, durchtriebener . . .“

Das Schmettern einer Fanfare von Trompeten und Pauken unterbrach das Gespräch. „Jetzt beginnt der Ritterschlag,“ sagte Schmauß, „das ist das Zeichen, daß der neue Ordenscandidat in die Schranken tritt.“

„Siehst Du ihn?“ sagte Pideneck zu Gröbner. „Wenn ich mich auch noch so sehr strecke und wende, Frau Cymburgis von Masovien, im Leben so gewaltig, macht sich noch im Erze so breit, daß sie mir alle Aussicht deckt . . .“

„Allerdings sehe ich ihn,“ erwiderte Gröbner, „er ist weiß gekleidet und ohne alle Waffen — ein schöner Jüngling, in der That, bei dessen Anblick es manchem Fräulein unter'm Mieder zu heiß werden mag. Jetzt übergiebt Graf Spaur als Oberststallmeister dem Prälaten das goldene Schwert, und der Erzherzog empfängt knieend die

drei Schläge auf die linke Schulter . . . jetzt legt er die Hand auf das Meßbuch und schwört den Ordenseid . . . ah, da kommt schon der Oberstkämmerer Graf Künigl und bringt die Ordenskette . . . jetzt hängt er ihm die Kette um, sie umarmen sich . . . und ich denke, wir machen, daß wir vor dem Schluß und Gedränge aus der Kirche kommen."

Te Deum laudamus tönte es vom Hochaltare her, gewaltig fiel die Orgel ein, und Trompeten und Pauken verkündeten das Ende der Feier. „Sie haben vorhin einen Namen genannt, der mir bekannt vorkam," sagte Schmauß im Hinausgehen zu Gröbner. „Sagten Sie nicht Marello? Mir ist, als ob ich diesen Namen schon früher gehört hätte!"

„Das ist sehr möglich," war die Antwort; „dieser Marello war vor Jahren hier und der Diener des Grafen Montecuculi!"

„Ah, nun entsinne ich mich! Und haben Sie vielleicht auch Nachrichten von dem Grafen?"

„Allerdings; er lebt in Wien in glänzenden Verhältnissen und steht in großen Gnaden bei kaiserlicher Majestät. Durch seine Empfehlung ist Marello zum Herzog gekommen, und man will sogar wissen, daß auch der Graf nicht übel Lust habe, wieder zu kommen!"

„Ah, bläst der Wind daher?" rief Pideneck dazwischen. „Der Staatskanzler geht — Graf Montecuculi kommt wieder!"

„Der Staatskanzler geht?" fragte Schmauß verwundert. „Wer sagt das?"

„Als ob sich das nicht von selbst verstände!" lachte Pideneck. „Seine Gunst ist aus, und seine Zeit damit — wie kann er an's Bleiben denken?"

„Das dünkt mich doch nicht so ganz gewiß!" erwiderte

Schmauß bedächtig. „Man weiß, wie dieser Mann es versteht, sich zu behaupten!“

Gröbner lachte unartig auf, denn eben waren sie aus dem Kirchenportale getreten. „Ja, daß Sie jetzt so reden, Präsident,“ rief er, „das läßt sich begreifen! Bei uns ist's etwas Anderes — uns hat er keine Tochter unter die Haube gebracht . . . aber kommen Sie,“ schloß er, indem er Pideneck's Arm faßte, Schmauß aber erröthend sich in die Lippen biß, „der neue Ordensritter und Herzog hält jetzt droben in der Burg seinen ersten Empfang: da wird es sich wohl zeigen, wie es um die Herrlichkeit des Staatskanzlers steht!“

Sie kamen eben im Saale an, als der junge Fürst denselben betrat. Unter einem Thronhimmel stand Claudia, trotz des Festes ganz in Schwarz gekleidet, ein Diadem von edlen Steinen als einzigen Schmuck im Haare. Sie stand neben dem leeren Thronsessel, auf dessen Lehne gestützt; an den Stufen zur rechten Seite verweilte Biener; an beiden Wänden reihten sich die Herren und Damen des Hofes, die Beamten und Offiziere im reichsten Schmucke. Ein nicht endender betäubender Zuruf empfing Ferdinand Karl bei seinem Eintritt; seine liebenswürdige Erscheinung machte ihm alle Herzen entgegenfliegen. Er war hoch und schlank aufgewachsen, und das schöne hellblonde Haar floß in reichen Locken um das jugendlich frische Antlitz, welchem die Erregung des Augenblicks eine noch hellere Farbe, den dunkeln Augen einen noch gewinnenderen Glanz verlieh. Er war ergriffen von all' den feierlichen Augenblicken, die der Tag schon an ihm vorübergeführt hatte, und diese Empfindung gab seiner Jugendlichkeit einen noch höhern Reiz — es war begreiflich, wenn in Allen die Hoffnung auftauchte, diese schöne Jugend müsse auch über das Land einen nicht minder schönen Morgen heraufführen. Biener's ruhigem Blicke entging es nicht, daß Claudia unwillkür-

lich zusammenzuckte, als der begeisterte Zuruf immer wieder und wieder begann — eine bittere Empfindung schnitt ihr durch die Seele, denn wenn sie auch erfreut war, den Sohn so feurig begrüßt zu sehen, empfand sie doch zugleich mit schmerzlicher Ueberzeugung, wie leicht sie vermißt, wie rasch sie vergessen wurde.

Sie faßte sich aber und ging Ferdinand Karl in fürstlicher Haltung über die Stufen des Thrones entgegen; er wollte vor ihr das Knie beugen; sie zog ihn zu sich empor und schloß ihn mit Thränen im Auge an die Brust. „O mein Sohn," rief sie bewegt, „welch' ein großer Augenblick! Vergiß ihn nie! Sei seiner, sei Deiner Ahnen, sei Deines vortrefflichen Vaters würdig — vergiß nie, was Du mir gelobt hast!"

„Nie!" rief der gerührte Jüngling und schritt an der Mutter Hand dem Throne zu.

Vor demselben bemerkte er Biener und hielt an. „Herr Staatskanzler," sagte er, „nach meiner Frau Mutter gebührt Ihm das erste Wort! Er hat ihr — Er hat meinem seligen Herrn Vater treu und redlich gedient ... Wir hoffen, daß Er Uns seinen Rath als Staatskanzler nicht verweigern werde. . . Wir sind Ihm mit besondern Gnaden gewogen!"

Damit umarmte er ihn leicht, und eine Bewegung ging durch den ganzen Saal, daß kaum der Ort und die Feier des Augenblicks sie zu bewältigen vermochten.

Während die Ceremonie der Vorstellung und des Empfangs ihren langen gewohnten Verlauf nahm, hatte das Volk sich unten nur zum Theile verlaufen. Die Gerüchte des Vorgehenden waren ihm nicht fremd geblieben, und Viele warteten, um von dem Ausgange des Empfangs zu hören und daraus einen Schluß zu ziehen auf den Geist, in welchem das neue Regiment gehandhabt werden würde. Der kundige Handschuhmacher fehlte nicht, und selbst Doc-

tor Wardtell hatte sich eingefunden und schritt mit Erzgießer Godel Arm in Arm den Burgweg hin und wieder. Der Haubenmacher ließ den ersten Heraustretenden nicht eher los, bis er Alles wußte; dann eilte er vergnügt davon, die Meisten mit ihm. Abraham May, der auch in der Nähe gestanden, schlich langsam hinweg, indem er seinen Bart strich und einen Fluch in sich hineinmurmelte. „Und ich weiß es doch," sagte er, „und ich erlebe es doch noch, daß ich ihn sehe herabgestürzt, den hochmüthigen Goi mit seinem hochmüthigen Gesetz . . . und kann ihm setzen auch einen Fuß in den Nacken . . .!"

Godel und der Doctor beugten nach dem Kapuzinergraben ein. „Ich ärgere mich über mich selber," sagte der Doctor, „aber man hat schon solche dumme Stunden! Unser Freund steht wieder hoch und sicher wie zuvor, und doch muß ich immer daran denken, daß wir nicht mehr weit bis Johanni haben. Die Sonne strahlt nie heller und schöner, als um diese Jahreszeit, und es ist doch die Sonnenwende!"

— Am Abend lehnte Ferdinand Karl auf einem Ruhebette seines Gemachs, dessen Fenster nach den Gärten der Ruhelust gingen und den vollen Glanz und Duft eines herrlichen Juniabends einströmen ließen. Er war verdrießlich und gelangweilt, denn die am Morgen stattgefundene kirchliche Feierlichkeit gebot, daß er sich diesen Abend zurückziehen mußte, und keinerlei Festlichkeiten stattfinden sollten. Diese hatten erst am folgenden Tage zu beginnen. Der junge, lebensfröhliche Fürst war der Gesellschaft so gewohnt, daß er ihren Mangel kaum zu ertragen vermochte und nicht wußte, wie er die Stunden verbringen sollte.

Ihm gegenüber saß gähnend Marello, sein Kammerdiener, und sah ihm mit lauernden Blicken zu, wie er bald an's Fenster trat, bald wieder zu seinem Ruhebette zurück-

kehrte und sich bald links bald rechts in die Eckkissen warf.

„Durchlaucht langweilen Sich," sagte er endlich, „soll ich meine Laute nehmen und Ihnen ein Lied singen?"

„Verschone mich. Deine Stimme knarrt wie ein ungeschmiertes Rad!" warf der Prinz verdrießlich hin.

„Dann will ich Ihnen etwas erzählen . . . vielleicht die Geschichte von Rudello il trovatore oder della torre incantata?"

„Albernheiten!" murrte der Fürst.

„Freilich — dann weiß ich keinen andern Rath," lachte Marello „che di cercare un' altero' personaggio, ein Jemand, der verstehen besser cantare é raccontare . . ." Der Fürst erwiderte nichts, und der Diener trat in das kleine Vorgemach, indem er eine zarte italienische Weise kaum hörbar vor sich hinsummte. Er hatte jedoch kaum begonnen, als ihm Schweigen geboten ward. „Ma perché, Illustrissimo?" fragte der kecke Bursche. „Was haben verschuldet questa povera canzonetta?"

„Ich will sie nicht hören!" rief Ferdinand ärgerlich. „Du weißt, woran sie mich erinnert . . ."

„Dafür kann nix questa povera canzonetta . . . Durchlaucht werden sein erinnert gar oft und von gar viel cose an Signora Lucia und die Abende in ihrem Garten . . . Ah che belle vespere, che deliziose notte!"

„Schweige, Schurke," rief der Herzog aufspringend, „ich habe Dir gesagt, daß ich nichts davon hören will . . ." Er trat an's Fenster und sah in den dämmernden Abend hinaus. Nach einer Weile begann er wieder, ohne sich umzuwenden, und in gezwungen gleichgiltigem Tone: „Hast Du Lucia gesehen? Weiß sie, daß ich sie aufgeben muß? Wie nimmt sie mein Ausbleiben auf?"

„Sie weiß Alles, Durchlaucht, und sein desperata . . . le donzelle d'Italia lieben nit so kalt, wie die Mädchen

in den deutschen Schneebergen . . . ha perduto il suo unico tesoro . . . piange poi é no lasciara di pianger fin alla morte!“

„Sie dauert mich!“ erwiderte Ferdinand, ohne seine Stellung zu verändern. „Aber es geht mir nicht besser... was kann ich für sie thun?“

„E possibile questo? Durchlaucht wissen nix, was zu thun?“

„Ich bin gebunden — durch mein Wort gebunden! Habe ich nicht versprochen, Signora Trentinara nicht wieder zu besuchen?“

Marello lachte. „Non capisco!“ rief er. „Durchlaucht sind Fürst und Herr . . . wer will Ihnen befehlen? Aber Illistrussimo können halten Ihr Wort . . . Sie sollen nix besuchen Signora Tentinara . . . ma Sie haben nix gebrochen Ihr Wort, wenn die Signora kommt und Durchlaucht besucht!“

„Was sagst Du?“ rief der Jüngling, indem er sich rasch und mit erglühenden Wangen umwandte. „Wie wäre das möglich? Sollte sie daran denken . . .“

„Strafen Sie mich, Illustrissimo!“ rief Marello mit heuchlerischer Ergebenheit. „Jagen Sie mich fort, wenn ich Unrecht gethan habe: ich hab' es nit über's Herz gebracht di misericordia, zu sehen la desperazione è le lagrime della bellissima Signora . . sie wird kommen und . . . cospetto! Schritte an der Cabinetsthüre . . . da ist sie schon!“

Ehe Ferdinand Karl sich zu besinnen und zu erwidern vermochte, flog die Thüre eines Seitengemachs auf, Lucia Trentinara, die schöne römische Sängerin, stürzte auf ihn zu und lag, ihn fest umschlingend, in Thränen an seiner Brust. „Fernando . . .“ schluchzte sie . . . „ah perfido . . . ingrato . . . lascia me morir al men' al tuo cuore!“



Die schönen vollen Arme, der gerundete bräunliche Nacken, von rabenschwarzem Lockengeringel umwallt, die glühenden Augen und der zauberisch süße Mund hatten ihre Macht auf den liebenden Jüngling noch nicht verloren. Tröstend und begütigend erwiderte er ihre Liebkosungen und überhäufte sie mit den zartesten Schmeichelworten der Liebe: bald hing er wie sonst an ihrem Halse, und wie ein machtloser Zuruf von der Küste verhallten Versprechen und Vorsätze in der stürmischen Liebesbrandung, die über dem seligen Paare zusammenschlug.

Zwölftes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Soldaten des Regiments Lichtenstein hatten die Wache am Innbrückenthore bezogen und saßen, lagen oder lehnten müßig auf den Bänken der Wachstube und des Thorbogens, während der Posten mit breit aus einander gespreizten Beinen am Schilderhause stand oder mit gemessenen, dröhnenden Schritten auf und ab ging. Namentlich ein gedrungener Bursche mit derbem Gesichte und starkem röthlichem Barte, der überall unter den geschuppten Schlachtbändern der Pickelhaube sich vordrängte, saß mit unsoldatischer Behaglichkeit in einer Ecke und hatte, um sich die Ruhe noch bequemer zu machen, sogar die Riemen des Panzerbruststücks nachgelassen. Ein etwas jüngerer und schlankerer Gesell, der auch minder wohlgenährt aussah, betrachtete ihn mit neidischen Blicken. „Du machst Dir's auch gar zu

bequem, Kürzinger!" rief er. „Der Rottmeister könnte Dir's nicht voraus thun, wie Du Dich breit in die Ecke legst. Du wirst faul werden, und das Fechten und Marschiren wird Dir dafür desto saurer: es heißt ja, der Tanz soll wieder angehen, die Schweden sollen schon am Inn stehen und geradezu auf Kufstein losgehen wollen . . ."

„Meinetwegen!" erwiderte der Soldat gähnend und ohne sich zu regen. „Mich wird's nicht mehr lange kümmern; ich hab' das Wachestehen, das Exerciren und die schmalen Bissen satt und will mich zur Ruhe setzen."

Der junge Bursche lachte. „Das wäre mir auch nicht zuwider," rief er, „aber wie anfangen? Du könntest mir's immer mittheilen, wenn Du's ausstudirt hast, wie man das machen muß. Hast einen Heckthaler gefunden?"

„Wie man das macht, Dummkopf? Man nimmt seinen Abschied und sucht sich eine Wittib oder übertragene Jungfer aus, der ihr Bett zu weitschichtig vorkommt für eine Person, und die so viel hat, daß ihrer Zwei davon leben können, ohne sich bei der Arbeit Hand oder Fuß zu verstauchen . . .!"

„Jetzt versteh' ich Dich, Du willst heirathen. Doch nicht etwa gar die garstige dicke Alte, die Wirthin von der Hofgasse, bei der Du jede Nacht über die Rundenzeit hinaus beim Wein und Landsknecht sitzest, daß Dir der Rottmeister schon mit dem Krummschließen gedroht hat?"

„Der Rottmeister soll sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht krumm schlage, wenn er mir in die Quere kommt! Aber was alt und garstig! — auf so 'was sieht man nicht. Die Wirthin ist sechs Jahre beim Staatskanzler im Dienste gewesen und hat über dem Dienen sich selber nicht vergessen . . . wenn sie alt ist, so werd' ich sie um so eher los, und wenn sie widerborstig werden will, dann prügl' ich sie, bis sie abfährt oder mürbe wird! — Halt!" unter=

brach er sich plötzlich. „Hast Du den Menschen nicht gesehen, der da eben vorüberging?“

„Der Bauer mit der Kraxe und den Traubenkörben auf dem Rücken?“

„Ja . . . wenn er nicht braunes Haar hätte und braunen Bart, so wollt' ich darauf schwören, ich hätt' ihn schon anderswo gesehen, und wenn ich nicht gar so bequem säße, ging' ich ihm nach. Willst Du Dir ein paar Thaler verdienen, so thu's Du für mich, laß ihn nicht aus den Augen, paß' auf, wohin er geht, und sag' mir's getreulich wieder. Wenn es 'was zu verdienen giebt, will ich Halbpart machen mit Dir!“

Der jüngere Soldat widerstand der lockenden Verheißung nicht und eilte durch den Thorbogen auf die Innbrücke, über welche der ihm bezeichnete Bauer langsam dahinschritt und, manchmal stehen bleibend, einen Blick über das Geländer warf, als wollte er sich Fluß und Gegend besehen. Er glich vollkommen einem Meraner Obstträger und schien es gar nicht eilig zu haben; auch der Soldat gab sich den Anschein, als teachte er ihn gar nicht und sei nur des schönen Herbstwetters wegen herausgekommen, auf der Brücke zu lustwandeln. Behutsam und in weiter Ferne folgte er dann dem Bauer, als dieser sich weiter auf den Weg machte, die Häuser von Sanct Nicola entlang schritt und das Schloßthor vom Büchsenhause betrat.

Der Bauer verlangte, mit seinen Trauben zum Herrn des Hauses gelassen zu werden. „Meine Waar' ist so viel schön,“ sagte er, „daß sie nur für einen solchen Herrn ist: ich bin auch so halb und halb ein alter Bekannter von ihm, an den er sich wohl erinnern wird!“ Er wurde in den geräumigen Wohnsaal des Hauses geführt, wo Biener an dem offenen Fenster saß, vor sich ein Tischchen, auf welchem Schriften und Papiere ausgebreitet lagen. Unweit davon hatte Elisabeth mit häuslicher Arbeit Platz genom-

men; zu ihren Füßen auf Polstern saß ein hübscher, etwa dreijähriger Knabe unter allerlei Spielwerk, das er verächtlich bei Seite warf und nach den Trauben verlangte, als der Bauer den Rückenkorb niedersetzte. Während die schöne Frau den Handel rasch abschloß und das Verlangen des Knaben befriedigte, besah sich Biener den Mann, der sich als einen alten Bekannten angekündigt hatte, und an den er sich nicht zu erinnern vermochte. „Mir scheint, Landsmann," sagte er, „Du hast die Bekanntschaft nur vorgegeben, um schneller in's Haus zu kommen . . . sie muß jedenfalls sehr flüchtig gewesen, und seitdem lange Zeit vergangen sein!"

Der Bauer sah vorsichtig um sich, und als er außer den Dreien Niemand im Zimmer gewahrte, gab er Geberden und Ton des Bauers auf, trat in soldatischer Haltung näher zu dem Kanzler und rief: „Also kennt mich Excellenz wirklich nicht? — Das ist mir lieb; dann hat der Nußsaft, mit dem ich mir Haare, Gesicht und Bart gefärbt habe, seine Schuldigkeit gethan, und ich darf hoffen, daß auch die Soldaten am Brückenthore mich nicht erkannt haben . . . ich hatte schon ein wenig Angst, denn einer von den Burschen hat sich lange Zeit um mich herum zu schaffen gemacht . . ."

„Diese Stimme!" rief Biener, indem er ihn verwundert betrachtete. „Ist Er es wirklich, Hartmann? Er hat es gewagt, nach Tirol zurückzukehren?"

„Es hat mich draußen nicht mehr gelitten!" antwortete Franz. „Sie wissen ja warum. Es hätte mir das Herz abgedrückt, mich länger herumzutreiben und nicht zu wissen, wie's den Leuten geht, an denen nun einmal mein Herz hängt als wie mit tausend Ketten!"

„Das ist ein keckes Wagstück! Wenn man Ihn entdeckt . . ."

„Man wird mich nicht entdecken. Ich will ja auch

nicht bleiben . . . nur sehen und erfahren will ich, was ich wissen muß, und dann sogleich wieder fort, um zu versuchen, ob ich wirklich noch leben kann außer diesen Bergen, die mir so lieb geworden sind. Ich bin vorhin am Schildhofer'schen Hause vorübergegangen, aber ich habe mich gezwungen, habe nicht einmal einen Blick darauf hin gemacht, sondern auf die Seite gesehen. Ich hab' gefürchtet, mich zu verrathen ... und wer weiß, der Alte in seiner Verblendung wäre vielleicht gar im Stande gewesen, mich selber meinen Verfolgern zu überliefern!"

„Damit thut Er dem grauen Eisenkopfe doch Unrecht! Verziehen hat er Ihm noch nicht; er grollt Ihm, weil er Ihn für die erste Ursache hält von all' dem Herzweh, das über ihn gekommen ist . . . aber die Zeit hat doch das Ihrige gethan, ihn milder zu machen, und das Vaterherz hat dabei redlich nachgeholfen. Er hat Afra nach einiger Zeit wieder in sein Haus aufgenommen, der Guardian hat ihn dazu bewogen . . ."

„Dafür segne ihn Gott, wie ich Excellenz dafür danke, daß Sie mir schon den schwersten Stein vom Herzen genommen haben. Dann wird meines Bleibens nicht lange sein . . . aber sehen, einmal sehen und sprechen muß ich sie!" Franz kämpfte mühsam eine ihn fast übermannende Rührung nieder, wischte sich über die Stirne und fuhr in verändertem Tone fort: „Ich habe auch Excellenz etwas mitgebracht . . . ich hab's vollends ausgekundschaftet . . ."

„Was meint Er damit?"

„Die Bestätigung des Verdachts, den Excellenz damals gegen mich ausgesprochen, und wegen dessen Sie mich schon einmal hinaus geschickt haben in's Schwäbische ... die Geschichte mit der Uebergabe von Breisach . . ."

Biener sprang auf. „Wär's möglich? rief er in äußerster Spannung. „Erzähl' Er!"

„Wie ich weggewiesen war aus Innsbruck und Tirol,

da bin ich eine gute Weile über der Grenze gestanden und habe nicht gewußt, was ich machen solle! In meiner Heimath, in dem verwüsteten, ausgeraubten Bayerland konnte mein Weizen nicht blühen, das war klar . . . also schlug ich mich wieder in die Berge hinein und stahl mich durch, bis ich den Bodensee erreicht hatte. Es war mir eingefallen, daß ich einmal in Tübingen in Arbeit gestanden und mich wohl befunden hatte, vielleicht gab es dort wieder ein Unterkommen für mich. Ich täuschte mich nicht, und war auch mit der Druckerei nicht viel zu machen, so fand ich bei einem Getreidehändler in Göppingen Unterkommen, denn von meiner Dragonerzeit her konnte ich gut mit Pferden umgehen und reiste mit dem Getreidefuhrwerk im Lande umher. Mein Herr hieß Obser und galt für den reichsten Mann in ganz Württemberg; der Krieg hatte ihn reich gemacht, denn er hatte die Getreidelieferungen für die kaiserlichen Heere übernommen, und die Leute wollten wissen, er sei der Einzige, der dabei fett geworden. Anfangs achtete ich nicht viel auf das Gerede, wenn es mir hie und da zu Ohren kam, bis mein Herr, der manchmal gern einen Trunk über Durst that, mich einmal im Halbrausche fragte, ob ich, da ich doch in Tirol gewesen, nicht seinen Schwager kenne, der sei dort ein gar großer und angesehener Herr : . . es war niemand Anderer gemeint, als der vorderösterreichische Kanzler Vollmar, mein Bekannter von Breisach her!"

„Weiter, weiter!" drängte Biener.

„Das änderte die Sache. Ich merkte jetzt besser auf als zuvor und fragte unter der Hand nach und ließ mir erzählen . . . da hab' ich es bald zusammenreimen können. Der Herr Vollmar ist ein geborener Württemberger, ich glaube, aus Reußlingen, und war zuerst Protestant und Professor an der Freiburger Universität . . . seine Verwandtschaft und Schwägerschaft ist über das halbe Land

ausgebreitet. Weil er dann katholisch geworden und dafür in Kaisersdienst gekommen war, hat man ihn zum Kanzler von Vorderösterreich gemacht, da er in jenen Gegenden am besten Bescheid wissen werde. Wie es dann darauf ankam, Breisach zu verproviantiren, ist es ihm nicht schwer geworden, die Lieferungen seinem Schwager Obser und seinen Vettern zu verschaffen, die denn auch Alles zusammenkauften und -schleppten, bis nirgends ein Körnlein und Stäublein mehr zu haben war. Nachdem es soweit war, und sie das Heft in der Hand hatten, blieben auf einmal, gerade als die Franzosen anrückten, die Lieferungen aus, und wie Eilboten auf Eilboten flogen, um sie zu beschleunigen, da hatten die Franzosen schon Wind von der Geschichte, schickten verkappte Unterhändler und boten schier den doppelten Preis, wenn die Vorräthe ihnen überlassen würden. Das wäre nun freilich ein bischen gar zu keck und halsgefährlich gewesen; darum wurde es heimlich anders abgekartet. Die saubern Lieferanten luden das Getreide auf die Schiffe und fuhren den Rhein dahin, zum Schein, als wollten sie nach Breisach fahren ... unterwegs aber ließen sie die Schiffe wie durch Zufall an einer Rhein-Insel an den Strand treiben und konnten also nichts dafür, wenn das Getreide den Franzosen, die schon auf der Lauer standen, in die Hände fiel. Mittlerweile aber war die Festung eingeschlossen, jede Verbindung abgeschnitten, und das Ausbleiben dieser Zufuhren allein ist die Ursache, daß es möglich war, Breisach auszuhungern . . ."

„Aber die Beweise, die Beweise?" rief Biener, hastig im Saal hin und herschreitend. „Die Beweise, besonders dafür, daß Vollmar darum gewußt, daß er damit einverstanden war?"

„Beweise? Die Spatzen auf den Dächern pfeifen davon; man braucht die Leute nur zu verhören, so werden

sie Alles sagen, was man wissen will. Sie sind also erboßt in der Stille und schweigen nur, weil Niemand der Katze die Schelle anhängen will. Sehen sie aber, daß die Sache ernstlich angepackt wird, so werden sie schon beichten . . . ich hab' sie Alle aufgeschrieben, von denen 'was zu erfahren ist, und sie werden schon noch Andere nennen. Hier ist das Verzeichniß . . . sehen Sie, Excellenz da ist der Erste, Bierbrauer Murschel von Göppingen, der war dabei und weiß davon, wie das französische Geld unter die Bande getheilt wurde, und auch der Herr Vollmar seinen Part erhielt . . ."

Biener nahm das Verzeichniß überblickte es und bot dem Ueberbringer die Hand. „Er hat mir da höchst wichtige Dinge mitgetheilt, die gerade im gelegenen Augenblicke kommen. Wie soll ich Ihn dafür belohnen . . ."

„Mit gar nichts, Excellenz," sagte Franz, „mich freut's, wenn ich Ihnen zu Gefallen sein und mithelfen kann, einem Schelm die Larve abzureißen. Aber ich will wieder fort, es könnte sonst auffallen, was der Meraner Kraxenträger so lang' mit dem Staatskanzler zu verhandeln hat . . . ich will's auch gleich versuchen und beim alten Schildhofer anklopfen. In ein paar Tagen komme ich wieder, Excellenz, und frage nach, ob Sie mir weiter keine Aufträge zu geben haben . . . dann will ich fort: mit dem Bleiben in Innsbruck, mit der Druckerei und all' den schönen Luftschlössern, die ich dabei gebaut habe, ist's ja doch zu Ende!"

„Tröste Er sich," rief Biener ernst, während Hartmann seinen Korb wieder auflud, „. . . das ist ein allgemeines Loos: es ist, als ob auch hier manches Schöne zu Ende gehen wollte!"

Der Bauer ging; der Kanzler stand in Sinnen verloren, worin ihn Niemand unterbrach, denn Elisabeth hatte mit ihrem Knaben das Gemach verlassen, als das vertrautere Gespräch der Männer begann. Wie oft, wie tief hatte

er es beklagt, daß er nicht gleich mit dem ersten Beweise von Vollmar's Treulosigkeit hervorgetreten war, daß er damit immer wie mit einem entscheidenen Schlage gezögert hatte, den man für den letzten Augenblick aufzusparen pflegt. Er hatte sich alle Gründe vergegenwärtigt, warum er so gehandelt: daß das Geschehene durch eine Anklage doch nicht rückgängig zu machen war, daß es nur darauf ankam, den Verräther für die Zukunft unschädlich zu machen, und daß er in einer bisherigen Stellung als blos berathender und an Weisungen gebundener Abgesandter zu den ebenso oft unterbrochenen als wieder aufgenommenen und nur vorbereitenden Friedensunterhandlungen außer Stande war, zu schaden . . . dennoch gelang es ihm nie, sich vollständig damit zu beruhigen. Er empfand es wie eine Art Strafe, daß ihm das einzige Beweismittel durch seine Sorglosigkeit aus den Händen gewunden war; eine Strafe dafür, daß er es wie eine persönliche Waffe gegen den Mann aufbewahrt hatte, von dem er allein befürchtete, einmal einen Nebenbuhler seiner Macht und Stellung sich erwachsen zu sehen. Desto größer war seine Befriedigung, als er durch dieselbe Hand neue, nicht minder gewichtige Belege für Vollmar's Schuld empfing; es war, als ob das Schicksal seinen Fehler für gesühnt betrachten und ihm neuerdings den Gegner in die Hand liefern wolle.

Aus diesen Gedanken wurde er durch Lärmen, Geschrei und Waffenklirren emporgeschreckt, welches unter den Fenstern des Büchsenhauses hörbar wurde. Rasch trat er an's Fenster und erblickte Hartmann, umgeben von Schergenknechten und Soldaten, die ihn festhielten und fortzuführen suchten. Marschalk Seiler als Vollzieher des Gerichts war unter ihnen und befahl, den Burschen nicht loszulassen und ihn zu knebeln, wenn er sich weigere, gutwillig zu folgen. Die Knechte und Diener des Schlosses und Bräuhau-

ses waren herbeigeeilt und sahen dem Ringen und Streiten zu.

„Was geht hier vor?" rief Biener herunter. „Was geschieht mit diesem Manne?"

„Es ist ein nichtsnutziger Strolch, Excellenz," erwiderte der Marschalk, „ein landesverwiesener Ketzer, der sich als Bauer verkleidet wieder eingeschlichen hat ... wir bringen ihn in den Kräuterthurm!"

„Laßt den Mann los, Ihr Leute," rief Biener wieder, „er soll Euch nicht entlaufen, ich kenne ihn; macht Eure Anzeige, aber laßt ihn frei!"

„Geht nicht, Excellenz," antwortete der Marschalk; „den Vogel bekämen wir wohl nicht mehr zu sehen, wenn wir ihn aus den Händen ließen! Da heißt es festhalten!"

„Muß ich noch einmal sagen, daß ich den Mann kenne! Ich stehe für ihn ... ich bürge dafür, daß er nicht entflieht und sich jederzeit stellt, wenn das Gericht ihn vorfordert!"

„Aber mein Befehl?" sagte der Marschalk mit einem Trotze, der seltsam gegen seine frühere Unterwürfigkeit abstach.

„Ich nehme Alles über mich — ich werde es für Ihn verantworten!"

„Verantworten!" brummte der Marschalk halblaut, daß es nur den zunächst Stehenden verständlich war. „Für mich verantworten! Ich dächte, er hätte zu thun, bis er für sich fertig wird!"

„Nun, Er zögert noch?" rief Biener ärgerlich. „Muß ich Ihm befehlen, den Mann loszulassen?"

„Geschieht ja schon!" sagte Seiler ärgerlich und winkte den Knechten, zurückzutreten. „Laßt ihn los ... aber ich nehme den ganzen Umstand zu Zeugen, daß es nur gegen

die Bürgschaft Seiner Excellenz geschieht. Der haftet uns für ihn!"

„Und wer haftet mir für mein Fanggeld?" rief Kürziger, der sich auch unter den Soldaten befand. „Ich hab' den Kerl aufgespürt und komme um die ausgesetzte Belohnung, wenn ich ihn nicht selber abliefern kann!"

„Für den will ich Ihm auch bürgen!" sagte der Kanzler. „Wird er Ihm beanstandet, so kann Er ihn bei mir abholen . . . wenn sich ein Soldat des Schergenlohns nicht schämt!"

Damit trat er zurück; Hartmann zog grüßend und dankend den Hut; die Knechte und Soldaten entfernten sich zögernd, indem sie unwillig unter einander stritten und gesticulirten. Hartmann wollte auch fort, als der alte Schildhofer, den der Lärmen herbeigerufen hatte, vor ihn hintrat und ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand entgegenstreckte. Franz schlug ein: auch er fand kein Wort zur Begrüßung, und schweigend schritten Beide dem Hause zu. An der Thüre mahnte ihn der Alte, leise aufzutreten, und ließ ihn dann einen Blick in die halbgeöffnete Stube des Erdgeschosses thun.

Dort saß Afra am Rocken und ließ die Spindel langsam und gleichmäßig spielen, aber sie schien nicht zu wissen, was sie that. Mechanisch vollführten die geübten Finger die gewohnte Arbeit, aber der starr und gläsern in's Leere schauende Blick verrieth die Abwesenheit der Gedanken; das wirr herabhängende Haar und das ordnungslose Gewand vollendeten, was noch an dem düstern Bilde fehlte. Ein stiller, melancholischer Wahnsinn hatte seine dunklen Schwingen über das unglückliche Mädchen gebreitet.

— Geraume Zeit später schritt Kanzler Biener zur gewohnten Stunde durch das Thor der erzherzoglichen Burg, um dem jungen Fürsten über die Angelegenheiten

der Regierung den gewohnten Vortrag zu erstatten. Er hatte in der kurzen Zeit seit Ferdinand Karl's Thronbesteigung diesen Weg schon einigemale umsonst gemacht, wenn es dem lebensfrohen Jüngling nicht gefiel, sich mit so ernsthaften Dingen zu beschäftigen. Auch heute schien es ihm unmöglich, zu seinem Ziele zu gelangen, denn der innere Schloßhof, in welchen der Thorweg mündete, und welchen er durchschreiten mußte, war so gedrängt und belebt, daß es unmöglich schien, ungefährdet durchzukommen. In langen Reihen standen mehr als hundert schöne Pferde mit grünen, silber- und goldgestickten Schabracken und funkelndem Zaum und Gebiß, ungeduldig scharrend oder muthig die Köpfe schüttelnd und sich bäumend, daß die Bereiter und Stallknechte Mühe hatten, sie zu bändigen und niederzuhalten. In der einen Ecke des weiten Hofraums saß eine starke Schaar schöner und kräftiger Gestalten in grünen, ebenfalls goldschimmernden Kleidern zu Roß, zum Absprengen bereit; die Trompeten, Zinken, Hörner und Heerpauken ließen sie als Musiker erkennen. Nebenan drängten sich zu Fuß und zu Roß die Jäger und Falkeniere durch einander, mit Büchsen, Spießen, Hirschfängern und Saufedern; weiter hinten folgten die Hundewärter und Troßbuben, eifrig beschäftigt, mit Ruf, Pfiff und Peitsche die vor Ungeduld heulenden und vorwärts zerrenden Meuten der zusammengekoppelten Hunde zur Ruhe und Stille zu bringen. Es war ein heiteres, lebensvolles, aber lärmendes Bild.

Der Kanzler hatte endlich das schimmernde Gewühl hinter sich und erreichte den Fuß der in die Fürstenzimmer emporführenden Treppe, als ihm ein hagerer, rasch beweglicher Mann entgegentrat, dessen Haar- und Gesichtsfarbe den Italiener verriethen, während der prachtvolle Anzug von dunkelgrünem Sammet mit gelben Atlaspuffen, Goldtressen und Spitzenbesätzen erkennen ließ, daß er zum

Hofe und zu den Theilnehmern des fürstlichen Jagdvergnügens gehöre, zu dessen Beginn alle Anstalten getroffen waren. Das Gesicht des Italieners war schon ältlich, aber ein Zug von Laune machte es angenehm.

„Ah sieh' da!" rief er Biener artig zu. „Das ist etwas Neues . . . unser ernsthafter Herr Staatskanzler läßt sich auch einmal herbei, an unsern Unterhaltungen Theil zu nehmen? Sie sind ohne Zweifel auch zur Gemsjagd geladen?"

„Das eben nicht, Herr Marchese Luniati!" entgegnete Biener. „Seine Durchlaucht wissen, daß ich dazu keine Zeit habe und, wie Sie ganz richtig sagen, viel zu ernsthaft bin! Ich freue mich indessen, daß der junge Fürst und die italienischen Herren an dieser Art von Jagd Gefallen finden: es ist diejenige, bei welcher Körperkraft und Muth des Mannes sich am besten üben und erproben können. In frühern Zeiten bin ich wohl auch hinaufgeklettert auf die Grate und Schrofen und Kare und habe mich zu manchem glücklichen Schusse angestellt!"

„Grate? Schrofen und Kare? Das sind mir unbekannte Dinge, unverständliche deutsche Worte, zu denen mir alle Vorstellung mangelt! Sie werden uns doch nicht für so ungeschickt halten, daß wir wegen einer armseligen Gemse Ihre Berge und Felsen hinaufklettern, auf die Gefahr hin, in einen Abgrund zu stürzen und Hals und Beine zu brechen?"

„Entschuldigen Sie," rief Biener lachend, „diese ungeschickte Meinung habe ich allerdings gehabt! Bisher mußte, wer Gemsen schießen will, ihnen auf ihre Felsenspitze nachsteigen . . . hat man ein Mittel gefunden, den scheuen Thieren eine Einladung zu schicken, daß sie in die Ebene herunter kommen?"

„Ah, Sie können auch scherzhaft sein?" rief Luniati. „Ja wohl, ich habe schon gehört, daß unser Herr Kanzler trotz aller Ernsthaftigkeit ein witziger und satyrischer Kopf

sei! Aber die Sache ist sehr einfach und wird ohne alles halsbrechende oder ermüdende Steigen und Klettern abgemacht. Die Bauern, nun ja, die müssen hinauf und müssen steigen und die Gemsen aus ihren Schlupfwinkeln aufscheuchen und vorwärtstreiben, bis sie an eine Schlucht oder Wand kommen, wo sie nicht mehr entwischen können. Diesmal findet die Jagd ganz in der Nähe statt, an der steilen Felsenwand . . . wie heißt sie doch! Nun, an der Felsenwand, auf welcher ein deutscher Kaiser sich verirrt und verstiegen hat . . ."

„Sie meinen die Martinswand." — „Ganz recht, Martinswand! . . . Die Gemsen werden vom Rücken und von den Seiten her getrieben, daß sie keinen Ausweg mehr haben, als über die Felswand hinunter. Unten am Fuße des Berges, bei einem Dorfe, sind im schönsten grünen Felde die Jagdzelte aufgeschlagen; da wird getafelt, gespielt und gelacht, und draußen sind zierliche Falkonete aufgepflanzt, mit denen man die versprengten Gemsen zu höchst von den Felsen herunterknallt!"

„Ha ha ha!" lachte Biener laut auf. „Die Gemsen werden fein bequem im Sitzen und mit Falkoneten geschossen?"

„Was lachen Sie?" entgegnete Luniati. „Seine Durchlaucht waren sehr vergnügt dabei, und auch dessen Allerhöchste Gemahlin haben gesagt, daß sie noch nie eine Jagd so unterhaltend gefunden haben . . ."

„Darüber lachte ich ja eben, weil die Sache mir auch so unterhaltend vorkommt!"

„Aber ich finde Ihr Benehmen immerhin so auffallend, daß ich um weitere Aufklärung bitten muß . . ."

Beide waren am obern Ende der Treppe angekommen, und Biener eben im Begriffe, die verlangte Erklärung zu geben, als Marello, der erzherzogliche Kammerdiener, in schimmernder Lakaientracht sich durch die im Stiegenvor-

saale versammelte glänzende Gesellschaft drängte und seinem Begleiter zurief: „Eben recht, Herr Marchese . . . ich suche Sie schon überall, Seine Durchlaucht verlangen nach Ihnen . . .“

Der geschmeidige Hofmann folgte ohne Erwiderung dem Diener und ließ Biener stehen, der aus dem Gewühle bei Seite trat und mit flüchtigem Blicke die Versammlung musterte: einen reichgeschmückten bunten Kranz von Herren und Damen, die Alle in den prachtvollsten und farbenreichsten Anzügen auf das Erscheinen des Erzherzogs warteten, um sein Jagdgefolge zu bilden. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und in der angenehmsten Stimmung, die sich ziemlich ungebunden in Plaudern und Lachen Luft machte; fast lauter welsche Gesichter, sonnenbraune oder olivenfarbige Männerköpfe mit dunkeln Haaren, schöne Mädchen- und Frauenbilder mit schwarzen oder hochblonden Locken, langen Wimpern und gluthsengenden Augen darunter. In dem Stimmengewirr, das durch den Saal tönte, waren fast nur die Laute der weichen Sprache des Südens vernehmbar. Nach längerem Suchen entdeckte der Kanzler ein ernsthaft geschnittenes deutsches Gesicht und trat grüßend auf dessen Träger zu. Es war Freiherr von Böls, einer von den Räthen der Regierung. „Man sieht hier so viele neue Erscheinungen,“ sagte er, „Sie sind bekannter damit und ohne Zweifel im Stande, mich darüber zu belehren . . .?“

Der Freiherr war sogleich bereit und zeigte und benannte dem wißbegierigen Kanzler Alle, die ihm von der Gesellschaft bekannt waren, den Grafen Bernardo von Ferrari, den Liebling Ferdinand Karl's, und darum von ihm zum Oberspielgrafen und Ordner aller Hoffestlichkeiten bestellt; den Marchese von Suarez mit seiner Frau, der Obersthofmeisterin der jungen Herzogin; die Marcheses und Kammerherren Agostini, Odorico Capri, Serbelloni,

die Grafen von Lodron, die Edlen von Madruzzi, Bocciclave und Bertelli; den Franziskaner-Pater L'Eguila, von bedeutendem Einflusse bei Herzogin Marianne, den Leibarzt Agricola und Andere.

„Eine sehr ansehnliche Versammlung!“ unterbrach ihn Biener. „Und darf ich Sie auch noch mit der Frage belästigen, mir zu sagen, wo wir uns befinden?“

„Ich verstehe Excellenz nicht . . .“ sagte der Freiherr verwundert.

„Ich bitte, mich zurecht zu weisen,“ fuhr der Kanzler mit spöttischem Zucken der Mundwinkel fort. „Ich habe nach Innsbruck gewollt, an den Hof des deutschen Herzogs von Tirol, aber ich fürchte, mich verirrt zu haben und über den Brenner an die Hofhaltung eines welschen Duca verschlagen worden zu sein . . .“

Der Freiherr gerieth über die kühne Rede in peinliche Verlegenheit; er vermochte nur schwach die Achseln zu zucken. „Ich denke fast, es ist Zeit,“ begann Biener wieder, „wir lassen unsere plumpen deutschen Namen auch in's Italienische übersetzen? Was meinen Sie, wenn ich mich umtaufen würde in einen Apiani oder Apiario? Das würde schon besser klingen!“

Eine allgemeine, im Saale entstehende Bewegung überhob den Regierungsrath der Qual, solche Reden länger anhören oder gar darauf erwidern zu müssen. Die ganze Versammlung theilte sich in zwei Hälften und bildete eine breite Gasse, durch welche zwischen ehrerbietigen Verbeugungen hin ein Mann im schwarzen Jesuitentalar von der Treppe hergeschritten kam und mit sanftem Lächeln die allseitigen Grüße erwiderte. Bei dem Erscheinen des Staatskanzlers hatte Niemand des Kommenden geachtet; Keiner war von seiner Stelle gewichen oder hatte die begonnene Unterhaltung abgebrochen; nur einige der allernächst Stehenden hatten ihn flüchtig gegrüßt: vor diesem

Manne beugten sich alle Nacken, und verstummten alle Zungen.

„Es war Pater Gravenegger, von Claudia's schrankenlosem Vertrauen auch zum Beichtvater des jungen Herzogs erwählt.

Im Vorüberschreiten fiel sein Blick auf den ruhig seitwärts stehenden Staatskanzler. „Was seh' ich?" rief er. „Seine Excellenz der Staatskanzler hier im Vorsaal? Und vielleicht noch nicht einmal gemeldet? Das ist unverantwortlich . . . ich werde sogleich Seine Durchlaucht von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß setzen . . ."

Biener fand nicht Zeit zu der Erwiderung, die ihm auf der Zunge saß: so schnell war der Pater im herzoglichen Vorgemache verschwunden, dessen Flügelthüren der Kammerdiener weit aufgerissen hatte. Nach wenigen Augenblicken kam der Letztere zurück und berichtete dem Kanzler den Erfolg der Meldung. „Seine Durchlaucht sind eben im Begriffe auf die Jagd zu reiten." sagte er, „und bedauern, daß Sie nicht Zeit haben, Excellenz zu sehen. Der Vortrag soll verschoben oder das Dringendste mit dem Herrn Spielmarschall, Grafen von Ferrari, verhandelt werden."

„Mit mir?" rief der daneben stehende Graf. „Das ist Schade! Ich habe mich schon so sehr auf die Jagd gefreut, und nun kann es mir wohl zu Theil werden, daß ich das Nachsehen habe. Das Bitterste dabei ist," fuhr er zu einer jungen Dame fort, mit der er eben gesprochen hatte, „daß ich auf das Glück, in der Cavalcade neben Ihnen zu reiten, verzichten muß!"

„Ist es denn schon so gewiß?" fragte die Dame mit holdseligem Lächeln. „Vielleichts giebt es nichts so Dringendes zu verhandeln, daß es sich nicht verschieben ließe."

„Ich bedaure, das Gegentheil versichern zu müssen!"

erwiderte Biener kalt. Die Dame wandte sich schmollend ab, der Graf aber drehte ärgerlich an seinem Barte und rief: „Gott, wenn Seine Durchlaucht wüßten, wie solche Dinge mich langweilen . . . er vermöchte es, nicht, mir das anzuthun!"

„Ich finde das wohl begreiflich!" sagte Biener, der im Unmuthe über alles Vorgehende seine Spottlust nicht mehr zurückhielt. „Es ist weder förderlich noch angenehm, wenn man sich zum Verkehre zwischen Ohr und Mund eines Sprachrohrs bedienen muß: aber es mag doch noch unangenehmer sein, selbst als solches willenloses Werkzeug der Schallfortpflanzung dienen zu sollen . . ."

Um den Mund des Grafen zuckte eine bittere Erwiderung, die er aber in ein gezwungenes Lächeln verzog. „Fein und treffend, Eccellenza," sagte er, „wenn auch etwas boshaft! Lassen Sie Ihren Unwillen nicht an dem bloßen Werkzeuge der Schallfortpflanzung aus, sondern erbarmen Sie sich lieber und erlauben Sie, daß ich ein anderes Sprachrohr substituire . . . Es ist ja doch ganz gleichgiltig, durch welches Rohr der Schall an sein Ziel gelangt!"

„Gleichgiltig!" rief Biener immer herber. „Natürlich, völlig gleichgiltig! Wenn das Ohr nicht hören will, warum sollen Mund und Sprachrohr es sich nicht auch bequem machen!"

Gravenegger trat so eben wieder aus den fürstlichen Gemächern. „Der Pater," rief Ferrari, als er ihn erblickte, „wird mir gewiß gern das Geschäft abnehmen!"

„Das glaube ich auch," rief Biener, „aber gegen diese Substitution muß ich mich verwahren; dabei könnte es vorkommen, daß aus dem Sprachrohre nicht nur unreine, sondern ganz andere Töne kämen, als die ihm übergeben worden!" Graf Ferrari hatte sich indeß an diese Ein=

sprache nicht gekehrt und dem Pater sein Anliegen vorgetragen.

„Das geht nicht an, mein werthester Graf!“ entgegnete Gravenegger mit seinem verbindlichsten Lächeln. „Einem ausdrücklichen Befehle Seiner Durchlaucht dürfen wir nicht entgegen handeln. Den Vortrag müssen Sie entgegennehmen, aber ich bin bereit, Sie mit meinem Rathe zu unterstützen: das wird die Sache abkürzen, daß Sie nicht zu lange der Jagd und lieber Gesellschaft entzogen werden!“

„Vortrefflich!“ rief der Graf. „Ja, wir wollen die Sache abkürzen ... es handelt sich ja doch nur darum, daß ich Durchlaucht etwas erzählen kann, wenn er etwa bei der Tafel nach Neuigkeiten fragt! Schnell, Kanzler, treten wir hier in das Vorgemach Seiner Durchlaucht, da sind wir ungestört und doch ganz in der Nähe! Kommen Sie, Abbate!“

In dem Vorgemache nahmen Biener und Gravenegger an einem Tische in der Tiefe Platz; Ferrari war zu unruhig, um sitzen zu können. Er trat an's Fenster, von welchem man den Hofraum und das Jagdgefolge überblicken konnte, und rief: „Fangen Sie immerhin an, Eccellenza! Ich kann mir schon denken, was er wieder geben wird: das alte Lied vom Gelde!“

„Sie haben nicht ganz Unrecht,“ begann Biener, „doch ist es zuerst eine andere Angelegenheit, für die ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. Ich bedaure unendlich, wenn ich dabei ausholen und bekannte Dinge wieder berühren muß. Endlich ist bestimmte Aussicht vorhanden, den Krieg, unter welchem das Reich und die Reichsländer bald seit neunundzwanzig Jahren bluten, durch einen Friedensschluß beendet zu sehen. In Münster soll mit den Franzosen, in Osnabrück mit den Schweden verhandelt werden, und die allmälig gleich gewordene Er=

schöpfung aller Theile läßt hoffen, daß sie gegenseitig nachgiebig genug geworden sind, dem Frieden ein Opfer zu bringen. Auch Seine Durchlaucht müssen dabei vertreten sein, damit, nachdem der Krieg zum großen Theile auf seine Kosten geführt wurde, nicht auch noch der Friedensschluß auf seine Kosten erfolge. Ganz Vorderösterreich, das Breisgau, Elsaß und Lothringen sind ausgesogen und vom Feinde besetzt: es liegt nahe, daß man den Versuch machen werde, sie uns ganz zu entreißen. Darum ist es zweifach nöthig, daß der dahin gesandte Vertreter ein ganz besonders verlässiger, dem erzherzoglichen Hause ergebener, namentlich ein jedem fremden Einflusse unzugänglicher Mann sei . . ."

Graf Ferrari vermochte seine Ungeduld nicht zu unterdrücken. „Ganz richtig," sagte der Pater, es bemerkend, „aber so viel mir bekannt, ist der Herr Vicekanzler Vollmar schon seit geraumer Zeit unser Gesandter bei den Friedensvorverhandlungen, die seit Jahren an verschiedenen Orten gepflogen worden sind . . ."

„Wir haben also schon einen Gesandten?" rief Ferrari losplatzend. „Wozu dann der ganze Vortrag und die vielen Worte?"

„. . . Es liegen Gründe vor," sagte Biener mit bedächtigem Zögern, „welche befürchten lassen, daß Kanzler Vollmar Seine Durchlaucht und dessen Territorien nicht mit der nöthigen Unbefangenheit und Zuverlässigkeit vertreten werde: Gründe, die es geradezu gefährlich erscheinen lassen, ein so wichtiges Geschäft in so verdächtigen Händen zu belassen!"

„Aber das hat ja Zeit!" rief Ferrari. „Das muß Seiner Durchlaucht selbst vorbehalten bleiben — was liegt daran, ob das heute zum Vortrage kommt, oder in acht Tagen?"

„Auch kann ich," sagte Gravenegger, „die Bemerkung



nicht unterdrücken, daß gegen einen so angesehenen und bisher unbescholtenen Mann eine so schwere Anklage nicht ohne bestimmte Thatsachen oder unwiderlegliche Beweise erhoben werden könnte . . ."

„Diese Thatsachen und Beweise existiren," sagte Biener, indem er den Pater fixirte, „sie sind nicht mir allein bekannt und werden im rechten Augenblicke wohl zum Vorschein kommen. Meinen Sie das nicht auch, Hochwürdigster?"

„Ich verstehe Excellenz nicht," erwiderte Gravenegger unbefangen, „und meine nur, wenn solche Beweise vorlägen, wären sie wohl schon längst erhoben und anhängig gemacht worden. Wie strafbar müßte Derjenige sein, der solche wichtige Documente besäße und pflichtwidrig verschwiegen hätte? Müßte er nicht als Mitschuldiger des Verräthers erscheinen?"

Biener erwiderte nichts; das Wort des Paters hatte die einzige Stelle berührt, in welcher sein Bewußtsein ihn nicht von Vorwurf freisprach. Er sah den Pater mit einem tödtlichen Blicke des Zornes an, den dieser mit einem Blicke des giftigsten Hasses erwiderte. „Mich dünkt," begann Biener nach kurzer Pause, „der Herr Oberspielgraf haben Recht — ich werde die Sache Seiner Durchlaucht eigenem Ermessen unterbreiten . . ."

„Thun Sie das, Excellenza!" rief Ferrari. „Haben Sie noch Anderes, was dringend ist?"

„Allerdings — eine kriegerische Angelegenheit statt der friedlichen. Der edle Kurfürst Maximilian von Bayern, von den nicht endenden Leiden seines Landes gerührt, hat zu Ulm mit Frankreich und Schweden einen Waffenstillstand geschlossen. Es war der Wunsch, den Frieden zu beschleunigen, was ihn dazu bestimmte — als er sah, daß er sich damit getäuscht hatte, daß die Franzosen wie die Schweden ihre Forderungen nur noch höher spannten und

mit neuen hervortraten, kündigte er den Waffenstillstand. Dafür sind die Schweden unter Wrangel wieder in Bayern eingefallen, verheeren es mit Mord und Brand und sollen schon bis in die Nähe des Inns vorgedrungen sein. Alle Maßregeln sind bereits getroffen, die Grenzfestungen, besonders das zunächst bedrohte Kufstein zu untersuchen und alles Mangelnde zu ergänzen, um es in vollkommenen Vertheidigungstand zu setzen . . ."

„Je nun," sagte Graf Ferrari, „wenn doch der allgemeine Friede dem Abschlusse so nahe ist, als Eccellenza sagen, dann sind die Aussichten nicht so sehr gefährlich. Die Schweden werden es wohl unterlassen, die Bergfestungen von Tirol unnützer Weise anzugreifen, an denen sie, so viel ich gehört habe, bisher noch immer zu Schanden geworden sind . . . Mich dünkt, das ist unnöthige Sorge, unnöthiger Aufwand!"

„Bisher ist es gelungen," entgegnete Biener mit Nachdruck, „Tirol von Feinden frei zu halten und ihm die unmittelbarsten Drangsale des Krieges zu ersparen, aber es wäre wohl die sträflichste Unklugheit, zu glauben, daß es deshalb immer so bleiben müsse. Wer den Frieden will, muß zum Kriege rüsten! Es fehlt viel in der Ausrüstung, an Geschützen, Waffen und Vorräthen; der Zuzug der Landesschützen muß aufgerufen, und die Truppen vermehrt werden . . ."

Der Graf zuckte die Achseln. „In Gottes Namen denn!" sagte er. „Wenn Sie das Geld dazu aufzutreiben wissen."

„Es muß genug vorhanden sein," erwiderte Biener, „die Erträgnisse der unlängst eingehobenen Steuer, die letzte bedeutende Zahlung der Restanten von den welschen Confinen können unmöglich schon verwendet sein. Ich muß daher beantragen, daß an das Schatzmeister-Amt die Ordonnanz ergeht, die hier näher bezeichneten Summen an

die Heerverwaltung auszubezahlen. Es muß trotz der laufenden Bedürfnisse noch immer genug übrig bleiben, um einer andern dringenden Forderung zu genügen, die ich ebenfalls begutachte. Die Tiroler Metallfabriken, wie die neuen Seidenmanufacturen in den Etschlanden haben unter den Störungen des Verkehrs so schwer gelitten, daß der zuletzt versammelte Landtag zur Unterstützung dieser so wichtigen einheimischen Industriezweige eine außerordentliche Unterstützung von fünfzehntausend Thaler bewilligte. Kann damit auch nicht viel gefördert werden, so ist es hinreichend zur Fristung: ich beantrage daher die Ordonnanz, auch diese Summe an die bitter klagenden Gewerke auszuzahlen! . . .

Graf Ferrari lachte laut auf und trat vom Fenster weg. „Eccellenza scherzen ohne Zweifel?“ rief er. „Die klagenden Gewerke! Ei so mögen sie klagen! Glaubt denn dies Volk, man hat nichts Anderes zu denken und zu sorgen, als wie man ihm das Nest so recht warm und bequem füttern kann? Es ist kein Geld vorhanden, Eccellenza, die Cassen sind leer . . . womit soll wohl der durchlauchtige Hof erhalten werden? Mit Ihrer armseligen Steuer reichen wir nicht auf drei Monate aus!“

„Das ist schlimm,“ sagte der Kanzler ergriffen, „im höchsten Grade betrübend für ein Patriotenherz . . . aber ich habe gefürchtet, daß es so kommen werde, und habe dafür Vorsorge getroffen! — Die Stände haben für unvermuthet eintretende Kriegsfälle eine außerordentliche Steuer bewilligt. Von jedem Staar Getreide, das zur Mühle kommt, darf ein Mahlpfennig, von jeder Maß Wein ein Trankpfennig erhoben werden. Wenn es nöthig wird, sollen Viertels-Commissarien mit den Steuer-Einnehmern von Gericht zu Gericht reiten und den vermöglichen Leuten ihr Gold- und Silbergeschmeide anlehnsweise abfordern . . . ich behaupte, daß der hier vorgesehene

Nothfall jetzt gegeben ist, und beantragte daher, die Steuer-Ausschreibung hienach zu erlassen . . ."

„Vortrefflich! Ganz einverstanden!" rief Ferrari. „Geben Sie her, Eccellenza, damit ich mein Ex Mandato Serenissimi darunter setze . . . Wie viel kann die Steuer allenfalls einbringen?"

„Ich glaube, daß der mittlere Ertrag immerhin für die bewilligten sechs Monate auf ein paarmal hunderttausend Thaler angeschlagen werden kann . . ."

„Ausgezeichnet!" rief Ferrari wieder. „Das überhebt uns aller Verlegenheiten und erspart uns, mit Ihro kaiserlichen Majestät schäbigen Kammerknechten zu verhandeln! Dieser Abraham May macht unverschämte Forderungen! Lassen Sie nur gleich die Ausschreibungen ergehen, Herr Kanzler!"

„Ich weiß nicht, ob wir uns recht verstehen, Herr Oberspielgraf!" erwiderte dieser befremdet. „Sollten Sie übersehen, daß die Steuer nur zu den Zwecken verwendet werden darf, für welche sie von den Ständen bewilligt wurde?"

„Ach was Stände!" rief Ferrari geringschätzig. „Das Land hat zu bewilligen und zu zahlen: vor allen Dingen zu zahlen, was Seine Durchlaucht fordern und bedürfen; was er mit dem Gelde thut, ist seine Sache! Sorgen Sie nur für die Ausschreibung und machen Sie selbe recht kräftig und eindringlich — für die Verwendung soll schon gesorgt werden!"

„Wenn es so steht," sagte Biener, sich rasch erhebend, „dann werde ich die Ausschreibung nicht erlassen! Ich lege meine Hand nicht an die geheiligte Verfassung des Landes, an die Rechte und Freiheiten eines trefflichen Volkes, das für seine seit Jahrhunderten erprobte Treue gegen seine Fürsten wohl bessern Lohn verdient hat, als daß man sein Palladium mit Füßen tritt! Noch weniger aber biete ich

meine Hand, das Land zu bestehlen und diese heillose Wirthschaft zu unterstützen . . ."

„Aber, Excellenz . . ." wollte Gravenegger begütigend beginnen, ward aber von Biener unterbrochen, dessen Unwille nicht mehr zu halten war. „Schweigen Sie, Caplan!" rief er ihn an. „Sie haben kein Recht, mitzusprechen! Die Güte und jugendliche Sorglosigkeit des Herzogs wird schändlich mißbraucht, und Sie sind mit im Complott — Sie schweigen und operiren mit, wenn nur auch für Ihre heiligen Zwecke etwas abfällt vom dem Goldregen!"

Der Pater erhob sich mit flammenden Augen und wollte losbrechen. Ferrari kam ihm zuvor, indem er an den Degen schlug und Biener herausfordernd anschrie: „Herr, was erdreisten Sie sich? Wollen Sie behaupten, daß ich nicht die Befehle Seiner Durchlaucht vollziehe? Wollen Sie Seiner Durchlaucht vorschreiben . . ."

„Ich schreibe Seiner Durchlaucht nichts vor," rief Biener, „aber Ihnen erkläre ich, daß ich die Steuerausschreibung nicht erlasse! Ich werde auch diese Angelegenheit Seiner Durchlaucht selbst vorlegen und ihm sagen, wie Sie mit den öffentlichen Geldern umzugehen gedenken! Ich will ihn fragen und von ihm selber hören, ob das sein Wille ist?"

„Das kann Er sogleich!" sagte Erzherzog Ferdinand Karl, der eben aus seinem Gemache getreten war, um zur Jagd zu reiten. Vom Hofraume herauf schmetterte zugleich eine Fanfare von Trompeten, Hörnern und Heerpauken, als der erste Ruf, daß das edle Waidwerk beginne. „Was ist vorgefallen, das Ihn so sehr in Unwillen versetzt? Doch . . . Er ist eigentlich immer unwillig!"

Biener hatte sich schnell gesammelt und stand in bewußter Würde dem jungen, zierlich aufgeputzten Regenten im gelben Jagdkoller mit schmalen kostbaren Pelzbesätzen

und braunem Federhute gegenüber. „Das ist ein schmerzliches Wort!“ sagte er ernst. „Nicht etwa, weil ich daraus sehe, wie unangenehm Ihnen meine geringe Person ist, sondern weil es zeigt, daß die wichtigsten und ernstesten Fragen des Regiments Ihnen gleichgiltig, wo nicht gar lästig sind!“

„Wie Er's gleich wieder zu wenden weiß!“ rief der Herzog. „Ist's meine Schuld, wenn ich beinahe immer Unangenehmes von Ihm zu hören habe? Ist es Unrecht, wenn ich auch freie Augenblicke haben und sie mir durch Staatsgeschäfte nicht verderben lassen will? — Aber lass' Er mich erst hören, was es gegeben.“

Biener erzählte in wenigen gewichtigen Sätzen. „Das ist die Streitfrage!“ schloß er dann. „Ich will die Gelder ihrer Bestimmung gemäß für den Krieg und zur Unterstützung verarmter Gewerke verwendet wissen; der Herr Oberspielgraf aber hält die ihm übertragenen unnützen Spielereien für die Hauptsache, die zuerst bedacht werden müsse!“

„Unnütze Spielereien?“ rief der Fürst. „So nennt Er meine Vergnügungen? Nun — Er nimmt sich wirklich kein Blatt vor den Mund!“

„Das ist auch weder meine Absicht, noch mein Beruf!“ sagte Biener trocken. „Das Vergnügen Ihrer Durchlaucht soll durch mich nicht verkümmert werden — aber Alles hat seine Grenze. Wie können Durchlaucht Vergnügungen behagen, wozu der Aermste im Lande sich von jedem Bissen, von jedem armseligen Trunke Wein einen Pfennig abkargen muß? Wozu dem Bürger sein Silber und Geschmeide, vielleicht das letzte werthvolle Erbstück des Hauses, mit halber Gewalt abgenommen werden muß? — Aber wenn Sie selbst das über sich vermögen ... das Volk ist gut und treu; es wird auch das freudig und ohne Murren geben und thun ... dann aber muß es wissen und sehen, daß der

Fürst, für den es darbt, das Wohl des Landes im Ganzen fördert und wahrt . . . es muß sich auf seinen genügsamen Bergen in den verarmten Hütten wenigstens geachtet, geliebt und sicher wissen . . . Die Hand auf's Herz, Durchlaucht! Können Sie von sich sagen, daß Sie bis heute so regiert haben, dem Volke diesen Glauben zu geben?"

„Durchlaucht, welche Sprache!" rief Ferrari, der Fürst aber sagte mit erkünstelter Ruhe: „Lass' Er den Kanzler ganz ausreden!"

„Der Landmann," fuhr Biener fort, „sieht wohl den Marstall seines Landesherrn von einer Unzahl edler Rosse, von Schaaren kostbarer Hunde wimmeln — er staunt im Zwinger die Löwen und andere Bestien an, er gafft vor der Reitschule und dem Theater, das man zu bauen begonnen hat . . . aber er kann es mit seinem schlichten Verstande nicht zusammenreimen, daß für solche Dinge Geld in Hülle und Fülle vorhanden ist, während Handel und Gewerke stocken, Ackerbau, Viehzucht und Weinbau darniederliegen, das Zeughaus herabgekommen, die Festungen und Pässe nicht genügend armirt und verproviantirt sind! Diese Frage kann der Tiroler sich nicht lösen, und wenn Einer aus dem Volke in seiner geraden offenen Weise sie an Ihro Durchlaucht stellte, welche Antwort würden Sie ihm darauf geben?"

„Auf den Block oder in den Thurm mit ihm!" rief Ferrari, der sich nicht mehr zu mäßigen vermochte. „Der Rebell verdient keine andere Antwort!"

Ferdinand Karl verwies ihn durch einen Wink zur Ruhe. „Red' Er aus!" sagte er zu Biener. „Ich will Ihn einmal vollends aushören!"

„Ich danke für diese Vergünstigung," fuhr Biener fort, „und will den Augenblick nützen, um Alles auszuschütten, was ich lange auf dem Herzen habe! — Das Nothwendige vor dem Nützlichen, das Nützliche vor dem Angenehmen,

ist die Regel alles Haushalts, von der kleinsten Bauern-hütte bis zum Fürstenpalast! Ehe Sie welsche Sänger, Comödianten und Gaukler bezahlen, greifen Sie mit Ihrem Ueberflusse dem Bürger und Bauer unter die Arme — ehe Sie Geschenke machen, wie an die Capelle des heiligen Borromäus jenen goldenen Kelch, mit Edelsteinen und Perlen besetzt und mit sechzehntausend Kronen gefüllt, ist es Ihre heilige Pflicht, für die Wehrhaftigkeit des Landes zu sorgen, damit es nicht dem Feinde zur leichten Beute werde!"

Der junge Fürst warf sich unmuthig in einen Lehnstuhl. „In der That," rief er, „ein recht angenehmes Leben, das ein Fürst nach Seinem Zuschnitt zu führen hat!"

„Und ist es denn," fragte Biener mit bedeutsamem Nachdrucke, „ist es denn die erste Aufgabe des Menschen, wie des Fürsten, sich das Leben angenehm zu machen? Nein, Durchlaucht — Pflichterfüllung ist es . . . wer das vergißt und nur des Angenehmen denkt, geht auf Blumen zum Abgrunde!"

„Ja ja — ich höre Seinen alten Sermon!" rief Ferdinand bitter. „Er sieht und fürchtet bei jedem Schritte den künftigen Nero in mir!"

„Das thue ich nicht und hab' es nie gethan . . . aber wollte Gott, Durchlaucht sähen in mir Ihren Seneca! Durchlaucht werden nur dann angenehm leben, wenn Sie, meinem Rathe folgend, diesen unverhältnißmäßigen Aufwand beschränken . . ."

Der Fürst machte eine unwillige Bewegung; trotzdem fuhr der Kanzler mit gesteigerter Wärme fort: „Nur dann, wenn Sie diese unheilvolle Verschwendung aufgeben und sich auf das Mögliche, auf das beschränken, was nach den Umständen erlaubt ist! Die bisherige Verwaltung dagegen, wenn man sie so nennen kann, wird Ihnen nach kurzer

Scheinpracht desto lästigere Verwicklungen, nur noch größere Unannehmlichkeiten bereiten! Auch ein Brunnen kann ausgeschöpft werden, Durchlaucht, und der Fürst eines von Bettlern bewohnten Landes . . . was ist er selber Anderes als . . ."

„Genug!" rief der Fürst, indem er mit zornglühendem Antlitz aufsprang. „Ich will nichts weiter hören! Er soll meinen Entschluß erfahren . . . ich bin es müde, mich noch immer hofmeistern zu lassen wie ein Knabe!"

Damit eilte er hastig hinaus auf den Treppenvorsaal, wo ihn die glänzende Jagdgesellschaft freudig und ehrfurchtsvoll umgab; vom Schloßhofe schmetterten wieder die Hörner, wirbelten die Pauken, und bald verkündigte der Hufschlug der Rosse, das Gebell der Hunde und ein munterer Jägermarsch das Abziehen der schimmernden Cavalcade. Biener stand eine Weile hochaufathmend, mit gerötheten Antlitz da. „Bei Gott," murmelte er, „das ist viel! Das Maß wird voll zum Ueberströmen! Aber Geduld, Geduld . . ." Er verließ das Gemach und trat in den Vorsaal, als ihm ein Diener entgegenkam und einige Worte zuflüsterte. „Wie?" rief er, grimmig auflachend, „Auch das noch? Aber warum auch nicht! — Entschuldigen Sie," wendete er sich gegen den Kammerpräsidenten Schmauß, der eben noch aus den Gemächern des Erzherzogs trat. Er war zu demselben berufen gewesen und hatte noch länger verweilt, weil seine Körperbeschaffenheit ihm doch nicht erlaubte, von der ihm gewordenen Einladung zur Jagd Gebrauch zu machen. „Entschuldigen Sie, Herr Präsident, wenn ich Sie aufhalte! Durchlaucht haben Ihnen ja die Verweserei des Gerichts-Präsidiums übertragen . . . vielleich erinnern Sie sich noch, daß ich mich neulich bei Ihnen für einen armen Burschen verwendete, einen Buchdrucker-Gesellen . . ."

„Ich entsinne mich vollkommen!" erwiderte Schmauß

nicht ohne Verlegenheit. „War er nicht mit den Ketzern im Zillerthal gefangen und des Landes verwiesen worden?“

„Allerdings. Ich habe Ihnen die besondern Umstände mitgetheilt, die seine Rückkehr minder sträflich erscheinen lassen. Ich habe um Ihre Verwendung gebeten, weil ich den Casus für geeignet halte, mehr die Gnade als die ganze Strenge des Gesetzes walten zu lassen. Sie haben mir auch Ihre Vermittlung zugesagt, und nun höre ich so eben, daß der arme Mensch, nachdem er sich dem Gerichte freiwillig gestellt, zum Staupbesen und zu mehrjährigem schwerem Kerker verurtheilt, ja daß das strenge Urtheil sogar bereits vollzogen ist . . .“

„Was Sie sagen, Excellenz!“ antwortete Schmauß noch verlegener. „Ist das möglich? Ach, das kommt von der Ueberhäufung mit den vielen Arbeiten und Geschäften! Sie wissen ja selbst, was Einem Alles durch den Kopf geht! Ich bedaure unendlich, aber die Sache ist mir wirklich rein entgangen!“

„So? rein entgangen?“ höhnte Biener. „Und warum dann diese Eile des Vollzugs? Warum dem Unglücklichen, für den ich mich, Sie wissen es, persönlich verbürgt habe . . . warum mir, als seinem Bürgen, sogar die Möglichkeit abschneiden, die Gnade des Fürsten für ihn anzurufen?“

„Wirklich . . . ich begreife es selbst nicht!“ stammelte Schmauß. „Das kann aber noch immer geschehen: man kann den Burschen eher laufen lassen . . .“

„So — und die erlittene Züchtigung durch den Henker, die seiner Ehre zugefügte unverwüstliche Schmach . . . können Sie die ihm auch wieder abnehmen?“

„Auch scheinen Excellenz die Sache etwas sehr scharf zu nehmen!“ sagte Gravenegger, mild und anspruchslos näher tretend. „Ich kenne die Sache auch . . . natürlich nur ganz im Allgemeinen; aber ich weiß, daß der Mensch

ein höchst gefährliches und gravirtes Individuum ist, bei dem solche Strafe wohl verdient ist . . ."

„Daß Sie die Sache kennen," entgegnete Biener, „bezweifle ich nicht nach der Wendung, die sie genommen hat. Das gefährliche Individuum wollte eine neue Druckerei errichten . . . das ist das furchtbare gravamen! Freilich wohl — wir haben schon eine Druckerei in ganz Tirol! In Ihr finsteres Gebäude soll kein neues Fenster gebrochen werden . . . das wäre zu viel Licht!"

„Ich übergehe diese Invectiven," sagte der Pater, „und halte sie Ihrer gereizten Stimmung zugut . . . aber ich begreife den Antheil nicht, den Excellenz an einem solchen unbedeutenden Menschen nehmen! Er will wegen seines Mädchens in's Land zurückgekommen sein . . . dennoch stehen Sie für ihn Bürge, und der erste Gang des so überaus zärtlichen Liebhabers war auch nicht zu seinem Schatze, sondern zu Seiner Excellenz . . ."

„Haben Sie das ausspionirt?" fragte Biener mit vollstem Hohne. „Sie sind wirklich gut bedient, und sollte ich einmal derlei bedürfen, so werde ich mich an Sie wenden . . ."

„Excellenz sind so ungehalten!" mengte sich Schmauß darein, der einen offenen Bruch gern vermeiden wollte. „Wenn ich nur wüßte, womit ich Sie zu begütigen vermöchte . . ."

„Geben Sie sich keine Mühe, mein Werthester," war Biener's Erwiderung, „und lassen Sie durch mein Ungehaltensein Ihre Verdauung nicht stören! Was können Sie für Ihr schlechtes Gedächtniß? Ich leide nicht daran; darum entsinne ich mich eines Mannes, der bei einem gewissen Vorfalle sagte: ‚Ich will ein Schuft sein, wenn ich Dir das je vergesse' . . . aber das ist Ihnen wohl auch ‚rein entgangen'?"

Der Präsident vermochte nichts zu erwidern: der

Kanzler aber wandte sich zu Gravenegger. „Leben Sie wohl, Herr Caplan! Ich fange an, Achtung zu bekommen vor Ihrer Prophetengabe! Ich bin dem geweissagten Falle nahe . . . ich wollte Ihnen auch gern den Gefallen thun, selbst zu gehen . . . aber ich bin gebunden, Hochwürdigster . . . gebunden durch ein gegebenes Wort, und derlei ist mir von Bedeutung. Wie wäre es, wenn Sie mir zu Hilfe kämen? Sie haben mich heute schon einmal protegirt und mir Zutritt bei Seiner Durchlaucht verschafft . . . Wie wäre es, wenn Sie ein Uebriges thäten? Ich will Ihnen gern tausend Thaler für einen Ihrer heiligen Zwecke geben, wenn Sie mich bald befreien . . ."

Er hielt inne, denn auf der obersten Treppenstufe erschien Kanzler Vollmar in voller Staatstracht. „Ah, sieh' da, Herr Kanzler!" rief Biener. „Sie besuchen uns wieder einmal in Innsbruck? Sie kommen ohne Zweifel von Münster und haben rheinaufwärts Württemberg, Ihre gesegnete Heimath, wieder besucht? Was macht Ihre werthe Vetterschaft? Wie befindet sich Ihr Schwager, Herr Obser, der glückliche Getreide-Lieferant? . . . Ich werde Sie bald wiedersehen, Herr Kanzler, und bitte, mir dann von diesen werthen Verwandten zu erzählen . . . Sie aber, Hochwürdigster, seien Sie meiner Bitte eingedenk! Um einen Nachfolger brauchen Sie nicht lange zu suchen: hier steht der Mann, wie Sie ihn bedürfen!"

Er ging und schritt die Treppe hinab; Vollmar und Gravenegger standen sich betreten gegenüber. „Ich komme," begann der Erstere, „Hochwürden meine Reverenz zu machen . . . aber ich bitte, mich zu entschuldigen, wenn dieser unerwartete Empfang mir das Wort auf der Zunge stocken macht . . . Wie soll ich das Alles verstehen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete der Pater, indem er den Angekommenen mit einer Handbewegung einlud, mit ihm

in das vereinsamte fürstliche Gemach zurückzutreten, „ob und welche geheime Deutung in Herrn Biener's Worten liegt: was mir davon verständlich ist, wird es wohl auch für Sie sein . . . Sie haben doch schon Feuerwerke gesehen? Haben Sie noch nie beobachtet, daß die fast lautlos emporgestiegene Rakete am meisten knallt und lärmt, wenn sie platzt und in spurlose Dunkelheit verpufft?“

Vollmar sah ihn bedeutungsvoll und wie ausforschend an. „Es will mich bedünken,“ sagte er dann, „als habe sich seit meiner Abwesenheit hier sehr Vieles verändert!“

„Mitunter!“ lächelte der Pater listig. „Manches, was auf die Dauer angelegt ist, hat auch ausgedauert — zum Beispiel Ihre eigene Stellung!“

„Die ich aber mindestens jetzt für schwer bedroht halten muß! Der unverhohlene Haß des Staatskanzlers läßt mich das Schlimmste fürchten . . .“

„Allerdings; er haßt Sie — das ist der Vorzug solcher Naturen, daß man nie darüber in Zweifel ist, was man von ihnen zu erwarten hat . . . Und Sie haben keine Vermuthung über deu Anlaß, über die Gründe dieses Hasses?“

Vollmar hielt den Lauerblick des Paters aus und sagte: „Nein — er ist mir räthselhaft.“

„Dann bin vielleicht ich im Stande, Ihnen zu dienen und mindestens auf die Spur zu helfen!“ sagte der Pater zutraulich. „Verschiedene einzelne Andeutungen lassen mich entnehmen, daß der Staatskanzler Ihr Verbleiben in Ihren Stellungen für staatsgefährlich hält, daß er — Ihre Verlässigkeit antastet, Ihre Treue gegen das erzfürstliche Haus verdächtigt . . .“

„Der Verwegene!“ brauste Vollmar auf. „Ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen! Ich werde Erklärung von ihm fordern, Widerruf und vollständige Ehrenerklärung oder die Beweise seiner Calumnie!“

„Ich muß Ihnen überlassen, was Sie thun wollen!" sagte Gravenegger, der Vollmar's Gesicht nicht aus den Augen ließ. „Zwar ist auf derlei nicht immer gerade sich zu verlassen — aber ich glaube gehört zu haben, Biener will im Besitze solcher Beweise sein . . . Doch," fuhr er fort, indem er sich den Anschein gab, als habe er Vollmar's unmerkliches Erblassen und ein leichtes Zucken um den Mund nicht bemerkt, „darauf kommt es nicht an! Lassen Sie jenen Mann und was er von Ihnen denkt: er hat aufgehört, gefährlich zu sein, und kann auch Ihnen nicht schaden — wenn ich es nicht will. Ich aber habe eine andere Meinung von Ihnen: ich darf mir schmeicheln, hier einigen Einfluß zu besitzen, und von dem Ausgange dieser Unterredung wird es abhängen, ob ich ihn für Sie geltend machen kann."

„Sie sehen mein Erstaunen! Wie komme ich dazu . . ."

„Davon nachher. Einem so gewandten Diplomaten wie Sie brauche ich die Situation am hiesigen Hofe nicht erst klar zu machen. Die Welschen sind obenauf, sie wissen sich in alle Würden und Aemter einzudrängen und einzuschleichen, und wenn einmal eine gewisse hohe Stelle erledigt werden sollte, wird ein Italiener sie an sich reißen. Das halte ich . . . das halten meine Freunde weder für angemessen, noch für ersprießlich: wir haben Gründe, diesen Posten in deutsche Hände zu bringen, in die Hände eines Mannes, der sich nicht ein Geschäft daraus macht, die Leute vor den Kopf zu stoßen . . ." eines Mannes, der Geschmeidigkeit genug besitzt, ohne Anstoß zwischen den Parteiungen durchzugehen, die an einem Hofe nie fehlen werden . . ."

„Eine schwierige Aufgabe!" warf Vollmar ein. „Es gilt, zwischen zwei Dachtraufen zu gehen und nicht naß zu werden!"

„Schwer mag die Aufgabe sein," fuhr Gravenegger

fort, „dafür ist sie auch in hohem Grade lohnend. Wir haben auch unsern Mann bereits gefunden und der Mann — sind Sie!"

„Ich?" rief Vollmar mit einer Ueberraschung, die halb Freude, halb Schrecken war. Der Pater ließ ihn nicht weiter zu Wort kommen, sondern fuhr fort: „Sie, Herr Kanzler, Sie sollen zum Friedenscongreß nach Münster gehen; bis dies Geschäft beendigt ist, wird die Lage hier geklärt, der Boden geebnet sein: bei Ihrer Zurückkunft sind Sie — Staatskanzler von Tirol!"

„Das sind allerdings ebenso überraschende als glänzende Aussichten!" sagte Vollmar bedenklich. „Dennoch größer als meine Ueberraschung ist das Staunen, daß solche Vorschläge mir gemacht werden, daß sie mir von Ihnen gemacht werden!"

„Sparen Sie das Staunen bis an's Ende. Den echten Geschäftsmann setzt nichts in Erstaunen: er macht das nil admirari des Horatius wenigstens in diesem einen Sinne wahr! — Hören Sie erst weiter. Ich und meine Freunde bieten Ihnen Bedeutendes, Großes an: Sie können denken, daß dies nicht ohne Erwartung einer Gegenleistung geschieht . . . daß Bedingungen damit verbunden sind . . ."

„Sie spannen meine Neugierde immer höher!" rief Vollmar.

„Es ist nur wenig," sagte der Pater mit einer Miene, als ob er von der unbedeutendsten Kleinigkeit spreche, „es ist eigentlich eine einzige Bedingung, die wir Ihnen stellen: Sie verpflichten sich, nur in dem Sinne zu handeln, den man Ihnen bezeichnen, in allen Dingen nur den Weisungen zu folgen, die man Ihnen geben wird . . ."

„Nimmermehr!" unterbrach ihn Vollmar. „Sie wollen mich erheben und machen mich zugleich zu einem völlig willenlosen, unfreien Werkzeuge!!"

Der Pater lächelte und wollte erwidern, aber er vermochte es nicht. Kreidige Blässe breitete sich über sein Gesicht; er sprang auf und eilte mit ängstlicher Geberde und wankenden Schritten einem Tischchen zu, auf welchem eine Caraffe Wasser mit Gläsern stand. „Was ist Ihnen?“ rief Vollmar, ihm besorgt nacheilend.

Gravenegger hatte ein Glas Wasser getrunken; er lächelte wieder und sagte, die Hand an's Herz gelegt: „Erschrecken Sie nicht — ich bin solchen Anwandlungen unterworfen . . . das Blut drängt zum Herzen, als wollte es mich ersticken, aber es ist ohne Bedenken und geht vorüber . . . Ein unfreies Werkzeug nannten Sie sich? Was hindert Sie, sich die Gesinnung Dessen anzueignen, für den Sie wirken? Worin besteht alle Freiheit? — Darin, daß man sich entschließt, dasjenige freiwillig zu thun, was man als nothwendig erkannt hat! Handeln Sie mit uns, und Sie handeln selbst!... Eine Erörterung über die Grundsätze, die mich und meine Freunde leiten, folge bei gelegenerer Stunde; für heute genüge diese Andeutung. Morgen werde ich mit Seiner Durchlaucht sprechen und sorgen, daß Sie Instruction und Creditiv für Münster erhalten.“

„Hochwürden sprechen so entschieden, als wüßten Sie bereits, daß ich Ihren Vorschlägen zustimme . . .“

„Das weiß ich auch!“ sagte der Pater, indem er Vollmar mit gelassener Ueberlegenheit betrachtete. „Ich weiß es, weil ich Sie kenne — weil Sie nicht der Mann sind, vor einem Prospecte, wie ich Ihnen eröffnet habe, die Augen zu schließen.“

„Dennoch bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich geirrt haben. Ich achte meine Selbstständigkeit höher als alle Vortheile, die Sie mir bieten!“

„Diese Erklärung wird nicht angenommen!“ sagte Gravenegger kalt. „Ich sage Ihnen, daß Sie sich nicht weigern werden!“

„Ich werde! Ich erkläre es wiederholt!"

„Sie werden nicht. Sie werden mir sogleich Ihre Zustimmung erklären: Sie werden — weil Sie müssen!"

Vollmar fuhr auf und blickte in der ganzen Höhe seiner stattlichen Erscheinung auf den unscheinbaren Pater herab. „Ich muß?" rief er. „Wer vermöchte, mich zu zwingen?"

„Ich . . . antwortete Gravenegger, „mit einem einzigen Worte!"

„Und dieses Wort?"

Gravenegger trat zu Vollmar, hob sich zu dessen Ohr empor und flüsterte ihm einige Silben zu. Die Wirkung war augenblicklich und überraschend, wie die des Blitzes; Vollmar vermochte weder sein Erbleichen, noch das innere Beben zu bergen, das ihn ergriffen hatte. „Sie sehen, Sie sind in meiner Hand!" fuhr der Pater in unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort. „Ich könnte Ihnen Armuth, Schande, Kerker und Blutgerüst geben und biete Ihnen dafür Reichthum, Ehre, Rang und Gewalt . . . Sie können nicht schwanken!"

„Ich schwanke auch nicht mehr . . ." sagte Vollmar mit gesenktem Ton. „Ich bin der Ihrige . . . aber ich beschwöre Sie, mir zu sagen . . . was wissen Sie und woher?"

„Auch davon ein andermal," entgegnete der Pater, „ich habe jetzt nicht Zeit dazu und fühle mich doch etwas angegriffen von meinem vorigen Unwohlsein! — Schütteln Sie diese Bestürzung ab, die für einen Diplomaten fast zu stark war . . . schmücken Sie dafür Ihre Zukunft mit Gedanken des Ruhms und des Glücks!"

„Und wenn meine grimmige Ahnung nicht täuscht — mit Bildern der Rache!"

„An dem gemeinsamen Feinde!"

Vollmar ging; Gravenegger blickte ihm nach. „Geh'

nur," murmelte er, „Deiner war ich zuvor versichert, Du hättest nicht die Kraft gehabt, solcher Verlockung zu widerstehen, auch wenn es noch in Deiner Macht gestanden hätte! . . . Biener hätte sie anders bestanden, diese Feuerprobe, aber das ist es, was ihn verdirbt . . . Charaktere wie er passen in die Wüste der Anachoreten oder in die engen vier Pfähle häuslicher Zurückgezogenheit: sie sinken unter im Strome des Lebens oder werden an den Strand gewälzt, wie ein im Gebirge losgerissenes Felsstück! . . . Ich halte sie Beide — an einem Faden halte ich sie, regiere sie und lasse sie fallen nach Belieben!" Er hielt inne und sah einen Moment vor sich hin, als ob er sich ein vergangenes Bild zurückrufen wollte. „Wie er dastand! Wie stolz, wie übermüthig höhnend noch im Bewußtsein seines Sinkens! . . . Ich soll ihn los machen? — Als ob ich nicht wüßte, daß es nicht seine Wahl ist, noch jetzt in dieser Stellung auszuhalten! Eben darum muß er noch bleiben, muß sich vollends abnützen und sich durch sich selber zu Grunde richten! — Wer kann dann sagen, wir hätten ihn gestürzt? Er ist wie ein gefangener Vogel, den man frei im Zimmer fliegen läßt . . . statt sich mit Käfig und Futter zu begnügen, flattert er sich an den Wänden ab in vermeintlicher Freiheit, müht und mattet sich ab und zerstößt sich den Kopf an der blinkenden Fensterscheibe, hinter der er das Licht zu finden glaubt!"

— — — Der Spätherbst war eingezogen und hatte die dunklen längeren Abende mitgebracht, welche die Menschen für den engen Winter vorbereiten und zu gesteigerter Geselligkeit zusammendrängen. Wie in den Häusern der Bürger das trauliche Geplauder am Ofen und das Märchen-Erzählen einzieht, beginnen in den Sälen der Vornehmen und Reichen die Vorbereitungen zu Musik und Schauspiel und zu Festen aller Art. Mit dem Putze zu einer solchen Unterhaltung war an einem Abend noch die

Fürstin Anna beschäftigt, die Tochter des Großherzogs von Toscana, Ferdinand Karls jugendliche Gemahlin. Sie saß im strahlenden Kerzenscheine vor dem Spiegel des Ankleidetisches, und die Zofe war eben beschäftigt, ihren Haarputz zu vollenden und zwischen die langen, rings herabwallenden Locken ein hellfarbiges Band zu schlingen. Anna Maria war eine feingebaute schlanke Gestalt, deren Größe sie fast hager erscheinen ließ; ihr Gesicht entbehrte lebhafter Färbung, aber es war angenehm geformt, und die sinnigen Augen, sowie der besonders kleine und schön geröthetete Mund gaben demselben sogar einen gewinnenden Ausdruck. Sie hielt prüfend das Band neben die Locken und besah sich im Spiegel. „Aber wird mich das rothe Band auch kleiden? Wird es zu dem dunkeln Blond meiner Haare passen?"

Die Zofe schlug vor, blau oder violett zu wählen; auch diese Farben wurden versucht, ohne mehr Gnade zu finden. „Ach Barbarina," rief die Fürstin weinerlich, „sie passen alle nicht! Ach . . . ich gefalle mir selber nicht, wie soll ich jemand Anderm gefallen!"

„Ei, mit dem Gefallen hätte es gute Wege, Signora," sagte die Zofe, „wenn nur der Jemand sich erst die Zeit nehmen wollte, Sie recht anzusehen! Freilich, wenn man die Augen immer anderswo hat . . ."

„Nicht wahr, ich bin recht unglücklich?" rief die Fürstin, indem sie in Thränen ausbrach und sich in die Arme der vertrauten Dienerin zurücklehnte. „Er sieht mich nicht einmal . . . nicht einmal seine Augen sind bei mir, viel weniger sein Herz! — Aber nein," fuhr sie sich aufrichtend fort. „So arg ist es doch nicht! Ich male mir selbst die Sache schwärzer, als sie ist . . . Ich habe mit Ferdinand gesprochen; ich habe ihm Alles gesagt habe ihn gebeten, was ich zu bitten vermochte, und er hat mir versprochen, mich nie wieder zu verlassen!"

„Je nun," sagte Barbarina mit Achselzucken. „Versprechen . . ."

„O, er wird es auch halten! Thut er es denn nicht schon? Daß ich hier sitze und mich für ihn schmücke und auf ihn warte, ist es nicht schon der Anfang der Erfüllung?"

„Wie leicht sind Durchlaucht zufriedengestellt!"

„O, es wird noch besser werden . . . er kommt mich abzuholen, an seiner Seite werde ich im Concerte sitzen!"

„Ja — in welchem Ihre Nebenbuhlerin singen und triumphiren wird!"

„Pfui, sage das nicht! Daß er mich hinführt, ist es nicht der beste Beweis, daß jenes Weib ihm nichts ist? Daß sie ihm wenigstens nichts mehr ist? Könnte er es mir sonst anthun, mich dahin zu führen? — Nein . . . ich erwarte ihn in der besten Hoffnung . . ."

„Nun, der Liebesgott mache sie wahr! Wie Sie jetzt dastehen, sind Sie zum schönsten Siege gerüstet, und wenn Sie ihn vollends ansehen, so wie Sie die Leute ansehen können, kann er Ihnen allerdings nicht widerstehen . . ."

„Seine Durchlaucht, der Herr Erzherzog!" rief ein Diener durch die weit aufgerissene Flügelthüre. „O Barbarina," flüsterte die Fürstin, „wie ich erschrocken bin! Wie ich zittere . . . all' meine Zuversicht ist dahin!"

Ferdinand Karl trat ein, vollständig in Roth mit weißer Verbrämung gekleidet, und strahlend von Jugend und männlich reizender Schönheit. Sein Verhältniß zu der ihm angetrauten jungen Frau war sehr bald ein kaltes und nachlässiges geworden; die Erinnerung an Lucia saß ihm noch zu tief und zu frisch im Herzen, als daß es Anna's unscheinbarerem sanftem Wesen gelingen konnte, sie zu verlöschen. Wohl hatte er, den Ermahnungen der Mutter und seiner Räthe folgend, sich von Lucia äußerlich

zurückgezogen; er schien in keiner Verbindung mehr mit ihr zu stehen, und dennoch rastete das Gerücht nicht, das von heimlichen Besuchen, von Zusammentreffen auf entlegenen Schlössern und Jagden erzählte. Anna, der die Lage nicht lange geheim bleiben konnte, hatte anfangs gehofft, geduldet und geschwiegen; dann hatte sie offen mit ihrem Gemahl gesprochen, und die erste Folge dieser Unterredung war der gegenwärtige Besuch.

Der Herzog war überrascht, als er Anna erblickte; sie erschien ihm in dem gewählten Anzuge so schön, als er sie noch nie gesehen zu haben glaubte. Er trat ihr mit gewinnender Artigkeit entgegen und rief mit einem fast zärtlichen Handkusse: „Euer Liebden haben doch nicht schon auf mich gewartet?"

„Ihre Pünktlichkeit, mein Herr Gemahl, hat mich dessen enthoben!" war die Antwort. „Sie kommen sogar vor der bestimmten Stunde . . ."

„Dennoch sind Sie bereits vollständig geschmückt . . . ich habe Euer Liebden so bezaubernd noch nie gesehen!"

„Seien Sie gütig mit mir, Ferdinand! Sie wissen, wie mein Ohr und mein Herz nach solchen Worten von Ihnen dürsten . . . Sie sollten nicht Ihr Spiel treiben mit beiden!"

„Wie kommen Euer Liebden darauf? Es ist mein vollster Ernst! Es giebt eine Schönheit, die blendet, aber ermüdet, und es giebt eine andere Schönheit, die allmälig fesselt und unbewußt, aber um nie mehr frei zu geben!"

„. . . Wenn Sie wüßten, Ferdinand, wie unendlich glücklich es mich macht, Sie so reden zu hören, Sie so bei mir zu sehen . . ."

„Das wird fortan so oft geschehen, daß ich fürchte, es wird Sie ermüden!"

„Nie — o niemals! Wenn ich nur die Gabe besitze,

Sie dauernd zu unterhalten . . . es sollen selige Abende werden . . ."

Das war kein glückliches Wort: es rief in dem Herzog das Bild anderer Abende hervor, die allerdings feuriger brannten, als die ruhig vergnügten, die ihm hier verheißen wurden. „O gewiß, gewiß, das werden sie . . ." rief er mit so plötzlicher Zerstreutheit, daß sie Anna nicht entging. „Sie sind zerstreut?" fragte sie ängstlich. „Woran denken Sie?"

„Ich . . . an Euer Liebden!" sagte er, indem er sich von dem Tabouret erhob, auf dem Beide Platz genommen hatten. „. . . Ich dachte nur, daß es Zeit sein wird, das Concert beginnen zu lassen . . ."

Anna verbeugte sich und nahm den ihr gebotenen Arm; so schritten sie durch die aufspringende Thüre in den Corridor, vor sich die Edelknaben mit Leuchtern und Windlichtern, hinter sich das Gefolge, das vor den Thüren ihres Erscheinens geharrt hatte „Ich hoffe, Euer Liebden werden sich gut unterhalten!" sagte Ferdinand Karl während des Gehens. „Sie werden einen berühmten Landsmann auf der Geige hören . . ."

„Und eine berühmte Meisterin des Gesangs — nicht wahr?" antwortete Anna mit beklommenem Athem.

„Allerdings — ich besorge nur, daß sie vielleicht eine ungünstig eingenommene Richterin finden wird . . ."

„O fürchten Sie das nicht!" rief die überglückliche Fürstin. „Ich werde sie aufrichtig bewundern und ihr gern den Kranz reichen . . . ich darf ja jetzt hoffen, das Höchste zu besitzen, was ich wünsche: das Einzige, was ich mit Niemand theilen will — Ihre Liebe! . . ."

Im Concertsaale wurde das fürstliche Paar von der Estrade aus, auf welcher das Orchester stand, mit einer Fanfare begrüßt. Der weite Saal schimmerte und strahlte von zahllosen Lichtern, die in den rings angebrachten Spie-

geln und den glattgeschliffenen Marmorwänden hundertfach zurückspiegelten. Ferdinand Karl nahm mit Anna vor der Estrade Platz; ein leerer Stuhl neben ihnen war für Herzogin Claudia vorbehalten, obwohl sie seit geraumer Zeit sich von allen solchen Anlässen zurückgezogen hattte. In weitem Kreise hinter und neben dem Fürstenpaare reihte sich der gesammte Hofstaat, die eingeladenen Würdenträger, Beamte und Oberoffiziere an.

Das Concert begann mit einem Chore aus Caccini's damals noch unvergessenem Oratorium „Seele und Leib," von einer großen Anzahl Sänger und Sängerinnen unter Orgelbegleitung mit Kraft und vollendeter Genauigkeit ausgeführt. Daran reihte sich ein Madrigal, eine Art lyrisch-dramatisches Tonstück, wie die Zeit sie hervorgebracht hatte, und worin der Toscanese Lotti Gelegenheit fand, seine Meisterschaft auf der Geige zu bewähren. Das Hauptstück bildete die Cantate „Salomon's Urtheil" von Carissimi, worin Lucia eine der ersten Partieen zu singen hatte. Eine fluthende Bewegung ging durch den Saal, als die schöne Römerin erschien, in dunkelrothem Seidenkleide, das Arm und Nacken in vollster Schönheit hervortreten ließ; in den nächtlichen Haaren einen Kranz phantastischer Blumen, deren dunkles Roth mit der Farbe des Kleides übereinstimmte. Alles flüsterte und steckte die Köpfe zusammen, so weit es ohne Störung, und ohne von dem Herzoge bemerkt zu werden, geschehen konnte.

Die Künstlerin verneigte sich bei ihrem Vortreten feierlich und anmuthig und ließ, während das einleitende Ritornell begann, den forschenden Blick durch den Saal schweifen. Mit einem Male fing das Notenblatt in ihren Händen zu zittern an; sie erblaßte und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne: sie hatte die Herzogin an Ferdinand Karl's Seite bemerkt. Dennoch faßte sie sich und ver-

mochte im Augenblicke ihres Eintretens mit so schöner volltönender Glockenstimme einzusetzen, daß ein leiser Laut der Bewunderung über die Versammlung glitt. Es war nicht zu widersprechen, es lag ein eigener Zauber, eine hinreißende Gewalt in der Erscheinung, wie in der Stimme der Sängerin. Athemlos horchte Alles dem Schwellen und Sinken der Töne, den Läufern und Trillo's und den kunstvoll hinhauchenden Mordenten; der Herzog sah unbeweglich vor sich nieder . . . der Fürstin neben ihm schlug das beklommene Herz bis an den Hals empor. Unter lautem Beifall schloß das erste Arioso; auch die Herzogin stimmte laut in demselben ein und neigte sich ihrem Gemahle zu, ihm eine lobende Bemerkung zuzuflüstern. Vielleicht wollte sie dadurch den magischen Bann der Sängerin, den sie nun sehr wohl begriff, von ihm ableiten, vielleicht war es unbewußte weibliche Eitelkeit, welche sich darin gefiel, der erst so gefürchteten Nebenbuhlerin ihren Sieg und ihr Vorrecht zu zeigen. Sie verwickelte den Herzog während des rauschenden Zwischensatzes, den die Instrumente aufführten, in ein vertrautes Gespräch, dem er sich nicht wohl entziehen konnte, und das die eifersüchtige Italienerin mit funkelnden Augen betrachtete. Sie hatte sich gefügt, vor der Herzogin zu singen, weil sie sich in ihrer Stellung nicht wohl weigern konnte, aber sie hatte sich eine kalte ceremonielle Begegnung gedacht — daß er mit der Herzogin sprach, heimlich und zärtlich, wie ein glücklich Liebender; daß er das vor ihren sehenden flammenden Augen that, das war mehr, als sie zu ertragen vermochte. Die Zwischenmusik war zu Ende: mit erhobener Battuta sah der dirigirende Maëstro nach ihr hinüber und gab ihr durch Winken und Nicken das Zeichen zum Beginn: sie achtete nicht auf ihn . . . einen Moment noch sah sie zürnend und hochathmend auf das Paar herunter, dann fuhr sie mit einem lauten wilden Aufschrei auf, schleuderte das

Notenheft vor die Füße der Herzogin und stürzte aus dem Saale.

Ein ungeheurer Aufruhr durchbrauste die Versammlung, kaum durch die Gegenwart des Herzogs und der Herzogin vom lautesten Ausbruche zurückgehalten. Man überhörte beinahe, wie der bestürzte Maëstro zurückkam und die Sängerin mit einem plötzlichen Krampfe entschuldigte, der sie in schmerzlicher Weise überfallen habe. Die Herzogin war bestürzt; sie ahnte, was dem ganzen Vorgange in Wahrheit zu Grunde lag und war mit weiblichem Tacte darauf bedacht, dem unangenehmen Auftritt und dem dadurch verursachten Aufsehen ein rasches Ende zu machen.

„Ich bitte Euer Liebden,“ sagte sie zu Ferdinand, „mir Ihren Arm zu reichen und den Hof zu entlassen. Durch das bedauerliche Unwohlsein der Signora ist das Vergnügen doch einmal gestört . . .“ Der Herzog konnte nicht anders, als ihrer Aufforderung Folge leisten, so sehr ihn auch der Vorfall aufgeregt hatte, und so sehr er von den noch immer unzerrissenen Banden zu der verführerischen Römerin gezogen wurde. Verstimmt und finster schritt er an Anna's Seite bis zu der Ausgangsthüre des Saals, vor welcher eine Anzahl von Lakaien und Dienern, durch das ungewohnte Ereigniß herbeigerufen, sich versammelt hatte.

Im Vorbeischreiten wurde von fern die Stimme eines Dieners hörbar, der ängstlich um Hilfe und um einen Arzt rief; hinter ihm erschien der Capellmeister, welcher die Hände rang und ebenfalls zur Eile antrieb. „Lauft, was Ihr könnt!“ rief er. „Sehet, daß Ihr Doctor Agricola findet! Die Signora stirbt uns unter den Händen!“ Gleichzeitig drängte sich Marello unbeachtet an den Herzog und flüsterte ihm zu: „Sie stirbt, Illustrissimo! Sie fleht nur noch um ein Wort, solamente un' ultimo Addio!

Plötzlich blieb Ferdinand Karl stehen und wendete sich der ersten hinter ihm stehenden Dame zu. „Frau Marchesa von Suarez," sagte er, „ich werde abgerufen: bringen Sie Ihre Durchlaucht nach Hause!" Mit einer kurzen Verbeugung verließ er die kaum ihrer Sinne mächtige Herzogin und eilte den Corridor an der entgegengesetzten Seite hinauf — ein vergeblicher Versuch, den Schein zu wahren, denn Jedermann von den Anwesenden wußte, daß dieser Gang auf einem kurzen Umwege jedenfalls in das Zimmer führte, in welches die erkrankte Sängerin gebracht worden war.

— — Am andern Morgen schritt Ferdinand Karl in fieberhafter Unruhe durch sein Gemach; seine Bläße verrieth eine durchschwelgte Nacht. Er hatte es nicht vermocht, sich von Lucia loszureißen, deren Krankheit zum Theile aus wüthender Eifersucht bestanden hatte, zum Theile nur Verstellung gewesen war. Seine noch vor wenigen Stunden redlich gehabte Absicht, sich ganz von ihr loszureißen, hatte vor dem Anblicke ihres Leidens, vor ihren leidenschaftlichen Klagen und Thränen nicht Stand gehalten: er war neuerdings ganz gefangen, noch einmal und wohl noch fester in die alten Fesseln geschlagen. Die Unzufriedenheit mit sich selbst, der innere Vorwurf, der ihn quälte, machte ihn launisch, verdrossen und gereizt, und als Marello, der Kammerdiener, zur gewohnten Stunde eintrat, seine Dienste anzubieten, ward er mit unfreundlichen Blicken empfangen.

„Durchlaucht scheinen angegriffen," sagte er kriechend, „darf ich fragen, wie Sie geruht haben?"

„Schlecht!" erwiderte der Fürst unwillig. „Ich wollte, ich könnte diesen Abend und diese Nacht auslöschen und in Vergessenheit begraben! Ich habe gethan, was ich nicht thun sollte, und Du, Du allein bist es, der mich dazu verleitet hat!"

„Ah come?“ sagte der Kammerdiener mit gut gespielter Verwunderung. „Non capisco questo! — Sind Sie nicht Herr?“

„Nein, nein!“ entgegnete der Fürst heftig. „Ich habe mich übereilt, die Sache muß großes, peinliches Aufsehen machen . . .“

„E poi? In acht Tagen ist Alles vergessen! Durchlaucht sind Herr!“

Ferdinand Karl warf sich einen Augenblick nachsinnend in die Kissen des Ruhebetts, dann sprang er unruhig auf und rief: „Wie ist es mit der Herzogin? Was weißt Du von ihr?“

„Sie hat sich gestern sogleich in ihre Gemächer zurückgezogen . . . sie soll todtkrank sein. Es war ein großes Laufen und Rennen tutta la notte, und der Tag hat kaum gegraut, als schon nach dem Wagen gerufen wurde und Ihre Durchlaucht ausfuhren.“

„Ausgefahren? So früh? — Zur Messe vermuthlich?“

„Nein . . . zu Ihrer Durchlaucht, Frau Herzogin Claudia!“

„Zu meiner Mutter?“ rief der Herzog befremdet. „Was kann sie dort wollen?“

„Was sonst,“ erwiderte Marello mit spöttischem Achselzucken, „als Weinen und Jammern und sich über Durchlaucht beschweren!“

„Und das Alles verdanke ich Dir!“ rief Ferdinand in wieder ausbrechendem Unmuthe, während Marello, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, an's Fenster eilte. „Aber nein — ich will mich nicht beschönigen . . . meine eigene unbegreifliche Schwäche ist an Allem Schuld!“

„O Durchlaucht,“ rief Marello vom Fenster her, „jetzt ist es nicht Zeit, sich der Schwäche anzuklagen; jetzt müssen Sie zeigen, daß Sie nicht schwach . . . Sie müssen

fühlen lassen, daß Sie der Herr sind! Der Morgenbesuch hat bereits seine Frucht getragen: so eben ist eine Sänfte im Schloßhof angelangt . . . Frau Herzogin Claudia tritt aus ihr und wendet sich der Treppe zu . . ."

„Sie kommt zu mir?" rief der Fürst in höchster Bestürzung. „Eile hinaus! Verleugne mich! Ersinne einen Vorwand . . . ich kann sie jetzt nicht sehen!"

Marello regte sich nicht von der Stelle. „Die Unterredung wird wohl nicht zu vermeiden sein!" sagte er. „Einmal muß es doch zur Erörterung kommen, und Durchlaucht dürfen sich ja nicht die Blöße geben, als fürchteten Sie dieselbe!"

Ferdinand Karl schwieg einen Augenblick, dann sagte er ruhig: „Sorge nicht . . . es ist mir höchst unangenehm, daß es so gekommen ist, und ich gäbe viel, wenn ich es ungeschehen machen könnte: da es einmal so ist, will ich auch dabei bleiben und werde keine Haarbreite von meinem Rechte zugestehen!"

Ein Diener öffnete die Thüre und meldete: „Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin Mutter!" Mit dem Worte zugleich stand Herzogin Claudia auf der Schwelle und verneigte sich vor dem Regenten, der ihr mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit entgegen eilte. „Welche Ueberraschung!" rief er. „Was verschafft mir schon so früh die Freude, meine verehrte Frau Mutter zu begrüßen?"

„Inzwischen waren die Diener abgetreten; Mutter und Sohn waren allein.

„Thu' Dir keinen Zwang an!" sagte Claudia zurücktretend. „Es ist nicht wahr, daß Du Dich freust, mich zu sehen, sonst fändest Du öfter den Weg zu mir . . . Daß ich ihn jetzt zu Dir suche, ist Dir ebenfalls keine Freude, denn Du weißt, warum es geschieht!"

„In der That . . . ich wüßte nicht . . ." erwiderte der Fürst unsicher.

Claudia unterbrach ihn streng. „Dein Auge ist offener als Dein Mund," rief sie, „sein Geständniß erspart mir die Frage... Sohn, Ferdinand, unglückliches, verblendetes Kind, welchen Jammer bereitest Du dem Herzen Deiner Mutter!"

„Wirklich, Durchlaucht — ich muß bitten . . ."

„Durchlaucht? Hast Du keinen andern Namen für mich? Nicht die Durchlaucht, die Mutter kommt zu Dir . . . wie konntest Du Dich so weit verirren? So ganz Alles vergessen, was Du mir so heilig versprochen hast?"

„Was meinen Ihro Durchlaucht?"

„Daß Du mir gelobt hast, diese Trentinara zu meiden . . . daß Du wortbrüchig bist und noch immer in den Netzen dieser Buhlerin liegst!"

Der Herzog wollte aufbrausend erwidern, aber er bezwang sich und sagte wie ausweichend: „Und wenn es so wäre . . . dem Herzen läßt sich nicht gebieten!"

„Nicht, Knabe?" rief Claudia, indem sie sich in der ganzen Höhe ihrer edlen Gestalt emporrichtete. „Ich . . . ich sage Dir aber, daß sich dem Herzen gebieten läßt! Aber der Gebieter, auf den es hört, ist nur Einer — und den hast Du vergessen . . . es ist die Ehre!"

„Durchlaucht," rief Ferdinand auffahrend, „ich dulde keine Beschimpfung!"

„Du willst keine Beschimpfung dulden und hast Dir doch selbst die ärgste angethan, vor dem gesammten Hofe, vor der ganzen Welt! O mein Sohn, die Welt ist nachsichtig und gewohnt, Fürsten in diesem Punkte viel zu verzeihen; sie weiß, daß das edelste Recht des Menschen ihnen meistens benommen ist . . . das Recht, Dasjenige zu lieben, was man der Liebe werth gefunden . . . Aber Du bist nicht in dem Falle, diese Nachsicht für Dich ansprechen zu können! Deine Gemahlin ist ein liebenswürdiges, engelgutes Wesen, ein herzvolles Geschöpf, das Dich anbetet, und in

dessen Armen Du den Himmel finden könntest ... Du wirfst ihn hin für die feilen Reize einer Landläuferin! Du wirfst ihn hin, vor ihren eigenen Augen! Du führst Dein armes Opfer selbst noch eigens auf den Schauplatz, um Deiner Dirne einen ausgesuchten grausamen Triumph zu bereiten!"

„Nein," rief der Herzog in Bewegung, „Sie thun mir zu viel! Das habe ich nicht gewollt!"

„Nicht gewollt, aber gethan! Was gilt der Wille der That gegenüber? — Du hast sie beschimpft . . . sie will sich von Dir trennen, will zurück zu Cosimo von Toscana und von dort die Genugthuung holen für die ihr zugefügte Schmach! Sieh nun, wohin Dich und uns Alle Deine Leidenschaft geführt hat . . . begreife endlich, daß sich selbst beherrschen muß, wer über Andere herrschen will!"

Ferdinand Karl war bisher von dem Eindrucke der ganzen Lage befangen gewesen; je länger die Unterredung dauerte, je mehr schüttelte er diesen Einfluß ab. Die augenblickliche Ergriffenheit seines weichen, empfänglichen Herzens wich der kältern Besinnung. „Durchlaucht scheinen zu vergessen," sagte er, „daß Sie selbst vor der Zeit mich reif zum Herrscher erklärt haben, und ich will auch Herrscher sein! Ich will und werde vertreten, was ich gethan, und kann versichern, daß jede Einmischung, und käme sie von Eurer Durchlaucht, ebenso überflüssig als erfolglos sein werde!"

„Immer nur Durchlaucht!" rief Claudia in aufwallender Erbitterung. „Wirst Du mir nicht den Mutternamen zu hören geben? — Wohlan . . . so soll die Herzogin zu Dir reden! Du wirst Dich noch diesen Morgen zu Deiner Frau begeben . . ."

„Wohl um sie um Verzeihung zu bitten?" rief der Herzog lachend. „Nie!"

„Dessen bedarf es nicht bei ihrer Güte und zu nachsichtigen Liebe, aber Dir kommt es zu, den ersten Schritt der Versöhnung zu thun! — Du wirst sodann veranstalten, daß jene Person sogleich Stadt und Land verläßt, um niemals wiederzukehren!"

Der Herzog stand hochaufgerichtet mitten im Gemache; sein Auge glühte, und seine Wangen brannten. „Nein," rief er heftig, „nein, und immer nein! Ich thue nicht, was man auf solche Weise von mir fordert! Ich lasse mir nicht gebieten . . . ich allein bin es, der hier zu befehlen hat!"

Claudia trat ihm ebenfalls mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen gegenüber und rief: „Und ich, Deine Mutter . . . ich, die Erzherzogin . . . ich befehle Dir, augenblicklich und ohne Widerrede zu thun, was ich verlange!"

„Ereifern sich Durchlaucht nicht — es bleibt bei meinem Entschlusse . . ."

„So werde ich die Stadt verlassen und Hilfe gegen Dich beim Kaiser suchen!"

„Beim Kaiser? Was soll mir der Kaiser? — Ich bin mündig und bin Herr in meinem Lande!"

„O Sohn! Ferdinand!" rief Claudia, in welcher der Schmerz über den Unwillen die Oberhand gewann. „Ist es denn möglich? Kann so der Sohn zur Mutter sprechen?"

„Wer ist es, der mich dazu bringt, als Sie selbst?" sagte der Herzog kalt.

„O weh mir!" rief Claudia in ausbrechendem Leid. „Wehe, daß ich mich so bitter in Dir getäuscht habe! O hätte ich es ahnen können, daß Du Deinen Gelöbnissen so schmälig untreu werden könntest! Daß Du Alles, was ich geschaffen, so mit Füßen treten . . . meinen treuesten Räthen so mit Undank und Zurücksetzung lohnen würdest!"

Sie unterbrach sich selbst, indem die Röthe des Zorns über ihre Wangen flog, und sie den Blick durchbohrend auf dem Fürsten haften ließ. „Du lachst? rief sie. „Rede, sage, was an meinem Worten Dir lächerlich dünkt . . . oder bei Gott, Du sollst fühlen, daß Du der Mutterhand noch nicht entwachsen bist!"

„Ich lache," sagte Ferdinand Karl, „weil ich den Vorwurf wegen Ihrer Räthe mindestens sonderbar finde, um nicht mehr zu sagen! Ich habe auf Ihren Wunsch Ihre ersten Räthe beibehalten, aber ich soll doch nicht für immer an sie gebunden sein? Habe ich nicht freie Wahl? Bin ich verpflichtet, an dem Einen oder Andern eben so viel Wohlgefallen zu finden, als vielleicht . . ."

Er vollendete nicht; ein greller Aufschrei der Herzogin unterbrach ihn. „Ferdinand . . ." stammelte sie und stand wie versteint, wie von einem Schlaganfalle gerührt, mit krampfhaft ausgestreckten Händen, starren Augen und nach Athem ringender Brust. Ihr Aussehen war so erschütternd, daß auch der Herzog davor erschrak. „Mutter . . ." rief er und eilte auf sie zu. „Was ist Ihnen?"

„Aus meinen Augen!" rief Claudia außer sich. „Hast Du jetzt den Mutternamen für mich? Aus meinen Augen . . . Du bist mein Sohn nicht mehr!"

„Aber . . . Mutter . . ." stammelte der betroffene Fürst.

„Aus meinen Augen!" rief sie in noch höherer Erregung. „Und wenn Du zehn Kronen trügest . . . geh' . . . ich kenne Dich nicht mehr . . ."

„Nun denn!" sagte Ferdinand Karl in aufflammendem Trotze. „Sie werden ruhiger werden . . . Ich gehe, weil Sie es selbst so wollen!"

Er ging; Claudia blieb allein im Gemache zurück; jetzt endlich löste sich die Centnerlast ihres Leids in Thränen auf, und sie schlug vernichtet die Hände vor das Gesicht. „Es ist kein Traum," schluchzte sie, „. . . das war wirklich

mein Sohn . . . ich habe das wirklich von meinem eigenen Sohne gehört!"

Ein leises Geräusch im Gemache rief sie zu sich; sie erblickte Pater Gravenegger, der als Beichtvater des Herzogs jederzeit freien Zutritt hatte und unbemerkt eingetreten war. „Sie hier?" rief die Fürstin aufathmend. „Sie kommen zu gelegener Zeit . . ."

„Ich habe leider Alles gehört!" sagte der Pater mit fromm verdrehten Augen.

„O so helfen Sie, rathen Sie . . . retten Sie mir meinen unglücklichen, verlorenen Sohn!"

„Durchlaucht sind so erregt . . . Sie müssen jetzt keine Entschlüsse fassen . . . Sie werden ruhiger werden und dann vielleicht Manches in anderm Lichte betrachten!"

Starr vor Staunen blickte Claudia den Pater an.

„Wie," rief sie, „das halten Sie für möglich? Sie, der Mann der Tugend, der unerbittlichen Moral? Sie sind nicht gleich mir entrüstet?"

„Es wäre vielleicht gefährlich," sagte der Pater geschmeidig, „wenn man bei dem jungen Fürsten die Zügel allzu scharf anziehen wollte. Man muß das erste Feuer bei ihm verlodern lassen und denken: ‚Jugend hat nicht Tugend' . . ."

„Wie, Pater?" rief Claudia wieder. „Das wäre der ganze Trost, den Sie mir zu bieten vermögen?"

Der Pater zuckte die Achseln. „Ergebung in das Unvermeidliche ist ein Gebot des Himmels!" sagte er. „Wer sich seinen Geboten fügt, wird des Trostes nicht entbehren . . . Durchlaucht sind nun einmal regierender Herr!"

„Ah!" rief Claudia, indem sie den Pater mit vernichtenden Blicken maß. „Endlich fange ich an, Sie zu verstehen . . . Ferdinand Karl ist regierender Herr geworden, und Sie dienen nur diesem! — O Ferdinand, o mein Sohn! Ich flehe zu Gott, daß er Dich vor Dir selber

bewahre . . . aber inniger, heißer noch, daß er Dich aus diesen Händen errette, denen ich Dich selber übergab . . . sonst bist Du verloren! — Gehen Sie," wandte sie sich zu dem Pater, „gehen Sie und vergessen Sie den Weg zur Wohnung Claudia's, sie ist fortan für Sie nicht mehr geöffnet! Aber" fuhr sie wild um sich blickend fort, „was verweile ich noch länger hier? Hinweg! Hinweg aus den entweihten Hallen dieses Schlosses . . . sie erdrücken mich! . . ."

Schwankenden Fußes schritt sie der Thüre zu, ohne den Pater zu beachten, der, von ihren Worten unbeirrt, mit andächtiger Haltung ihr das Geleite gab und salbungsvoll flüsterte: „Gott segne und erhalte Ihro Durchlaucht!"

In der Nähe der Thüre brach die überspannte, mühsam zusammengehaltene Kraft der leidenden Fürstin. Sie vermochte nicht mehr die Thränen zurückzuhalten und rief mit verschwimmenden Augen: „O, er hatte Recht . . . Ich habe es gefürchtet und geahnt . . . aber Du strafst mich schwer, o Gott, daß er so schrecklich Recht behalten mußte!"

Sie sank in die Arme ihrer herbeieilenden Frauen und wurde hinweggebracht; eine wohlthätige Ohnmacht hielt ihre gequälten Sinne umfangen.

Sechstes Kapitel.

Nein, keine Heilung — keine, denn der Tod.

Der laute Herbst kehrt wieder ein,
Die Traube strömet edlen Wein
Zur dunklen Kelter nieder;
Durch all' den Jubel macht ein Greis
Blind und allein die dunkle Reis'
Und singet Klagelieder:
„O Herr und Gott — zur Sichel greif':
„Die Ernte mein ist überreif,
„O gieb das Licht mir wieder!"

Und mit des Herbstes goldnem Schein
Zieht segenschwer der Frieden ein
Auf strahlendem Gefieder —
Und Jubel schallt zu seinem Preis'
Doch einsam singt der blinde Greis
Die alten Klagelieder:
„Vom Streite müd' ist mein Gebein:
„O Herr, zum Frieden führ' mich ein
„Und gieb das Licht mir wieder!"

So sang ein alter Mann mit fast ganz kahlem Kopfe und gebeugtem Nacken an den Zechtischen und Bänken des Zapflers Sauerwein in Mühlau, um welche am Nachmittage eines wunderschönen Octobertages eine ungewöhnlich große Anzahl von Gästen versammelt war. Seine Stimme war schwach und zitternd geworden vor Alter, und auch die Hand hatte nur noch wenige Kraft, um den Bogen der Bratsche zu halten und zu führen, mit der er seinen Gesang begleitete; dennoch waren Gesang und Spiel ergreifend durch die Innigkeit, die sich in jenem aussprach, und durch den wunderbar schönen und klangvollen Ton des Instruments. Das Lied, dessen Worte und Weise der Blinde sich selbst zusammengefunden hatte, begann mit einem kräftig freudigen Satze, der so recht geeignet war,

die frohe Stimmung von Land und Volk auszudrücken; dann stellte sich eine verwandte aber düstere Weise als wirksames Widerspiel entgegen, bis mit den Worten des Gebets durch eine rasche Auflösung der erste Gedanke wiederkehrte, freudig wie zuvor, aber gehoben und geheiligt von der Begleitung der Bratsche, deren Striche wie feierliche dumpfe Orgeltöne anzuhören waren.

Das Lied verfehlte auch seine Wirkung nicht; weithin war jedes Gespräch verstummt, und die Gäste lauschten der wehmüthigen Klage des Blinden um so lieber und bereitwilliger, als sie selber im hellen Scheine eines heitern Tages saßen und in seinen Strahlen sich sonnten und behagten, wie Vögel ihr von langem Regen naßgewordenes Gefieder sonnen und schütteln, bis es wieder trocken wird. Der Segen des Jahres war groß gewesen überall; der Weinbauer hatte volle Ursache, mit der Menge und Güte der Traubenlese zufrieden zu sein; Korn und Mais waren reichlich und schön gerathen, wie selten; das Vieh war glücklich und glänzend heimgebracht von den Almen; Hütten und Städel waren mit duftigen Heuvorräthen gefüllt, und an den Häusern war das Holz angesammelt und aufgeschichtet, um getrost die Ueberwinterung beginnen und abwarten zu können. Zu der Freude, die schwere Mühe und Arbeit des Jahres gelohnt, und den Lohn so glücklich geborgen zu wissen, war aber eine noch größere gekommen: Jeder durfte hoffen, das Erträgniß seines Fleißes in Ruhe zu genießen, und brauchte nicht mehr davor zu erbangen, es in den allgemeinen Drangsalen des Reichs und des Landes wieder zu verlieren und wie Wasser fruchtlos durch seine Hände rinnen zu sehen — wenige Tage vorher waren Reiter durch das Thal den Inn entlang heraufgesprengt, blasend und weiße Fähnlein schwenkend: der entsetzliche Krieg von dreißig Jahren war geendet, es war Friede!

Am Abend brannten die Bergfeuer, aber noch schneller als ihre lodernden Zungen trugen Menschenzungen und Menschenherzen die beglückende Botschaft weiter bis in die innersten Thäler hinein und machten von Juhschrei und Büchsenknall die Berge wiederhallen. Wie nach einem schweren Gewitter aufathmend, wandte sich Alles der neu zu erwartenden Zukunft entgegen, und als die Nachricht kam, daß die Zuzüge der Landesschützen von den Grenzen zurückkehren würden, die ihres Schutzes nicht mehr bedurften, da war der Jubel noch lauter und allgemeiner, und Alles war an diesem Tage aus der Stadt und allen Dörfern und Höhen der Umgebung herbeigeströmt, um die heranziehenden Landesvertheidiger so bald als möglich zu begrüßen. Darum drängten sich Hunderte und Hunderte vor dem Zapflerhause zu Mühlau, denn diesen Abend sollten die Schützen heimkommen, die nach Kufstein und auf die innern Anhöhen von Wörgl und Schönau postirt gewesen waren. Der Wein floß reichlich, und die Gläser klangen an einander, mancher herzliche, begeisterte Trinkspruch ertönte, und als der alte Schwarze sein Lied begann, war es nicht zu verwundern, daß er die Herzen offen, und die Hände bereit fand, und daß am Schlusse seines Gesanges sich sein Hut mit glänzenden Beweisen der allgemeinen Freude und Theilnahme füllte.

Als er dankend ging und sich vorsichtig an der Wand des Hauses hintastete, sah ihm einer von den Bauern am nächsten Tische mitleidig nach. „Der arme Narr!" sagte er. „Sein Gesangel ist woltern fein, aber mich nimmt's Wunder, daß ihm das Singen nicht ganz und gar vergeht in seinem Elend! Wer ist er denn eigentlich? Es ziemt mir, als wann ich ihn schon anderswo gesehen hätt' . . ."

„Sell' ist wohl möglich!" antwortete der krummnasige Sixtenbauer von Pradel, der Nachbar des Redenden. „Daß er ein Bergknapp' ist, siehst an seinem Gewand; er

ist verunglückt selbigesmal in Schwaz, wie sie einen neuen Silberstollen haben eintreiben wollen, und seitdem ist er halt herumgezogen im Land und hat sich sein bissel Brod erbettelt und ersungen. Der alte Schildhofer hat sich einmal erbarmt über ihn und hat ihm einen Unterschluf gegeben in seinem Haus zu Sanct Nicola . . . aber er muß sich nit haben vergehen können mit ihm, und es ist döcht (dennoch) schon wieder einige Jahre, daß er fort ist. Hab' ihn auch lang' nimmer gesehen, er wird wohl derweil' draußen herumgezogen sein im Reich . . ."

„Gut, daß Du vom Schildhofer anfangst!" sagte der Erstere wieder. „Wie geht's dem Alten? Warum ist er nit da? Er fehlt doch sonst niemalen, wo's 'was giebt, daß die Tiroler z'sammen kommen?"

„Es wird ihm halt die Lust vergangen sein dazu!" meinte der Sixtenbauer. „Er hat eben auch Kreuz genug, daheim und außer'm Haus!"

„Ich hab' was läuten hören davon! Sein' Tochter ist verruckt 'worden? Mögst döcht sagen, wie so 'was möglich ist! Und warum is' sell' etwan passirt? Kannst es sagen, Sixtenbauer?"

„Sell' nitte . . . ist auch nit gut reden davon. Ist aber nit das Einzige, was den Schildhofer wurmt! Weißt ja, die Frau Claudia ist krank, und wie sie all'm' (allemal) viel g'halten hat auf ihn . . . das trifft ihn woltern hart . . ."

„Wen trifft's etwan nitte? Wer hat die gute Frau Claudia nit gern im ganzen Tirol? Aber es wird nit gleich so schlecht stehen mit ihr . . . ist ja in den besten Jahren und muß jetzt im Ruhestand das beste Leben haben!"

„Gott geb', daß Du Recht hast, aber mit dem besten Leben ist's nit weit her! Ich hab's für ganz gewiß gehört

. . . sie kränkt sich ganz hinunter von wegen dem jungen Herzog . . ."

„Warum wohl? Was hat sie mit ihm? Hab' ihn zu Nacht erst gesehen, wie er auf die Jagd geritten ist . . . ist ein bildsauberer junger Herr, der seinem Vater, dem guten Leopold, gleich sieht, wie 'runter gerissen. Ist auch ein gar leutseliger Herr. Hab' eben einen Jahrling hineingetrieben nach 'Spruck, und wie der Herzog mit seinen Reitern näher kommen ist, ist das Vieh störrisch geworden und hat mit aller Gewalt nimmer vom Platz gewollt. Bin darüber so viel verlegen geworden, hab' das Stierl' nit auslassen können und hätt' doch gern den Hut vom Kopf gebracht, um dem Landesherrn meine Reverenz zu machen. Da hat er gelacht und hat gerufen: ‚Gieb Acht, daß Dich das Thier nicht in' Graben hinunterwirft, und laß Deinen Hut sitzen, Landsmann; ich nehm' es für empfangen an.' Und daß er fromm ist und gottesfürchtig, hab' ich auch gesehen, denn keine fünfzig Schritt davon ist ein Kreuz am Weg gestanden, vor dem hat er gar ehrerbietig den Hut abgezogen und ist langsam d'ran vorbeigeritten . . ."

„Sell' ist Alles wahr, aber sie vertragen sich nit mit einander! Weißt ja, wie's bei uns daheim geht, wenn Einer sein' Sach' übergiebt und in den Austrag geht; ist so viel selten, daß sich die alten und jungen Leute mit einander vertragen. Der Frau Claudia ist es nit recht, daß der Herzog ein bissel auf die Wällischen halt', und daß er viel zu viel Geld ausgiebt . . ."

„Ja, das haben wir woltern gespürt — aber das wird auch anders werden, jetzt weil's doch Frieden ist . . . da wird der Fleck leichter 'langen überall."

„Wann's nur auch sein gewiß ist! Hab' allerhand gehört von dem Frieden. Der Herzog hat all' seine Länder im Reich hergeben müssen, bis auf's Tirolerland'l . . . da

wird's heißen, sich strecken nach der Decken, denn wir armen Häuter können das nit allein leisten, was zuvor alle mit einander völlig hart z'sammen'bracht haben . . ."

„Möcht' döcht so rechtsinnig wissen, wie's mit dem Frieden ist. Man hört so allerhand Besonderes . . ."

„Darauf könnt' uns der Herr Doctor die beste Antwort geben . . . der ist ein Studierter!" Damit wandte sich der Sixtenbauer an Doctor Wardtell, der mit einigen Bürgern und Städtern unmittelbar am nächsten Tische saß und das Gespräch der Bauern theilweise mit angehört hatte.

„Das will ich gern," sagte Wardtell, „aber man hat da wirklich quaestionem spinosam an mich gestellt! Der Frieden ist wie ein Stechapfel, man weiß nicht, von welcher Seite man ihn in die Hand nehmen soll, ohne sich zu stechen. Insoweit durch die Pacification den Drangsalen und dem Elend des Krieges ein Ende gemacht worden, hat man immerhin Ursache, von Glück zu reden . . . an sich aber wird man nicht irren, wenn man diesen neuen pacem westphalicam als eine Calamität für das heilige römische Reich deutscher Nation betrachtet . . ."

„Ei, wie das? Darauf wär' ich doch begierig!" rief der Handschuhmacher, der dem Doctor schräg gegenüber saß.

„Wie das? Weil der Friede nicht vom Reiche gemacht worden ist, sondern von den Fremden, den Franzosen und Schweden. Den Frieden hat man uns dictirt, hat partes pulcherrimas abgerissen vom Land: als Räuberlohn für die Judashilfe, die sie geleistet haben wollen — man hat die Zwietracht zwischen Kaiser und Fürsten wie ein vulnus malignum in den Reichskörper gebohrt, und die fremden potentiae et influentiae werden schon sorgen, daß sie gehörig eitert und schwärt, aber niemals heilt!"

„Und wie ist's nachher mit der Religion?" fragte

der Sixtenbauer. „Mit dem heiligen christkatholischen Glauben?“

„Wie es eben sein kann!“ erwiderte der Doctor. „Die katholische Kirche bleibt in allen ihren Rechten, aber die Lutherischen und die Reformirten haben dieselben Rechte. Man hat ein Normaljahr angenommen; gerade wie es vor einundzwanzig Jahren war, soll es wieder sein, und das soll man als das fundamentum behalten für alle kommenden Verhältnisse . . .“

„Also dürften die Lutherischen auch zu uns herein?“

„Ohne Zweifel.“

„Sell' wird nit gut gehen! Ich kann mir nit denken, daß so ein Lutherischer sich sollt' ein Gut kaufen können und sollt' mein Nachbar werden, mit dem ich leben und mich vertragen müßt' in der Gemein'? Mir soll ein Solcher nur all'm' drei Schritt vom Leib bleiben!“

„Das überlaßt der Zeit, Landsmann. Ihr werdet schon anders denken lernen. Muß man ja doch im Leben sich mit gar Manchem vertragen, mit dem man nicht gut Freund ist . . .“

„Sell' ist ganz eppes Anders!“ rief der Bauer eifrig. „Aber da geht's um den Glauben, und der Glauben, den der Mensch hat, das ist sein Segen! Zweierlei Segen neben einander — das kann nit gut thun . . . Nein, daran darf nichts geändert werden! So lang' ich denk', ist's all'm' so Brauch gewesen in Tirol, und von den alten Bräuchen darf man nichts abkommen lassen — es könnt' sonst leicht gehen, wie mit dem Bergsegen . . .“

„Was meinst damit?“

„Hast nie gehört davon, Doctor! Freilich, um selle Dinger kümmern sich die Studierten nit! Weiß doch, wie reich sonst der Bergsegen gewesen ist überall im ganzen Unterinnthal; vor ein paar hundert Jahren ist das blanke Silber zu Tag gelegen, wo nur ein Bergknapp' mit dem

Fäustel angeschlagen hat! Die Knappen sind aber fromme Leut' gewesen selbigesmal und bescheiden und haben in ihrem Schachthaus nur ein hölzernes Glöckel gehabt; das hat ihnen das Zeichen gegeben, wann's Zeit gewesen ist zum Aus- und Einfahren. Wie aber das Erz und die Silberstufen immer mehr geworden sind, ist mit dem Reichthum auch der Hochmuthsteufel in sie gefahren, und das hölzerne Glöckel ist ihnen nicht mehr gut genug gewesen. Haben sich also eine schöne Glocken gießen lassen, von lauterem purem Silber, die haben sie aufgehängt in dem Thürmel im Schachthaus. Wie sie aber das erstemal geläutet haben mit der neuen silbernen Glocken und haben dann wieder angefangen zu hauen in den Schachten, da haben sie nur taubes Gestein gefunden, und das Silber und das Gold und der ganze Bergsegen sind verschwunden gewesen und versunken auf viele tausend Jahr' . . ."

Der Doctor zuckte die Achseln; er hatte keine Lust, das Gespräch weiter zu führen, in dem es doch nicht klug gewesen wäre, seine eigentliche Meinung herauszusagen. Er wandte sich daher einem der neben ihm sitzenden Bürger zu, der ihn angeredet hatte. Die Bürger sprachen unter sich weiter, während auch die Bauern drüben die Köpfe zusammensteckten.

„Das hätt' ich Dir vorher sagen können, Sixt," flüsterte einer der Bauern, „daß Du von dem keinen richtigen Bescheid kriegst. Das ist auch Einer von den Heimlichen . . ."

„Was soll's sein damit?" fragte der Sixtenbauer.

„Hast noch nichts gehört davon?" war die Antwort. „In der Stadt d'rinnen, in 'Spruck, ist eine ganz heimliche Verbindniß von Freimaurern und Freigeistern, die an keinen Gott und keinen Teufel glauben . . ."

„Das ist ein Gerede . . . nichts weiter."

„Nein, nein, es ist gewiß. Das Oberhaupt davon ist

kein anderer Mensch als der Staatskanzler, und in seinem Schloß kommen sie heimlich zusammen in der Nacht . . ."

„Aber woher weißt Du das Alles?"

„Schau dort hinüber. Siehst die Frau da drüben, die Dicke mit dem paperlgrünen Tuch? Das ist die Wirthin in der Hofgasse, bei der ich manchmal einkehre und einen Schoppen trinke, wenn ich zu thun hab' in 'Spruck. Die erzählt's einem Jeden, der's hören will, und die kann's wissen, denn sie ist viele Jahr' beim Staatskanzler gewesen und hat kochen müssen für die Verschwornen . . ."

„Ich sag's noch einmal! Nichts ist's als ein Gerede, wie selbiges Mal vor ein paar Jahren, wo's auch geheißen hat, der Kanzler wolle die Frau Claudia heirathen und Herzog werden von Tirol? Ist döcht Alles nit wahr gewesen, und so wird's wieder sein — der Kanzler ist halt ein so viel deutscher und rechtsinniger Mann, und es giebt gar Viele, die ihn anfeinden deswegen, und die sind schuld, daß alle Bot' so ein Gered' herumgeht . . ."

Das Gespräch der Bauern wurde unterbrochen und nahm eine andere Wendung; dafür griffen die Bürger, welche halbhin zugehört hatten, den Stoff desselben auf. Doctor Wardtell war seitwärts getreten und im tiefen Gespräche mit einem noch jungen, aber ungewöhnlich beleibten Manne begriffen, dessen Anzug den Beamten nicht verkennen ließ.

„Hat Er das gehört, Meister?" sagte der Handschuhmacher zu Schmiedmeister Würdinger, der neben ihm an der Seite eines hübschen, aber sehr einfachen und anspruchslosen Mädchens saß und sich eifrig mit ihr unterhielt. Es war die Tochter des Handschuhmachers, und der Schmied, der nach Jahren alle Hoffnung, Afra heimzuführen, aufgeben mußte, machte einen gewaltsamen Ver-

such, ihr Bild durch ein anderes aus seinem Herzen zu verdrängen. Er besuchte oft das Haus des Handschuhmachers und machte sich selbst glauben, daß es aus Liebe geschah: drängte sich dann mitunter doch ein Zweifel ein, so beschwichtigte er ihn damit, daß Vroni ein gutes, williges Geschöpf war, das warm an ihm hing und eine brave Frau, eine tüchtige Wirthschafterin zu werden versprach. „Hat Er gehört," fuhr der Handschuhmacher fort, „was sie von dem Kanzler erzählen?"

„Ich habe nicht aufgemerkt," sagte Würdinger, „aber ich kann mir's denken: es giebt alle Tage 'was Neues über ihn!"

„Ja, es kommt so dick, daß es wohl aussieht, als sei er die längste Zeit am Regiment gewesen!"

„Das wär' schade," rief ein Dritter dazwischen, „es ist ein grundgescheidter und grundehrlicher Mann, dem das Land gar viel zu danken hat . . ."

„Das bestreit't ihm Niemand nicht!" erwiderte der Handschuhmacher. „Ich sage, wie Er, Nachbar Kürschner: ich bin für den Herrn Biener, denn er hat allemal wacker gesprochen und gethan für unsere alten Freiheiten und Rechte — aber das läßt sich doch nicht leugnen, daß er hochmüthig geworden ist, und daß er eine Zunge führt, wie ein schneidiges Schwert, das keinen Menschen verschont . . . selbst auf den Herzog hat er einen Spottreim gemacht . . ."

„Was Er nicht sagt!" riefen Mehrere. „Auf den Herzog? Und wie lautet der Reim?"

„Dergleichen ist nicht gut nachsagen!" sagte der Handschuhmacher, indem er hinter den Ohren kraute und vorsichtig umherblickte. „Aber Ihr werdet mich nicht verrathen, „es ginge Euch ja selber an den Kragen . . . Der Reim heißt:



„Ein Pfaff und ein Balbierer
„Sind unsres Herrn Regierer;
„Dazu noch die Canajen,
„Die thun um ihn sich kaien,
„Und weiß kein Mensch zu dieser Frist,
„Ob Kutt' oder Kittel Meister ist!"

Die Bürger sahen einander an und kicherten sich vorsichtig zu. „Mit dem Pfaffen ist der Pater Gravenegger gemeint," sagte der Kürschner, „das kann man greifen . . . aber wer soll der Balbierer sein?"

„Ohne Zweifel Marello, der Kammerdiener Seiner Durchlaucht!" bemerkte der Schmied. „Der soll ein Balbierer gewesen sein! — Aber ich glaub' es nicht, daß der Vers vom Kanzler Biener herrührt!"

„Recht so, Meister!" rief Wardtell, der inzwischen wieder herbeigekommen war. „Bleib' Er dabei — ich halte zu Ihm! Der Kanzler hat schon manches spitzige Epigramma gedrechselt, aber keines, das so ungesalzen und blos grob ist . . . dagegen muß man Protestation einlegen!"

„Es muß aber doch so sein!" entgegnete der Handschuhmacher. „Ein Herr vom Hof, der sich vor einiger Zeit ein Paar gemslederne Handschuh' bei mir kaufte, hat mir den Reim im Vertrauen gesagt und erzählt, er wiss' es ganz gewiß, daß er vom Kanzler Biener verfaßt sei!"

„Der Herr vom Hof ist ein Spitzbube!" rief der Doctor. „Biener ist der Mann nicht, eine solche Unwürdigkeit zu begehen!"

„Ei," erwiderte der rechthaberische Handschuhmacher, „der spöttelt eben über Jedermann . . . selbst über Frau Claudia!"

„Das ist nicht wahr!"

„Kennt nicht alle Welt den Spruch:

„Dein Landel, Claudia, verschließest sorglich Du:
„Mach fein Dein Herzel . . .“

„Und auch das will man Biener in die Schuhe schieben?“ unterbrach ihn Wardtel unwillig. „Welche impertinentias wird man sich noch erlauben! Dieser Spruch ist zum ersten Mal in der Scharnitz aufgetaucht, als die Festungswerke eingeweiht wurden; ich war selbst zugegen und erfuhr, daß er durch einen unbekannten Landstreicher ausgestreut worden war, und daß das Landvolk diesen dafür gefangen genommen und durchgebläut hat . . .“

„Alles wahr — aber es heißt, der Kanzler hat den Maleficanten laufen lassen nachher, damit es nicht aufkommen sollt', von wem der Reim herrührt . . .“

„Das ist schändlich!“ rief der Doctor. Ignominiosum scelus! Glaubt derlei nicht von dem Kanzler, Ihr Herren und lieben Landsleute! Es ist wahr, er hat ein böses Maul, aber er hat sich Jahre lang Müh' gegeben, es im Zaum zu halten . . . jetzt ist es kein Wunder, wenn ihm die Geduld reißt, und wenn er nach den schwarzen und welschen Stechmücken schlägt, die ihm um den Kopf summen! Man ist auch ein Mensch und thäte an seinem Platze dasselbe! Diese Pasquille aber sind nicht von Biener . . . das sage ich und behaupte es, und wer 'was Anderes will, der komme zu mir . . . ich bin zu finden — ich heiße Doctor Wardtell, am Innrain Numero sechs! Verstanden?“

Unwillig und mit trotzig aufgestülptem Hute schritt er hinweg und ließ die kopfschüttelnden Bürger zurück.

„Der Doctor hat all'm Recht!“ rief der Sixtenbauer herüber, der mit den Uebrigen auf das laut gewordene Gespräch hingehorcht hatte. „Ich bin selbiges Mal auch in der Scharnitz gewesen und hab' selbst mitgeholfen, den wällischen Vagabunden packen, der uns das Sprüchel ge-

sagt hat. Er hat's der Frau Claudia und dem Biener zum Schimpf gethan — da kann's doch nit wohl von dem sein! Wird doch Niemand einen Trutzreim auf sich selber machen! Ist mir noch, wie wann's gestern gewesen wär', so deutlich sieh' ich den Kerl vor mir . . . Sacra!" unterbrach er sich selbst, indem er die Hand kräftig auf den Tisch schlug.

„Was ist's?" fragten Alle verwundert.

„Ich bild's mir nit ein," rief der Sixt wieder, „da steht er ja . . . das ist er mit Leib und Seel'!"

„Wer denn?" fragte der Eine. „Siehst Geister, Sixtenbauer?"

„Wer sonst als der Vagabund, von dem wir justament reden? Halt, wällischer Springer," rief er, „jetzt werden wir doch gleich erfahren, wer das feine Sprüchel gemacht hat!" Damit war er aufgesprungen und hatte Marello gepackt, der in unscheinbarer und ärmlicher Kleidung unweit davon gestanden war und das Thun und Treiben der Anwesenden zu belauern schien. Am Kragen schleppte er ihn an den Tisch zu seinen Bekannten. „Was will der Mann?" rief der Welsche, sich unter seinen festen Armen erschrocken sträubend. „Ich kenne Ihn gar nicht!"

„Aber ich kenne Dich desto besser!" rief der Bauer. „Willst es leugnen, daß ich Dich selbiges Mal an der Scharnitzer-Klausen gerad' so am Kragen gehabt hab'?"

„Ihr müßt betrunken sein!" entgegnete Marello keck. „Auf der Stelle laßt mich los, oder . . ."

„Still halten! Das Lügen nutzt nichts mehr — auf der Stell' gestehst es ein, wer den Schandreim gemacht hat, den Du uns erzählt hast selbiges Mal!"

„Aber, liebe Leute!" rief Marello, der des Deutschen etwas mächtiger geworden war, den Umstehenden zu. „Wie könnt Ihr dulden, daß man einen ruhigen, schuldlosen Mann mißhandelt? — Zurück, Alter, und vergreife

Dich nicht an mir: ich bin der Kammerdiener Seiner Durchlaucht des Erzherzogs Ferdinand Karl!“

„Nix da!“ rief der Bauer. „Wällische Lugen! So schau'n ja die Kammerdiener aus!“

„Ist denn Niemand hier,“ rief Marello unbehaglich, „der mich kennt und von diesem alten Menschen befreit? — He da, Meister Handschuhmacher, kennt Er mich nicht? Ich bin doch erst vor einigen Tagen bei Ihm gewesen . . .“

„Meiner Treu,“ sagte der Bürger, ihn verduzt betrachtend. „Laß los, Landsmann — das ist wirklich ein Herr vom Hofe, der erst vor einigen Tagen bei mir ein Paar gemslederne Handschuhe gekauft hat!“

Der Kammerdiener entschlüpfte rasch, wie er empfand, daß die Hand an seinem Kragen nachließ. „Ein andermal seh' Er sich die Leute besser an, guter Freund!“ sagte er hochmüthig und eilte weg.

„Nichts für ungut,“ brummte der Bauer, „aber wenn das der Kammerdiener ist, dann sieht der Herr Kammerdiener einem Spitzbuben so gleich, wie ein Tropfen Wasser dem andern!“

„Der Kammerdiener?“ fragten die Bürger unter sich, während Alles wieder an seinen Platz zurückkehrte. „Das ist am Ende gar derselbe, der in dem Reim unter dem Balbierer gemeint ist?“ Sie lachten, setzten sich zusammen und ergingen sich in Vermuthungen, warum der Kammerdiener sich in so unscheinbarer Tracht, wie verkleidet, unter den Leuten herumtreibe, und wie sonderbar es sei, daß er es war, der dem Handschuhmacher den neuen Spottreim mittheilte, und daß er dabei auch dem Welschen so ähnlich sei, der schon bei dem frühern die Hände im Spiele gehabt.

— Das durch den letzten Auftritt entstandene Aufsehen und Gedränge hatte ein junges Paar benützt, sich einige Worte unter vier Augen zu sagen. Im Wirthshause

eilte Lise, das hübsche Schenkmädchen, durch die Küche in ein Nebengemach, dessen rebenumzogenes Fenster gegen den Gastplatz sah, und wo in einem hohen mächtigen Aufsatzkasten allerlei Gläser und Krüge aufbewahrt waren. Sie wollte davon holen und war beschäftigt, einige zu säubern und zurecht zu stellen, als auf der Schwelle Franz Sauerwein, der Vetter des Wirths, sichtbar ward, der selten eine Mußestunde vorübergehen ließ, ohne sie zu einem Besuche des Vetters oder der schmucken Lise zu benützen. Sie bildeten ein stattliches, noch immer sehr jugendliches Paar und waren in der Entwicklung der dazwischen liegenden Jahre nicht aus einander, sondern eher sich näher gekommen. Aus dem kinderhaften Mädchen war eine reife Jungfrau geworden, die noch so frisch und wohlerhalten aussah, als wenn sie die schönen Jahre der Zwanzig erst angetreten hätte, während sie doch beträchtlich in denselben vorgerückt war. Das leichtsinnige jugendliche Wesen hatte sich etwas gemäßigt und war eine muntere und nur schwach verhüllte Gefallsucht geworden, der es Vergnügen machte, anzuziehen und das Angezogene nach Belieben abzustoßen, aber nie wieder frei zu lassen. Franz war ein Mann geworden, und der aufgekrämpte Bortenhut, der betreßte Leibrock und die hohen Reitstiefel saßen ihm nicht minder gut, als ihm früher Wams, Mütze und Schuhe des Läufers gelassen hatten. Ueber das Gesicht des Mädchens zuckte es unwillig, als sie Franz erblickte. „Du bist's?“ sagte sie. „Was willst von mir, daß Du mir überallhin nachgehst auf Schritt und Tritt?“

„Muß ich das nit thun?“ sagte er, indem er näher trat und die Thüre hinter sich zuzog. „Wie soll ich sonst dazu kommen, Dir ein Wort unter vier Augen zu sagen?“

„Laß mich . . . Du siehst die vielen Leut', ich hab' keine Zeit!“

„So viel Zeit wirst Du Dir heut' schon nehmen

müssen, Lise . . . ich muß noch heut' einen gewissen Bescheid haben von Dir!"

Das Mädchen machte sich unruhig und verlegen an den Gläsern zu schaffen. „Aber der Vetter wird schelten . . ." sagte sie.

„Er wird's nicht," erwiderte Franz, „er weiß davon . . ."

„So red', was Du mir sagen willst . . ."

„. . . Daß es mich wundert und kränkt, wie Du es jetzt immer so eilig hast mit mir, und sonst ist es Dir doch nicht zuwider gewesen, wenn ich gekommen bin und hab' Dir vorgeplaudert, wie's mir um's Herz ist . . . Warum ist es nicht mehr so, Lise?"

„Ich kann nichts Anderes sagen, als daß ich nichts davon weiß . . ." war die zögernde Antwort.

„So muß ich Dir wohl darauf helfen! Vielleicht weißt Du's dann, wenn ich Dir sag', seit wann es nicht mehr ist, wie ehedem . . . Es ist genau seit der Zeit, daß der Teufel einen Gewissen wieder hergeführt hat nach Innsbruck — seit der Dich wieder heimsucht und um Dich scherwenzt und Dir Schönheiten sagt . . ."

„Fangst schon wieder an damit? Du eiferst noch mit dem Schatten an der Wand!"

„Hab' ich nicht Ursach' dazu? Muß ich nicht davon reden und Dich warnen?"

„Warnen! — Vor dem armen welschen Musikanten?"

„Ha ha ha!" lachte der Bursche zornig. „Dafür giebt er sich aus bei Dir? Die Musik, die der aufspielen will, kenn' ich, aber ich schlag' ihm eh' meine Zither an den Kopf! Schon daraus kannst sehen, daß er nichts Gutes im Sinn hat . . . Musikant! Kammerdiener ist er! Kammerdiener bei unserm Herzog! — Ich seh's, es ist hohe Zeit, daß ein End' wird, und ich will nicht wieder fort von Mühlau, eh' ich wenigstens den Anfang dazu gemacht

hab'? — Lise," fuhr er fort, indem er vor das Mädchen trat und zutraulich ihre Hand ergriff. „Du weißt lang', wie gern ich Dich hab' . . . . ich will Alles nicht glauben und vergessen, was mir meine Augen und Ohren sagen . . . ich will Dich heirathen, Lise, und Du sollst es gut haben bei mir, ich will Dich lieb haben und auf den Händen tragen meiner Lebtag'! Es hat nicht sein können, so lang' meine alte Mutter gelebt hat, und ich nur Läufer gewesen bin — es hätt' nicht gelangt für uns Alle: aber mein gutes Mutterl' ist in der Ewigkeit . . . ich bin jetzt Vorreiter geworden und Courier . . . ich hab' mein gutes Auskommen und ein paar sauber eingericht'te Stübeln ... Mit dem Vetter hab' ich schon gered't ... mach' der Sach' ein fröhliches End', Lise! Da ist meine Hand — schlag' ein, dann ist in vier Wochen Hochzeit!"

Lise sah schweigend vor sich nieder und spielte mit dem Schlüsselbunde am Gürtel; sie wollte nicht Nein sagen und brachte doch auch das Ja nicht heraus. „Besinn' Dich nicht so lang'," fuhr er wärmer fort, „einen Bessern und Reichern als wie mich kannst freilich leicht kriegen ... aber gewiß Keinen, der Dich lieber hat, und der's aufrichtiger meint mit Dir! Bin ich Dir denn so gar zuwider, daß Dir das Ja sagen so schwer fällt?"

Lise sah ihn an; sie war dem hübschen ehrlichen Burschen gut, sein treuherziger Ton und die Erinnerung an die so lange treu bewahrte Liebe rührte sie, wie sie überhaupt ein weiches Herz besaß, das mitleidig und leicht zu rühren war. Sie hatte das ersehnte Wort auf den Lippen, als die Thüre aufging, und Marello mit spöttisch verzogenem Gesichte in derselben sichtbar ward. „Cospetto," rief er, „unsere schöne Schenkin läßt die Gäste dursten und unterhält sich indessen im abgelegenen Kämmerlein!"

„Hat der Herr Kammerdiener 'was dagegen?" rief

Franz, der ihm unwillig über die verhaßte Störung entgegentrat.

„Ich? Oh niente,“ lachte der Welsche, „niente, carissimo! Thut mir nur leid, wenn ich gestört habe!“

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte Franz entschlossen. „Was ich der Lise gesagt hab', darf alle Welt wissen, und der Herr Kammerdiener vor Allen! Ich hab' der Jungfer in allen Ehren einen Heirathsantrag gemacht und . . .“

Marello lachte beleidigend auf. „Cospetto,“ schrie er, „é la riposta? Die Antwort darauf?“

„Auf die wart' ich noch . . . und Lise wird sich nicht scheuen, sie auch in Seiner Gegenwart zu geben!“

„Die Antwort will ich Ihm geben!“ rief Marello grob. „Wisch' Er sich das Maul, guter Freund — eine solche Blume ist nicht für Ihn gewachsen . . . die taugt nicht in den Stallgeruch!“

Franz bebte am ganzen Körper, er war blaß bis in die Lippen hinein und verwandte kein Auge von Lise, die nicht minder betroffen, aber roth über und über und mit niedergeschlagenen Blicken dastand. „Mit Verlaub, Herr Kammerdiener,“ stieß Franz heraus, „das muß ich von der Lise selber hören . . . Du sagst nichts?“ rief er heftiger, als sie noch immer unentschieden schwieg. „So hart kommt Dich das Ja an? Dann behalt' es . . . ich weiß, wie ich daran bin . . . Adies — auf Nimmerwiedersehn!“

Damit war er zur Thüre hinaus, die er krachend hinter sich zuschlug. „Franz . . .“ rief Lise, die jetzt erst wie aus einer Erstarrung zu sich kam und eine Bewegung machte, als ob sie ihm nacheilen wollte.

Marello hielt sie zurück.

„Laß den Stallknecht laufen, schönes Kind!“ rief er, indem er den Arm um ihre Hüfte schlang und sie an sich

zu ziehen suchte. „Es giebt ganz andere Leute, die Augen haben und ein Herz für solche Schönheit!“

„Lass' mich der Herr in Ruh'!“ rief Lise, mit dem Weinen kämpfend und sich seiner erwehrend. „Er ist auch ein falscher Mensch, auf den man sich nicht verlassen kann!“

„Ich falsch? Woher dieser schmerzliche Vorwurf?“

„Hat Er sich nicht für einen armen Musiklehrer ausgegeben? Ich hab's dem Franz nit glauben wollen, und jetzt ist Er doch der Kammerdiener! Wenn Er 'was Gutes im Sinn hätt', was braucht Er dann Seinen Stand zu verleugnen und sich verkleidet einzuschleichen?“

„Kannst Du das nicht errathen, mia bellissima?“ sagte Marello mit verführerischem Schmeicheln. „Hat es Dir Dein Herz nicht gesagt? Um Dich zu prüfen, hab' ich es gethan! um zu sehen, ob Du mich lieben könntest, mich selbst, als armen Maëstro? Weil ich dann, wenn ich Deine Liebe gewonnen, Dich überrascht hätte mit der Entdeckung!“

Lise widerstrebte ihm weniger; sie sah ihn ungläubig an und schien doch von seinen Worten geschmeichelt. „Kann denn das wahr sein?“ sagte sie. „Ein geringes Bauernmadel und so ein vornehmer Herr — das ist doch kein Zusammenstand!“

„Zweifle nicht, mia carina! Sieh' mir in's Auge: sagt es Dir nicht, wie sehr ich Dich liebe?“

„Aber ist es denn möglich?“ fragte Lise verwirrt. „Meint Er's wirklich aufrichtig mit mir?“

„Ich könnte Dich hassen wegen dieser Frage, wenn ich Dich weniger liebte. Aber wie ist es mit Dir, anima mia? Liebst Du mich wieder?“

„So muß Er mich nicht fragen . . .“

„Dann laß mich's errathen!“ rief er ungestüm und drückte die nur schwach Widerstrebende an die Brust, indem

er sie mit gierigen Küssen überdeckte. „Wie beklag' ich," rief er dazwischen, „daß die Verhältnisse in der Hofburg mir nicht erlauben, Dich schon jetzt heimzuführen als mia sposa! Aber nach dem Winter erfolgt eine neue Eintheilung, dann bekomme ich eine große, prachtvolle Wohnung. Ich werde indessen Alles herrichten und vorbereiten, damit ich kann abholen zum Frühjahr la signora cameriera ... meine Frau Kammerdienerin! Nicht wahr, das klingt besser als das Weib eines Stallknechts zu sein?"

Und es klang dem bethörten Mädchen auch besser und verlockender in's Ohr; sie erwarmte bald unter den Liebkosungen und Küssen des Verführers und gedachte weder des in bitterm Herzleid entflohenen Geliebten, noch der durstig harrenden Gäste. Erst das wiederholte Klopfen derselben und die Stimme des scheltenden Vetters scheuchte das Paar aus einander,

Inzwischen war es auch vor dem Wirthshause auf der Straße laut und lebhaft geworden. Einige Knechte waren mit einem Zuge lediger zusammengekoppelter Pferde angekommen und hatten sie vor dem Wirthshause angehängt, während sie sich im Grase des Grabens zusammensetzten und den Krug ohne Deckel herumgehen ließen, den ihnen ein Kellner herausgebracht hatte. Es waren Juden, die das Wirthshaus nicht betreten durften, Knechte des reichen Wechslers Abraham May, der keinen vortheilhaften Handel unbenützt ließ und auf die erste Friedensnachricht gleich hinausgereist war, um im Bayerischen überflüssig gewordene Pferde zu kaufen, die er mit schönem Gewinn wieder abzusetzen hoffen durfte. Jetzt war er dem Transport von Innsbruck heraus entgegengekommen und bereits mit dem Wirthe in einem Handel begriffen, während Aaron beschäftigt war, die Pferde zu bändigen, die unruhig geworden waren und zu schlagen anfingen.

Gegenüber hatte ein tirolischer Soldat, ein Reiter,

seinen Gaul an den Ring in der Wegmauer gehängt und schlürfte seinen Schoppen Wein aus, über das Glas hin nach allen Seiten herumspähend. Niemand beachtete den Mann, sonst möchte es wohl dem Einen oder Andern aufgefallen sein, daß ihm der Küraß gar nicht bequem saß, und daß ihn die schwere Pickelhaube wie eine ungewohnte Last drückte.

Der dicke Beamte, der kurz zuvor mit Doctor Wardtell gesprochen hatte, kam die steinerne Freitreppe des Wirthshauses herunter, schien den Reiter zu bemerken und blieb mit herablassendem Gruße vor ihm stehen, während dieser aufstand und soldatisch salutirte. „Sieh' da — Er auch hier?" sagte der Dicke. „Wo hinaus?" diesen laut gesprochenen Worten fügte er rasch und leise bei: „Grüß' Dich Gott, Henrici . . . Du bist nicht zu kennen in der Verkleidung."

Der Soldat antwortete ebenso; der eine Theil der Rede war auf etwaige Zuhörer, der andere zur eigenen Verständigung berechnet. „Ich hab' eine Ordre nach Kufstein zu bringen, Gnaden Herr Secretair . . . Grüß' Dich Gott, Heimbl . . . die Mummerei paßt mir nicht, ich fürchte doch, mich zu verrathen . . ."

Diese Besorgniß mochte nicht grundlos sein, denn Aaron, der mit seinen Pferden in die Nähe gekommen war, hatte den Reiter bemerkt und schielte fortwährend nach ihm herüber.

Da könnt Er mir wohl etwas nach Kundl besorgen. Er reitet doch durch das Dorf. Nehm' Er das Päckchen da und geb' Er's im Pfarrhofe ab . . . Das ist Alles, was ich zusammenbringen konnte. Für den ersten Augenblick wird es genug sein, auch hat ja Trojer versprochen, ebenfalls herauszukommen und zu bringen, was er kann . . ."

„Ich werd's besorgen, Gnaden Herr Secretair . . .

Wenn der Trojer kommen wollte, müßt' er schon da sein: ich danke Dir, Heimbl, von Herzensgrund — es sind nicht Alle wie der ehrliche Tiroler Bacchus, und es heißt nicht umsonst, Freunde in der Noth gehen hundert auf ein Loth. Ich bitte Dich nur, steh' meinem armen Weibe bei . . ."

„Verlaß Dich darauf. So lang' der Heimbl sich rühren kann, soll es ihr an nichts fehlen . . ."

Die blauen Augen des Reiters füllten sich mit Thränen. „Daß ich sie jetzt, in solcher Lage, verlassen muß, das ist hart . . . O meine gute, gefühlvolle Sarah, was hast Du zu erdulden, um meinetwillen! Du kennst sie nicht, wie ich, Heimbl; Du weißt nicht, wie bitter sie leiden muß!"

„Ich kenne sie gut, und eben daß ich sie kenne, hat mich mit Deiner Judenliebschaft ausgesöhnt, die ich von Anfang bemerkt und getadelt habe, von der Du aber nicht abzubringen warst . . ."

„. . . Wir waren so glücklich in unsern beschränkten, zurückgezogenen Verhältnissen . . . das Einzige, was uns gefehlt hate, Kindersegen, sollte uns endlich auch zu Theil werden . . . da muß ich sie verlassen! Gerade zu der Zeit verlassen, wo die schwere, gefährliche Stunde heranrückt . . . Heimbl, ich will lieber doch wieder umkehren und erwarten, was kommt!"

„Und Dich einsperren und wer weiß wie lange herumziehen lassen? Nein, Du mußt fort; meine Nachrichten sind ganz sicher; wenn Du bliebst, würdest Du nur die Bekümmerniß Deiner Frau vermehren . . ."

„Es ist unerhört, himmelschreiend! Und ich habe doch nichts gethan!"

„So? Nichts? Du hast dem alten Abraham sein einziges Kind entführt und abtrünnig gemacht! Der Jude ist eine gar wichtige Person geworden, denn der ganze Hof

ist ihm schuldig. Der saubere Herr Schwiegervater nimmt einmal ein Procent weniger und hat sich dafür ausbedungen, daß man Dir an den Kragen geht!"

„Aber was kann man mir anhaben? Ist die Untersuchung nicht seit Jahren beendet . . . bin ich nicht vollkommen unschuldig erklärt worden?"

„Ei, Du liebe Unschuld! Man fängt eben eine neue Untersuchung an oder reassumirt die alte! — Wenn man den Hund prügeln will, ist der Stecken leicht gefunden: so wird man auch nicht verlegen sein, ein paar neue Indicien auszuspioniren. Und was liegt daran, wenn man Dir am Ende nichts anhaben kann und Dich freigeben muß? Du liegst doch inzwischen ein anderthalb Jährchen im Gefängniß, Dein Weib kränkt sich halb zu Tode, und der alte Jude hat seinen Haß und seine Rache an Dir gesättigt!"

„So will ich denn fort . . . vergiß nur nicht, sogleich zu Kanzler Biener zu geben, damit ich bald wieder zurückkommen kann!"

„Schlag' Dir das Zurückkommen aus dem Sinn! Du hast ja Freunde in Augsburg; dahin gehst Du und suchst ein Unterkommen, das Dir nicht fehlen wird . . . dann schicke ich Dir Dein Weib mit dem zu erwartenden Sprößling nach: an der Grenze nimmst Du sie in Empfang . . . In Tirol ist kein Boden mehr für Dich . . . so wenig als für den Kanzler, der nicht mehr mächtiger ist, als ein Strahl der eben da hinten untergehenden Sonne . . ."

Aaron war inzwischen unbemerkt und lauschend näher gekommen; jetzt war sein Argwohn Gewißheit — er sprang hastig hinweg, um den Herrn herbeizurufen. Henrici bemerkte ihn.

„Still," rief er, „war das nicht Aaron, des Juden

Vetter und Knecht? Er ist es! Wenn er mich erkannt hätte . . ."

„So mach' Deinen Klepper los, sitz' auf und sprenge davon . . . Keinen langen Abschied, Freund! Sei getrost, schreibe bald . . . und denk', ich sorge für Deine Frau, wie für eine Schwester . . ."

Im Augenblicke war es gethan; der Reiter flog die Straße dahin, gleichzeitig war Heimbl zu den von Aaron verlassenen Pferden getreten und hatte mit einem raschen Zuge die Halfter durchschnitten. Sie wurden unruhig, wieherten, bäumten sich und schlugen aus, daß Aaron wider Willen umkehren mußte, um Schaden zu verhüten. Auf sein Zetergeschrei kam auch Abraham herbeigeeilt und schalt: „Du bist zu gebrauchen zu gar nichts . . . was Du anpackst, das ist meschukke ... sollen die Gäul' einander die Füß' abschlagen, wo mich haben gekostet mein schönes schweres Geld?"

Aaron riß grimmig die Pferde zusammen und schrie: „Wollt' ich doch lieber, sie schlagen mir den Schädel ein! Er ist durch, Aette . . . er ist entwischt! Er ist gewesen hier, verkleidt't als ein Reiter und ist durch!"

„Von wem red'st Du?"

„Von wem sonst, als von dem Goi, der hat verführt unser Schickselchen . . . unsere Sarah!"

„Dann hat er doch Wind gekriegt!" brummte Abraham, sich den weißen, spärlicher gewordenen Bart streichend. „Soll er reiten, der Goi, und soll verkrummen! Ist er mir doch wenigstens nicht mehr im Wege! Wir wollen heim, Aaron . . . koppel' die Gäul, wir wollen heim!"

„Wie? Er soll reiten und soll entkommen unverfolgt?"

„Wie heißt verfolgen? Was kannst Du ihm anhaben? — Hat auch schon einen großen Vorsprung . . . ich will

heim, Aaron; koppel' die Gäul' — mir ist, als sollt' ich auch daheim erfahren 'was Neues!"

Widerwillig gehorchte der Knecht; die Verfolgung Henrici's wäre auch unmöglich gewesen, denn von der Straße her wurden Trommelschläge und Pfeifentöne hörbar. Mit einem ausbrechenden Freudenschrei sprang Alles von den Plätzen und eilte der Straße zu, um die heimkehrenden Landesvertheidiger, die erste wirkliche Frucht des Friedens, zu begrüßen. Bald schwenkte der lange stattliche Zug um die Arzlerreibe hervor, der einfache und doch so erschütternde Marsch der Trommeln und Pfeifen erscholl immer näher; immer näher wallten und wehten die weißrothen und grünweißen Banner heran, und als die Schützen selber in langen Reihen erschienen, in der Tracht ihrer Gemeinden und Dörfer, in den schlichten Joppen und Lodenröcken, die Büchsen auf der Schulter, und die Hüte den Grüßenden entgegenschwenkend, da war an ein Halten, an eine soldatische Ordnung nicht mehr zu denken ... Bürger und Bauer, Befreundete und Unbekannte, Alles lag einander brüderlich in den Armen, und über die Glücklichen, über die von raschen Händen bekränzten wehenden Fahnen hinaus stieg das Jubelgeschrei, das Knallen der Freudenbüchsen, Trommelwirbel und Pfeifenklang, daß der Wiederhall mächtig in den Bergen dahinrollte.

— Es dunkelte bereits, als Abraham die Stadt erreicht hatte. Eilig überließ er die Pferde Aaron und den Knechten und schritt seiner Behausung zu. Er zog nicht wie gewöhnlich die Glocke, sondern öffnete mit dem Schlüssel, den er immer bei sich zu tragen pflegte. Am obern Ende der Treppe kam ihm die alte Magd, sichtbar verlegen und betroffen, entgegen und stotterte einen verwirrten Gruß. „Wo ist Rebekka, mein Weib?" fragte der Jude, sie mit den Augen durchschauend.

„Ausgegangen . . .“

„So spät noch? Warum? Wohin? Wer ist hier gewesen? Mit wem ist sie gegangen?“

„. . . Ich weiß nichts . . .“

„Der Herr sieht Dein Herz, Diwarah, wie ich Dein Gesicht sehe, er wird Dich strafen für Deine Lüge! — Leuchte mir . . . hab' auch noch einen Gang zu machen in die Stadt und muß mich eilen, eh' das Thor der Judengasse wird zugeschlossen . . .“

Abraham schritt mit der leuchtenden Magd in die Wohnstube, steckte Gold zu sich und wollte wieder fort. An der Schwelle kehrte er nochmals um, holte aus der Lade ein blankes scharfes Schächtmesser, prüfte die Schneide und steckte es dann mit der Lederscheide in den Gürtel. „Was wollt Ihr mit dem Messer, Aette?“ fragte die Magd besorgt. „Laßt liegen die Scheid' und das Messer . . .“

„Es ist spät und finster in den Straßen,“ sagte Abraham mit eigenthümlicher Betonung, „es streicht viel brodlos gewordenes Kriegsvolk herum . . . will mich wehren mit dem Messer, wenn Einer wollt' Gewalt anthun dem Jüden, den er noch so spät außer der Gasse trifft . . . Will mich meiner Haut wehren, Diwarah!“

Hastig und Unverständliches vor sich hinmurmelnd eilte der Jude die finstern Straßen hin, sich immer möglichst nahe an den Häusern haltend und den Schritt mäßigend, daß er minder hörbar sein sollte. Von Zeit zu Zeit griff und tastete er an den Gürtel, als wollte er sich versichern, daß der Säckel mit Gold und das Messer sich noch dort befanden. Durch die Seele des alten Mannes zog es wie dunkle, sturmgehetzte Wetterwolken; Gedanken Bilder und Vorsätze jagten einander, ohne daß etwas haften geblieben wäre und Gestalt gewonnen hätte. Am öftesten und stärksten kehrte die Vorstellung wieder, daß der günstige Augenblick gekommen sei, für die Qual und den Jammer von

Jahren volle Genugthuung und Rache zu nehmen . . . worin sie bestehen sollte, war ihm noch nicht klar, aber daß er sich rächen wollte, stand desto fester — Ein Schlag sollte den Mann verderben, der ihm das Kleinod seines Herzens geraubt hatte: mit ihm die undankbare, vom Glauben der Väter treulos abgefallene Tochter und das Weib, das trotz seines strengen und drohenden Verbots den ersten Augenblick benützt hatte, um hinter seinem Rücken zu der Verstoßenen zu schleichen. Mit dem richtigen Gefühle des Hasses hatte er beim ersten Worte erkannt, wohin Rebekka so spät noch gegangen sei. — Nachdem er geraume Zeit durch Gassen und Gäßchen geschlüpft war, hielt er in der Richtung gegen Wilten zu an einem kleinen Hause still, das unscheinbar in Mitte eines Gartens lag, und in dessen Fenstern im Erdgeschosse noch Licht schimmerte. Es war der bescheidene Aufenthalt, welchen Henrici und Sarah gewählt hatten, das stille Glück einer kleinen, aber zufriedenen und liebevollen Häuslichkeit in traulicher Zurückgezogenheit zu verbergen.

Die Gartenthüre war nicht verschlossen; nichts wehrte dem Eindringenden, bis an die Fenster des Erdgeschosses zu schleichen; im Mauerschatten niedergedrückt konnte er durch die unverhüllten Scheiben das ganze Gemach überschauen. Beim Scheine einer hellbrennenden Lampe sah er eine weibliche Gestalt, abgewendet und darum nicht gleich erkennbar, auf einem schönen, bequemen Lager ruhen, wie auch die ganze Einrichtung des Gemachs von genügsamem Wohlstande zeigte. Am Kopfende des Bettes stand eine Wiege, dem Blicke des Lauernden zum größten Theile durch einen davor gerückten Stuhl mit hoher Lehne verdeckt. Desto besser erblickte und erkannte er den dunkelbraunen, über die Lehne gelegten Ueberwurf — es war Rebekka's Umschlagetuch . . . kein Zweifel mehr, sie war da! Eine dunkle, zornige Wuth stieg in Abraham's Seele

empor und malte ihm blutige Bilder aus . . . eine Weile verharrte er noch lauernd, dann schlich er mit lautlosen, weit ausgeholten Schritten in das Haus. Es war unverschlossen, auch die Thüre des beleuchteten Zimmers nur angelehnt; es war offenbar, Rebekka mußte sich entfernt haben, um irgend etwas dringend Nothwendiges herbeizuholen: sie konnte jeden Augenblick zurückkommen, was geschehen sollte, mußte rasch geschehen.

Die Thüre knarrte nicht; unbemerkt und unaufgehalten stand Abraham in dem Gemache und mit wenigen Schritten an dem Bette seiner Tochter. „Ja — ich will es," murmelte er vor sich hin, „mögen sie mich strafen und mir legen den grauen Kopf vor die Füße . . . ich heiße Abraham und will dem Herrn bringen ein Opfer wie Abraham! Ich will ihr das Messer in's Herz stoßen und dann erwürgen den Balg, den Zeugen meines Jammers und meiner Schande — das Kind der Abtrünnigen!"

Er nestelte am Gürtel herum und stand hart vor der Schlafenden. Sie lag erschöpft und bleich, in krankhaften tiefem Schlummer, gleich einer Todten; nur das krampfige Zucken der Nerven verrieth das noch in ihr wohnende Leben. Sie mußte schwer krank sein, unverkennbar rang das Leben nur noch schwach mit der übergewaltigen Zerstörung — aber auch in diesem Zustande war sie noch schön . . . es war dasselbe edel geformte Antlitz, das so oft die Freude seines Vaterherzens gewesen, unter diesen Lidern mit den langen schwarzen Wimpern ruhten dieselben seelenvollen Augen, die so oft in kindlicher Liebe zu ihm emporgeblickt hatten . . . es war ganz Sarah, das schöne, geliebte Kind . . . Der Alte fühlte mit Widerstreben, wie ein warmer Sonnenstrahl auf das Eis seines Herzens fiel. Er kämpfte mit sich selbst, das Eis fing immer mehr an zu thauen und zu brechen . . . er streckte die Arme aus und war im Begriffe, sich gerührt über die Schlafende zu wer-

sen . . . da, wie er sich vorgebeugt hatte, erblickte er in ihrer herabgesunkenen Hand ein kleines Kreuzbild und fuhr entsetzt zurück. Was hatte er thun, wie weit hatte er sich um einer schwächlichen Regung willen vergessen wollen! „Nein," murmelte er zurücktaumelnd, „ich habe keinen Theil mehr an diesem Weibe . . . meine Sarah ist todt, ist begraben . . . aber ich will auch meine Hand nicht beflecken mit ihrem Blute oder dem Blute des Kindes . . . der Herr hat gesprochen: Du sollst nicht tödten! . . . Aber nehmen will ich das Kind, mit mir nehmen und dahin bringen, wo es soll werden erzogen im Glauben der Väter . . ." Rasch trat er an die Wiege und zog die Schleierumhüllung weg, die über den Neugebornen gebreitet war: das Kind lag wohlgebettet in weichen weißen Kissen, wie eine Rosenknospe, tief und ruhig athmend im ersten Schlummer der Unschuld und der Gesundheit. Ein Hauch aus den Bäumen des Gartens von Eden schwebte noch um das kleine Geschöpf — vor seinem Wehen sanken Abraham's Hände nieder, die sich schon gehoben hatten, das Kind zu ergreifen. „Soll ich Dich nehmen," sagte er vor sich hin, „soll ich Dich nehmen von dem Herzen Deiner Mutter und soll Dich legen in die Arme des fremden Weibes? . . . Nein, Du bist unschuldig . . . Dir will ich nicht fluchen, an Dir will ich mich nicht rächen . . . bist ja doch von meinem Stamm, Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut . . . Du sollst nicht büßen für den Frevel der Gottlosen!" Mit emporgerichtetem Antlitz streckte er die Hände über den schlafenden Knaben. „Dich soll erhalten und beleben der Herr Zebaoth! Er soll nicht strafen an Dir die Schuld Deiner Mutter . . . Gott Adonai soll legen seine Hand auf Dich und soll Dich segnen mit dem Segen von Noah, Jakob und Abraham!" Einen Augenblick verweilte er noch wie in stillem Gebete, dann verließ er Stube, Haus und Garten.

Niemand hatte ihn bemerkt; Sarah — oder, wie sie seit der Taufe hieß: Maria schlief ruhig fort, aber über ihr Antlitz war eine leichte Röthe geflogen, vielleicht der erste Bote der Genesung . . . vielleicht bewegt von dem Segen des zürnenden Vaters hatte der Todesengel sich von ihr gewendet.

— — Desto ernster beugte er sich über ein anderes Lager herab, um nicht wieder von ihm zu weichen. Erzherzogin Claudia, deren erschütterte Gesundheit schon lange mehr und mehr in dem Welken und Verfallen der einst so schönen Gestalt sich verkündigt hatte, war seit Wochen durch einen stärkern Anfall an's Lager gefesselt. Schmerzliche Krämpfe und angstvolle Erstickungs-Anfälle wechselten in immer kürzeren Zwischenräumen: mit jeder Wiederkehr stieg die Heftigkeit des Angriffs, minderten sich Kraft und Fähigkeit des Widerstandes. Die Ursache dieser unerwartet raschen körperlichen Zerrüttung war nicht zu ermitteln; nur die Zeit ihres Beginns warf ein erhellendes Streiflicht auf die dunkeln Wurzeln des unheilvollen erstickenden Schlingkrauts. Seit der letzten Unterredung mit Ferdinand Karl, von welcher die Fürstin bewußtlos in ihre Gemächer gebracht worden war, hatte es begonnen; seit jener Stunde hatte das schleichende Uebel plötzlich seine Natur verändert und war aus einem langsam nagenden Wurme eine gefräßig schlingende Natter geworden. Es war nur Claudia's unverdorbene und kräftige Natur, welche der Vernichtung so lange Trotz bot: ein minder starker Körper wäre der Furchtbarkeit des ersten Anstoßes mit einem Schlage erlegen; Claudia überdauerte ihn, aber die Lebenskraft war für immer untergraben — der Stamm war vom Sturme nicht gebrochen oder umgestürzt, aber er war aus den Wurzeln gehoben und mußte langsam verdorren; die letzten schwachen Fasern, an denen der Baum noch mit dem

nährenden Boden zusammenhing, zernagte das giftige Gewürm des Grams, der Reue und Selbstanklage.

Claudia lag in ihrem Wohngemache, dessen Vorhänge herabgelassen waren, um den letzten hellen Herbstsonnenschein nicht hereinzulassen, den das dunkelnde Auge der Kranken nicht mehr vertrug. Sie war wie immer in dunkle Farben und beinahe vollständig angekleidet; so lag sie mit matt geschlossenen Augen in den Kissen des Ruhebetts, den Kopf leicht zurückgelehnt, in halbsitzender Stellung — die erstickenden Anfälle ließen sie in dieser Lage die meiste Beruhigung finden. Auf einem Tischchen nebenan unter Arzneifläschchen und Gläsern lagen Rosenkranz und Gebetbuch; dahinter war die Lieblings-Uhr der Fürstin gestellt, der Ritter mit dem Hammer, der mit unerbittlichen Schlägen die karge Zeit abmaß, die seiner Herrin noch gegönnt war.

Claudia hatte eben einen furchtbaren Anfall der Krankheit überstanden; erschöpft, gebrochen, mit eingesunkenen Augen und Schläfen lag sie da, die leidende Brust erbebte unter schmerzvollen stoßweisen Athemzügen. Ihr zu Haupten, etwas leicht über sie gebeugt, stand Pater Erasmus, der ernstfreundliche Guardian, und sprach der Fürstin mit wohlklingender, weich gehaltener Stimme zu: „Mache, o Herr, daß ich den Tod nicht fürchte . . . den Tod, der nicht ein Aufhören ist, sondern nur ein Uebergang! Nichts ist außer Dir, o Gott: das Gebirge wie das Käferlein, das im Moos seiner Gesteine lebt, sie sind in Dir, wie sie durch Dich sind . . . aber sie vergehen, und ihre Spur ist nicht mehr zu finden . . . wir aber vergehen nicht, denn wir sind Deines Geschlechts! Wir kommen auf einem dunkeln Wege zu Dir . . . mache, daß ich nicht erbange vor dem dunkeln Wege, denn das Ziel hinter ihm ist hell und gewiß, und das Ziel bist Du!"

Claudia's Athemzüge waren ruhiger geworden, sie

schlug die Augen auf und schien sich rasch und beträchtlich zu erholen. Mit der Belebung des Gesichts durch die dunkeln Augen, welche aus den eingefallenen Zügen nur noch größer und in ihrem alten Glanze hervorleuchteten, verlor sie den vorher schon aufgeprägten todtenhaften Ausdruck und vermochte, dem Pater mit überraschend sicherer und kräftiger Stimme zu erwidern: „Es ist vorüber ... die Last ist wieder weggewälzt von der Brust ... ich sah das Licht von Jenseits schon schimmern durch den dunkeln Weg ... aber ich muß noch einmal an seinem Eingange umwenden ... Es ist das Letztemal: ich fühle es — der nächste Anfall wird den dünnen Faden zerreißen ...“

„Erwarten wir in Fassung,“ sagte der Pater, „bis es dem Herrn gefällt. Mühevoll und langsam hebt der Gärtner die Pflanze, die er zur Veredlung bestimmt hat, aus dem geringen Boden, um sie in den höhern zu versetzen: das kurze Leiden der Trennung wird reichlich aufgewogen durch die Lüfte des Himmels, in welcher die wieder erwachende Pflanze die Blätter entfaltet ...“

„O wie ich mich sehne nach den Lüften des Himmels!“ seufzte Claudia. „Es ist so schmerzlich, diese irdischen zu athmen!“

„Aller Schmerz ist irdisch und verläßt uns, wie wir die Erde verlassen — bis dahin harren wir aus in geduldigem Hinblick auf den gekreuzigten Erlöser und Heiland der mehr Schmerzen erduldet, als alle Kinder des Staubes!“

„... Ich fühle, daß ich sie bald überstanden habe ... ich werde bald vereinigt sein mit meinem Erlöser in seiner Ewigkeit ... Aber noch einmal möchte ich im Staube mit ihm vereinigt werden ... ich möchte noch einmal das Abendmahl empfangen ... die heilige Oelung zum letzten Kampfe erhalten, da er heranrückt ...“

„Ich gehe, den Herrn Bischof in Kenntniß zu setzen!" sagte der Pater und schickte sich an, wegzugehen. Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Keinen Bischof!" rief sie. „An Ihrer Hand, Pater, will ich den dunkeln Weg betreten ... Ach, hätte ich Sie doch früher gekannt! Bei allem Glauben, bei aller Ergebung . . . wie war ich sonst so unruhig, so ängstlich, so überreizt . . . seit ich Sie kenne, bin ich ruhig und still . . . ich habe alle Sorge abgelegt . . . eine milde, vertrauende Zuversicht ist über mich gekommen!"

„Die Lehre Jesu ist mild, wie er selber war!" sagte der Pater. „Was sich nicht so erprobt, ist nicht aus ihm!"

„Eilen Sie, wieder zu kommen," entgegnete Claudia, „ich fühle, daß ich nicht lange mehr zu zögern habe . . . Bis dahin will ich ordnen, was ich an irdischen Dingen noch zu schlichten habe . . ." Sie sah, während der Pater ging, nachsinnend vor sich hin und fuhr in leisem Selbstgespräche fort: „Ehrwürdiger, greiser Carrara . . . wie tritt Deine redliche Gestalt so lebhaft vor mich hin! Ich habe wie Du das bunte Spielzeug' meines Lebens zusammengelegt . . . aber ich will noch einmal Musterung halten . . . Ach, es waren doch unvergängliche Edelsteine darunter!"

Sie schwieg einige Augenblicke; dann rief sie Schildhofer zu sich, der seitwärts stand und in rathlosem Schmerze mit Mühe seine äußere männliche Fassung behauptete. „Hast Du nach Ferdinand Karl geschickt? Ich will ihm noch einmal ein Wort an's Herz legen, will keinen Groll mit hinübernehmen in die Ewigkeit!"

„Es ist nach ihm geschickt!" sagte der Bauer kurz und gedrückt.

„Warum kommt er dann nicht? Rede, Schildhofer ... willst Du mir etwas verschweigen? Hast mir Deine Leb-

tage die Wahrheit gesagt und willst dem alten Brauch untreu werden an meinem Sterbebette? — Warum kommt er nicht?"

.... Weil er auf die Jagd ist ..." zögerte Schildhofer heraus.

Ueber Claudia flog ein krampfiges Zittern, sie seufzte und machte eine schwache Bewegung nach dem Herzen, als wenn sie dort eine schmerzliche Empfindung abwehren wollte. „Und wann," sagte sie gepreßt, „... wann hast Du nach ihm geschickt?"

„Gestern Abend, wie Du's verlangt hast, Durchlaucht, und heut' Morgens wieder, da ist er schon fort gewesen auf die Jagd ... Jetzt ist ihm ein reitender Bot' nachgeschickt ..."

„O Ferdinand," jammerte die weinende Mutter, „o Schmerzenssohn ... Du reißest mit glühenden Haken am Herzen Deiner Mutter! ... Aber Du, o Gott, Du bist Herr über die Könige, wie über ihre Völker ... Du wirst wissen, warum er an diesem Lager fehlen muß! Ach ich Arme muß ja auch meinen guten, sanften Franz Sigismund an ihm vermissen ... Ruf' mir die Mädchen, Schildhofer, damit wenigstens meine Töchter den letzten Segen in Empfang nehmen für Alle!"

„Es sind auch noch andere Leut' draußen, die Du hast rufen lassen", erwiderte Schildhofer, „... aber ich fürchte ..."

„Fürchte nichts ... ich weiß, wen Du meinst! Laß sie eintreten, aber ... nicht mit einander ... Elisabeth — die Frau Kanzlerin soll zuerst kommen!"

Der Bauer ging, und Elisabeth trat ein, ihren Knaben an der Hand führend und ganz in Thränen aufgelöst. Unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen, sank sie vor Claudia in die Kniee, die ihr mit sanftem Lächeln gebotene Hand mit ihren Thränen überströmend. „Es freut mich,

daß Du kommst," sagte Claudia nicht ohne Anstrengung, „ich habe Dich lange — lange nicht gesehen . . . Bist Du glücklich, Elisabeth? Ach ja, Dein Aussehen zeigt, daß Du es bist . . . Wie schön Du geworden bist, wie frei und edel . . . ich erfreue mich Deiner . . . bleibe immer so glücklich, immer!"

„Was ich bin," schluchzte Elisabeth, „. . . all' mein Glück ist das Werk Ihrer Durchlaucht . . ."

„Ich habe Dir ja gelobt, Deine Mutter zu sein . . . ich habe also nur Wort gehalten . . . Ist das Dein Sohn? Laß ihn herantreten ... ein offenes, liebes Kindergesicht . . . er gleicht seinem Vater . . ." In wehmüthig freudiger Erregung betrachtete Claudia den Knaben, der sie etwas befangen, aber doch fest und zutraulich mit weit offenen Kinderaugen ansah. Dann legte sie ihm die Hand auf's Haupt und rief, den Blick nach oben gewendet und mit bewegter Stimme: „Ich darf glauben, daß mein betendes Wort für dieses Kind nicht ohne Kraft sein wird . . . Gott gebe Dir den Frieden . . . den Frieden der Seele . . . ich habe Dir kein anderes Glück zu wünschen ..." Sie war sehr ergriffen, winkte Elisabeth zu gehen und sank mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück. „. . . Geht'" sagte sie leise, „ . . . geht . . . lebt wohl . . ." Weinend und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, schwankte Elisabeth aus dem Gemache.

Claudia blieb noch eine Weile hochathmend und wie ausruhend liegen; sie gewahrte nicht, daß Kanzler Biener lautlos eingetreten war. Der sonst so starke Mann war tief erschüttert und bleich und sank vor Erregung einige Schritte vor der Fürstin entfernt ehrerbietig in's Knie. „Durchlaucht haben mir erlaubt . . ." sagte er nach kurzem Schweigen.

Ueber Claudia zuckte wieder wie vorhin eine krampfhafte Bewegung, aber sie schien nicht so schmerzlicher Art

zu sein. Sie hatte den Kanzler seit ihrer Thronentsagung absichtlich gemieden, die Geschäfte hatten ja aufgehört, für den freundschaftlichen Umgang mit ihm einen Vorwand zu bilden: kaum einmal mehr hatte sie die vertraute Stimme vernommen — aber sie lag noch im Banne dieses Tones, und ein schönes Lächeln umspielte ihren Mund, als sie die Augen aufschlug und einen Moment auf dem vor ihr Knieenden ruhen ließ. „Ja", sagte sie, „ich habe sehr verlangt, Ihn noch einmal zu sehen . . . Wenn zwei Freunde lange mit einander gewandert sind, ist es wohl billig, daß sie sich noch die Hände schütteln, eh' ihre Wege sich scheiden . . ."

„Sei dieser Augenblick noch fern! Durchlaucht werden genesen! . . ."

„Der Augenblick ist da! Nehm' Er immer meine Hand . . . zum letztenmal . . . wir dürfen sie uns schütteln und uns ohne Erröthen in die Augen sehen . . . wir haben redlich ausgehalten . . ."

„O Herrin . . . Claudia . . ." rief Biener schmerzlich, indem er näher trat, ihre Hand ergriff und sich knieend tief auf dieselbe niederbeugte.

„Ich hab' Ihm auch noch abzubitten . . ." fuhr sie fort, „daß ich Seinem letzten Rathe nicht gefolgt bin. Ich habe schwer dafür gebüßt . . . und auch Er muß mitleiden dabei . . . ich hab' es wohl gehört, sie machen es Ihm schwer, im Amte zu bleiben . . ."

„Schwere Arbeit ist zu ertragen — aber zu wissen, daß sie vergeblich ist, das entmuthigt!"

„Und doch kann ich Ihn nicht frei geben — doch muß Er aushalten . . . und muß mir versprechen, daß Er es thun will . . ."

„Ich hab' es Durchlaucht gelobt . . . wenn es Sie beruhigt, will ich gern das Gelöbniß wiederholen . . ."

„Ich danke Ihm — Er muß bei meinem Sohne

bleiben . . . ich kann mich noch jetzt von dem Gedanken nicht trennen, daß er zur Einsicht kommen wird . . . Er schweigt? Meint Er das nicht auch? Will Er, daß ich in diesem Punkte wirklich trostlos, ohne alle Hoffnung hinübergehen soll?"

„Das nicht — Erzherzog Ferdinand Karl ist eine gute, im Kerne ganz treffliche Natur, aber er ist weich und lenksam und scheut den Ernst. Wer ihn am sanftesten führt, dem folgt er, und wär's in den Abgrund; die rauhe Hand, die ihn aufrüttelt, ist ihm verhaßt — doch gebe ich ihn nicht für verloren. Die reife Einsicht des Lebens wird ihn zur Besinnung bringen und einen so gerechten als gütigen Fürsten aus ihm machen . . . aber dazwischen liegen Jahre, Durchlaucht — Jahre der Enttäuschung, der bittersten Erfahrungen . . ."

„Darum muß Er bis dahin ausharren bei ihm . . . Ach, er wird dann so gern nach einer so sichern Freundeshand greifen, als die Seinige ist!"

„Wenn Durchlaucht nicht mehr sind? — Ich zweifle daran. Ich bin jetzt schon gestürzt: mein Einfluß, meine Macht sind gleich ohnmächtig wie mein Rath — was mich noch vor dem äußern Sturze hält, ist die Scheu vor meiner Vergangenheit, die Scheu vor Ihnen, Durchlaucht . . . Das Vertrauen, womit Sie mich geehrt haben, umstrahlt mein Haupt noch, wie der Strahl einer untergehenden Sonne einen einsamen Felsengipfel: lassen Sie die Sonne gesunken sein, so umhüllt ihn die Nacht der Vergessenheit. Claudia war der Schutzgeist meines Lebens und Wirkens . . . er weicht von mir, wenn diese geliebten Augen sich schließen . . ."

„Das soll nicht geschehen," rief Claudia warm, „wenn ich Sein Schutzgeist war, will ich auch nach dem Tode noch über Ihn wachen! Nehm' Er dies versiegelte Blatt . . . es ist ein Brief an meinen Sohn, ein ernstes Mutter=

wort. Mach' Er davon Gebrauch, wenn Er den Augenblick für geeignet hält, wenn Ihm irgend eine Gefahr drohen sollte . . . im Leben hat er die Stimme der Mutter nicht beachtet — er wird sie hören, wenn sie aus dem Grabe zu ihm dringt . . ."

„O Herrin," rief Biener bewegt, indem er das Blatt ergriff und in die Tasche seines Mantels steckte, „welch' ein Dank ist groß genug für solche Güte!"

„Ich habe Ihm zu danken . . . Er bleibt ja um meinetwillen auf dem Posten, wenn Er ihn auch schon für verloren hält . . .! Ich habe mich nie in Ihm getäuscht . . . Er ist ein Mann gewesen in Wort und That . . . und doch," setzte sie nach kurzem Innehalten leiser hinzu . . . „Eines habe ich doch vor Ihm voraus . . ."

„Wie gern räum' ich Durchlaucht jeden Vorzug ein!"

„Ich bin Ihm doch treuer geblieben, als Er mir . . . Weiß Er noch, wie wir den Pastor fido zusammen lasen? Das waren sonnenhelle Zeiten . . . der Glanz ihrer Erinnerung hält noch in dieser Stunde aus . . . er muß kein falsches Licht gewesen sein . . . Weiß Er noch . . . die Stelle:

‚Die alte Liebe weicht vor neuem Reiz . . .?'

„Ich weiß," flüsterte Biener innig in das im Verfalle des Todes noch edle Antlitz empor, „aber ich darf antworten wie damals:

‚Wenn Herz und Seele sich zuvor verwandelt!'

Ich hebe den Schleier nicht, der unberührt bleiben muß, aber das darf ich sagen . . . im tiefsten, geheimsten Grunde meiner Seele lebt nur ein Bild und wird dort leben, bis ich dem Urbilde wieder begegne . . . dort, wo der Abdruck offen auf meiner Brust flammen darf, als der schönste Ehrenschmuck!"

Claudia wandte das Antlitz zur Seite und machte eine rasche abwehrende Bewegung. Sie war zu schwach, das ergreifende Gespräch fortzuführen. „... Also ... leb' Er wohl ... bis zu jener Begegnung ... lebe wohl, Guglielmo ...“

„O Claudia ...“ rief Biener mit schmerzgebrochener Stimme und drückte einen innigen Kuß auf die abgemagerte blendend weiße Hand, „... ich vermag es nicht ... mir bricht das Herz! Ist der Augenblick des Scheidens wirklich da? ... Ist keine Rettung, keine Hilfe mehr?“

Claudia sah ihn mit seligem Lächeln an und schüttelte sanft das Haupt. „Wie hieß es in unserm Pastor fido?“ flüsterte sie.

„‚Nein, keine Heilung, keine — denn der Tod!‘

Zum letztenmale ... Guglielmo ... lebe wohl!“

„Lebe wohl, Claudia ...“

„... Freund meiner Seele ...“

„Geliebte Freundin ... mein Sonnenstrahl ... mein Schutzgeist ... lebe wohl!“

Claudia sank ermattet zurück; Biener mit Thränen im Auge schritt aus dem Gemache, an den Prinzessinnen vorüber, die laut weinend mit Schildhofer herbei eilten, dem letzten Rufe der Mutter zu folgen. Die ältere Clara Isabel, schon zur Jungfrau gereift, hatte wenig Thränen mehr, der Quell war ihr schon versiegt in der Vortrauer über den Verlust, den sie lange nahe gesehen; sie sank schluchzend neben der Mutter nieder und barg das rothgeweinte Gesicht wortlos in den Falten des Gewandes. Die jüngere, noch mehr kinderhafte Leopoldine hatte kein Maß in der Bitterkeit des ersten großen Schmerzes, der ihre junge Seele erfüllte. Laut aufweinend warf sie sich über die todeskranke Mutter und überdeckte sie mit Küssen und Thränen. Schildhofer wollte sie beruhigen und weg-

nehmen. „Sei gescheidt, Prinzessin Pold'l," sagte er, „nimm Dich zusammen — schau, es thut der Frau Mutter nochmal so weh, wenn sie Dich so weinen hört . . ."

Claudia aber wehrte ihm, zog Beide an sich, küßte sie und flüsterte ihnen mit beengter Stimme zu! „Lebt wohl, meine Kinder . . . bleibt gut und ehret mein Andenken . . . Bringt meinen Segen Franz Sigismund . . . und auch meinem Sohne Ferdinand . . . Ach warum ist er nicht hier! . . . O mein Sohn, mein Sohn . . . ist denn noch nichts von ihm zu sehen . . .?"

Sie verstummte, als keine Antwort erfolgte; die Aufregungen der letzten Augenblicke, die Anstrengung des Redens hatte sie erschöpft . . . das tödtliche Uebel kehrte in einem letzten gewaltsamen Anfalle wieder . . . sie fuhr gewaltsam auf, wie Jemand, der angstvoll nach Athem sucht und ringt . . . dann sank sie zurück. Schildhofer geleitete die Prinzessinnen hinweg, während Pater Erasmus unter einem kleinen Baldachin mit dem Sanctissimum eintrat. Die Fürstin erblickte ihn nicht mehr — er konnte nichts mehr thun, als sie mit dem heiligen Oele salben. Im Gemache herrschte tiefes Schweigen, nur unterbrochen von dem leisen Geklingel der Ministrantenglöckchen und von dem Aufschluchzen Poldel's. Feiner Duft der brennenden Kerzen und des Weihrauchs schwebte über den Anwesenden wie der Odem einer andern Welt.

Pater Erasmus, über die Sterbende gebeugt und ihre letzten Regungen beobachtend, flüsterte ihr mit milder Stimme in's Ohr: „Mache, o Herr, daß ich nicht erbange vor dem dunkeln Wege, denn das Ziel hinter ihm ist hell und gewiß . . ."

„. . . Und das Ziel . . . bist Du . . ." hauchte Claudia mit der letzten Kraft und hatte vollendet. Der Ritter auf der Uhr hob mit dem Hammer aus, als wollte er verkünden, daß die Zeit für sie vorüber war. — — —

Mit einemmale wurden ferne Stimmen hörbar, eilende Tritte kamen immer näher, und bald stürzte Erzherzog Ferdinand Karl im ledernen Jagdkoller, ohne Hut, mit fliegendem Haare, vom angestrengten Ritte gluthroth und schweißbedeckt in's Gemach. „Mutter, Mutter . . ." rief er schon an der Schwelle, „lebst Du noch? . . . O . . . Du mußt noch leben, Du darfst nicht so von hinnen gegangen sein . . ." Niemand antwortete, der Pater deutete würdevoll nach oben, und mit einem wilden Aufschrei stürzte der unselige Fürst wie bewußtlos zu den Füßen der Leiche.

— Wenige Tage später wogte ein nicht endender Trauerzug durch die Straßen von Innsbruck der Jesuitenkirche zu. Unter diesem prachtvollen, von ihr und ihrem Gemahle erbauten Tempel hatten sie sich die Erbgruft gegründet: dort sollte auch Claudia ruhen zur Seite des ihr so lange vorangegangenen Leopold. Die Herzogin war in der Hofkirche beigesetzt, unter einem prachtvollen Katafalk von schwarzen Stoffen mit Goldschnüren und Quasten; ein Wald von Blumen und grünen Gewächsen streute Düfte des Lebens über den Tod, ein Meer von Lampen, Kerzen und Fackeln schuf das künstliche Dunkel der Kirche in schwermüthige Dämmerung um, das Chorgebet der Mönche wechselte mit Klagegesängen und Trauermusik, bis der Augenblick des Begräbnisses gekommen war.

Alle Glocken in der Stadt wie von den Dörfern der Umgebung begannen feierlich zur Schiedung zu läuten, als der Zug sich durch den Bogen und nach dem Graben in Bewegung setzte, um über den Stadtplatz auf langem Umwege von der entgegengesetzten Seite die Jesuitenkirche zu erreichen. Voran schritten Zünfte und Bruderschaften mit ihren Insignien und Standarten, sämmtlich in Flor gehüllt, nach ihnen Bürgermeister und Rath der Städte Innsbruck und Hall, in Trauerkleidern, mit brennenden Kerzen in

den Händen; dann folgten die Geheimräthe, die Kanzler, Vicekanzler und Präsidenten mit Abgeordneten der tirolischen Ritterschaft, den Mitgliedern der Regierung, den Hof- und Landleuten, an welche sich die übrigen Beamten, die Kanzleiverwandten und Hofdiener anschlossen. Nun erschienen in unabsehbaren Reihen die Mönchsorden der Stadt, Kapuziner, Franziskaner und die Wiltener Chorherren, hinter ihnen die Cantorey, die fürstlichen Capläne und Ministranten mit ihren Stäben, Pluvialen und Infeln, die Aebte und Pröbste von Gries, Welschmichael, Wilten und Stams. Unter dem gedämpften Klange der schwarzverhüllten Pauken und Trauertrompeten schritten die Heerpauker und Trompeter dem Obersthofmeister mit dem schwarzen Stabe voran; hinter ihm wehten und wallten die Fahnen von Habsburg, Tirol, Württemberg, Oesterreich und Toscana neben der schwarzen Klagsfahne, sämmtlich mit den Wappen der genannten Länder geziert. Hinter jeder Fahne stolzirte ein schwarzes Trauerpferd, mit langen schwarzem Sammetschlepp bedeckt, die Füße mit Filz beschlagen, links und rechts mit Wappenschildern behangen und von zwei Cavalieren geführt. Hinter ihnen folgten die Kleinodien und Zeichen der herzoglichen Würde, auf schwarzen, goldverbrämten Kissen getragen, Scepter und Herzogshut, und nach diesen schwankte der Sarg, mit Gold und Wappen auf schwarzem Sammet verhüllt, abwechselnd getragen von dreißig Hof- und Landesherren und zu beiden Seiten begleitet von sechs in Trauer gekleideten Edelknaben mit Windlichtern.

Der Herzog hatte Alles aufgeboten, um den Leichenzug der Mutter mit jeder fürstlichen Pracht auszustatten: er fand eine Art Beruhigung darin, nachdem er es versäumt hatte, ihre letzten Augenblicke durch die reuige Bewegung seines Herzens zu erheitern. Diese Bewegung war neu und tief genug, um noch anzudauern, als er hinter dem

Sarge einherschritt; er war todtenbleich, und seine Augen zeigten die Spuren von häufigen Thränen; ihm folgten die beiden Erzherzoginnen, kaum im Stande, den Schmerzensweg zu vollenden, jede von zwei Hofherren gestützt. An sie schlossen sich auf des Herzogs ausdrücklichen Wunsch Kanzler Biener und der alte Schildhofer mit dem Rosenkranze in den schmerzlich gefalteten Händen. Nach den Herren und Frauen des Hofes, worunter auch Elisabeth sich befand, folgte der Trabantenhauptmann mit den Trabanten und Schützen und bildete den Schluß.

Hintennach und zu den beiden Seiten drängte die Einwohnerschaft der Stadt und das Landvolk, das aus den fernsten Thälern herbeigekommen war, der guten Frau Claudia durch das Geleit zum Grabe die letzte Ehre zu erweisen und den letzten Dank zu bringen. Laute des Weinens und Betens umgaben und begrüßten den Sarg, wo er erschien — die Liebe des ganzen Landes legte ihren Kranz darauf, schöner und kostbarer, als alles Prachtgepränge des Trauerzuges.

. . . Die Vigilien waren gesungen, das Libera verstummt, der Sarg die breite Marmortreppe hinab in die Gruft getragen und zur rechten Seite des kleinen schmucklosen Altars in die Nische gestellt. Das eherne Gitter der Nische war geschlossen und versiegelt, das Trauergeleite hatte sich zerstreut, und nur die Steinmetze waren noch beschäftigt, die große Marmorplatte herbeizuschaffen und den in die Mitte der Kirche mündenden Eingang der Gruft zu verschließen.

In dieser war es schon ganz öde geworden; die ewige Lampe zwischen den beiden Säulen des Gewölbes war angezündet und beleuchtete nur noch ein einziges Paar, das auf dem Betschemel vor dem Altärchen kniete.

Es war Biener und Elisabeth.

Die Arbeiter hatten ihre Vorbereitungen beendet und

mahnten zum Aufbruche. „Komm'," sagte Biener, sich erhebend, „richte Dich auf! wir wollen nicht mehr um die Verklärte trauern, aber sie heilig halten in unserm Angedenken!"

Elisabeth erhob sich mühsam. „Ich vermag es noch nicht, mich von ihr zu trennen . . . o noch einmal nimm meinen Dank . . . Du mußt ihn hören durch den Tod und durch das Erz Deines Sarges!" Sie war an die Nische getreten und drückte das thränennasse Gesicht an die kalten Gitterstäbe.

„Du hast Recht, Elisabeth," sagte Biener, sie sanft emporrichtend und hingerissen von der gerührten Stimmung des Augenblicks, „und damit Du ganz erkennst, wie sehr Du Recht hast, so erfahre jetzt, was Du an keinem bessern Orte erfahren kannst, als vor diesem Sarge . . . erfahre ganz, welch' edles Herz hier in Staub zerfällt . . . Sie hat nicht nur ihrer Pflicht das eigene Herz und das Glück des eigenen Herzens geopfert . . . sie war groß genug, den Mann, den sie geliebt, entsagend in die Arme der Freundin zu führen — dem fremden Glücke einen Tempel zu bauen aus den Trümmern des eigenen . . . der Friede des Himmels schwebe um diesen Staub!"

„O . . . meine Ahnung . . .!" flüsterte Elisabeth und sank erschüttert in die Arme des Kanzlers.

Vierzehntes Kapitel.

Das Bild der Fürstin.

Wenige Wochen später stand die Dienerschaft des Erzherzogs Ferdinand Karl in dem zu den inneren Gemächern

führenden geräumigen Vorsaale und suchte sich die lange Weile des Wartens durch Gespräche zu verkürzen. Sie waren Alle noch in tiefe Trauer gekleidet und lehnten oder saßen einzeln oder zusammen in Fenstern oder Ruhebetten. Niemand beachtete den alten Schildhofer, der in eine Brüstung getreten war, und dessen Haar und Bart nun schon so weiß schimmerten, wie draußen vor dem mächtigen Fenster die Schneebedeckung der Dächer und die daran niederhangenden Eiszacken. In der Nähe des mächtigen Ofens, der, kunstreich geformt, sich wie ein kleines Prunkgebäude bis an die Stuccverzierungen der Decke erhob und angenehme Wärme verbreitete, schritt ein ältlicher Mann in dunkler Tracht, mit scharfgeprägten Zügen und dunklen Augen, hin und wieder, manchmal inne haltend und nach der hohen Thüre blickend, die in die fürstlichen Zimmer führte.

Endlich öffneten sich die Flügel derselben, und der Kammerdiener Marello trat ein; der ältliche Mann ging ihm mit unterwürfiger Verbeugung entgegen, während die übrigen Diener sich auf einen hochmüthig gebieterischen Wink Marello's in die Ecke am Haupteingange zurückzogen. Beide traten in eine Fensterbrüstung unweit des von Schildhofer eingenommenen Platzes und unterredeten sich, um den unscheinbaren Bauer unbekümmert in italienischer Sprache.

„Seien Sie mir willkommen, Signor Ranconi,“ sagte Marello ihn begrüßend, „Sie warten wohl schon einige Zeit?“

„Allerdings,“ war die Antwort, „ich hatte mich sehr beeilt, um schon vor der Stunde zugegen zu sein, die Sie mir bestimmt haben; ich warte bereits über eine Stunde und habe schon angefangen zu fürchten; daß es vielleicht wieder vergeblich sein könnte . . .“

„Möglich ist es immerhin, aber nicht wahrscheinlich.

Seine Durchlaucht haben Ihre Ankunft ganz bestimmt ansagen lassen und sollten schon vor einer halben Stunde eintreffen, also dürfen wir ihn desto bestimmter mit jedem Augenblicke erwarten. Um vier Uhr soll zur Tafel gegangen werden — vorher wird sich wohl ein Augenblick finden, Sie vorzustellen!"

„Zählen Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit und Ergebenheit . . . Darf ich fragen, wo Seine Durchlaucht sich befinden?"

„Er hat einen Ausflug gemacht, um sich etwas zu zerstreuen. Wie Sie sehen, ist der Hof noch in tiefer Trauer über den Hintritt der frühern Regentin, der Frau Herzogin Mutter. Das Hinscheiden der hohen Frau ist etwas unerwartet gekommen und hat den jungen Herzog so sehr angegriffen, daß er nothwendig Erholung bedurfte. Er hat sich daher mit einigen Cavalieren auf ein paar Wochen in das Kloster zu Stams begeben."

„In ein Kloster? Das ist ein sonderbarer Ort, um sich zu zerstreuen!"

„Keineswegs! Die hochwürdigen Herrn Cisterzienser verstehen nicht blos zu beten, sondern führen auch ein vortreffliches Glas Wein im Keller und sind einem lustigen Gespräche nicht abhold. Ueberdies soll es dort die schönsten Berghirsche geben, und der frisch gefallene Schnee begünstigt das Waidwerk, ohne daß das Ceremoniell der Trauer irgendwie durch das beeinträchtigt würde, was an einem Orte geschieht, der, so viel ich davon weiß, so ziemlich aus der Welt liegt!"

„Sie erhöhen meine Begierde, einen so außerordentlichen Fürsten kennen zu lernen! Bin ich doch bereits drei Wochen in Innsbruck, ohne daß mir dies Glück zu Theil geworden wäre. Sie glauben nicht, wie viel man in unserm Vaterlande von dieser Stadt und diesem Hofe zu er-

zählen weiß: man nennt sie nicht anders als Klein-Italien?"

„Nicht ganz mit Unrecht; aber an der Verzögerung sind Sie selber schuld, Sie haben sich um die Protection der Frau Gemahlin des Herzogs beworben . . ."

„Allerdings; sie ist eine Italienerin: mußte ich da nicht annehmen . . ."

Marello lachte und rief: „Nein, Sie hätten annehmen müssen, daß es in Klein-Italien ebenso beschaffen ist, wie in Groß-Italien: der römische Einfluß überwiegt jenen von Toscana. Sie haben das bereits erfahren!"

Während dieses Gesprächs war eine kleine, verwachsene Menschengestalt durch die Hauptthüre hereingekommen, in doppelfarbiges Gewand gekleidet, das sich über den höckerigen Rücken und die verkrüppelte Brust in sonderbare Falten zog, während auf dem dicken Kopfe über den verschmitzten Augen eine bunte Gugelkappe mit klirrenden Röllchen saß. Der Kleine schritt im Vorsaale mit possirlichen Schritten herum und erregte die Aufmerksamkeit des Italieners, der sich fragend an Marello wendete: „Was ist das für eine Figur? Der Hofnarr ohne Zweifel?"

„Der Hofzwerg," erwiderte Marello, „oder, wie er meistens genannt wird, der kleine Riese; ein halb blödsinniger Knirps, an dessen Dummheiten sich die Herrschaften manchmal erlustigen. Der kleine Riese heißt er zum Unterschiede von dem großen Riesen, der auch am Hofe gefüttert wird, weil der Kerl zehn Schuh lang gewachsen ist. Die Beiden können sich nicht mit einander vertragen, und ihre Feindschaft muß oft zur Unterhaltung herhalten. — He da," rief er den Zwerg an, „Meister Brasch, was macht Dein guter Freund, der Riese Heind'l? An Deiner Stelle ließ' ich mir die Zurücksetzung nicht gefallen, daß der Herzog den ungeschlachten Menschen nach Stams mitgenommen und Dich zurückgelassen hat!"

Der Zwerg blieb vor Marello stehen, grinste ihn boshaft an und rief: „Dein guter Freund kann der schäbige Gesell sein! Wenn Du mich foppen willst, werd' ich Dich mit dem Kolben lausen!“

„Ha ha,“ lachte Marello, „er ist dem Riesen so spinnefeind, daß er ihn vergiften könnte!“

„Und wer,“ unterbrach ihn der Italiener, „ist wohl jene andere Gestalt dort neben uns? Die dort in dem Bauerngewande? Das ist wohl auch eine Art von Hofnarr?“

„Vortrefflich!“ rief Marello, in noch lauteres Lachen ausbrechend. „Sie wissen nicht, welch' witzige Bemerkung Sie gemacht haben! Das ist wahrhaftig eine Art Hofnarr in Bauerntracht!“

Schildhofer war durch seinen frühern Verkehr mit den südlichen Theilen von Tirol in der italienischen Sprache genügend vertraut, um die Unterredung zu verstehen, hatte sich aber bisher den Anschein gegeben, als achte er nicht darauf. Jetzt stand er mit einemmale vor den Beiden, schaute sie mit seinem festen, durchdringenden Blicke an und sagte: „Kann Dir nicht ganz Unrecht geben, Kammerdiener! Wenn ich mich so umschau', kommt es mir selber vor, als hätte ich den Narren gespielt! Aber mein Posten wird frei . . . Ihr könnt Euch alle Zwei darum bewerben und braucht nicht erst für die Narrenkappen zu sorgen!“

Der Kammerdiener, der es mit Niemand ganz verderben mochte, der möglicherweise noch einen Schatten von Gunst oder Einfluß besitzen konnte, war über den Vorfall betreten und rief einlenkend: „Ihr müßt nicht ungehalten sein . . . es war nur ein Scherz . . . aber wie soll ich Eure Antwort verstehen?“

„Ist doch ganz deutlich!“ erwiderte Schildhofer. „Ich bin ein alter Kerl, die Luft in 'Spruck thut mir nimmer gut, ich will wieder zurück in mein warmes Passeyer.“

Bei diesen Worten wandte er sich um und dem Staatskanzler Biener zu, welcher inzwischen eingetreten war und ihm die Hand bot. „Grüß' Gott, Excellenz,“ sagte er, „ich will fort! Zu thun hab' ich nichts mehr in 'Spruck, und das Maulaffen-Feilhalten will ich andern Leuten überlassen! Wie wär's, wenn wir mit einander gingen, Excellenz? In der Nachbarschaft von Passeyer, in Meran, sind gar so viel warme Ortel'n; ich mein', Du sollt'st Dir auch eins aussuchen!“

„Wer weiß, was geschieht,“ erwiderte Biener ernsthaft, „wenn ich einmal ein freier Mann bin, wie Du; jetzt bin ich noch angeschmiedet und muß in Gottes Namen aushalten!“

Pferdegetrappel vom Schloßhofe her unterbrach das Gespräch und brachte die Dienerschaft in eilige Bewegung; die Lakaien rissen die Flügelthüren auf und sprangen die Treppe hinab, an welcher die Trabanten salutirten und die Hellebarden klirrend auf dem Marmorpflaster aufstießen. Erzherzog Ferdinand Karl war angekommen und schritt im pelzverbrämten Reitkleide durch das Gemach, zwischen den Hofherren und Beamten hindurch, welche sich inzwischen zu seinem Empfange zahlreich eingefunden hatten. Es befanden sich darunter Pater Gravenegger, Kammer-Präsident Schmauß, der Geheimrath Gröbner von Wolfsthurm, Marchese Luniati und Graf Ferrari. Der Fürst schien sehr gut gelaunt zu sein und grüßte die Anwesenden mit gewohnter Leutseligkeit, indem er die Einzelnen bei ihren Namen nannte und auch mit dem Einen oder Andern ein freundliches Wort wechselte; nur an Kanzler Biener, der zuvörderst in der Reihe stand, schritt er in absichtlicher Nichtbeachtung vorüber, indem er sich den Anschein gab, als sei seine ganze Aufmerksamkeit durch die große goldverzierte Mappe in Anspruch genommen, welche auf dem

rothen Teppiche des mitten im Gemache stehenden runden Tisches lag.

„Was ist hier, was enthält diese Mappe?“ rief er.

„Ohne Zweifel,“ sagte Luniati, ehrerbietig vortretend, „befindet sich darin der von Ihro Durchlaucht bestellte Kupferstich nach dem Bildnisse der hochseligen Frau Herzogin Claudia.“

„Wie, schon fertig?“ unterbrach ihn der Herzog eifrig, „Das ist mir eine große Freude und Ueberraschung! Man soll es sogleich öffnen . . .“

Marello knüpfte die Bänder der Mappe los und überreichte dem Herzog das in Kupfer gestochene Bildniß Claudia's, das der Herzog einige Augenblicke schweigend betrachtete, während der Anflug einer wirklichen Rührung über sein Antlitz ging. „Meine gute, liebevolle Mutter!“ rief er. „Das Bild ist vortrefflich! Sorge dafür, Marello, daß es in einem Rahmen gefaßt wird, so kostbar und schön, als er irgend zu haben ist. Dann sorge, daß es unmittelbar über meinem Arbeitstische aufgehangen werde!“

Biener war über dem Benehmen des Herzogs mit übereinander gebissenen Lippen bei Seite getreten und nebenan stehen geblieben; jetzt flüsterte er dem neben ihm stehenden Schildhofer zu: „Ueber dem Arbeitstische! Das ist das beste Mittel, sich das Bild aus den Augen zu schaffen: dahin kommt er in Monaten nicht!“

„Dem Kupferstecher,“ fuhr Ferdinand Karl fort, „dem trefflichen Künstler, werde ich für das erschaffene Meisterwerk persönlich danken. Einstweilen soll Marello dafür sorgen, daß ihm ein Ehrensold von tausend Ducaten ausgezahlt wird . . .“

„In der Casse sind keine tausend Gulden!“ flüsterte Biener wie zuvor.

Unter den Anwesenden gab sich eine bewundernde Auf-

regung kund, und Graf Ferrari rief begeistert aus: „Wahrhaft ein fürstliches Geschenk! Vor dem Schutze, welchen Ihro Durchlaucht den Künsten gewähren, verschwindet Alles, was die großen Kunst-Mäcene Italiens, die Medicäer und die Päpste, jemals gethan haben!“

„Vielleicht,“ rief Marchese Luniati, „ist dieses gerade der günstige Augenblick, Durchlaucht noch einen andern Künstler vorzustellen!“ Er deutete dabei auf den ehrerbietig herbeigetretenen Italiener und fuhr fort: „Signor Beppo Ranconi aus Bologna . . . der berühmteste Dichter und Improvisator Italiens, der vor den allerhöchsten Majestäten zu Wien und Madrid sich besonderer Auszeichnungen zu erfreuen hatte und vor Begierde brennt, durch den Beifall Ihrer Durchlaucht seinem Ruhme erst die vollste Bestätigung zu erringen!“

„Seien Sie in Innsbruck willkommen,“ sagte der Herzog, „lassen Sie sich's bei uns gefallen! Mein Haushofmeister Marello soll Ihnen Gemächer anweisen . . . Halten Sie sich bereit; ich werde Sie bald rufen lassen — ich liebe die Dichtkunst, und Sie sind mir von sehr guter Seite und dringend empfohlen.“

Er verabschiedete den Improvisator und wollte sich der Thüre seiner Gemächer zuwenden, als ihm Schildhofer entgegentrat „Ah, sieh da,“ rief er ihn an, „das ist eine Seltenheit, daß der alte Schildhofer den Weg zu mir findet!“

„Ich hab' eine Bitt', Durchlaucht!“ sagte der Bauer. „Ich hab' das Heimweh; mein Mädel ist auch all'm' krank — 'leicht thut uns allen Beiden die Luft im Passeyer besser. Ich will wieder hin und bitt' Dich, daß Du mir's erlaubst!“

„Was hab' ich dabei zu erlauben oder zu verbieten? Ist ein Tiroler Landmann nicht sein eigener Herr?“

„Nichts für ungut, Durchlaucht, ich hab' mir's halt

anders vorgestellt. Ich bin ja vor fünfzehn Jahren auch nit meinethalben und aus freien Stücken in 'Spruck blieben; also hab' ich gemeint, ich müßt' auch zum Fortgehen Deine Erlaubniß haben!"

„Ich weiß, meine Mutter hat Dich gern um sich gehabt als ihren treuesten Diener!"

Der Bauer sah den Herzog an und steckte die Daumen beider Hände in den Hosenträger. „Sell' nitte!" sagte er. „Zu einem Bedienten giebt sich Keiner her, der auf den freien Schildhöfen im Passeyer sitzt . . . die Frau Claudia hat halt gemeint, daß ich nicht zu schlecht gewesen bin zu einem guten Freund, wenn ich auch nur einen Bauernkittel anhab' . . ."

Der Herzog runzelte die Stirne und erwiderte, nicht ohne Anflug von Spott: „Ich muß es mir eben gefallen lassen, wenn Du dem Sohne nicht der gute Freund sein willst, der Du für die Mutter gewesen bist . . ."

„Das ist ganz 'was Anderes!" erwiderte Schildhofer. „Selbigesmal ist Kriegszeit gewesen, und Deine Frau Mutter eine bedrängte Wittib — jetzt aber ist's Frieden, und Du hast Herren genug um Dich herum. Bist auch sonst alt und g'scheidt genug, daß Du sie nit aussuchen thät'st, wenn sie nit gute Freund' wären, auf die Du Dich verlassen kannst. Du brauchst mich nimmer — also werd' ich halt gehen in Gottes Namen!"

Ferdinand Karl's Antlitz war immer unwilliger geworden; jetzt wendete er sich Pater Gravenegger zu und verließ im Gespräche mit ihm den Vorsaal, ohne den Bauer noch einer Antwort zu würdigen. Dieser stand einen Augenblick betroffen, und in dem ernsten Männergesichte zuckte es, als habe er ein Wort des Unwillens zugleich mit einer Thräne zu verschlucken. Er bezwang sich aber und ging. Als er an Biener vorüberkam, blieb er stehen und sagte: „Hast Dich nit anders besonnen, Excellenz? Meinst nit,

es wär' hohe Zeit, daß Du mit mir gehst? Willst es abwarten, bis man Dir auch einen Fußtritt giebt, wie mir?"

„Du kennst meine Antwort!" entgegnete Biener.

„Dann ist all'm' nichts zu machen!" sagte Schildhofer achselzuckend und fuhr mit etwas gedämpfter Stimme fort: „Zum B'hüt' Gott sagen komm' ich schon noch zu Dir in's Büchsenhaus, aber Eins kann ich schon jetzt nicht g'rathen ... Du hast es eine Weil' gut sein lassen mit dem Witzeln und Spötteln, aber wie ich vorhin gemerkt hab', fangst wieder an und noch ärger, als zuvor. Deine Zung' schneid't helllicht wie der Tümbelwind, wenn er zur Winterszeit im Passeyer über den Jauffen blast! Hab' Dich schon so oft gebeten, daß Du's lassen sollst — es wird sicher noch Dein Unglück ..."

„Laß es nur gut sein, alter Freund!" sagte Biener mit bitterm Lächeln. „Wenn ich noch länger hier bleibe, werde ich nach allen Seiten so abgestumpft werden, wie ein Mühlstein — da wird wohl die Zunge nicht allein spitzig bleiben!"

Schildhofer ging; Biener wandelte gedankenvoll durch den Saal, während die übrigen Räthe und Herren zu dem Tische mit der Mappe getreten waren und den Kupferstich betrachteten und bewunderten. „Wie? Excellenz bleiben allein in der Ferne?" rief Ferrari dem Staatskanzler zu. „Als dem vertrautesten Rathe der verewigten Fürstin muß deren Bildniß Sie doch im höchsten Grade interessiren!"

„Kommen Sie!" rief Gröbner. „Das Bild ist ganz ausgezeichnet, sowohl als Stich, wie hinsichtlich der Aehnlichkeit!"

„Und die treffende Unterschrift!" bemerkte Ferrari. „Hören Sie nur, wie fein und zartsinnig?"

'Also hat Künstlerhand Dein Antlitz wiedergegeben,
Claudia, Habsburg wie Medici's Hause verwandt:
Hätte der Seele Reiz der Maler zu malen verstanden,
Nimmer im Weltenkreis gäb' es ein schöneres Bild!'

Es ist unmöglich, ein größeres Lob in vier Zeilen zusammen zu drängen! Was sagen Excellenz dazu?"

Biener hatte indessen das Bild nachsinnend betrachtet und rief kopfschüttelnd: „Arme Fürstin ... im Leben haben sie Dich gequält genug: nun lassen sie Dir nicht einmal Ruhe im Grabe!"

„Wie?" rief Ferrari verwundert. „Sie finden etwas auszusetzen an dem Bilde?"

„Allerdings — das Bild hat den Hauptfehler, den ein solches Gemälde haben kann: es ist nicht ähnlich!"

„Ah, Sie scherzen! Es ist doch ähnlich bis auf die geringste Kleinigkeit. Sehen Sie nur das feine Fältchen an der Oberlippe und hier die Haarflechte, genau wie Durchlaucht selig sie zu tragen pflegte!"

„Und der Ring am Finger!" schaltete Gröbner ein. „Und auf dem Tische die Lieblingsuhr mit dem Ritter, der den Hammer hält!"

„Es ist erstaunlich, was Sie Alles finden!" sagte Biener. „Ich bin nicht so glücklich, ich finde das Bild dennoch unähnlich und verfehlt. Das Bildniß eines Menschen, wenn es Werth haben und ein Kunstwerk sein soll, muß dessen Geist und Charakter wiederspiegeln. Was nützt es, wenn der Maler das Wärzchen am Auge und jedes verlängerte Härchen in den Brauen wiedergiebt, aber keinen Blick hat für die Zeichen der Seele? Auf Herzogin Claudia's Stirne stand die Größe ihres Geistes, auf dem ganzen Antlitz die Güte ihres Herzens geschrieben ... Wo ist auf diesem Conterfei auch nur ein Zug von dem Einen oder dem Andern! Das mag eine ehrsame Bürgersfrau

oder eine gottselige Aebtissin sein — Herzogin Claudia, die Herrliche, ist das nicht!"

Die Hofherren standen verlegen und fanden keine Erwiderung. „Freilich, wenn Sie es so auffassen . . ." brachte endlich Ferrari hervor.

„Man kennt den Herrn Staatskanzler als einen strengen Beurtheiler," rief Gravenegger, „aber wenn auch das Bild verfehlt sein sollte, wird sicher die Unterschrift desto besser wegkommen!"

„Ich fürchte im Gegentheil," entgegnete Biener, „daß es mit den Versen noch schlimmer steht!"

„Unmöglich!" rief der Marchese. „Die Verse sind doch von einem kaiserlichen gekrönten Poeten!"

„Das bedauere ich desto mehr!" lachte Biener. „Der Poet muß sich die Krone auf's Haupt schaffen, das bloße Aufsetzen macht ihn nicht zum Poeten, und wenn es zehnmal von einem Kaiser geschieht! Aber nach dieser Andeutung ist der Verfasser der Distichen leicht zu errathen! Der Herr Doctor und Vicekanzler Pappus rächt sich dafür, daß Frau Claudia bei Lebzeiten seinen Gedichten keinen Geschmack abzugewinnen vermochte! Nun muß sie ihn nach dem Tode wider Willen mit sich herumschleppen und ihn in die Unsterblichkeit einschmuggeln!"

„Aber was haben Sie gegen die Verse?"

„Was? Daß ich glaube, Claudia Felicitas von Medicis wäre wohl der Mühe und des Aufwandes werth gewesen, ein paar eigene Verse für sie zu dichten!"

„Eigene Verse? Und diese hier?"

„Diese hier sind gestohlen. Haben Sie das Bildniß Gustav Adolph's des Schwedenkönigs gesehen? Sie werden die beiden letzten Zeilen wörtlich darunter finden, und in meiner Behausung habe ich das Conterfei des Juristen Gaylius — der Verewiger desselben hat es bequem gefunden, dieselben Verse zu leihen zu nehmen!"

„In der That . . .? Das ist allerdings sonderbar!“ murmelten die Herren unter einander.

„Und welch' ein abgedroschener Gemeinplatz überhaupt!“ fuhr Biener fort. „Welche Albernheit, unter ein solches Bild eine Inschrift zu setzen, deren lobender Inhalt sich mit zwei Worten in das schnödeste Gegentheil umkehren läßt!“

„Wie? In das Gegentheil? Mit zwei Worten?“ rief Gröbner verwundert; Marchese Luniati aber lachte auf und sagte; „Eccellenza sind im höchsten Grade unterhaltend! Von dieser Seite habe ich Sie nur vom Hörensagen gekannt!“

„Sie machen mich glücklich,“ erwiderte Biener, „wenn Sie mir dasjenige Talent zugestehen, das gegenwärtig am wünschenswerthesten erscheint!“

„Aber die Aenderung mit zwei Worten,“ begann Luniati wieder, „ist doch eine etwas zu kühne und gewagte Behauptung?“

„Fordern Sie Seine Excellenz immerhin zur Probe auf,“ erwiderte Gravenegger mit eigenthümlichem Lächeln, „er wird die Herausforderung annehmen . . . er hat schon einmal an der Porta Claudia bewiesen, wie ein langes Lobgedicht in zwei Zeilen zusammengedrängt werden kann!“

Biener hatte inzwischen ein kleines Taschenbuch hervorgezogen und einige Zeilen mit flüchtiger Schrift hingeworfen; jetzt reichte er das Buch an Luniati und bat ihn, zu lesen.

„Es ist unglaublich, aber wahr!“ rief dieser; einen Blick hineinwerfend. „Da steht es wirklich — hören Sie nur, meine Herren! — ‚Gegenstück an einen schmeichlerischen Dichterling:

Hätte der Seele Schmutz der Maler zu malen verstanden,
Nimmer im Weltenkreis gäb' es ein häßlicher Bild!‘“

Die Versammelten sahen einander an; sie lachten halb und hatten dabei doch ein unklares Gefühl, als ob ein verhängnißvolles Wort ausgesprochen worden wäre. Hinter ihnen, von Biener unbemerkt, war Kanzler Vollmar hinzugetreten und wechselte mit dem Pater einen raschen Blick des Einverständnisses. „Wir sind dem Herrn Staatskanzler in der That verbunden!“ unterbrach Gravenegger das eingetretene bedenkliche Schweigen. „Bild und Verse werden allerdings noch einer genauern Prüfung zu unterziehen sein, ehe man die Veröffentlichung gestatten kann. Ich werde ehestens Gelegenheit suchen, Seine Durchlaucht ebenfalls darüber aufzuklären ... Indessen wird es nöthig sein, zu ernsteren Dingen überzugehen. Nehmen Sie Platz, meine Herren ... wir sind heute hierher berufen, um im Auftrage Seiner Durchlaucht den Vortrag des Herrn Grafen von Ferrari über eine höchst wichtige und schwierige Angelegenheit zu vernehmen ...“

Alle nahmen an dem mächtigen runden Tische Platz: während des Rückens der Stühle flüsterte Biener Herrn Gröbner zu: „Eine wichtige und schwierige Angelegenheit! Man merkt es — darum ist der Vortrag Demjenigen übertragen, der sicher am wenigsten davon versteht!“

Der Graf saß neben dem Pater, blätterte in einem Actenhefte, das vor ihn hingelegt worden war, und schien beginnen zu wollen. „Ich muß die hohen Herren voraus um Nachsicht bitten,“ sagte er, „ich bin den rauhen tirolischen Winter nicht gewohnt und so heiser, daß ich fürchte, Ihr Gehör zu beleidigen ... doch ist dem Uebel vielleicht abzuhelfen! Hochwürden sind von der Sache vollkommen unterrichtet und übernehmen es vielleicht, statt meiner Vortrag zu erstatten ...“

„Mit Vergnügen,“ lächelte der Pater, „wenn Niemand etwas dagegen zu erinnern hat ...“ Seinem fragen-

den Blicke begegneten in der Runde gehorsam nickende Köpfe, beifällige Mienen und nur um Biener's Lippen ein stummberedtes Spottlächeln.

Der Pater schien es nicht zu bemerken und begann: „Es handelt sich um das Gesuch einer ziemlich großen Anzahl von Gemeinde-Angehörigen aus dem Unterinnthale, welche sich auf den neuerlich zwischen dem Kaiser mit den Reichsständen und den Kronen von Frankreich und Schweden abgeschlossenen Friedensvertrag berufen. Sie erklären, daß sie sich zur evangelischen Lehre bekennen, und verlangen auf Grund dieses Vertrags, daß ihnen die freie Ausübung ihres Bekenntnisses gestattet werden soll. Ehe Seine Durchlaucht sich über dieses Gesuch schlüssig machen, wollen Sie die Ansicht Ihres geheimen Staatsraths hören und haben daher Herrn Grafen Ferrari beauftragt, dieselbe zu vernehmen. Ich lade seine Excellenz den Herrn Staatskanzler von Tirol ein, sich zuerst darüber auszusprechen."

„Ich bin," erwiderte Biener, „mit dem Herrn Grafen vollkommen darin einverstanden, daß es sich hier um eine höchst wichtige Angelegenheit handelt; dagegen bin ich nicht im Stande, die von ihm angedeuteten Schwierigkeiten zu erkennen. Der Fall ist klar, das Gesetz ist klar, also unterliegt auch die Anwendung des Gesetzes auf den Fall keinerlei Zweifel. Der Friedensschluß gestattet den Angehörigen aller deutschen Lande die freie Wahl des Bekenntnisses und dessen ungestörte Ausübung, wie sie im Jahre 1624 gewesen. Die Evangelischen in Tirol werden unschwer darthun können, daß in diesem Jahre sich eine Menge Bekenner der neuen Lehre im Lande befunden haben: man muß ihnen also dasselbe Recht der Freiheit des persönlichen Bekenntnisses einräumen und muß ihren Gesuchen stattgeben."

„Ich bin nicht dieser Ansicht!" begann Kanzler Voll-

mar auf einen einladenden Wink des Paters. „Ich gebe die Prämissen des Herrn Staatskanzlers nicht zu; es ist unrichtig, daß in Tirol im Jahre 1624 Bekenner des evangelischen Glaubens mit irgend einer Berechtigung bestanden haben. Schon Erzherzog Ferdinand hat das evangelische Bekenntniß und dessen Ausübung in seinen gesammten Landen unterdrückt und unter den strengsten Strafen verboten. Erzherzog Leopold hat diese Verbote erneuert und gerade in dem entscheidenden Jahre auf's Strengste gehandhabt: die jetzigen Dissidenten können sich daher auf den damaligen Zustand nicht berufen, sie können aus einem heimlichen und ungesetzlichen Bestehen keine Rechte ableiten . . . die Vergünstigung des Friedensschlusses findet auf sie keine Anwendung. Es ist ihnen daher die Abweisung zu bedeuten und ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu veranlassen, falls sie es nicht vorziehen sollten, von der Auswanderungs-Bewilligung Gebrauch zu machen."

„Das wäre ein trauriger Ausweg," rief Biener, „und ein großer Schaden für das Land. Wer seine religiöse Ueberzeugung so heilig hält, daß er, um ihr treu bleiben zu können, lieber Vaterland und Heimath, Hab' und Gut und Alles, was ihm lieb ist, mit dem Rücken ansieht, der ist ein tüchtiger Mensch, und den möcht' ich nicht so leichtsinnig aus dem Lande weisen; Nicht der Buchstabe — der Sinn, die Absicht des Gesetzes entscheidet! Im Jahre 1624 hatte der Kaiser und die Liga vollständig die Oberhand in den deutschen Landen; die Bekenner der neuen Lehre waren in den Ländern der katholischen Beherrscher überall unterdrückt und wären es geblieben, hätte nicht die schwedische Einmischung das Blatt gewendet. Wäre die Bestimmung des Friedensschlusses so zu verstehen, wie Herr Kanzler Vollmar sie auffaßt, so würden die Evangelischen überall in der alten Lage bleiben. Die Absicht des

Friedens war es aber gerade, ihnen neue Rechte zu geben ... um es beim Alten zu belassen, hätte man den Friedensschluß nicht bedurft. Diese Auslegung ist also gegen die Absicht des Gesetzes und deshalb unstatthaft."

„Mich will doch bedünken," sagte Pater Gravenegger, „daß jedes Gesetz so auszulegen ist, wie es eben ausgelegt werden kann . . ."

„Nein," entgegnete Biener rasch, „wie es ausgelegt werden muß — jedes Gesetz kann vernünftiger Weise nur einen Sinn haben! Ich habe zum zweitenmale Gelegenheit Hochwürden zu bemerken, daß man Verträge nicht schließt, um sie doppelsinnig zu machen . . ."

„Wir haben nicht nöthig, über die richtige Auslegung zu streiten!" erwiderte Gravenegger unbefangen. „Herr Kanzler Vollmar, der große Baumeister dieses Friedenswerkes, befindet sich unter uns und muß uns wohl am besten sagen können, von welchen Absichten man dabei ausgegangen ist . . ."

„Gut," rief Biener, „er soll es sagen! Ich fasse Alles wie in eine Spitze, in die eine Frage zusammen: Wollten die Mächte den Bekennern der neuen Lehre neue Rechte auch da gestatten, wo sie solche bisher nicht besessen?"

„Allerdings," sagte Vollmar zögernd, „diese Absicht . . ."

„Gut," unterbrach ihn Biener, „mehr brauchen wir nicht zu wissen! Die Absicht der Parteien ist Richter über die Verträge, es kann also nichts in sie hineingelegt oder aus ihnen gefolgert werden, was dieser Absicht widerspräche!"

„Gleichwohl muß ich mir die Gegenbemerkung erlauben," sagte Vollmar, „daß es sich keineswegs darum handelt, die Absicht aufzuheben: es gilt nur zu bestimmen,

in welcher Weise sie verwirklicht werden soll. Die Annahme des Gegentheils würde die Souverainetät der contrahirenden Mächte beschränken: sie dürfen interpretiren, wie sie stipuliren durften . . ."

„Aber was sie stipulirt haben," rief Biener, immer wärmer werdend, „das bindet sie als Gesetz! Sie wollen eine Unterscheidung hineinlegen: wo aber nicht schon das Gesetz unterscheidet, dürfen auch wir es nicht thun!"

„So wären die Mächte," sagte Vollmar mit einem Anfluge von Hohn, „die Sclaven eines vielleicht ungenau gewählten Ausdrucks und für immer an ihn gebunden?"

„Allerdings!" war Biener's Antwort. „Gefällt ihnen nicht, worüber sie übereingekommen sind, so müssen sie entweder alle Andern zusammenrufen und einen neuen, aufklärenden Beschluß veranlassen, oder sie müssen es gerade heraus sagen, dies oder das haben wir nicht so verstanden, das haben wir nicht gewollt: das vollziehen wir auch nicht, und wem es nicht genehm ist, dem wollen wir mit dem Schwerte Rede stehen!"

„Ein neuer Krieg wegen eines solchen Anlasses?" rief Gravenegger mit Achselzucken. „Die Evangelischen haben es sicher nicht geträumt, daß sie in dem katholischen Staatskanzler eines katholischen Landes einen so warmen Vertheidiger finden würden!"

„Ich vertheidige die Evangelischen nicht," entgegnete Biener, „aber ich vertheidige das Recht, auf welcher Seite ich es auch finde! Auch wird sich das Verhältniß ziemlich ausgleichen, wenn Hochwürden die besondere Erbitterung dagegen halten, mit welcher gerade hier alles Evangelische verfolgt wird, zumal von Solchen, die als Convertiten ein Uebriges thun zu müssen glauben, um ihre Bekehrung recht anschaulich zu machen!"

Der fest auf Kanzler Vollmar gerichtete Blick ließ keinen Zweifel übrig, wem diese Bemerkung galt: Vollmar

wechselte die Farbe, aber er bezwang sich und sagte mit etwas gedrücktem Tone: „Ich muß gestehen, das ist die utopische Staatskunst eines Abenteurers!"

„Aber jedenfalls eine ehrliche!" rief Biener aufflammend.

„Sollten Sie es für unehrlich halten, nur in einem gewissen Sinne zu verhandeln und abzuschließen?"

„Und sich dabei die Unterstellung eines andern vorzubehalten? — Ja . . . das halte ich für unehrlich! Ich zweifle zwar nicht, daß Ihnen, als einstigem Professor der Rhetorik, Floskeln und Redeblumen genug zu Gebote stehen werden: wie Sie aber damit Ihren Wahlspruch: ‚Strebe nach dem Höchsten' in Einklang bringen wollen, ist schwer zu erklären! . . . mich will bedünken, die Gegend, in welcher das Unkraut der geistigen Vorbehalte gedeiht, ist niedriger, als der niedrigste Sumpf!"

Vollmar war im Begriff, zu einer heftigen Erwiderung loszubrechen, aber ein Blick des Paters hielt ihn zurück. „Es verräth die Schwäche einer Sache," sagte er, „wenn sie mit Persönlichkeiten vertheidigt werden muß . . . Sie werden mir übrigens dafür Rede stehen, Herr Staatskanzler!"

„Jeden Augenblick!" rief Biener, und Vollmar fuhr fort: „Im geheimen Rathe hab' ich nichts vernommen, was nicht zur Sache gehört . . . wir vergaßen ganz, daß auch noch Andere abzustimmen haben . . ."

Der Pater lud den Kammer-Präsidenten Schmauß zur Aeußerung ein, und dieser begann: „Ich denke, es ist das Einfachste, wenn wir uns darnach richten, wie es in kaiserlichen Landen gehalten wird. Dort ist die Wahl und Ausübung des evangelischen Glaubensbekenntnisses nicht gestattet, und was der Kaiser für Recht hält, kann es auch für uns Tiroler sein!"

„Ich stimme ebenfalls für die Abweisung!" sagte

Gröbner von Wolfsthurm. „In diesen Bergen bestehen ganz eigenthümliche Verhältnisse; sie sind von jeher der Hort der Glaubensreinheit und Glaubenseinheit gewesen. Mag man es anderswo mit den Evangelischen halten, wie man will: in Tirol muß es beim Alten bleiben!"

„In Italien," sagte Marchese Luniati, „weiß man gar nichts von derlei. Dort giebt es nur einen Glauben, und ich sehe nicht ein, warum Deutschland etwas darin voraus haben soll!"

„Auch ist zu bedenken," bemerkte Graf Ferrari, „wie eine solche Verschiedenheit das Regieren erschweren würde! Die einmal gewährte Nachsicht würde immer neue Forderungen hervorrufen, und zuletzt käme es noch so weit, daß man auch den Juden ihren Willen thun und sie behandeln müßte, wie gute katholische Christen!"

„Wie freue ich mich dieser erleuchteten Uebereinstimmung," sagte Gravenegger, „und bedaure nur, daß meine Kränklichkeit mich hindert, das so auszusprechen, wie ich es möchte. Nur eine Erwägung kann ich nicht unterdrücken: die weltlichen Mächte haben zwar Frieden geschlossen, aber die Kirche hat ihn nicht anerkannt. Der Papst hat ausdrücklich dagegen protestirt, und wer ein treuer Sohn der Kirche ist, der darf nicht mitwirken, einen Vertrag zu vollziehen, dessen bloße Existenz ein Frevel ist!"

„Diese Ansicht," rief Biener mit ernster Würde, „ist nicht neu, aber daß sie so rückhaltslos ausgesprochen wird, das ist noch nicht dagewesen! Wo bleibt ihr gegenüber die Pflicht gegen Land, Landesherrn und Landesgesetz?"

„Man muß Gott mehr fürchten, als die Menschen ..." erwiderte Gravenegger, Biener aber sprang zürnend empor und stieß geräuschvoll seinen Sessel zurück. „So bald schon werfen Sie die Maske ab?" rief er. „Nennen Sie das dem Kaiser geben, was des Kaisers ist? Doch ... ich bin so ganz in der Minderheit geblieben, daß ich nichts mehr

zu sagen habe: nur den einen Rath möchte ich noch aussprechen, daß Sie künftig dem Staatsrathe und Ihnen selbst die unnütze Mühe solcher Berathungen ersparen möchten! Sie können ja die Beschlüsse gleich im Jesuiten-Collegium fassen lassen und sie Seiner Durchlaucht zum Vollzuge übergeben!"

„Mit Gebieterschritten eilte Biener hinweg, während die Versammelten aufstanden und mit finstern Mienen in Gruppen zusammentraten. Marello war gegen das Ende der Verhandlung eingetreten und hatte dem Präsidenten Schmauß einige Worte zugeflüstert, worauf dieser bedenklich mit den Achseln zuckte, dann aber, wie einem raschen Einfalle folgend, dem Kanzler nacheilte.

„Entschuldigen Excellenz," sagte er, „daß ich Sie aufhalte. Sie haben von Ihrer Brauerei im Büchsenhaus einen Ausstand an Bierumgeld anwachsen lassen, der bald fünftausend Gulden beträgt. In der Kammer wird der Ausstand lebhaft urgirt, und da für einen reichen Mann wie Sie diese Summe ohne Bedeutung ist, die Cassen aber leer sind . . ."

„Das Letztere habe ich bemerkt!" erwiderte Biener lachend. „Seit mehr als einem halben Jahre ist auch mein Gehalt im Rückstande. Sie sehen, wie schnell ich mich in Ihrem neuen Finanzsysteme zurecht gefunden habe. Es ist jedenfalls sehr einfach . . . Man bezahlt mich nicht, dafür bezahle ich auch nicht, und Jedes behält das Seine in der Tasche. Rechnen Sie das Umgeld nur an meinem Gehalte ab!"

„Aber Sie würden mir und auch Seiner Durchlaucht einen großen Gefallen dadurch erweisen . . ."

„Wohl um nochmals zu erfahren, wie Sie Beide sich für Dienste und Gefälligkeiten bedanken? Ich zahle nicht, Herr Präsident!"

„Dann würde ich leider zu Maßregeln gezwungen

sein," erwiderte Schmauß mit zornrothem Angesichte, „die Excellenz unangenehm sein müßten . . ."

„Thun Sie Ihr Möglichstes," rief Biener, das Gemach verlassend, „Sie haben völlig freie Hand!"

Die übrigen Anwesenden hatten sich indessen in Ausrufen des Erstaunens und Unwillens Luft gemacht. „Was sagen Sie dazu?" rief Marchese Luniati. „Ist dieser Mann nicht vollständig von Sinnen?"

„Ein trauriges, furchtbares Beispiel," sagte Pater Gravenegger, „wie der Herr menschlichen Uebermuth mit wahnsinniger Verblendung straft!"

„Aber müssen wir uns derlei bieten lassen?" rief Gröbner. „Wir unter uns sind Alle einig: dieser Mann allein ist der Hemmschuh für alle Unternehmungen und Plane. Haben Sie bemerkt, wie er sich kaum die Mühe gab, seine heimliche Ketzerei zu verbergen? Er muß fort!"

„Er muß fort!" riefen Mehrere, und Ferrari setzte hinzu: „Vor wenigen Wochen wäre nichts leichter gewesen, als den Herzog zu seiner Entlassung zu bestimmen, denn Durchlaucht waren ihm vollständig abgeneigt. Seit dem Tode der Frau Herzogin Mutter ist die Stimmung für ihn wieder etwas günstiger geworden . . ."

„Dennoch wird ein kleiner Anstoß genügen," sagte Vollmar, „das wieder zu ändern!"

„Woher aber den Anstoß nehmen?"

„Nichts leichter als das! Der heutige Vorgang, die Geschichte mit dem Bilde: sollten sich diese bei Seiner Durchlaucht nicht in einem Lichte darstellen lassen . . ."

„Ueberlassen Sie die ganze Sache mir!" sagte Vollmar. „Ich bin am furchtbarsten beleidigt: ich muß vollständige Genugthuung haben, und die Art, wie ich sie mir verschaffe, soll zugleich Sie Alle an dem Uebermüthigen rächen! Unterstützen Sie mich nur dabei . . ."

„Aber wie? Was sollen wir thun?"

„Vor Allem nur Eins. Beobachten Sie über den Vorfall mit dem Bilde gegen Seine Durchlaucht das tiefste Schweigen; verhüten Sie, daß er irgendwie davon erfährt, aber sorgen Sie dafür, daß die veränderten Verse in der Stille verbreitet und in's Volk gebracht werden!"

„Was dann weiter?"

„Das Weitere sollen Sie diesen Abend hören. Mein Herr Vetter, Präsident Schmauß, soll uns diesen Abend einen kleinen Imbiß geben, zu dem ich Sie einlade; dort wollen wir das Weitere besprechen!"

Pater Gravenegger, dessen Antlitz inzwischen mehrmals wieder die Spuren jener Beklemmungen gezeigt hatte, an denen er litt, verabschiedete sich von den Anwesenden, die sich ehrerbietig entfernten, und schritt von Vollmar begleitet, dem Ausgange zu. Präsident Schmauß wurde noch von Marello festgehalten, der eifrig in ihn hineinredete.

„Ich werde bei dem Gelage fehlen müssen," sagte der Pater im Vorwärtsschreiten, „mein Kleid verbietet es mir, wenn es mein altes Herzübel nicht thäte . . . Sie müssen mir schon jetzt sagen, was Sie im Schilde führen!"

Vollmar neigte sich zum Ohre des Paters und flüsterte ihm etwas zu, als sei die Sache zu wichtig und geheimnißvoll, um lauten Worten anvertraut zu werden.

Der Pater nickte und lächelte während des Zuhörens. „Vortrefflich ausgedacht!" rief er. „Das muß zum Ziele führen!"

„Ihr Beifall freut mich um so mehr," entgegnete Vollmar, „als Sie der Einzige sind, vor dem ich den Kern meiner Gedanken enthülle; den Andern heute Abend werde ich nur so viel sagen, als nothwendig ist, um sie für uns zu gewinnen und zu erhalten. Die eigentlichen Fäden des Plans bleiben das Geheimniß von uns Beiden. Ich gebe Ihnen damit einen neuen Beweis meiner Ergebenheit . . . wann werden Sie mich endlich dafür belohnen? Wann

soll ich erfahren, was für Dinge oder Papiere es sind, die sich, wie ich nach allen Umständen glauben muß, über gewisse Beziehungen in Ihren Händen befinden?"

„Bald," sagte Gravenegger. „Fahren Sie nur noch kurze Zeit fort, wie bisher, so sollen Sie die Frucht Ihres Handelns bald in Händen haben! Einstweilen will ich Gleiches mit Gleichem vergelten und Sie einen Blick in meine Plane thun lassen! — Kommen Sie morgen zu mir! Sie werden sehen, daß ich Großes im Sinne habe!" Der Pater blieb stehen, und sein Antlitz war vom Widerscheine innerer Begeisterung überflogen. „Die Mächtigen der Erde," fuhr er fort, „und ihre Völker alle sind erschöpft und liegen ohnmächtig darnieder von den Anstrengungen des Krieges: die Kirche scheint es auch, aber sie ist es nicht, denn jede Niederlage ist nur ein Sieg für sie! Dies ist der Zeitpunkt, die alte Macht wieder zu gewinnen und das Reich der kirchlichen Gottesherrschaft aufzurichten, ohne das kein Heil ist auf Erden: das große Werk soll nun beginnen, und Tirol mit Anfang und Beispiel vorangehen!"

„Ein kühner Gedanke!" sagte Vollmar. „Ich wünsche Ihnen Glück dazu, er führt schnurgerade zum Krummstabe und zum Cardinalspurpur! Ich werde ihn bald auf dieser Brust leuchten sehen!"

„Ich habe keine Verdienste dabei!" sagte Gravenegger fromm, indem er sich von Vollmar beurlaubte. „Es ist Alles Eingebung von oben . . . ich verlange auch nichts, aber man muß dankbar annehmen, was der Himmel schickt. Also auf Wiedersehen . . . für morgen!"

Er ging; auch Vollmar wollte sich entfernen, wurde aber von Schmauß angerufen, der sich inzwischen von Marello losgemacht hatte. „Du hast mir auf heute Gäste in's Haus geladen," sagte Schmauß, „ich möchte denn doch auch wissen, was Du eigentlich im Sinne hast?"

„Für die Gäste werde ich zahlen," sagte Vollmar ge-

ringschätzig, „und was Du zu wissen brauchst, wirst Du erfahren, wenn es Zeit ist. Einstweilen hast Du nichts zu thun, als heute Abend für gutes Essen und noch bessern Wein zu sorgen und darauf zu denken, wie Du den Staatskanzler mit dem Bierumgelde in die Enge treiben kannst: das soll das Vorpostengefecht des beginnenden Kampfes sein!"

„Du wirst indessen nicht vergessen, hoffe ich," sagte Schmauß, „daß ich dem Kanzler Verbindlichkeiten schuldig bin. Ich fürchte, ich habe mich ohnehin schon zu weit mit Dir eingelassen gegen ihn; Du mußt mir nicht zumuthen, geradezu gegen ihn zu handeln . . ."

„Welche Thorheit!" rief Vollmar ärgerlich. „Willst Du ihm als Verdienst anrechnen, was er doch nur gethan hat, um Dich zu verhöhnen und seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen? Hast du vergessen, wie er sich über Dich lustig gemacht hat? Und wenn auch das Alles nicht wäre: Du weißt, daß ich Dich und Deine Zukunft in Händen habe; Du wirst und mußt thun, was ich verlange . . . sein Witz soll die Schlinge werden, die ihn erwürgt, und Du wirst mir helfen, sie zu drehen!"

Der dicke Präsident befand sich in peinlicher Verlegenheit; trotz der winterlich kühlen Temperatur des Vorsaales wischte er sich den Schweiß von der Stirne und wollte Vollmar erwidern, als Geschrei und das Hin und Herlaufen vieler Menschen von der Treppe her ihn unterbrach. Ein Diener stürzte verstört in's Gemach und rief ängstlich: „Um Gotteswillen, Excellenz, helfen Sie . . . retten Sie, wenn Sie können — er stirbt!"

„Wer?" fragten Schmauß und Vollmar wie aus einem Munde.

„Der Pater!" rief der Diener. „Er liegt unten an der Treppe . . . ich glaube, der Schlag hat ihn getroffen!"

Hastig eilten Beide dem bezeichneten Orte zu: Graven-

egger war am Fuße der breiten Marmortreppe zusammengesunken, mit dem Kopfe auf der untersten Stufe, wie auf einem Kissen ruhend. Er war leichenblaß, und das starre, gebrochene Auge zeigte, daß das Leben für immerdar gewichen war; aus dem halbgeöffneten Munde war Blut hervorgequollen und hatte die Brust des Todten überströmt. Vollmar stand ergriffen vor dem Manne, der noch vor wenig Secunden so gewaltige Plane in sich getragen hatte. „Das also," murmelte er vor sich hin, „das war der Purpur, den ich auf dieser Brust bereits glänzen sah! ... Aber ich will diese Mahnung zur Eile nützen und keinen Plan auf ein Morgen verschieben!" Sinnend blieb er noch lange stehen, während die Diener und herbeigerufenen Aerzte sich mit dem Todten beschäftigten. Eine Reihe von raschen Gedanken blitzten in ihm empor . . . es hatte nur zwei Menschen gegeben, die um eine dunkle Stelle seiner Vergangenheit wußten und die Mittel besaßen, das Vergangene wieder zu beleben für die Gegenwart! Den Einen davon hatte ein günstiges Geschick ihm todt vor die Füße gelegt; der Zweite ging seinem Sturze entgegen... Welche glänzende Hoffnungen und Aussichten stiegen darüber empor! Aber es kam vor Allem darauf an, auch die leblosen Beweise in die Hände zu bekommen . . . der unerwarte Tod ihres Besitzers bot die erwünschteste Gelegenheit dazu: doch galt es Eile. — Rasch wendete sich Vollmar dem Corridor zu, der nach der Wohnung des Paters führte, indem er Schmauß noch zurief: „Ein wichtiges Geschäft ruft mich ab; mache für den Abend Deinem Rufe als Wirth und Feinschmecker Ehre!"

Vollmar war bald vor dem Zimmer angelangt, welches dem Pater im innern Hof der Burg zur Bewohnung eingeräumt war. Er hatte sicher darauf gerechnet, daß er noch Alles unberührt und so finden würde, wie der Verstorbene es gelassen; dennoch kam er bereits zu spät und

stand mit ärgerlichem Staunen vor der weit geöffneten Thüre, durch welche man das ganze Gemach überblicken konnte. Das Zimmer war bis auf die wenigen schmucklosen Möbel vollständig leer, und nirgends eine Spur von dem hohen Schranke zu sehen, in welchem der Pater seine Schriften und Papiere aufzubewahren pflegte. Vollmar trat hastig in das Gemach, als könne er nicht glauben, was er sehe, und wolle sich von dessen Wirklichkeit überzeugen. Es war nicht anders; nur in einem Winkel war der alte Frater Felix beschäftigt, allerlei Kleinigkeiten, Heiligenbilder, Rosenkränze und Gebetbücher, zusammenzulesen.

„Was ist hier geschehen?" fuhr ihn Vollmar an. „Wo ist der Schrank hingekommen, in welchem die Papiere und Acten des Paters sich befanden?"

„Der Schrank," erwiderte Frater Felix, „wird jetzt wohl schon im Jesuiten-Collegium angekommen sein. Ich habe ihn sogleich fortschaffen lassen!"

„Fortschaffen?" rief Vollmar ärgerlich. „Einen so schweren und großen Kasten! Wie war das in den wenigen Augenblicken möglich?"

Der Greis sah völlig unbefangen auf den Fragenden, und nur ein ganz leichtes, listiges Lächeln spielte um seinen Mund. „Seine Hochwürden hatten Alles so angeordnet. Ich bin eben dazu gekommen, wie er den letzten Athemzug machte, und habe mich beeilt, ihm zu gehorchen: er hat es mir oft befohlen, ich solle im Augenblicke seines Todes nicht an ihn und an gar nichts Anderes denken, als daß der Schrank augenblicklich in's Collegium kommt. Das hab' ich denn auch gethan, es war auch so schwierig nicht, als es den Anschein hatte. Der große, schwerfällige Kasten war aus zwei Reihen von kleinen Kisten zusammengesetzt, die vollkommen in einander paßten und sich kinderleicht zerlegen und einzeln fortschaffen ließen!"

Vollmar biß sich die Lippen wund, um sich gewaltsam zu mäßigen: die Erfüllung seiner Hoffnung, die er schon so nahe geglaubt hatte, war wieder vereitelt. „Weiß Er auch, Frater," rief er, „daß er ein gewagtes Spiel gespielt hat? In dem Schranke befanden sich eine Menge von Papieren und Acten, welche dem Herzoge und anderen Personen gehörten. Das Collegium hat kein Recht daran!"

„Geht mich nicht an!" sagte der Frater bescheiden. „Wenn es so ist, wie der Herr sagt, wird der Pater Rector die Schreibereien wohl mustern und herausgeben; ich habe nur gehorcht . . . Seine Hochwürden selig haben es wohl voraus gewußt, daß die Leute nach seinem Tode wie die Harpyen und Raben über seinen Rücklaß herfallen würden!"

„Und die Herren Jesuiten," rief Vollmar, „scheinen nicht übel Lust zu haben, die Sichel in fremder Ernte zu schwingen! Aber sie haben sich verrechnet: ich gehe sogleich, Seiner Durchlaucht diese Anmaßung zu melden!"

Der Frater hatte inzwischen seine Arbeit beendigt und machte Miene, das Zimmer zu verlassen und zu verschließen, so daß Vollmar wider Willen folgen mußte. „Geht mich nicht an!" sagte der Frater wie zuvor. „Der Pater Rector wird die Rechte des Collegiums schon zu vertheidigen wissen: ich habe nichts zu thun, als zu gehorchen!"

— — Am Abend saß die junge Herzogin Anna in ihrem Gemache und schien mit Ungeduld zu warten. Sie erhob sich vom Ruhebette, um in den klaren Winterabend hinauszusehen; dann eilte sie wieder mit unruhigen Schritten in dem Gemache hin und wieder. Zuletzt blieb sie vor dem Bilde des Herzogs stehen und blickte, sich in Gedanken verlierend, und mit nassen Augen zu ihm empor. „Kommst Du endlich, Barbarina?" rief sie mit rascher Wendung der eintretenden Kammerfrau entgegen. „Ist Alles vorbereitet?"

„Gewiß!" antwortete das Mädchen. „Aber wenn ich

Durchlaucht nicht so sehr liebte, hätte ich die vergebliche Arbeit nicht gethan!"

„Du bist unverbesserlich!" schmollte die Fürstin. „Aber sieh' an meinem Kopfputze nach, ich bin unachtsam gewesen und fürchte, Deine ganze Arbeit zerstört zu haben!"

„Unverbesserlich?" rief Barbarina, indem sie sich mit den Haaren der Fürstin zu schaffen machte. „Der Vorwurf trifft eher Durchlaucht, als mich. Alle Bitten und Erfahrungen, alle erlittenen Kränkungen sind nicht im Stande, Sie zu entmuthigen und abzuschrecken!"

„Pfui, Barbarina! Du solltest nicht so reden und würdest es auch nicht, wenn Du an meiner Stelle wärst! Glaubst Du, man giebt so leicht verloren, was man liebt? Es ist wahr — ich war anfangs außer mir! Ich war verzweifelt; ich wollte ihn verlassen, aber die edle Herzogin Claudia . . . ach daß sie mir so bald, daß sie mir gerade jetzt entrissen wurde! . . . hat mich belehrt und mir den rechten Weg gezeigt. Ich habe mein gekränktes, zürnendes Herz bezwungen . . . mein Gemahl hat von mir kein hartes oder unwilliges Wort, nicht einmal einen bösen, oder auch nur schiefen Blick erhalten ... Wenn er sieht, daß ich mir immer gleich bleibe — muß ich nicht zuletzt siegen? Muß er nicht meine Liebe erkennen und erwidern? — Ich hoffe viel von diesem Abend: er wird meine Einladung nicht ausschlagen; Alles, wovon ich weiß, daß es ihm Freude macht, habe ich zu einem kleinen, aber reizenden Feste vereinigt, das ihn gewiß mir näher bringen und ihm zeigen wird, wie sehr ich bemüht bin, ihm zu gefallen!"

„Das wird allerdings geschehen — wenn er kommt!"

„Er wird kommen!" rief die Fürstin, unmuthig aufspringend. „Ich weiß es — trotz aller Entfernung lebt doch ein Gefühl in mir, das mir sagt, daß ich ihn zurückführen und noch einmal ganz mein nennen werde! ... Du aber bist eine unausstehliche Quälerin, die es noch so weit

bringt, daß ich gar nichts mehr von ihr wissen will!“ Damit entfloh sie in's Nebenzimmer — seufzend folgte die Zofe.

— — Zu gleicher Zeit wurde an die Thüre des Gemaches gepocht, in welchem Lucia, die schöne römische Sängerin, die Besuche ihres fürstlichen Verehrers zu empfangen pflegte. Als das Pochen nicht erwidert wurde, öffnete sich die Thüre; Marello streckte den Kopf herein und schlüpfte, als er das Zimmer leer sah, behutsam nach. Das kleine runde Gemach war nach orientalischer Weise verziert, und die Wände mit schwerem rothem Seidenstoffe bezogen, daß sie ein kostbares Zelt bildeten. In der Mitte hing eine halbmondförmige Ampel von rothem Glase herunter und verbreitete über das Gemach, über die glänzenden Wände, die farbenreichen Teppiche und den breiten üppig gepolsterten Divan ein matt dämmeriges, aber reizendes Licht, das so recht zu vertraulichem Kosen einlud.

Marello spähte mit Falkenblicken im Gemache herum und hatte bald die Spitze eines zusammengeknitterten Blättchens entdeckt, das auf dem Divan unter Fächer, Handschuhen und Schleier hervorragte. Hastig ergriff er das Blatt, las es, und eine Miene des Triumphs begleitete die rasche Bewegung, mit der er es in die Tasche steckte. Im nämlichen Augenblicke erschien Lucia auf der Schwelle des anstoßenden Gemachs und blieb bei Marello's Anblicke betroffen stehen. Sie war phantastisch und nach türkischer Art gekleidet; durch ihre schwarzen Haare wand sich ein blauer Turban, den Körper umhüllte ein Florgewand von gleicher Farbe, reich mit silbernen Blumen und Monden gestickt, und duftig genug, die schönen Formen, die es verhüllen sollte, noch anmuthiger zu zeigen.

„Wie kommst Du hieher?“ rief Lucia. „Was willst Du hier? — Doch . . . ich besinne mich! Ich werde ver-

gessen haben, die Thüre zu schließen — und Du kommst, mir Seine Durchlaucht anzukünden . . ."

Marello betrachtete das schöne Weib mit einem Gemische von Wohlgefallen und Spott und rief: „Als ob ich nicht auch einmal für mich selber kommen könnte! Muß ich denn verdammt sein, immer blos einen Andern anzukünden, wie der Schatten den Körper?"

Lucia warf sich mit spöttisch verzogenem Munde in den Divan; Marello aber fuhr fort: „Wie Du hochmüthig geworden bist, Lucia! Als wir unter den Trümmern und Bogen des Coliseums mit einander spielten ... wer hätte damals gedacht, daß das armselige Vetturino-Mädchen einmal eine so vornehme Dame werden würde?"

„Was willst Du damit?" erwiderte Lucia wegwerfend und doch unbehaglich.

„Was ich will? Dir einen Spiegel vorhalten, damit der hoffährtige Pfau über seinem glänzenden Rade nicht seine häßlichen Füße vergißt! Wem verdankst Du denn, was Du bist? Deine schönen Augen haben damals den Abbate gelockt, daß er Dich aus dem Schmutze herauszog und Dich singen lehrte . . . Aber trotz Augen und Stimme müßtest Du doch in der Welt herumfahren, wenn ich mich nicht um Dich angenommen hätte! Wer hat Dich hieher gebracht und bis heute erhalten, als der Barbierjunge, Dein Spielcamerad aus dem Coliseum, über den Du so geringschätzig die Nase rümpfest?"

„Sei nicht ungehalten," rief Lucia einlenkend, „ich wollte Dich nicht erzürnen; weiß ich doch, was ich Dir schuldig bin!"

„Wenn Du das weißt, warum fällt es Dir dann so schwer, mir zu danken? Warum willst Du nicht hören, was ich Dir sage? Nicht sehen, daß mich die Leidenschaft für Dich fast von Sinnen bringt? Warum verweigerst

Du auch die kleinste Gunst dem alten Freunde und Beschützer?"

„Unverschämter!" rief Lucia zornglühend. „Aber ich weiß den Weg, mich von Dir zu befreien!"

Marello trat ihr höhnisch näher. „Wohl den Weg, mich beim Herzog zu verklagen? Dazu müßtest Du aber den Herzog erst sehen, und wenn ich nicht will, war es wohl schon das Letztemal, daß Du ihn erblicktest!"

„Was soll das heißen?" rief Lucia auffahrend.

„Stelle Dich nicht an, als wüßtest Du nicht, was ich meine: Dein Erschrecken zeigt, daß Du mich nur zu gut verstanden hast! Der Herzog hat Dich geliebt, weil Du das erste hübsche Mädchen warst, das ihm entgegen kam, aber er ist so weich und lenksam als veränderlich — er hätte Dich längst um die Herzogin oder um eine Andere aufgegeben, wenn es nicht mir und andern Leuten in den Plan getaugt hätte, den neuen Einfluß nicht aufkommen zu lassen. Noch liegt der Herzog in Deinen Banden, aber mit innerm Widerstreben und mit Schwanken! Die Herzogin giebt das Spiel nicht verloren, und ihre Beharrlichkeit wird es gewinnen . . . ja, wenn ich nicht bin, so hat sie es heut' Abend gewonnen!"

„Ich verstehe Dich nicht!" rief Lucia, indem sie aufsprang und ihre Unruhe nicht mehr verhehlte. „Aus Barmherzigkeit, Marello! Rede, was ist's mit heute Abend? Ich erwarte den Herzog . . ."

„Das thut auch die Frau Herzogin! Sie hat für diesen Abend bei sich eine Unterhaltung ausgesonnen, in welcher Alles vereinigt ist, was der Herzog liebt. Musik, Gesang, Tanz, Comödie . . ."

„Weh' mir, wenn Du recht hättest . . .!"

„Ich habe recht — sie baut mit Gewißheit darauf, ihn bei sich zu sehen, und ist Weib genug, ihn einer Liebe abtrünnig zu machen, die . . . schon über's Jahr gedauert

hat! Das Zünglein der Waage steht inne, spröde Lucia, und ich bin es, der die Waage hält!"

Lucia trat in gesteigerter Unruhe zu Marello hin. „Du wirst mich nicht verlassen, mein Jugendfreund!" rief sie. „Du wirst verhindern, daß er zur Herzogin geht. Fordere dafür, was Du willst . . . ich will dankbar sein!"

„Du kennst den Preis!" erwiderte Marello, indem er näher schlich und die Sängerin mit lüsternen Blicken verschlang. „Sei mein!"

„Fort!" rief Lucia, „augenblicklich fort! Thu', was Du kannst, aber komm' mir nie wieder vor die Augen!" Dabei schlüpfte sie in einen schönen, dicht gefütterten Pelz-Ueberwurf, warf ein Tuch über den Kopf und machte Miene, zu gehen.

„Was hast Du vor?" fragte Marello, der sie lauernd betrachtete.

„Ich eile zum Herzog! Ich werde auch ohne Dich bis zu ihm dringen . . . wenn ich ihm dann Alles erzähle und ihn bitte, mich von Dir zu befreien, was glaubst Du, was dann geschehen wird?"

„Dann wird der Herzog mich zum Teufel jagen! Aber ich mache den Weg jedenfalls nicht allein . . . ich werde ihm dann auch eine Geschichte erzählen und ihm ein gewisses Billet zeigen . . ."

Aus Lucia's Wangen war der letzte Tropfen Blutes gewichen: sie stand regungslos, wie ein aus weißem Marmor gemeißeltes Bild. „Was für ein Billet?" stammelte sie.

„Das eines schönen jungen Trabanten-Fähndrichs, der sich bei einer gewissen schönen Signora einzuschleichen wußte! Ein Billet, das so süß und schwärmerisch von genossenen Seligkeiten erzählt! — Wenn ich das Briefchen Seiner Durchlaucht zeige . . . was glaubst Du, daß geschehen wird?"

„Ich bin verloren!“ seufzte Lucia, indem sie zurücksank und sich in den Kissen des Divans verbarg.

„Du bist es nicht,“ flüsterte Marello, „wenn Du vernünftig sein willst! Wenn ich mache, daß der Herzog heute die Unterhaltung der Fürstin nicht besucht . . . daß er in einer halben Stunde zu Deinen Füßen liegt . . . willst Du mir dann Deine Thüre öffnen, nicht blos als dem Schatten eines Andern, sondern mir selbst . . .?“

Er beugte sich lauernd über Lucia, wie sich ein Raubthier über sein Opfer kauert. Sie lag leblos und wie vernichtet, mit ohnmächtiger Wuth und Abscheu kämpfend.

„Ja . . .!“ würgte sie endlich heraus, indem sie zugleich mit abgewandtem Gesichte nach der Thüre zeigte.

„Das ist freilich kein Gesicht für ein Liebesgeständniß,“ sagte Marello höhnisch, „aber ich will's dafür gelten lassen. Hoffe aber nicht, mich zu hintergehen . . . ich behalte meine Waffe, bis ich des Sieges gewiß bin! Leb' wohl, schöne Lucia . . . auf Wiedersehen . . . bei besserer Laune!“

Er ging; die schöne Sünderin aber sank verzweifelnd und in Thränen gebadet an dem Divan zu Boden.

— — Wenige Tage später saß Kanzler Biener in seinem Arbeitszimmer im Büchsenhause. Es war ein trüber nebliger Winterabend; der Sturm heulte um die Dächer und Thurmfahnen des Schlosses und jagte und wirbelte ein dichtes Schneegestöber so wild durch einander, daß das ganze Innthal dem Beschauer verborgen war, und sich in dem Aufruhr der Elemente nirgends eine Stelle zeigte, auf der das Auge zu ruhen vermocht hätte. Auch in der Stube war es trübe; Biener saß an seinem Arbeitstische, aber ohne Licht und in Nachdenken versunken . . . es waren Bilder und Erinnerungen der letzten Zeit, die er sichtend und prüfend an sich vorübergehen ließ. Biener

war allein, denn Elisabeth, welche ihn sonst in der Dämmerstunde gern zu vertrautem Geplauder besuchte, hatte sich etwas von ihm zurückgezogen: zwischen Beiden war seit jener verhängnißvollen Mittheilung vor dem Sarge Claudia's eine gespannte Stimmung eingetreten. Der erste überwältigende Eindruck war in ihrem Gemüthe bald einer andern Auffassung und Empfindung gewichen. Es kam ihr vor, als habe man sie in unwürdiger Weise behandelt; als sei sie das Opfer einer heimtückischen Verabredung geworden. Man hatte ihre Offenheit mißbraucht; ihre Schwäche durchschaut und dann zum Deckmantel eines Verhältnisses benützt, das den Augen der Welt vorborgen werden sollte. Die bittern Stunden dieser leidenschaftlichen Aufwallungen gingen zwar vorüber und machten milderen, aber nur desto wehmüthigeren Gedanken und Gefühlen Platz. Sie sah im Geiste die edle Fürstin in der Größe ihrer Entsagung vor sich stehen, sie war von Bewunderung für sie durchdrungen und fühlte sich eben deshalb gedemüthigt und erniedrigt; sie vergegenwärtigte sich ihres Mannes stille, anspruchslose Trefflichkeit, seine aufbrausende Scheu vor jedem, auch dem geringsten Unrecht, und kam sich dann ihm gegenüber so unbedeutend, so klein und seiner Liebe unwürdig vor, daß sie sich selbst durch Zurückziehen von ihm bestrafen zu müssen glaubte. Damit war an dem heitern Himmel, der über dem Büchsenhause geleuchtet hatte, eine trübe Wolke aufgestiegen, wie die erste Ahnung eines bevorstehenden Unheils.

Plötzlich wurde die Thüre des Gemaches aufgerissen, eine schlanke weibliche Gestalt stürzte herein und sank laut aufweinend zu den Füßen des Ueberraschten nieder. „Da bin ich wieder . . . !" schluchzte sie. „O Vater . . . Vater, verstoße mich nicht!"

„Fränzel!" rief Biener, der kaum seinen Sinnen traute. „Wie kommst Du hierher? Du kommst allein?" fuhr er

fort, als sie vor Schluchzen nicht zu reden vermochte. „Wo ist Dein Mann . . . wo ist Malanotte?“

Sie blieb in ihrer flehenden Stellung liegen und rief: „Ich komme allein . . . ich bin meinem Manne entflohen!“

„Kind des Unglücks . . . was hast Du gethan?“

„Was ich mußte . . . höre mich an!“

Sie erzählte . . . eine kurze und einfache Geschichte und doch eine Kette von unsäglichen Leiden. Die ersten seligen Tage, als sie mit ihm auf seinen Wunsch nach Italien gezogen war, hatten nur zu rasch ihr Ende gefunden. Malanotte's leidenschaftliches und ungestümes Wesen machte bald, daß ihm die einfache, schlichte Liebe des sanften und gemüthvollen, aber leicht verschüchterten Mädchens nicht mehr genügte; er war bald wieder in alte Kreise gezogen, vielfach in alte Verhältnisse verwickelt und zur Erneuerung alter Bekanntschaften veranlaßt. Er behagte sich immer weniger und war immer seltener zu Hause; Fränzel dagegen war vollständig allein, denn sie war fremd geblieben unter den Welschen, die sie überall mißtrauisch als eine Fremde und Eingedrungene betrachteten. Statt bei Malanotte Trost zu finden, fühlte sie sich von ihm bald immer rauher und kälter zurückgestoßen und erkannte bald mit vernichtender Gewißheit, daß nicht blos der Ueberdruß ihn seiner schlichten Häuslichkeit entfremdete, sondern daß es die Macht anderer Reize war, die ihn aus demselben zog.

„O, ich hatte recht geahnt,“ schloß sie, „als ich zweifelte, ob ich seiner Bewerbung Gehör geben und ihm folgen sollte? Ich hatte ihn vom ersten Augenblicke geliebt, Vater . . . aber Du weißt es, schon vom ersten Augenblicke an war etwas wie ein Schauder in mir, das mich vor ihm warnte. Als ich dann mein ganzes Unglück erkannte, war es mir auch klar, was ich zu thun hatte; daß meine Ehre mir nicht gestattete, länger in dem Hause des Mannes zu

bleiben, der seinen Schwur und meine Liebe so unwürdig verrathen hat. Ich entfloh ihm . . . da bin ich wieder, Vater . . . verstoß' mich nicht!"

Biener umarmte ergriffen die Weinende und zog sie an seine Brust empor. „Armes Kind," sagte er, „wie bitter haben wir uns in diesem Manne getäuscht . . . aber es bleibt ewig wahr, die ernste Stunde der Versuchung allein prüft und bewährt den Mann! — Ich thue es mit bittern Schmerzen, aber ich heiße Dich willkommen, wie damals, als Du mir geboren worden bist — das Herz und die Liebe des Vaters verwandelt sich ja nicht!"

Franziska hatte sich erhoben und an die Brust des Kanzlers geschmiegt: einen Augenblick hielten sich Beide schweigend umfangen, als an die Thüre gepocht wurde. Auf Biener's Ruf trat ein Lakai des Herzogs ein und überreichte ihm ein Schreiben. „Geh' jetzt, mein Kind, und eile, Deine Mutter zu begrüßen!" sagte Biener, indem er das Schreiben erbrach und einen flüchtigen Blick hineinwarf. Ein unwillkürlicher Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihm, als er es that, und rief Franziska wieder zurück, die sich schon der Thüre genähert hatte. „Was ist es, Vater?" flüsterte sie, leise an ihn herantretend. „Du erschrickst? Vater, was enthält dieses Blatt?"

„Nichts . . . nichts!" rief Biener. „Mache mir Licht und geh' nur . . . geh' zu Elisabeth, ich folge nach . . . es ist nichts! — Er, mein Freund," fuhr er zu dem Lakaien gewendet fort, „Er geht hinunter und läßt sich ein Glas Wein geben. Ich kann nicht dafür, daß man es so eilig gefunden hat, Ihn noch heute in diesem Schandwetter zu mir herüberzuschicken . . . weil aber die Sache doch so sehr betrieben wird, soll er auch sogleich meine Antwort an Seine Durchlaucht haben!"

Als Biener allein war, trat er an seinen Arbeitstisch und ließ sich wie erschöpft in den Armsessel sinken. Er

durchlas das Blatt genauer, als wollte er sich überzeugen, daß er sich nicht getäuscht hatte: allein da stand es klar und deutlich, und obwohl lange vorausgesehen, hatte doch die Plötzlichkeit des Schlages die Fassung des starken Mannes hart erschüttert. Er mußte das Blatt nochmals überblicken und las halblaut in Absätzen vor sich hin, durch Ausrufungen des Unmuths sich selbst unterbrechend. ‚Ehrsamer, gelehrter, lieber Getreuer . . .‘ — „Das ist der Honig, um die bittere Pille zu versüßen! . . .“ ‚Als wollen wir Euch des aufhabenden Staatskanzellariats und ordentlichen Rathsbesuchs in Gnaden entheben . . .‘ — „In Gnaden? Mich wundert, daß die Buchstaben nicht für den Schreiber über die Lüge erröthen!“ — ‚Bedanken uns der langen und treugeleisteten Dienste . . .‘ — „Ja, den Dank halte ich hier in der Hand . . !“ — ‚Vorbehalten uns auch, Eures Rathes in besondern Angelegenheiten uns zu bedienen, und bleiben Euch in Gnaden gewogen . . . Ferdinand Karl . . .‘

„Also doch!“ rief Biener schmerzlich, indem er sich rasch erhob und das Schreiben des Herzogs auf den Tisch schleuderte. „Sie haben es erreicht! . . . Entlassen, abgelohnt, mit einem kühlen Danke, wie ein Lakai verabschiedet . . . O Claudia, Claudia . . . sieh' herab, welche Frucht meine Aufopferung getragen! O, daß Du mich abgehalten, ihnen den Dienst vor die Füße zu schleudern, Du hättest mir die Schmach dieser Entlassung, den Hohn dieser Scheingnade erspart . . . Aber ganz wohl, Herr Herzog! Sie halten mich vielleicht für fähig, ein Wort dagegen zu sagen, wohl gar zu bitten . . . Nein, nicht eine Secunde soll er in dem beleidigenden Wahne leben! Sogleich soll er meine Antwort haben!“

Biener nahm ein Blatt zur Hand und warf halb sitzend, halb über den Tisch gebeugt mit hastiger Hand einige Zeilen auf dasselbe, dann faltete er es in einen

Umschlag und wollte diesen eben verschließen, als Elisabeth, von Franziska begleitet, mit allen Zeichen der Aufregung hereineilte. „Um Gotteswillen, Biener," rief sie, indem sie sich ihm an die Brust warf, „was ist geschehen? Fränzel sagt mir, Du seiest erschrocken über diese Botschaft des Herzogs ... was kann es sein, worüber Du zu erschrecken vermagst?"

„Die Dämmerung hat das ängstliche Kind getäuscht!" sagte Biener kalt. „Urtheile selbst, ob ich darüber zu erschrecken habe ... Lies!"

Elisabeth ergriff das Blatt, blickte hinein und ließ es laut aufweinend zu Boden fallen, indem sie die Hände vor das Gesicht schlug. „Also wirklich entlassen! Wirklich abgesetzt!" rief sie. „Welch' neues Unglück!"

„Wir sind lange genug im Sonnenlichte gewandelt; es scheinen die Tage der Stürme zu beginnen: es ist wirklich ... mit Franziska's Rückkehr hat das Unglück zuerst an diese Thüre gepocht!"

Elisabeth hatte sich wieder an seine Brust geschmiegt. „O mein Freund," sagte sie zärtlich, „ich fühle es ganz mit Dir, wie eine so unverdiente Behandlung Dich ergreifen, wie es Dich kränken muß, die treue Arbeit so vieler Jahre so vergolten zu sehen ... Und dennoch — zürne mir nicht, wenn ich es sage, daß in meinen Schmerz sich ein leises Gefühl der Freude mischt; Du bist nicht blos eines Amtes, Du bist einer schweren Bürde los — Du kannst wieder Dir selbst und den Deinigen gehören. Mir ist, als habe sich mit diesem furchtbarsten Schlage die Wuth des Gewitters über uns gebrochen und erschöpft ... ich glaube schon den blauen Himmel durch das Gewölk brechen zu sehen! Verzeihe mir, wenn ich nicht immer Dir zur Seite blieb, wie ich gesollt ... laß es mich wieder gut machen ... dann wird mit dieser Stunde die Freude und der Friede uns wiederkehren!"

Biener sah ihr mit mildem Ernste in's Angesicht. „Du

sprichst als Frau!" sagte er. „Ich stehe da in meiner vollsten Manneskraft . . . was soll mir die Ruhe? Ich muß wirken und schaffen können! Ich möchte das Geschaffene erhalten, möchte es bewahren und vertheidigen vor den Angriffen der Schlechten, und muß gehen und mit gebundenen Händen zuschauen, wie sie nur auf mein Gehen warten, um über meine Schöpfung herzufallen und das geliebte Werk eines Lebens in den Staub zu treten! Und doch . . . wäre diese Ruhe die Folge freier Wahl, ich hätte es über mich vermocht, schon jetzt vom Schauplatze des Staatslebens abzutreten! Ich hätte es gekonnt in der Ueberzeugung, daß ich nichts mehr wirken kann, daß meine Zeit vorüber, oder richtiger, daß sie noch nicht gekommen ist! Ich hätt' es vielleicht vermocht, in ländlicher Zurückgezogenheit, im Kreise der Meinigen ein stilles Leben in stiller Thätigkeit als ein freier Mann zu leben . . . Aber so unwürdig behandelt, so unnütz weggeworfen zu werden, wie eine ausgepreßte Frucht — das ertrag' ich nicht, das schmerzt bis in's tiefste Mark der Seele!"

„Ich glaub' es Dir; ich verstehe Dich ganz!" fuhr Elisabeth fort, während auch Franziska die Hand des Vaters ergriff und begütigend drückte. „Aber Du wirst ruhiger werden, Du wirst es über Dich gewinnen, die Nothwendigkeit durch Deinen Willen zum freien Entschlusse zu erheben . . . Doch was seh' ich hier? Was soll jenes Blatt?"

„Es ist meine Antwort an den Herzog!"

Elisabeth nahm und las: „Durchlauchtigster Erzherzog, gnädigster Herr! Euer fürstlichen Durchlaucht gnädigste Resolution, darinnen Sie mich des seither getragenen Staatskanzellariats entlassen, habe ich mit unterthänigster Reverenz empfangen, bedanke mich für die Entlassung und versichere Sie, daß Sie mir damit eine besondere Gnade

erwiesen haben; denn gleich wie ich niemals nach dieser Stelle getrachtet, sondern nur ungern auf Befehl des Kaisers und Ihres seligen Herrn Vaters unwissend und abwesend dazu erklärt worden, habe ich auch schon vor etlichen Jahren Euer Durchlaucht Beichtvater um seine Mitwirkung gebeten und ihm, damit die Entlassung eher erfolge, tausend Reichsthaler angeboten . . ."

„Biener," rief Elisabeth, sich angstvoll unterbrechend, „diesen Brief gedenkst Du doch nicht Seiner Durchlaucht zu überschicken?"

„Das werde ich!"

„Nimmermehr! Der gereizte Ton dieser Erwiderung ist Deiner unwürdig! Er kann nur dazu dienen, den Herzog zu erbittern . . . die Kluft zwischen Euch zu erweitern!"

„Was hätte ich noch zu schonen? Nicht eine Kluft . . . ein Abgrund ist es, der uns trennt!"

„Auch Abgründe lassen sich überbrücken . . . vernichte nicht selbst die Möglichkeit dazu . . . sende diese Schrift nicht ab! Jeder Zug in ihr verräth die Aufregung des Schreibenden, handle nicht in der Leidenschaft des Augenblicks . . ."

„Es ist beschlossen . . . halte mich nicht zurück!"

„Warte wenigstens bis morgen! Wenn Du morgen noch gesonnen bist, dieses Schreiben abzusenden, will ich Dich nicht mehr hindern — aber heute laß mich den Diener fortschicken . . ."

Sie wollte nach der Thüre, aber Biener kam ihr zuvor und rief: „Nein . . . er verläßt mein Haus nicht ohne Antwort, und die Antwort wird keine andere sein, als diese!" Zugleich hatte er die Thüre geöffnet und den wartenden Lakaien heraufgerufen.

„Biener!" rief Elisabeth, sich noch ängstlicher an ihn klammernd. „Bei Allem, was Dir heilig ist . . . bei dem

Andenken Claudia's beschwöre ich Dich ... sende den unglückseligen Brief nicht ab ..."

„Und stände, wie Du, Claudia selbst vor mir in aller Glorie ihrer Seligkeit und winkte mir zurück ... ich würde fest zu ihr emporblicken und sagen ... was ich Dir gelobt habe, ist erfüllt — jetzt bin ich wieder ganz mein eigen: diese That gehört mir allein!"

„So vermögen meine Bitten und Thränen nichts über Dich?" rief Elisabeth noch dringender als zuvor. „O, wie bitter muß ich erkennen, wie wenig Du mich liebst!"

„Ich liebe Dich — fordere, was Du willst, ich will es Dir gewähren zum Beweise meiner Liebe, aber dies Eine fordere nicht! Ich will aus dem Wirkungskreise, den ich mit Ruhm und Ehre erfüllt habe, mich nicht gedrückt und schweigend hinwegstehlen wie Einer, den das schlechte Gewissen schlägt und mahnt, mit dem Gnadenbrode zufrieden zu sein, das man ihm gewähren will ... Was und wie ich gewesen, will ich auch bleiben bis zum letzten Augenblicke!"

Er hatte den Brief geschlossen und reichte ihn dem inzwischen herbeigekommenen Diener. „Bring' Er das Seiner Durchlaucht mit meinem Empfehl!" sagte er und trat zu Elisabeth, die halb ohnmächtig in Franziska's Armen zusammengesunken war. „Beruhige Dich, meine Liebe!" rief er. „Ich nehme Dein liebevolles Anerbieten an — der Friede und die Freude sollen darum nicht verdrängt werden aus unserer Mitte! Beruhige Dich ... ich habe gehandelt, wie ich mußte! Ferdinand Karl in seiner Schmeichler Umgebung ist es nicht mehr gewohnt, ein gerades Manneswort zu vernehmen ... er soll sie noch einmal hören, die Stimme des gewesenen Kanzlers von Tirol!"

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Zweite Auflage.



Leipzig.
Ernst Keil.
1873.



Der

Kanzler von Tirol.

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmid.

Vierter Band.

Zweite Auflage.



Leipzig
Ernst Keil.
1873.

Fünfzehntes Kapitel.

Mars und Venus.

Auf dem dunkelnden Rennplatze, die fürstliche Burg entlang, war es trotz der späten Abendstunde noch sehr laut und lebhaft. Der weite Raum war reihenweise mit Pechpfannen besetzt, deren auflodernder Schein an den Stämmen der Bäume emporschlug, um in den nächtlich dunklen Kronen zu ersterben. Das Innere des Platzes war durch eine Doppelreihe von Trabanten und Soldaten abgesperrt, und eine freie Gasse gebildet, in welcher stattliche Carossen hin und her rollten, und geschmückte Reiter sich tummelten. Sie eilten Alle der großen Reitschule zu, deren hohe Fenster ein Lichtmeer wiederstrahlten, und aus deren weitgeöffnetem, aber durch einen wallenden Vorhang verhülltem Haupteingange jene einzelnen und abgerissenen Töne hörbar wurden, welche das Vorbereiten eines Musik-Chors bezeichnen. Hinter den Soldaten trieb und drängte im flackernden Lichte der Pechpfannen und im wankenden Schatten der Bäume das neugierige Volk, spähte nach Wagen und Pferden, Reitern und Fußgängern oder ihren prachtvollen Anzügen und unterhielt sich mit Erzählungen über Namen und Verdienste der Einzelnen und über den jungen Herzog Karl von Mantua und Montferrat, mit welchem die Schwester des regierenden Herzogs, die älteste

Tochter der seligen Frau Claudia, Prinzessin Clara Isabel, am Morgen dieses Tages feierlich getraut worden war. Der Stoff zum Erzählen ging nicht aus, denn auf mehrere Wochen hinaus waren Feste, Jagden und Spiele aller Art angekündigt, durch welche der junge prachtliebende Fürst die Vermählung der Schwester zu feiern und zugleich dem neuen Schwäher den gebührenden Begriff von seiner Macht und seinem Reichthume beizubringen gedachte.

Im Vorgemache von Ferdinand Karl's gewöhnlichem Ankleidezimmer, dessen Fenster gegen den Rennplatz gerichtet waren, lehnte Graf Ferrari und blickte auf das Lichterspiel und auf das sich drängende und schreiende Volk hinab. Neben ihm stand Vollmar, dessen Blicke der gleichen Richtung folgten, obwohl ihre Zerstreutheit erkennen ließ, daß ihn andere Gedanken beschäftigten. Er trug die schwarze Amtstracht der Staatskanzler von Tirol und darüber die mächtige goldene Kette mit dem Prunksiegel, die von Biener's Brust auf die seine übergegangen war.

Vom Rennplatze ertönte eben ein lustiger Trompeten-Marsch, Fackeln loderten und qualmten empor, und durch das gesteigerte Rufen der Menge ließ sich der Hufschlag vieler Rosse vernehmen. „Sehen Sie," sagte Graf Ferrari hinunterdeutend, „da kommt der zweite Theil des großen Festzuges: die Göttin Venus mit ihrem Gefolge, wie sie eben aus dem Schaume des Meeres emporgestiegen ist. Sehen Sie, die Räder des goldenen Muschelwagens sind mit gemalten Tüchern verhängt, die wie Wasser aussehen, und alle Tänzer und Tänzerinnen der erzfürstlichen Comödie sind als Tritonen und Nereiden gekleidet und tanzen um den Wagen her!"

„Und wer ist die Göttin Venus selbst?" sagte Vollmar in Gedanken und lediglich um etwas zu erwidern.

„Das ist auch eine Tänzerin," antwortete Ferrari, „auf

deren Namen ich mich nicht besinne. Es war ursprünglich eine andere Signora zu der Rolle bestimmt . . . Sie errathen wohl, wen ich meine . . . aber die ist krank und zieht sich seit einiger Zeit von allen öffentlichen Festlichkeiten zurück . . ."

„Und was geschieht eigentlich bei dem heutigen Feste?" fragte Vollmar wie zuvor. „Worin besteht der Plan und Gedanke desselben?"

„Das wissen Sie nicht? Es ist ein Symbolum, ein allegorisches Caroussel. Das allerhöchste erzfürstliche Brautpaar ist durch die heidnischen Gottheiten Mars und Venus repräsentirt; jede von ihnen hat eine Schaar von auserlesenen Kämpfern unter einem nicht minder glänzenden Anführer. Seine Durchlaucht selbst sind der Anführer auf Seite des Mars, Oberststallmeister Graf Fugger auf Seite der Frau Venus. Die Marskämpfer sind alle in Scharlach und Gold, die der Venus in Blau mit Silberbrocat gekleidet. Beide Parteien ziehen von verschiedenen Seiten in die Rennbahn, in deren Mitte sie sich begegnen. Da beginnt nun das Spiel: kein Theil will dem andern weichen, jeder behauptet, daß den Vorzügen seines Gebieters der Vorhang gebühre, und es entsteht ein zierlicher Scheinkampf zwischen der Stärke und der Schönheit. Jeder Hieb und jeder Schritt geht nach dem Takte einer reizenden Musik, und das Ganze soll das täuschende Ansehen eines römischen Gefechtes haben. Plötzlich wird dasselbe unterbrochen, denn auf dem Kampfplatze wird Fama, die Göttin des Ruhms, erscheinen und die Streitenden versöhnen. Mars und Venus sind die Ersten und Schönsten ihres Geschlechts: sie sollen sich nicht bekämpfen, sondern verbinden, und so werden sie denn einander entgegengeführt, im pompösen Aufzuge, unter Musik, Tanz, Illumination Feuerwerk . . . Aber," unterbrach sich Ferrari selbst, „Eccellenza sind ja ganz zerstreut? Ich gebe mir Mühe, Ihnen

Alles auf's Beste zu erklären, und Sie hören mich wohl gar nicht?"

„O doch, doch," erwiderte Vollmar, „obwohl ich nicht leugnen kann, daß meine Gedanken mit andern Dingen beschäftigt sind! Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon zum drittenmale Seine Durchlaucht zu sprechen suche, und daß es immer vergeblich ist!"

„Dann haben Sie jedenfalls," rief Ferrari lachend, „für das Viertemal sich den allerschlechtesten Zeitpunkt ausgewählt!"

„Durchlaucht haben mich hieher beschieden, und zwar zu dieser Stunde. Es handelt sich um Dinge von der höchsten Wichtigkeit. Sie wissen, die Bergknappen in Schwaz haben einen Aufstand erregt; sie wollen die Arbeit einstellen, wenn sie nicht höhern Lohn erhalten . . . das ist aber nur eine Finte; sie sind mit den heimlichen Lutheranern im Lande einverstanden und denken auf diese Weise zu erzwingen, daß wir sie dulden. Die Gährung wächst und breitet sich mit jedem Augenblicke mehr aus: man muß zu den kräftigsten Maßregeln greifen!"

„Man sieht es Ihnen an, Eccellenza," rief Ferrari, indem er lachend den Kopf schüttelte, „daß Sie noch nicht lange Staatskanzler sind! Die Würde ist Ihnen wie ein neuer Rock, in dem Sie sich noch nicht ganz frei bewegen. Derlei würde mir keine Besorgniß machen! Wozu hat Seine Durchlaucht einen Kanzler, wenn er sich doch mit Allem selber befassen soll? Verfahren Sie, wie es Ihnen gutdünkt, und fragen Sie Seine Durchlaucht so wenig wie möglich . . . das wäre mein Grundsatz!"

Der neue Staatskanzler war im Begriffe, darauf zu erwidern, als Marello die Thüre des herzoglichen Gemachs halb öffnete und herausrief: „. . . Herr Kammer-Präsident von Schmauß . . . !"

„Ist nicht hier!" erwiderte Ferrari.

„Hat er auch nicht geschickt?“ fuhr Marello hastig fort, indem er vollends aus dem Gemache trat. „Hat er nichts von einem Geschmeide wissen lassen? Durchlaucht warten darauf mit Ungeduld. Sie lassen mich's doch sogleich wissen, wenn der Herr Präsident kommt?“

„Augenblicklich . . . . aber was ist's mit dem Geschmeide?“

„Es ist das Geschenk Seiner Durchlaucht an den Herren Bräutigam, eine goldene Kette mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Am Schlusse des Caroussels werden Seine Durchlaucht an die Logenbrüstung reiten und das Kleinod auf der Lanzenspitze dem neuen Herrn Schwager zierlich überreichen. Die Kette wurde eigens bei dem besten Meister in Nürnberg bestellt: der Goldschmied ist auch gestern Abend schon damit eingetroffen, aber noch immer ist die Kette nicht in unsern Händen, und in einer Stunde soll das Stechen beginnen!“

„Das ist allerdings unangenehm und etwas befremdlich!“ sagte Vollmar, während Marello wieder in das Gemach des Fürsten zurückkehrte.

„Befremdlich? Für den Staatskanzler?“ lachte Ferrari. „Ich wollte wetten, ich kenne den Grund, weshalb die Kette noch nicht abgeliefert ist! Der Nürnberger Meister wird eben sein geschmiedetes Gold nur gegen gemünztes aus den Händen geben wollen!“

„Sollte daran Mangel sein? Wie lange ist es doch, daß Frankreich von den dreizehn Millionen Livres, die es Tirol für die Abtretung von Lothringen und Breisgau zahlen muß, drei Millionen auf Anschlag geschickt hat . . .“

„Drei Millionen! Was will das heißen! Ein Tropfen Wasser auf glühendes Eisen! Ein Guß in ein hundertlöcheriges Sieb!“

„Das sind schlimme Vergleichungen für die fürstliche Casse . . .“

„Ich kann auch mit einer andern dienen, wenn Ihnen die etwa besser gefällt. Was sagen Sie zu einem Brunnen, der ganz matt läuft, weil die Quelle schon unterwegs in hundert kleine Canäle abgezapft wird? Ich fürchte, wenn der Kammerpräsident nicht zaubern kann, werden wieder die kaiserlichen Kammerknechte herhalten müssen!“

Geräusch von der Treppe her unterbrach das Gespräch; nach wenigen Augenblicken eilte Kammerpräsident Schmauß in den Vorsaal und ließ den beleibten Körper athemlos und schweißtriefend in einen Stuhl fallen.

„Was ist denn geschehen?“ rief ihm Vollmar entgegen. „Was ist's, Vetter, das Dich so außer Athem bringt?“

„Ich bin ein verlorener Mann!“ stöhnte Schmauß, indem er sich die Stirne trocknete. „Ist Biener nicht hier gewesen?“

„Biener?“ rief Vollmar entgegen. „Ich glaube, Du träumst! Wie sollte der hierher kommen?“

„Weil ich nach ihm geschickt habe!“ erwiderte Schmauß. „Er allein vermag mir zu helfen, daß ich Seiner Durchlaucht das Geschenk für den Herzog von Mantua abliefern kann!“

„Wie? Du wirst doch nicht etwa den übermüthigen Menschen um Geld angegangen haben?“

„Was fällt Dir ein? Aber schaffen muß er mir's! Das Geschmeide kostet achtzehntausend Gulden: das ist fast ebenso viel, als der jährliche Tribut, den uns die Graubündner zu zahlen haben. Sie sind auch pünktlich zur bestimmten Zeit eingetroffen, ich meinte schon aller Verlegenheit enthoben zu sein . . . denke Dir nun mein Entsetzen . . .“

„Nun?“ riefen Ferrari und Vollmar neugierig hinzutretend.

„Sie haben das Geld bei sich; sie haben es mir gezeigt; es sind lauter prächtige Wechselbriefe auf Mailand und Zürich; alle so gut, wie baares Geld, aber die Stierköpfe weigern sich, zu zahlen, bis man ihnen ihre alten Urkunden herausgegeben hat . . .“

„Was für Urkunden?“

„Was weiß ich! Hier ist das Verzeichniß davon. Es sind Urkunden über alte Verträge zwischen den Bünden und Tirol, die man ihnen einmal im Kriege abgenommen und als gute Beute behalten hat, glaub' ich. Die verlangen sie jetzt zurück, und wenn ich sie ihnen nicht noch heute übergeben kann, so sind die Hitzköpfe im Stande, morgen abzureisen; ich muß mir diesen Goldfisch entwischen lassen und bin bei Seiner Durchlaucht für ewige Zeiten in Ungnade!“

Vollmar hatte inzwischen das ihm übergebene Verzeichniß geprüft. „So gieb die Urkunden zurück!“ sagte er. „Ich kann nicht finden, daß sie für uns von besonderer Wichtigkeit seien!“

„Gewiß sind sie es nicht!“ seufzte der Präsident kläglich und grimmig zugleich. „Ich hätte mich auch nicht besonnen und ihnen den alten Kram auf den Rücken nachgeworfen, aber die Urkunden sind nirgends zu finden! Im Archiv ist nichts, als dieses Blatt, worin Kanzler Biener bekennt, gerade diese bündnerischen Documente aus dem Archiv erhoben zu haben . . .“

„Wer, sagst Du?“ rief Vollmar hastig, indem er Schmauß das Blatt aus der Hand riß und es überflog. „Das ist wirklich Biener's Hand! Und was sagt er dazu?“

„Ich weiß es nicht: eben deswegen habe ich nach ihm geschickt und auch die Gesandten hieher bestellt. Wenn ich

denn doch in Ungnade fallen muß, soll der Herzog Alles selbst sehen und hören!"

„Ich glaube die Herren schon auf der Treppe zu hören!" sagte Ferrari.

„Aber von Biener ist noch keine Spur zu sehen!" jammerte Schmauß. „O, er wird uns jetzt fühlen lassen, daß wir ihn brauchen!"

„Bist Du ein Thor?" rief Vollmar halblaut, indem Ferrari den eintretenden Graubündner Gesandten entgegen gegangen war und sie begrüßte. „Siehst Du nicht, daß dieses Blatt ihn vernichten muß, wenn es ihm nicht gelingt, die Urkunden herbeizuschaffen? Er wird uns nöthig haben, nicht wir ihn!"

Inzwischen waren die Gesandten herbeigekommen und wurden den Anwesenden unter gegenseitigen Begrüßungen vorgestellt. Es waren die edlen Herren von Planta und Castelberg, welche auch diesesmal die drei Bünde zu vertreten hatten.

„Seien Sie willkommen, sehr edle Herren!" sagte Schmauß mit ausgesuchter Artigkeit. „Ich bin Ihnen unendlich dankbar, daß Sie meine Bitte erfüllen und hieherkommen!"

„Wir kommen auch nur aus persönlicher Rücksicht für Sie, Herr Präsident!" erwiderte Planta, indem er sich unmuthig über das kurzgeschorne röthliche Haar fuhr. „Außerdem wären wir schon auf dem Rückwege in unsere Heimath!"

„Das wäre doch wohl ein übereilter Entschluß gewesen!" rief Vollmar.

Planta maß ihn vom Fuße bis zum Kopfe; Castelberg aber erwiderte, indem er auf den schneeweißen Haarschopf deutete, der allein auf seinem Scheitel stehen geblieben war: „Unter diesem Zeichen hat man es vergessen, sich zu übereilen! Auch giebt es Fälle, in denen man sich gar

nicht übereilen kann, weil jede Minute Zögerung ein Schimpf wäre!"

„Ein solcher Fall ist hoffentlich hier nicht gegeben!" entgegnete Vollmar.

„Allerdings!" rief Planta aufbrausend. „Sie werden zugestehen müssen, daß unsere Forderung eine vollkommen gegründete ist! Wäre vor einigen Jahren bei Erneuerung der alten Erbeinigung nicht vergessen worden, die Urkunden zu verlangen, so besäßen wir dieselben schon lange. Wir können daher hinter Ihrem jetzigen Zögern nichts als den Versuch sehen, uns hinzuhalten, oder wohl gar den Hintergedanken, die Urkunden in irgend einer Weise gegen uns zu gebrauchen!"

„Sie sollen sich bald vom Gegentheile überzeugen!" sagte Schmauß, indem er sich erhob und einem Diener entgegentrat, der mit einem Schreiben auf der Schwelle erschien. „Da kommt mir eben Botschaft zu, welche die Sache hoffentlich vollständig aufklären wird... Kommen der Herr Kanzler nicht selbst?" fuhr er gegen den Diener gewendet fort.

„Nein!" sagte der etwas bäuerisch aussehende Bursche. „Der Herr Kanzler hat mir nur befohlen, zu sagen, er habe die Burg auf Befehl Seiner Durchlaucht verlassen und werde sie auch nur auf seinen Befehl wieder betreten!"

„Immer der Alte!" murmelte Vollmar, während Schmauß ihm das Schreiben übergab. Er las: „Auf die Anfrage wegen der bündnerischen Urkunden stehe ich nicht an, Excellenz zu erwidern, daß ich solche allerdings vor einigen Jahren von dem Archivarius Kastner in Empfang genommen und ihm dafür durch Quittung reversirt habe: ich besitze aber Gegenrevers Ihrer Durchlaucht der hochseligen Frau Herzogin Claudia, welche sothane Documente

in meiner und der Herren Patres Malaspina und Gravenegger Gegenwart dem Kaminfeuer übergeben hat . . ."

Betroffen blickten Vollmar und Schmauß einander an; Planta aber, welchem die Zornröthe bis unter die kurzen Haare emporstieg, rief seinem Genossen zu: „Komm, Castelberg! Unsere Geschäfte in Innsbruck sind zu Ende!"

Beide wendeten sich zum Gehen, während Vollmar ihnen nachrief: „Bleiben Sie doch, meine Herren! Sie sehen offenbar, daß hier ein schändliches Spiel gespielt wird!"

„Eben weil wir das sehen," war die Antwort, „wollen wir nicht die Puppen dazu abgeben!"

„Ich lege Protest ein gegen diese Auffassung!" rief Vollmar, welcher ebenfalls warm zu werden begann. „Ueberlassen Sie den Unmuth uns, denen die Annahme so nahe liegt, daß Sie die ganze Angelegenheit mit diesen Urkunden nur als Vorwand hervorgesucht haben, sich Ihren Verpflichtungen zu entziehen!"

„Heiliges Kreuz von Einsiedeln!" schrie Planta losbrechend. „Ist das der Ton, in welchem Tirol mit den Abgesandten der Grisonen spricht? Ich schleudere jede solche Beschuldigung auf Sie zurück! Man will uns unser Eigenthum nicht herausgeben und spiegelt uns darum diese elende Verbrennungs-Geschichte vor! Nicht bei uns — in Tirol ist die Treulosigkeit zu Hause! Wir hatten einen einzigen Mann hier kennen gelernt, auf dessen Wort und Handschlag sich zu verlassen war — jenes Blatt zeigt, daß wir uns auch in ihm betrogen haben! Wir wenden Tirol den Rücken — aber wir werden blutige Antwort geben auf den Schimpf, den man den Bünden angethan!"

Sie gingen und ließen die Anwesenden in großer Aufregung zurück, die sich noch dadurch steigerte, daß Marello beinahe im nämlichen Augenblicke die Thüre des

fürstlichen Gemaches öffnete und das Erscheinen Ferdinand Karl's ankündete.

Der junge Fürst trug bereits das Gewand zu dem Ritterspiele, welches in der nächsten Stunde beginnen sollte. Ein goldener Schuppen-Panzer bedeckte die Brust und ließ breite Spangen auf die kurze weiße Tunica herunterhangen; die anscheinend nackten Beine waren mit goldgestickten Purpur-Sandalen beschuht, und auf dem lang herabwallenden blonden Lockenhaare schimmerte ein prachtvoller Helm mit reichem Federschmucke. Ein kurzes, breites Schwert, um die Mitte gegürtet, vollendete den Anzug, welcher dem schönen jungen Fürsten ganz das Aussehen eines römischen Helden gab.

Er hatte die letzten Worte der Bündner noch vernommen und sah mit fragendem Blicke auf die betroffene, schweigende Versammlung. „Nun," rief er, „lauter bestürzte Mienen? Was ist geschehen? Wo ist mein Geschmeide?"

Vollmar nahm statt des unfähigen Schmauß das Wort und erzählte, weshalb die Kette noch nicht da sei; wie man die Absicht gehabt, mit der Jahreszahlung der Graubündner auszuhelfen und ihnen deshalb die verlangten Urkunden herauszugeben — wie dies aber wegen nicht Vorhandenseins der Urkunden unmöglich war. Dabei verlas er zuletzt Biener's Antwort auf die an ihn ergangene Aufforderung.

Ferdinand Karl hatte anfangs mit beifälligem Nicken zugehört; dann stieg sein Unmuth mit jedem Worte Vollmar's, so daß er zuletzt das Römerschwert, mit dem er gespielt hatte, klirend auf den Tisch warf. „Muß mir denn," rief er, „dieser unerträgliche Mensch überall im Wege sein! Ich bin es müde, Alles, was ich will, von ihm durchkreuzt zu sehen! Wozu bin ich Herr im Lande?"

Vollmar trat einen Schritt vor und erwiderte mit ein-

schmeichelnder Unterwürfigkeit: „Zürnen Durchlaucht dem Kühnen nicht, der ein freies Wort zu sprechen wagt! Die verderbliche Nachsicht Ihrer Durchlaucht ist allein an dem Uebelstande Schuld, den Sie beklagen! Durchlaucht haben ihm Ihre Macht als Herr im Lande noch nicht gezeigt!“

„Ich habe ihn von mir entfernt,“ erwiderte der Fürst unmuthig, „habe ihn entlassen . . . was kann ich mehr thun?“

„Ihn unschädlich machen, Durchlaucht! Ihm auch die Möglichkeit nehmen, Sie wieder zu verletzen oder zu hindern! — Wenn Sie den Befehl gäben, peinliche Anklage gegen ihn zu erheben . . .“

„Weshalb?“ fragte der Fürst noch unmuthiger. „Um den Schein kleinlicher Rache auf mich zu laden und ihn am Ende doch frei geben zu müssen? — Er ist ein unerträglicher Mensch, ein Sittenprediger und Splitterrichter, — aber er ist ein Mann von Ehre . . . Wessen will Er ihn anklagen, Kanzler Vollmar?“

„Wessen er schon angeklagt ist! Das allein würde hinreichen, um ihn in Untersuchung und Strafe zu bringen. Durchlaucht haben ohne Zweifel gehört, daß schon unter der Regierung Ihrer höchstseligen Frau Mutter die Klagen und Beschuldigungen gegen Biener so laut wurden, daß selbst diese einer Untersuchung nicht zu wehren vermochte. Sie wurde lässig geführt, weil Alles den allmächtigen Günstling scheute, und der Erfolg hat bewiesen, wie sehr diese Scheu begründet war. Biener wurde von Herzogin Claudia öffentlich und feierlich für unschuldig erklärt — aber dem Gesetze, den Formen des Halsprozesses ist damit nicht genügt! Die Untersuchung ist nicht durch ein förmliches Urtheil geschlossen und kann darum jeden Augenblick wieder aufgenommen werden!“

„Ich weiß das,“ sagte Ferdinand Karl, der mit Unlust

und doch mit unverkennbarer Spannung dem Kanzler zuhörte . . . „Das sind alte, vergessene Geschichten . . .“

„Sie sind es nicht, wenn Durchlaucht wollen — sie sind es nicht, weil neue Beschuldigungen daran anknüpfen! — Durchlaucht haben Biener einen Ehrenmann genannt, und dennoch hat der Ehrenmann, offenbar in verrätherischem Einverständniß, die bündnerischen Urkunden beiseite geräumt!“

„Beweise!“ unterbrach ihn der Herzog. „Schaff’ Er mir die Beweise!“

„— Die Untersuchung wird sie schaffen! — Aber bedarf es noch weiterer Beweise? Liegen sie nicht schon unwiderleglich vor? Daß er die Urkunden im Archiv erhoben, ist durch seine Unterschrift bewiesen . . . er mag wohl über andern Dingen auf das unscheinbare Blatt vergessen haben, oder die Wachsamkeit des Archivars hat ihn verhindert, es zu beseitigen! — Daß Herzogin Claudia die Urkunden vernichtet haben soll, ist eine zu plumpe Lüge, um der Widerlegung zu bedürfen . . . es ist schlechterdings kein Grund denkbar, warum sie das gethan haben sollte! Wäre es aber dennoch wahr, warum hat er die angebliche Quittung der Herzogin nicht gleich mit vorgelegt? — Er besitzt keine, sage ich, oder sie ist falsch! Darum hat er die grobe List gebraucht, sich auf Zeugen zu berufen, die Beide todt sind! . . . Wahrlich, man muß so gütig sein, wie Ihro Durchlaucht, um den Verrath nicht zu sehen, der greller ist, als die Sonne am Mittag!“

Der Kanzler hielt einen Augenblick inne; als der Herzog nichts erwiderte, sondern nachdenklich vor sich hinsah, fuhr er fort: „Die Untersuchung allein kann Durchlaucht weitere Beweise schaffen. Biener ist verschlagen genug, sich den Rücken nach allen Seiten gedeckt zu haben: er hat die Papiere sicher nicht aus den Händen gegeben und hält sie gewiß noch in geheimem Gewahrsam, um sie,

je nach Bedarf, nach zwei Seiten gebrauchen zu können. Sie sind entweder in seinem Büchsenhause verborgen, oder sie befinden sich unter jenen Papieren, welche, wie Durchlaucht bereits wissen, erst Malaspina und dann Gravenegger von ihm in Verwahrung hatten, und welche von den Jesuiten schändlicher Weise an sich gerissen wurden . . ."

„Habe ich nicht die augenblickliche Herausgabe befohlen?" rief Ferdinand Karl zornig.

„Der Befehl wurde den Jesuiten auch bereits eröffnet, aber sie weigern sich, zu gehorchen."

„Wie, sie unterständen sich, meinen Befehlen den Gehorsam zu versagen?"

„Sie haben sogar die Kühnheit, sich auf ihre geistliche Immunität zu berufen und zu behaupten, sie seien Niemand Gehorsam schuldig, als Seiner Heiligkeit in Rom und ihrem General."

„So weit ist ihr Uebermuth durch meine Nachsicht schon gewachsen?" rief der Herzog, indem er unwillig aufsprang. „Gut — wollen sie mich nicht als Landesherrn erkennen, so sollen sie wenigstens sehen, daß ich Herr des Landes bin, und daß es bei mir steht, wen ich in seinen Grenzen dulden will! . . . Eröffne Er dem Pater Rector, daß er augenblicklich die Schriften des Gravenegger vollständig und unverletzt herauszugeben hat — thut er es nicht, so soll in vierundzwanzig Stunden in Tirol weder ein Jesuit, noch ein Jesuitencollegium sein!"

Der rasche und kräftige Entschluß des Fürsten verfehlte seinen Eindruck auf die Anwesenden nicht; Vollmar aber fuhr wie begeistert fort: „Gott segne Durchlaucht für diese Energie! Ich setze den Befehl sogleich auf und lege ihn zur Unterschrift vor . . . Könnte ich Durchlaucht doch bestimmen, in diesem Augenblicke ihr Werk zu vollenden und auch einen andern Befehl zu geben, so wollte ich mit

meinem Kopfe dafür bürgen, daß Durchlaucht nie wieder mit so unangenehmen Dingen behelligt werden!"

Er hielt inne, allein der Herzog konnte noch immer zu keinem Entschlusse kommen und sah nachdenkend vor sich hin.

„Lassen mich Durchlaucht," begann Vollmar wieder, „in diesem günstigen Augenblicke Alles von meinem Herzen wälzen, was schon so lange und so schwer darauf gelastet hat! ... Durchlaucht werden nicht eher Ruhe haben, bis Sie den Befehl zur peinlichen Anklage gegen Biener gegeben haben ... Sie haben die Schlange, die Ihre Ruhe untergräbt, wohl von sich gescheucht, aber Sie haben das Schlangennest nicht zerstört! In diesem haust sie fort, und aller Geifer, der Ihrer Durchlaucht kostbare Tage vergiftet, spritzt aus diesem Winkel!"

Ferdinand Karl war mit ungewöhnlich finsterer Miene im Gemache hin und wieder geschritten und blieb vor Vollmar stehen, die durchdringenden Augen fest auf ihn gerichtet. „Er behauptet viel, Herr Kanzler!" sagte er.

„Und stehe dafür ein!" war die entschlossene Antwort. „Der Ansitz zum Büchsenhause ist der Sammelpunkt aller Unzufriedenen, Aufrührer und heimlichen Ketzer im Lande, ... die Fäden des Schwazer Aufstandes reichen ohne Zweifel bis in die Mauern des Büchsenhauses ... geben Durchlaucht den Befehl, und ich will Ihnen beweisen, daß dort allein all' die schändlichen Satyren und Spottgedichte geschmiedet werden, die man in's Volk streut, um die Ehrfurcht vor der Obrigkeit und Majestät zu untergraben und dem Aufruhr vorzuarbeiten ..."

Ferdinand Karl hatte bei den Worten des Kanzlers fortwährend zwischen Glauben und Zweifel geschwankt: diese Behauptung machte einen unerwarteten und so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er erblaßte und sich wie erschöpft wieder in seinen Lehnstuhl warf. „Kanzler, über-

leg' Er seine Worte!" rief er . . . „Es wäre furchtbar, wenn Er die Wahrheit sagte! Ich habe einen hohen Preis darauf gesetzt, zu erfahren, wer der Verfasser oder Verbreiter jener nichtswürdigen Pasquille ist — und Er will den Verfasser in meinem vorigen Staatskanzler, in dem langjährigen, erprobten Diener meiner Eltern gefunden haben?"

Ein augenblickliches Schweigen trat ein; dann sagte der Kanzler kalt und ruhig: „Er ist es."

„Unmöglich!" rief der Herzog wieder. „Biener ist witzig und läßt die Gegner seinen Stachel fühlen . . . die Spottgedichte auf Ihn und seine Collegen mögen von ihm sein! . . . Ich könnte es mir sogar denken, daß er sich an mich gewagt hätte — aber daß er jene schändlichen Zeilen geschrieben haben soll, die über meine selige Mutter und über ihr Bildniß im Umlaufe sind — daß er diese niedrige Schmähung ersonnen oder auch nur verbreitet haben sollte, das ist nicht wahr! Ich weiß, was Staatskanzler Biener für Herzogin Claudia war: ich weiß, welche Bewunderung und Verehrung er für sie in seinem Herzen trägt! Wenn ich das je von ihm glauben könnte, ja — dann wäre sein Maß gefüllt! Dieser Undank, diese abgründliche Treulosigkeit bräche ihm den Stab!"

„Geben Durchlaucht den Befehl zur Untersuchung," erwiderte Vollmar mit eisiger Ruhe, „und ich bringe Ihnen die Beweise für meine Behauptung — ich bringe seine eigene Handschrift zum Zeugen gegen ihn! — Aber warum fällt es Durchlaucht so schwer, an diese Schuld zu glauben? Warum soll Biener das nicht gethan haben? Muß ich daran erinnern, wie er, der Alles, was er ist und war, der Gnade der Herzogin Claudia, des Herzogs Leopold und Ihnen selber schuldig ist, für all' diese Gnade gedankt hat? Muß ich Durchlaucht an seinen Absagebrief erinnern?"

Ferdinand Karl sprang, als ob ihn eine Natter ge-



stochen hätte, aus seinem Stuhle auf, und der Zorn färbte sein Antlitz roth, wie das Gefieder seines Helms. „O!“ rief er außer sich. „Wenn ich ihm das jemals vergesse! Er hat mich verhöhnt, er hat den unverdienten Rest meiner Gnade wie eine verschmähte Bettlergabe mir vor die Füße geworfen . . . Kanzler, Er hat Recht! Biener ist ein undankbarer, herzloser Spötter, den der Uebermuth zu Allem fähig macht — warum nicht auch zu diesem Aeußersten! . . . — Ich will noch einmal in meine Gemächer zurück und mich sammeln; ich habe die Lust zum Feste verloren. Der Anfang desselben ist um eine Stunde verschoben! man sorge, daß das Geschmeide für meinen Schwäher bis dahin bereit ist — dann bring' Er es zu mir, Herr Kanzler, und lege Er mir die beiden Befehle zur Unterschrift vor!“

Er ging, wandte sich aber an der Thüre des Gemaches noch einmal um und rief Vollmar zu: „Hat Er mich verstanden, Kanzler? Ich erwarte beide Befehle!“

— — — Vollmar und Schmauß blieben allein zurück, während Marello dem Herzog folgte, und Ferrari von hinnen eilte, die Befehle des Fürsten wegen des Festes zu vollziehen. Vollmar's Angesicht leuchtete, Triumph funkelte aus seinen Augen; hastig setzte er sich an den seitwärts stehenden Tisch und begann zu schreiben. Erst als er damit zu Ende war, blickte er nach dem Präsidenten um, der ihm mit halb gleichgültigem, halb hämischem Blicke zusah.

„Nun!“ rief Vollmar, „das längst Ersehnte ist erreicht, und Du sitzest so gleichgültig da, als wolltest Du beweisen, daß Biener Recht gehabt hat, als er Dich einen Sumpf nannte?“

Schmauß regte sich nicht in seinem Stuhle. „Was soll ich mich besonders freuen?“ sagte er grollend. „Ich bin Biener's Feind gewesen, aber ich hatte die Feindschaft

bei mir selber wieder abgeschworen — Du weißt warum. Du hast mich dazu gebracht, hast mich gezwungen, abermals gegen ihn zu sein . . . was hab' ich davon? Ich habe Dir die Leiter gehalten zu dem Posten, den ich selber erringen konnte."

„Bist Du nicht mit mir gestiegen, thörichter Mensch?" entgegnete Vollmar. „Was liegt an Namen und Titel? Ich habe die Last, und Du den Vortheil: Geld ist für Dich doch die Hauptsache! Du hast es bereits empfunden, daß Du Alles im Ueberflusse hast, so lange Du zu mir hältst! Willst Du's aber ändern, so hindere ich Dich nicht — es kommt nur auf Deinen Entschluß an, ob Du Dein bisheriges schwelgerisches Wohlleben aufgeben und gegen schmachvolle Niedrigkeit, Armuth und Entbehrung jeder Art vertauschen willst."

Dem Präsidenten schien es bei diesen Worten wie ein Schauder anzuwandeln; er unterdrückte sichtbar, was ihm auf der Zunge gesessen und sagte einlenkend: „Was hilft das Alles! Noch hast Du den Befehl nicht in Händen und erhältst ihn nur, wenn Du das Geschmeide überbringst."

„So schaff' es zur Stelle! Das Rechnen und Unterhandeln ist Deine Sache!"

„Ich weiß keinen Ausweg. Abraham May wäre der Einzige, der helfen könnte; ich habe ihn für alle Fälle herbeschieden, aber auch er scheint keine Lust zu haben, weil er sich nicht blicken läßt!"

„Der Wolf in der Fabel!" unterbrach ihn Vollmar, welcher gegen die Thüre gewendet saß und den Juden bemerkte, wie er eben den Kopf hereinsteckte und behutsam das Gemach überblickte. „Immer herein, Abraham!" rief ihm Schmauß zu. „Wer Geld bringt, braucht sich nicht zu scheuen!"

„Gottes Wunder," sagte der Jude, mit seinem Barte

spielend, „wie soll ich bringen Geld! Hab' ich doch schon gegeben Alles, was ich hab' und was haben gehabt meine Brüder und all' meine Leut'! Ich darf nicht ackern und das Feld bauen — das Geld ist mein Acker, der mir muß tragen Zinsen und Frucht! Ich werd' nicht sein so meschukke, zu säen meinen kostbaren Samen noch länger auf steinigen Boden, der Früchte trägt, wie der Acker von Kain!"

„Laß die Verstellung und das Handeln weg!" sagte Schmauß. „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Das Geschäft ist gut; natürlich nur für Dich, der dabei wie im Schlafe seine fünfzig vom Hundert gewinnt. Dazu die Verschreibung auf das Erträgniß der Salzwerke von Hall — ich wüßte nicht, was Du mehr verlangen könntest!"

Der Jude strich wie zuvor seinen Bart und rief: „Wie heißt Pfand? Daß die Berge von Tirol sind gewesen früher voll Silber und Gold — wo ist es jetzt? Es ist verschwunden, wie man bläst ein Stäubchen von der Hand! Kann nicht auch so verschwinden das Salz in den Bergen von Tirol? Wo ist dann mein Pfand? Die Bergknappen von Schwaz sind im Aufstand . . . wenn die Knappen von Hall sich schlagen zu ihnen und verderben das Gewerk — wo ist dann mein Pfand? Es ist ein schlechtes Geschäft, Herr Präsident, — ein schofles Geschäft!"

„Gieb dem Juden keine guten Worte weiter," sagte Vollmar, indem er aufstand und seinen Hut ergriff. „Bleibe Du hier; ich will gehen und sehen, daß ich den Goldschmied bewegen kann, mir das Geschmeide gegen meine eigne Haftung zu übergeben. Ich will ihm mein Besitzthum verpfänden, es ist unter Brüdern das Doppelte werth — die günstige Stimmung des Herzogs darf um keinen Preis ungenützt vorübergehen; . . . sein Zögern zeigt — ich muß noch heute Abend den Befehl gegen Biener in Händen haben — oder ich erhalte ihn nie!"

Abraham war achselzuckend fortgegangen und schien auf die halblaute Rede des Kanzlers gar nicht zu achten, jetzt blieb er stehen und fragte hastig: „Einen Befehl, gegen wen? Hab' ich gehört recht?"

„Die Sache wird bald kein Geheimniß mehr sein," sagte Vollmar; „ich spreche von dem Befehle Seiner Durchlaucht, gegen den vorigen Staatskanzler Biener' Criminal-Untersuchung einzuleiten. Wie ich das Geschmeide übergebe, liegt der Befehl in meiner Hand!"

„Criminal-Untersuchung?" sagte der Jude, stärker an seinem Barte zerrend. „Das heißt wohl, es geht ihm an den Hals, dem hochmüthigen Mann mit seinem eiskalten: ‚So ist das Gesetz!' Es giebt also doch auch ein Gesetz, das ihm geht an den Hals?"

Vollmar und Schmuß erwiderten nichts; sie winkten sich nur mit den Augen zu und ließen Abraham gewähren, der wie im Selbstgespräche fortfuhr: „Criminal-Untersuchung? Und wenn Sie bringen das Geschmeid', ist der Befehl in Ihrer Hand . . . Ich will Ihnen sagen, Herr Präsident, ich hab' mir überlegt das Geschäft . . . Ich werd' machen das Geschäft! Was sollen Sie selber geben eine Verschreibung! Kann ich doch auch haben den Gewinn! Daß ich will gehen zu dem Nürnberger Goldschmied und will holen das Geschmeid' und will's bringen zu Excellenz . . . Ich will nehmen nur vierzig vom Hundert, aber der Herr Kanzler muß mir zeigen den Befehl — Ich hab's lang' erwartet," murmelte er in sich hinein, indem er sich eilig davon machte, „aber meine Augen werden sehen den Befehl, der ihm geht an den Hals . . . Ich werd' auch sagen können: So ist das Gesetz!" — — —

Wenige Stunden später saß Präsident Schmauß in seinem Hause in der Angerzell in dem kleinen Gemache, das der verschwiegene Schauplatz seiner Tafelfreuden war.

Er saß allein am zierlich gedeckten Tische, auf welchem Schüsseln und Flaschen wetteiferten, die Eß- und Trinklust anzuregen und zu erhalten. Ein saftiger Rehrücken war eben in Angriff genommen, und dunkler französischer Wein duftete aus weitem cristallenen Kelchglase. Der alte Niklas hatte vollauf zu thun, Flaschen und Teller zu wechseln und dazwischen mit seinen steten Bücklingen zurecht zu kommen. Die glänzenden Augen des Präsidenten verriethen, daß der Geist des Weines in ihm bereits zu herrschen begann; er erhob sich nur halb von seinem Stuhle und lallte einige unverständliche Worte, als die Thüre plötzlich aufgerissen wurde, und die Präsidentin in ihrer ganzen Länge und Hagerkeit eintrat. „Habe ich es doch gedacht," sagte sie höhnisch, „daß man den Herrn Gemahl hinter der Weinflasche suchen muß!"

„Es ist auch der angenehmste Platz," entgegnete Schmauß mit allen Zeichen der beginnenden Trunkenheit, „natürlich den an Deiner Seite ausgenommen, Frau Liebste! Er ist es zumal an einem Tage, wie der heutige, an welchem der Sorgen und Aufregungen kein Ende war. Wenn ich diese Thüre hinter mir zumache, lasse ich alle Sorgen draußen; da kann ich erst in aller Ruhe über meine Geschäfte nachdenken!"

Er hatte mit schwankender Hand ein zweites Glas gefüllt und bot es der Frau, die es mit verächtlicher Geberde zurückwies. „Man sieht es Dir an," sagte sie, „wie tief Du Dich bereits mit dem Nachdenken beschäftigt hast! Ich bin nicht so glücklich, ich muß meine Sorgenlast auf mir behalten, damit Du schlemmen kannst!"

Der Präsident sah sie mit einem Lächeln an, dessen Tücke der Rausch nicht ganz zu bemänteln vermochte. „Und was führt Dich zu so später Stunde zu mir, mein Schatz?" fragte er. „Du brauchst gewiß wieder einmal Geld?"

„Ich bitte, mich nicht mit Dir zu verwechseln! Für mich hat das Geld nur Werth als Mittel, so zu leben, wie es der hohen Familie, der ich angehöre, angemessen ist . . . Verziehe nur Deine Fratze . . . es ist doch so! Ich komme blos, Dich an etwas zu erinnern, was ich meiner hohen Abstammung schuldig bin, was Du aber zu vergessen scheinst . . ."

„Du machst mich unendlich neugierig!"

„Es ist etwas im Werke gegen den vorigen Kanzler Biener . . . widersprich mir nicht! Ich komme so eben aus der Spielgesellschaft bei der Freiin von Wolfsthurm und weiß es ganz gewiß. Ich bin seine Freundin nicht — er ist ein bürgerlicher Emporkömmling; aber er hat meiner Tochter, meiner unglücklichen Loys, Gutes gethan, er hat offene Schande von meiner alten Familie abgewendet — es schickt sich daher nicht für Dich, daß Du Dich in die Sache mischest . . ."

„Das geht unmöglich noch an, mein Schatz!" sagte Schmauß, der verwundert und halb ernüchtert zugehört hatte. „Ich bin zu tief in die Sache verwickelt und kann nicht zurück, ohne meine ganze Stellung zu untergraben! Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß Du die Plane gegen Biener erst jetzt erfahren hast? Woher nun auf einmal dieser Gesinnungswechsel?"

„Das ist zwar gleichgültig, doch will ich Dir nicht verbergen, daß man bei Wolfsthurm ziemlich unverblümt von Leuten sprach, die dem Kanzler verpflichtet seien und doch auf's Eifrigste an seinem Sturze mitarbeiten . . ."

„Und wegen dieses Weiberklatsches soll ich mich selbst und Alles, was ich bin und habe, auf's Spiel setzen?"

„Wie Du es zu machen hast, ohne diese Gefahr zu laufen, ist Deine Sache; ich sage Dir nur, daß es geschehen muß, und daß ich nicht dulde, daß meine hohe, alte Familie

zum Gegenstande von unziemlichen Anspielungen gemacht werden kann!"

Schmauß, dem die Unterredung höchst unangenehm war, gab sich, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, den Schein der Nachgiebigkeit. „Ich will mir's überlegen," sagte er. „Doch hast Du eigentlich keine Ursache, Dich für den Mann zu verwenden, mein' ich — unsere Loys ist unglücklich mit Neuhaus; daran ist Niemand als Biener schuld!"

„Unglücklich! Sie muß liegen, wie sie sich gebettet hat; aber es ist immer besser so, als daß auf die Ehre meines alten Hauses der Makel einer öffentlichen Beschimpfung gefallen wäre!"

Die Antwort des Präsidenten wurde durch den alten Niklas abgeschnitten, welcher mit der Meldung eintrat, daß die Frau, welche er auf Befehl des Herrn Präsidenten bestellt habe, im Vorplatze warte.

„Ich will nicht stören," sagte die Präsidentin hönisch, „aber vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe!"

Sie ging, von Schmauß mit süßlicher Artigkeit bis an die Thüre geleitet. „Du würdest durchaus nicht stören, mein Schatz," sagte er. „Die Frau, die ich erwarte, ist — eine Alte. Ihr Besuch hängt mit der bewußten Angelegenheit zusammen, und wenn Du zugegen wärest, würdest Du staunen, wie sehr ich bemüht bin, sogleich in dem Sinne zu handeln, den Du mir so gütig angedeutet hast!"

Die Frau erwiderte nichts, sondern eilte verächtlich an dem späten Besuche, einer wohlbeleibten Bürgersfrau vorüber, die zu dem nächtlichen Ausgange ein großes Regentuch um Kopf und Schultern geschlagen hatte.

Es war Frau Sepha.

Mit katzenhaften Bücklingen trat sie dem Präsidenten näher, der sich entschuldigte, daß er sie noch so spät be=

mühen müsse, allein die Sache leide durchaus keinen Aufschub. Er nöthigte sie an den Tisch, schenkte ihr ein und legte ihr vor und hieß den verwunderten alten Diener aus dem Zimmer gehen.

Nach etwa einer halben Stunde klingelte der Präsident, und als Niklas eintrat, sah er eben nur noch, wie die Frau mit glänzendem Angesichte ein kleines, ziemlich schweres Röllchen in die Tasche steckte.

„Aber reinen Mund gehalten, Frau Sepha!“ sagte Schmauß. „Bis morgen Mittag darf keine Seele davon erfahren!“

„O, was denken Gnaden Herr Präsident von mir!“ erwiderte Sepha. „Ich kann schweigen. Was man mir anvertraut hat, das ist so sicher wie im Grab!“

„Begleite die Frau bis an ihre Wohnung,“ sagte Schmauß zu Niklas — „zuvor aber gieb mir noch eine Flasche herüber ... Nein, keine solche! Eine von den hellen, von den weißen dort will ich haben ...“

Der Diener hatte eine der bezeichneten Flaschen vom Schenktische genommen, aber er zögerte, sie auf die Tafel zu stellen. „Gnaden Herr Präsident,“ sagte er leise, „meinen Sie wirklich diesen? — Sie sollten lieber Wein trinken ... das gebrannte Zeug könnte Ihnen doch zu stark werden!“

„Das ist der Rechte,“ erwiderte Schmauß ebenso, „dagegen ist aller Wein doch nur matt und schaal! Geh' Deiner Wege — ich weiß, was ich vertragen kann!“

Als er allein war, nahm er wieder behäbig seinen Platz am Tische ein und trank fort, bis es ihm gelungen war, seine Besinnung vollständig zu betäuben — mit ihr alle Mahnungen von Pflicht, Ehre und Gewissen, die trotz seines Leichtsinnes nicht abließen, in ruhigen Stunden der Nüchternheit wie geheimnißvolle künftige Rächer ihm zuzurufen.

— — Am andern Tage war es in dem Regierungs-Gebäude neben der Ottoburg schon vor der gewohnten Sitzungsstunde sehr lebhaft. Die Beamten und Räthe eilten dahin, sämmtlich verwundert und begierig, was die Ursache einer so außergewöhnlich frühen Berufung sein könne. Schmauß und Vollmar saßen in dem Mittelzimmer mit dem Bilde der Themis zwischen zwei größern Sälen am Tisch, und Vollmar schien vollauf mit den vor ihm liegenden Acten beschäftigt zu sein, während Schmauß sich bald erhob und das eine der gegen den Inn hinabführenden Fenster öffnete, um sich den heißen Kopf am frischen Morgenwinde zu kühlen. Die Schwelgerei der vergangenen Nacht hatte ihre Spuren in der Blässe und Schlaffheit seines Angesichts deutlich zurückgelassen. In dieser Stimmung war er doppelt zugänglich für den Ernst der kommenden Augenblicke, und eine Art feiger Besorgniß klammerte sich mit unsichtbaren Haken an sein Gemüth. Vielleicht waren auch die Vorstellungen seiner Frau nicht ohne Nachhall geblieben.

„Das ist wider die Abrede!" rief er nach einer Weile, wie um sich Luft zu machen. „Du hast Dich völlig aus der Sache zurückgezogen und hast es so eingeleitet, daß mir die ganze Untersuchung übertragen ist."

„Ich bedarf nur Deinen Namen dazu," erwiderte Vollmar. „Ich, als Staatskanzler, konnte mich unmöglich an die Spitze stellen, und die Sache einem Andern zu übertragen, wäre zu gewagt gewesen. Wir haben unumschränkte Vollmacht, Genossen und Gehilfen zu wählen, wie's uns beliebt. Ich werde daher die ganze Sache leiten, und Du sollst nichts dabei zu thun haben, als Deinen Namen herzugeben!"

„Ja," erwiderte Schmauß giftig, „und allen Haß und alle Verantwortung auf mich zu nehmen, während Du in Deinem Versteck Dir lachend die Hände reibst!"

„Derlei zu untersuchen, ist jetzt nicht mehr Zeit.“

„Warum nicht? Ich werde einfach krank und schaffe mir dadurch die ganze Sache vom Halse — was willst Du dann beginen?“

Die beiden Verbündeten wären vielleicht in immer lebhaftere und feindseligere Erörterungen gekommen, wenn nicht vernehmlich an die Thüre gepocht worden, und Regierungs-Secretair Heimbl eingetreten wäre.

„Excellenz haben befohlen,“ sagte er, während Schmauß wieder an's Fenster trat und in sich hineinmurmelte: „Gut denn, so soll es seinen Lauf haben — aber Du willst mich mit der leeren, vergoldeten Schale abspeisen? Wir wollen doch sehen, wer am Ende den Kern behält!“

„Sein Name ist Heimbl?“ fragte Vollmar den Eingetretenen. „Er hat sich um eine Ober-Revidentenstelle bei der Kammer gemeldet? — Es wird nur von Ihm abhängen, die Stelle zu erhalten, wenn Er seine vollkommene Verlässigkeit erprobt . . .“

Heimbl erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit.

„Es handelt sich um ein wichtiges Geschäft, das Ihm übertragen werden soll — ein Geschäft, das raschen, blinden und rücksichtslosen Gehorsam erfordert . . . Les' Er diesen Befehl, dann geh' Er, ihn zu vollziehen, und hat Er das zur Zufriedenheit gethan, so soll er noch heute Seine Ernennung als Ober-Revident erhalten!“ . . .

Heimbl las, während Vollmar sich über seine Acten niederbeugte und ihn nicht zu beachten schien. „Nun, hat Er gelesen?“ fragte er, als Jener nach einigen Augenblicken den Befehl ruhig wieder auf den Tisch legte. „Er sieht, welches Vertrauen in Ihn gesetzt wird!“

„Das sehe ich allerdings,“ erwiderte Heimbl, „thut mir nur leid, daß ich es nicht verdienen kann! Das Geschäft übernehm' ich nicht!“

„Was erdreistet Er sich? Warum will Er den Auf-

trag nicht übernehmen? Weiß Er, daß Er sich dadurch in hohem Grade verdächtig macht?"

„Ich wüßte nicht, weshalb; ich habe den Kanzler Biener stets als einen ausgezeichneten Mann verehrt, aber ich bin nie in näherer Beziehung zu ihm gestanden — es ist nicht die Person, um die es sich handelt, es ist der Auftrag . . . ich mag mich zu nichts brauchen lassen, was einem Schergendienste so ähnlich sieht, wie ein Wassertropfen dem andern!"

„Welche Frechheit! Er ist ein Anhänger Biener's, wie Er's auch verbergen will! Diese Keckheit ist aus seiner Schule: das ist der saubere Nachwuchs, den er zu zügeln gedachte! — Hat Er sich auch überlegt, was Ihn diese Weigerung kostet?"

„Das ist klar . . . mit der Revidentenstelle und meinen Aussichten in Tirol heißt es: ‚Matthäus im Letzten!‘ Thut nichts, ich bitte, mich zu entlassen!"

„Er ist entlassen," erwiderte Vollmar höhnisch und rief ihm, als er durch die Hauptthüre sich entfernen wollte, gebieterisch nach: „Nicht dort hinaus! Hier — links durch die Seitenthüre geht Sein Weg!"

Heimbl öffnete die bezeichnete Thüre und stand vor einem engen Stiegenraume, in welchem einige Soldaten mit ihren Büchsen Wache hielten. „Bewacht diesen Herrn"' rief der Kanzler, „bis ich Euch ein Zeichen gebe! — Er hat die Verlässigkeits-Probe so schlecht bestanden," fügte er hinzu, „daß ich Ihm die Möglichkeit nehmen muß, auszuplaudern, was Er nie erfahren hätte, wenn man sich nicht in Ihm getäuscht hätte! — Weil Er doch nicht Kammer-Revident werden will, mag Er sich die Zeit damit vertreiben, diese dunkle Kammer zu revidiren!"

„Wieder ein schönes Probestück Deiner Menschenkenntniß, daß Du Diesen empfahlst!" rief Vollmar, als Heimbl gelassen zu den Soldaten getreten war. „Alles ist vor-

bereitet; wem sollen wir nun in der Eile noch die Sache übertragen?"

„Es geht eben so in der Welt," erwiderte Schmauß hämisch, „man kann Niemand in's Herz sehen . . . Doch war es nicht anders zu machen; wenn die Sache geheim bleiben sollte, durfte man dem Auserwählten den Auftrag erst unmittelbar vor dem Vollzuge mittheilen und konnte eine solche Weigerung auch von einem Andern erfahren. Doch ist dem Mangel bald abgeholfen . . . da kommt Graf Iwan von Spaur . . . der wird sich nicht weigern, das weiß ich!"

Die Thüre ging auf, und mehrere von den zur Versammlung berufenen Regiments- und Geheimräthen traten ein. Es waren Ferrari und Luniati mit Gröbner und Vicekanzler Pappus, denen bald Andere folgten und auf Vollmar's Einladung in den anstoßenden großen Sitzungssaal eintraten. Schmauß hatte den Grafen Spaur und den Secretair von Freiberg zu sich in's Fenster berufen und unterhielt sich angelegentlich mit ihnen. Nach dem Eifer, mit welchem der zierliche Graf zuhörte und den von Heimbl zurückgewiesenen Befehl überblickte, theilte er dessen Bedenken nicht. Man war in wenig Augenblicken einig. „So eilen Sie, werthester Graf," rief Schmauß freudig, „wir haben keine Minute zu versäumen! Unten im Erdgeschoß finden Sie den Profosen mit der nöthigen Mannschaft bereit!"

„Eh bien!" sagte der Graf, „es ist zwar ein désagréables Geschäft, das ich unter andern Umständen wohl refusiren müßte . . . in einem so außerordentlichen Falle muß ich aber darin eine besondere préférence — einen Beweis von Allerhöchster Confidence sehen und gehorchen!"

„Durchlaucht werden es Ihnen ohne Zweifel sehr hoch anrechnen," entgegnete Schmauß. „Ich bitte nur, eilen

Sie, und wenn Sie zu Ende sind, vergessen Sie das Zeichen nicht!"

Er ging in den großen Saal zu den Uebrigen, während Spaur und Freiberg sich eilends entfernten.

Wenige Augenblicke später ging die Thüre von der Treppe herauf, und Rath Koller streckte den struppigen Kopf herein. „Nur schnell," rief er, als er das Zimmer leer erblickte, „nur herein, Marschalk! Wir sind ganz ungestört!" Die martialische Gestalt Seiler's schob sich mühsam zur Thüre hinein, denn er trug auf dem Kopfe Gestell und Platte des Rumpelkegelspiels, das einst in diesem Vorsaale gestanden war. „Aber hat's denn solche Eile, Herr Rath?" sagte er, indem er mit Koller's Hülfe ächzend seine Last niederstellte. „Drinnen ist Session — später hätten wir Zeit genug gehabt!"

„Das versteht Er nicht, Seiler!" eiferte Koller. „Heute, gerade in dieser Stunde muß das Spiel wieder auf seinem alten Platze stehen . . . ich hab' meine guten Gründe dazu! . . . So ist's recht," fuhr er fort, nachdem das Spiel zurecht gerückt und vollkommen aufgestellt war, und er es eine Secunde lang mit freudeglänzenden Augen betrachtet hatte. „Und Gott sei Dank dafür! Es hat mich oft gewurmt in meinem Leben, daß ich nur Titular-Rath geworden bin, . . . aber wenn ich in diesem Augenblicke Vicekanzler werden könnte, ich tauschte es nicht ein um die Freude daß das Gespiel wieder da ist! Das ist ein gutes Zeichen für's Land Tirol — es bleibt wieder Alles beim Alten! . . . Geschwind, Seiler, ich höre Schritte auf der Stiege, geschwind stell' Er die Kegel auf, geb' Er mir den Stock . . . wir machen wieder eine Partie zusammen, wie vor und eh'!"

Hastig begann er das Spiel und stieß und rief so laut, als ob er die ganze Session im Nebenzimmer zu Zeugen seines Vergnügens machen wollte. „Er hat vier!" schrie

er. „Wart' Er nur, wie ich's schnurren lasse! Da liegen fünf mit dem Ersten! Jetzt ist's an Ihm!"

Der Titularrath hatte recht gehört. Während seines Spieles öffnete sich die Thüre, Biener trat ein und schritt an den lärmenden Beiden vorüber, ohne sie zu beachten, sogar ohne sie zu bemerken. Vergebens schrie Koller noch lauter und stellte sich ihm voll unverschämter Bosheit mit dem Spielstocke hart an den Weg — keine Miene des einstigen Kanzlers verrieth, daß er ihn wahrgenommen. „Jetzt versteh' ich," rief der Marschalk, als Biener in die Thüre des Hauptsaales eingetreten war, „jetzt weiß ich, warum Sie so geeilt haben, Herr Rath — es hat aber nichts genutzt, er hat nicht einmal hingesehen nach Ihnen und nach dem Gespiel!"

„Glaub' Er das nicht!" entgegnete Koller. „Er hat Alles wohl gesehen und gespürt, daß es aus ist mit seiner Herrlichkeit, und daß das liebe Alte überall wieder an seinem Platze ist! Er hat's gesehen, wenn er sich auch gestellt hat, als wenn er blind und taub wäre — der hergelaufene Mensch wird es jetzt einsehn, daß sich die Tiroler so wenig bei Seit' schieben lassen, als ihre Berge!"

Indessen war Biener in den Saal getreten, in welchem Alles sich erhob und ihn verstummend betrachtete. Auch er ließ seinen Blick etwas verwundert über die Versammlung streichen, die er nicht so zahlreich erwartet hatte. War auch das Haar seines Hauptes beinahe gänzlich ergraut, die freie Stirn trug sich hoch und stolz wie sonst; die ganze Erscheinung war noch immer die eines Gebieters, wenn auch die schwarze Amtstracht einen mit unverkennbarer Sorgfalt gewählten Anzuge von tiefbraunem Tuche gewichen war. „Unerträglich!" murmelte Vollmar für sich. „Aber Du sollst ihn noch beugen lernen, diesen übermüthigen Nacken!"

Biener grüßte mit dem edelsten Anstande und jenem

eigenthümlichen Lächeln, das in den Tagen der Macht seine Lippen umspielt hatte. „Der Befehl seiner Durchlaucht ruft mich hieher“ sagte er würdevoll, „ich finde mich ein und bin begierig,. zu vernehmen, wozu man meines Beiraths nach zu bedürfen glaubt!“

„Wir sind sehr erfreut,“ entgegnete Vollmar in unbefangenster Weise, „Sie wieder unter uns zu sehen. Sie sind ja ganz verschollen und leben in Ihrem Tusculum so zurückgezogen, wie ein Philosoph!“

„Oder wie ein zweiter Fabius,“ rief Gröbner, „der auf seinem Landgute Kohl und Rüben baut!“

„Natürlich,“ bemerkte Pappus, „alle Poeten lieben die Zurückgezogenheit! Der tirolische Martial übersieht das Land von seinem Schlosse aus wie von einer Warte und schießt seine epigrammatischen Pfeile nach allen Richtungen!“

Biener schwieg einen Augenblick und ließ seinen Blick auf den Redenden ruhen, ohne die verächtliche Regung zu verbergen, die in ihm aufstieg. „Sie erzeigen mir zu viel Ehre durch so lebhafte Theilnahme,“ sagt er. „Ich bestrebe mich, aus der Noth eine Tugend zu machen und das horazische

Beseligt Jener, welcher Geschäften fern

in prosaische Wirklichkeit zu übersetzen! Bei der Vertrautheit, die Sie sämmtlich mit dem classischen Alterthume verrathen, wissen Sie auch, worin der Römer das höchste Erdenglück zu finden glaubte . . . er wünschte sich otium cum dignitate — Ruhe in Ehren! Das eine von diesen Beiden, das Sie mir weder geben noch nehmen konnten, habe ich mir selbst erworben; darum kann ich für das Andere danken, wozu Sie Alle so reichlich beigetragen haben . . . Doch ohne Zweifel bin ich nicht hieher beschieden, Ihre Artigkeiten anzuhören — ich bitte also, zu den Geschäften überzugehen . . .“

„Ich muß bitten, sich noch einen Augenblick zu gedulden," sagte Vollmar, „es ist noch eine Meldung abzuwarten."

Schmauß lehnte beobachtend am Fenster; Niemand hatte Lust, ein Gespräch zu beginnen, Alle standen in peinlicher Erwartung; Biener allein schritt wie der Herr des Hauses auf und ab und betrachtete das schöne Wandgetäfel und die prachtvolle Holzdecke des Saales mit ihren vertieften Feldern, Rundstäben und Bändern, welche in der Mitte zur Einfassung eines kostbar geschnitzten und bemalten Wappenschildes von Tirol und Toscana zusammenliefen — ein bleibendes Andenken an Herzogin Claudia, die Erbauerin des Gebäudes.

Endlich schien dem Präsidenten der geeignete Augenblick gekommen; er lud zum Sitzen ein und begann: „Ferdinand Karl, unser durchlauchtigster Herzog und Herr, ist lebhaft durchdrungen von der hohen Wichtigkeit, welche die Pflege der schönen Künste auf die geistige Entwicklung und auf die leibliche Wohlfahrt eines Volkes hat. Darum unterstützt und fördert er sie, wie ein anderer Augustus in aller Weise; von solchen Principien getragen, hat er das neue Theatrum am Rennplatze erbaut und mit einer Pracht ausgeschmückt, welche kaum ihres Gleichen hat in deutschen Landen. Eben dieser Großartigkeit der Bestrebungen Seiner Durchlaucht aber ist es vielleicht zuzuschreiben, daß der Bau für die Stadt Innsbruk und Einwohnerschaft etwas zu großartig und weitläufig angelegt ist . . ."

Ein verlegenes Hüsteln unterbrach den Sprechenden; Biener's Blick hatte begonnen, sich zu umwölken und haftete wie ein bohrender Pfeil in seinem Antlitz. „Seine Durchlaucht gedenken daher," begann er zögernd wieder, „die Stadt mit einem ganz neuen Theatrum zu verschönern und vor demselben seinem durchlauchtigsten Herrn Vater ein

Reiterstandbild aus Erz zu errichten, das erste große Theatrum aber lediglich als Allerhöchste Rennbahn zu benützen. Er hat bereits die Pläne dazu anfertigen lassen, und diese sind es, worüber Seine Durchlaucht vorerst Ihre Meinung hören wollen ..."

Biener's Auge flog, während Schmauß die Rollen aus einander zog, brennend im Kreise umher; auf den meisten Gesichtern begegnete ihm der Ausdruck des Spottes, höhnisches, mühsam zurückgehaltenes Lachen. Glühend sprang er auf und rief: „Man scheint hier zu vergessen, daß wir im Augenblicke nicht in der Fastnacht leben, in der es vielleicht Jemand belieben mag, einen solchen Scherz zu treiben! Ich verstehe nichts von Comödie und Comödienhäusern, und was ich Seiner Durchlaucht darüber zu sagen hätte, das will er gewiß und wahrhaftig nicht von mir hören! Will man aber mich verhöhnen und mit mir eine Comödie spielen, so hat man vergessen, daß ich weder eine Puppe bin, die sich am Drahte ziehen läßt, noch ein Comödiant, der nach Vorschrift agirt — dafür steht auch der entlassene Kanzler zu hoch!"

Mit wenigen Schritten, den Hut auf dem Haupte, stand er an der Thüre und riß sie auf: Hellebarden und Gewehrläufe blinkten ihm entgegen. „Was ist das?" rief er, indem er einen Schritt zurück vor die Versammelten trat und sie mit vernichtenden Blicken maß. „Vermuthlich ein Seitenstück zum Innsbrucker Landtage!" rief Gröbner halblaut, während Biener, ohne auf ihn zu achten, fortfuhr: „Bin ich hier ein Gefangener? Hat man nicht den Muth gehabt, offen vor aller Welt die Hand an mich zu legen, und bin ich hinterlistig in eine Falle gelockt? Ist solches Verfahren eines deutschen Fürsten würdig, in dessen Namen diese Versammlung von Häschern mich zu beiden Seiten umgiebt?"

„Ich rathe Ihnen Mäßigung und Geduld," sagte

Schmauß, der sich fortwährend am Fenster hielt und nach dem jenseitigen Innufer hinüberblickte. „Sie sind kein Gefangener, aber das Staatswohl gebietet, daß Sie hier verweilen, bis Ihnen erlaubt werden kann, den Saal zu verlassen!"

„Das Staatswohl gebietet es?" entgegnete Biener. „Gebietet das Staatswohl auch, daß Sie an jenem Fenster Wache stehen und nach meiner Behausung hinüber spähen? Reden Sie, was hat man mit mir vor? . . . Ha, was seh' ich . . . neben dem Büchsenhause flattert ein Wölkchen Rauch empor . . . ein Schuß dröhnt herüber, und unten an der Lände stößt ein Nachen ab! Was geht hier, was geht in meinem Hause vor? Reden Sie, was soll das bedeuten?"

„Das bedeutet," erwiderte der Präsident kalt und mit einer höflichen Verbeugung, „daß Ihrem Wunsche, sich von hier zu entfernen, nichts mehr im Wege steht!" Er zog eine Klingel, auf deren Ton ein Diener die Thüre öffnete; das Vorgemach war leer, und die Soldaten im Abzuge begriffen.

„Ich gehe," rief Biener, „diesem höhnischen Gaukelspiele auf den Grund zu sehen — aber wehe Euch Allen, die Seine Durchlaucht durch lügnerische Einflüsterungen so weit gebracht! Wehe dem, wer es gewagt, den Namen des Herzogs zu mißbrauchen . . . auch ich werde einen Weg finden, der zu seinem Ohre führt!"

Außer sich, von den verschiedensten Vermuthungen und Besorgnissen bestürmt, eilte er aus dem Hause, über die Brücke und das Gestade des Inns entlang. Mehr fliegend als gehend errreichte er seinen Ansitz und fand schon von Ferne seinen Verdacht bestätigt, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse: daß sein Haus der Schauplatz einer Gewaltthat geworden, denn er gewahrte Knechte und Dienstboten müßig und in bewegtem Gespräche gruppen=

weise bei einander stehen. Ehrerbietig, aber mit unverkennbarer Scheu wichen sie aus und zerstreuten sich, als er näher schritt; er wußte kaum, wie er die Treppe hinaufkam, der stand vor der weit geöffneten Flügelthüre des Erkergemaches. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und mit der Klarheit eines Blitzstrahles übersah er auf einen Blick die Verwüstung und Zerstörung, die man verübt hatte. Alle Schränke waren geöffnet, die Laden und Kästen herausgerissen, ihr Inhalt bis auf den Grund durchwühlt und in rücksichtsloser Unordnung auf dem Boden zerstreut. Im Erker in einem Lehnstuhle lag Elisabeth, mit tiefer Ohnmacht ringend, neben ihr Fränzel und Schildhofer, beschäftigt, ihr beizustehen und sie wieder zu sich zu bringen.

Biener stand einige Secunden lang, als ob der grelle Blitzstrahl ihn mitgetroffen und ihm Bewegung und Sprache geraubt habe. Schildhofer bemerkte ihn zuerst und trat zu ihm. „Ich bin noch herauf, um Dir Behüt' Gott zu sagen vor meiner Abreis'," sagte er — „da bin ich just recht 'kommen, den Unfug mit anzuschauen!"

Die steigende Entrüstung gab Biener die Sprache wieder, deren Schmerz und Ueberraschung ihn beraubt hatten. „Also so weit ist es gekommen!" rief er. „Die Feigen haben mich hinterlistig unter einem schmählichen Vorwande hinweggelockt von Herd und Haus, damit ich ihnen nicht wehren, damit ich mein heiliges Recht nicht vertheidigen konnte! . . . O — das wilde Thier des Waldes hat seinen unzugänglichen Horst, dem die Gewalt nicht zu nahen vermag, — sein Nest, das es mit dem letzten Blutstropfen, bis zum letzten Athemzuge vertheidigt! Ich bin ärmer geworden, als das wilde Thier des Waldes — mein Heiligthum ist entweiht — mein ehrliches Haus von diebischen Händen geschändet . . . O Ferdinand, Ferdinand

. . . Du machst den Schatten Deiner Mutter in seiner Verklärung über Dich erröthen vor Scham!"

„Zürne mir nicht," rief Elisabeth, welche sich zu erholen begann. „Ich habe das Recht Deines Hauses vertheidigt . . . aber ich bin nur ein schwaches Weib! Was vermögen schwache Hände, wie diese, gegen die rohe Gewalt der Schergen . . . was kann die flatternde Schwalbe gegen die Krallen des Habichts!"

Biener war hinzugetreten, ergriff und küßte die ihm dargebotenen Hände. „Ich segne sie, ich danke ihnen, diesen muthigen Händen . . . Aber was ist das? Diese Flecken an Deinen Händen . . Du blutest, Elisabeth . . ."

„Folge meiner Ohnmacht," erwiderte sie, „was konnte ich gegen die Ueberzahl! O hätte ich doch gleich die Knechte zu Hilfe gerufen — man hätte es vielleicht nicht gewagt, es zum förmlichen Kampfe zu treiben . . . Als sie auch Deinen Schreibtisch erbrachen, wollte ich mich zur Wehre setzen, aber sie schleuderten das kraftlose Weib hohnlachend zur Seite und vollendeten ihren Frevel . . . O, zürne mir nicht, daß ich Dein Haus nicht besser zu wahren vermochte!"

„Ich Dir zürnen? — Ich will es Dir eingedenk bleiben mein Leben lang, und so wahr ich meine Lippen auf die blutigen Wundmale dieser zarten Hände drücke, so wahr soll jeder Tropfen Blut an den Wütherichen gerochen werden! . . . Wie, auch das geheime Fach meines Schreibtisches seh' ich erbrochen? Ist es möglich, daß sie auch das entdeckten?"

„O, sie wußten Alles — sie waren von jeder Kleinigkeit, von jedem Verhältniß, jedem Winkel unterrichtet . . . sie machten kein Hehl daraus und prahlten damit . . . Deine alte ehemalige Dienerin hat ihnen Alles entdeckt!"

„Verrathen also! Für jahrelange Güte und Milde verrathen! Aber recht so — das sind die würdigen Ge-

nossen für solches Gelichter! Und doch, sie haben sich verrechnet — so wehrlos, als sie mich glauben, bin ich noch nicht! Noch giebt es Reich und Reichsgericht über dem Landesherrn von Tirol, noch ist am Kaiserhofe zu Wien der Name Biener nicht vergessen . . . Vergeltung will ich haben, volle, aufgehäufte Vergeltung für diese Frevel alle!"

„O, rede jetzt nicht von Vergeltung!" rief Elisabeth, sich emporrichtend. „Denke nicht daran, das Vergangene zu rächen, sondern das Künftige zu verhüten — rette Dich selbst und laß uns fliehen!"

„Fliehen? Niemals! Mögen sie in meinen Papieren wühlen und wie die Spinnen ihr Gift aus ihnen saugen — ich werde ihr Spinngewebe zerreißen mit den Fittigen des freien Vogels, aber fliehen kann ich nicht! Würde ich mir nicht dadurch den Anschein geben, als fürchte ich ihren Angriff und ihre Beschuldigungen? Würde ich nicht glauben machen, daß etwas Wahres in ihnen enthalten sei?"

„Wie aber, wenn sie es Dir unmöglich machten, ihnen zu entkommen?" rief Elisabeth ängstlich. „Wenn sie sich vollends erkühnten, Gewalt gegen Dich selbst zu gebrauchen?"

„Das werden sie nicht — hätten sie den Muth dazu, ich stände in diesem Augenblicke nicht mehr vor Dir!"

„Und wenn es wäre — ich kann den Gedanken nicht los werden!" eiferte Elisabeth. „Wer kann Schlimmes von Dir denken, wenn Du nach Wien gehst, Deine Sache in die Hände des Kaisers zu legen? . . . Glaube mir, glaube der entsetzlichen Ahnung, die mich quält, und entziehe Dich ihrer Gewalt . . . ich sterbe, wenn ich Dich nicht gesichert weiß!"

„Vater," sagte Fränzel, „auch das Mögliche muß man bedenken! Erhalte Dich uns Allen — gieb Dich durch Sorglosigkeit nicht selber preis!"

Auch Schildhofer trat näher, während Biener sich nach-

denklich in einen Stuhl geworfen hatte. „Gieb nach, Excellenz," rief er. „Du weißt, daß ich keiner von den Furchtsamen bin, aber ich sag' doch allm', weit davon ist gut vor'm Schuß. Du siehst wohl, was sie sich getrau'n, und wenn der wälische Wind einmal geht, weiß jedes Kind, daß er nichts Gutes bringt!"

„Gut denn," sagte Biener, sich erhebend, „ich kann Stadt und Land nicht verlassen, ohne argem Scheine gegen mich Raum zu geben — aber es giebt einen Mittelweg, der das vermeidet und Euch Alle beruhigen soll. Das Wiltener Stift drüben am Iselberg ist eine uralte Freistatt, der keine irdische Macht zu nahen wagt — Abt Andreas ist mein Freund, er wird mich gern aufnehmen. In diesem Asyle bin ich sicher und bleibe doch in der Nähe, wenn Du meiner bedürfen solltest, oder meine Gegenwart nöthig ist, die Minen meiner Gegner zu zerstören! — Bist Du dann zufrieden, Elisabeth?"

Dankweinend sank sie ihm an die Brust, während Fränzel ihm die Hand drückte. So ist's woltern gut," sagte Schildhofer, „aber versäum' Dich nit, Excellenz, und wenn ich Dir gut zum Rath bin, so quartierst Dich heut' noch ein im Wiltener Stift . . . Aber jetzt' muß ich halt b'hüt Gott sagen, so hart es mich ankommt! Das Wägel ist schon angespannt — ich geh' in's Passeyer. Bleibt halt fein gesund bei einander, und wenn's Euch da herum nicht mehr gefallen will, kommt zu mir in die Nachbarschaft! . . es ist gar ein manches warmes Oertel im Meran und dort herum und hat schon Manchem das schwere Herz wieder leicht gemacht . . . vielleicht geht's mit meiner Afra, mit meinem armen Mädel, auch so — vielleicht klaubt sie ihre fünf Sinn' wieder zusammen . . ."

Der Alte schüttelte treuherzig des Kanzlers Hand; er war gerührt, theils vom Abschiede, theils von dem Kummer um Afra, über deren Zustand er selbst die Hoffnung nicht

hegte, die er aussprach. „B'hät Dich Gott tausendmal," sagte er mit wankender Simme . . . „es ist viel Herzleid über mich 'kommen, derweil ich in 'Spruck gewesen bin; aber daß ich Dich kennen gelernt hab', und daß Du mit mir allm' gewesen bist, wie ein guter Freund, sell' geht mit mir und macht Vieles gut . . . Meinst, ob ich Dich wohl wiederseh'?"

„Du siehst mich wieder," rief Biener feierlich, „scheide getrost, alter Freund, denn mich erwartet eine feste, sturmsichere Freistatt!"

Sechszehntes Kapitel.

Die Freistatt.

Das erste Grauen des Tages brach kaum durch die mächtigen Baumwipfel des Gartens am Rennplatze, als eine Schaar Bewaffneter langsam und vorsichtig aus dem Bogen neben der Hofkirche hervorkam und sich behutsam längs des Jesuitengebäudes bis zu der etwas zurückstehenden Dreifaltigkeitskirche hinzog. Es war Staatskanzler Vollmar mit einer Abtheilung Soldaten vom Regimente Lichtenstein, tief in einen Mantel gehüllt, der beinahe sein ganzes Gesicht verdeckte. An der Ecke blieb der Kanzler stehen und flüsterte einem der Soldaten zu: „Hast Du aber auch gewiß recht gesehen?"

„Excellenz können sich darauf verlassen," erwiderte der Soldat. „Ich habe es genau so gemacht, wie Sie mir aufgetragen haben. Sobald es anfing, dunkel zu werden, bin ich über die Mauer gestiegen und habe mich an einem

Strebepfeiler der Kirche im Schatten verborgen. Es hatte bei Sanct Jacob eben zehn Uhr geschlagen, als ich die Sacristei öffnen hörte und bald darauf Licht in der Fürstengruft bemerkte. Ich hab's wohl versucht, hinunter zu gucken, habe aber nichts wahrnehmen können, als den Schatten von ein Paar Personen, der an der Wand hin und her schwebte. So mag's ungefähr eine Stunde gedauert haben; dann verschwand das Licht wieder, und ich habe die Thüre der Sacristei wieder schwer ins Schloß fallen hören!"

„Gut," sagte Vollmar, zu einem andern Soldaten gewendet. „Hat Er auch seine Anstalten getroffen, Corporal? Sind die Soldaten vertheilt, wie ich befohlen?"

Auf die beistimmende Antwort des Soldaten näherte er sich der Pforte des Collegiums, welche neben der Kirche in den Kreuzgang führt, und zog die Glocke, indem er dem Soldaten zuwinkte; an seiner Seite zu bleiben.

Es dauerte geraume Zeit, ohne daß sich in dem Kloster irgend ein Laut regte. „Hört denn Niemand?" sagte der Kanzler. „Sollten die frommen Patres noch schlafen?"

„Unmöglich," erwiderte der Soldat, „sie werden wohl zuvor ein Bissel ausspähen, ehe sie öffnen, aber sie sollen uns doch nicht zu schlau werden . . ."

In diesem Augenblicke ließen sich in dem Kreuzgange die schlurfenden Tritte des Bruder Pförtners hören, der auch bald das Guckfensterchen in der Thüre mit der Frage öffnete, wer Einlaß begehre.

„Mach' Er auf," erwiderte Vollmar. „Ich bin's' Staatskanzler Vollmar; ich muß augenblicklich den Pater Rector sprechen."

„Sind Excellenz allein?" scholl es von d'rinnen heraus.

„Allein, bis auf einen einzigen Diener."

Das Schloß wurde hörbar zurückgeschoben, und die Thüre bewegte sich in ihren Angeln, aber nur gerade

weit genug, um einer Person knapp den Eingang zu gestatten.

Der Pförtner gedachte, unmittelbar nach dem Eintritte des Kanzlers die Thüre wieder zu schließen, wurde aber daran verhindert, denn im nämlichen Augenblicke hatten die Soldaten schon ihre Hellebarden zwischen Schwelle und Thüre gestellt und machten deren Schließen unmöglich.

„Was soll das bedeuten? rief der Pförtner. „Will man hier mit Gewalt eindringen? Das ist Kirchenschändung! Hinaus, Ihr Tempelräuber, oder es wird Feuer auf Euch vom Himmel fallen, wie auf Sodoma und Gomorrha!"

Die Soldaten lachten und vereitelten ohne Anstrengung die Bemühungen des alten Fraters, der fortwährend an der Thüre rüttelte, um sie in's Schloß zu werfen.

Während dessen kam der Pater Rector des Jesuiten-Collegiums dem Kanzler bereits durch den Kreuzgang entgegen und rief ihm von fern zu: „Was erkühnen sich Excellenz? Das Collegium hat das Recht der vollsten Immunität . . . Sie brechen den Kirchenfrieden, wenn Sie mit Gewalt hier eindringen!"

„Das habe ich nicht zu verantworten," entgegnete Vollmar. „Ich stehe hier im Namen des regierenden Landesherrn und auf seinen ausdrücklichen Befehl."

„Und was verlangen Seine Durchlaucht? entgegnete der Pater . . . „Doch, würden Sie es nicht passender finden, mir diesen Befehl in der Sacristei zu eröffnen, als hier, so zu sagen auf offener Gasse, quasi in patibulo?"

„Ich bin bereit," sagte Vollmar, indem er den inzwischen von allen Seiten herbeigekommenen Soldaten zurief: „Zwölf Mann halten den Eingang besetzt; sechs folgen mir, zwei davon treten mit mir in die Sacristei, zwei bewachen die Thüre zu derselben."

„Sie sind in der That außerordentlich vorsichtig, Herr Kanzler!“ sagte der Jesuit mit sarcastischem Lächeln.

„Weil ich weiß, mit wem ich es zu thun habe,“ erwiderte dieser und fuhr gegen die Soldaten fort: „Zwei von Euch postiren sich hier an den Eingang der Fürstengruft.“

„Also sind auch die Todten Ihnen noch fürchterlich?“

„Die Todten nicht, aber die Lebenden, welche auch die Gräber benützen, um sie zu Hehlern ihrer Frevel zu machen.“ Er überblickte die Ausstellung und fuhr fort: „Der große Stein, der den Haupteingang der Gruft von der Kirche aus schließt, ist nicht so leicht und ohne Geräusch zu beseitigen; ein anderer Ausgang aus der Gruft ist nicht möglich, also sind wir wohl verwahrt — vorwärts!“

Er war inzwischen mit dem Pater Rector in die hohe, aus einem Theile des Kirchengewölbes bestehende Sacristei eingetreten, an deren dunklen Wänden der Schein von den Fackeln der Soldaten in sonderbaren Bewegungen unsicher hin und wieder schwankte, während die riesigen Fenster nur schwach dämmernd in das Dunkel hereinblickten.

„Mein Verlangen,“ begann der Kanzler, „ist Hochwürden bereits bekannt. Pater Gravenegger als Beichtvater Seiner Durchlaucht hatte von diesem verschiedene wichtige Papiere in Handen. Der Frater, der ihn bediente, hat dieselben nach dessen plötzlichem Tode aus seiner Wohnung in der herzoglichen Burg in das Collegium schaffen lassen. Sie sind Eigenthum Seiner Durchlaucht, und ich bin beauftragt, die sofortige Herausgabe derselben zu verlangen!“

„Mich dünkt,“ antwortete der Rector, „Sie hätten die Antwort des Collegiums bereits erhalten. Die Gesellschaft Jesu ist der Erbe aller ihrer Mitglieder; wenn wir den Rücklaß des Pater Gravenegger an uns gezogen haben,

so haben wir nur unser Eigenthum genommen. Befindet sich etwas darunter, was Seiner Durchlaucht oder irgend einem Dritten gehört, so werden wir es nicht vorenthalten; aber jede Zumuthung der Herausgabe oder Einsicht vor geschehener Ausscheidung weise ich entschieden zurück als einen verbrecherischen Eingriff in die Rechte der Gesellschaft."

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun, Hochwürdigster. Seine Durchlaucht kann eine solche Auflehnung gegen seine Gewalt, er kann einen zweiten unabhängigen Herrn im Lande neben sich nicht dulden und ist entschlossen, bei längerer Weigerung zum Aeußersten zu schreiten!"

„Und was soll geschehen?" fragte der Pater bedächtig: „Welches ist dieses Aeußerste, wenn ich gleichwohl auf der Weigerung bestehe?"

„Hier, in meinen Händen der Befehl Seiner Durchlaucht, das Collegium der Gesellschaft Jesu augenblicklich aufzuheben und zu schließen. All' Ihre Besitzungen sind vorläufig eingezogen, und die Väter der Gesellschaft werden binnen vierundzwanzig Stunden die Richtung bezeichnen, in welcher sie aus dem Lande gebracht sein wollen . . ."

Der Rector konnte sich bei der unerwarteten Nachricht eines leichten Erbleichens nicht erwehren. „Diesen Befehl hätten Sie?" sagte er etwas unsicher, und fuhr, als der Kanzler ihm das Schreiben vorgezeigt hatte, bedächtig fort: „Und diesen Befehl wollten Sie, Herr Staatskanzler, wirklich in Vollzug setzen? Sie wollten das?"

„Wenn Sie sich weigern, ist er in einer Viertelstunde vollzogen."

„In der That, Herr Kanzler — Sie haben den Gebrauch der Macht sehr schnell gelernt und machen an uns ein vortreffliches Probestück; aber Sie scheinen ganz vergessen zu haben, wie Sie zu dieser Macht gekommen sind

und daß Sie dieselbe keineswegs ohne Bedingungen erlangt haben . . ."

Vollmar blickte ihn etwas überrascht an: er fuhr gelassen fort: „Staunen Sie nicht! Unsere Gesellschaft umfaßt die ganze Welt, nicht blos dem Raume nach, sondern auch in der Zeit. Keiner schafft für sich, er ist nur das Werkzeug in der Hand eines Höhern, und was der Eine unvollendet läßt, bleibt darum nicht liegen, sondern wird von einem Andern in demselben Augenblicke weiter geführt, in welchem es unterbrochen, und in dem gleichen Sinne, in dem es begonnen war. Die Gesellschaft hat allerdings durch den Tod des Pater Gravenegger ein auserlesenes Rüstzeug verloren, aber was Sie ihm zugesagt haben, hat mit seinem Tod nicht aufgehört; Sie haben sich nicht ihm verpflichtet, sondern der Gesellschaft . . . Ist das die Art, wie Sie Ihre Zusage halten?"

Der Kanzler biß sich auf die Lippen und sah betreten vor sich nieder. „Wohl," sagte er dann „Machen Sie mir möglich, meine Zusage zu halten, ohne daß ich dem Befehle Seiner Durchlaucht widerstrebe, so sollen Sie finden, daß Sie sich keinem Undankbaren verpflichtet haben."

„Verstehe ich Sie?" fragte der Pater, indem er den Blick gespannt und lauernd auf dem Kanzler ruhen ließ.

„Versuchen Sie, mich zu verstehen," erwiderte dieser, indem er den Gegner in derselben lauernden Weise beobachtete.

„Gut! ich will den Anfang machen — hören Sie einen Vorschlag zur Güte . . . Sie berichten Seiner Durchlaucht, daß die Gesellschaft seinem Befehle auf's Bereitwilligste gehorcht habe, daß wir Ihnen alle Papiere des Verstorbenen rückhaltslos und ohne Ausnahme — verstehen Sie mich wohl, ohne Ausnahme — zur Einsicht gestellt haben . . ."

„Gut! was weiter?"

„. . . Sie fügen bei, daß Sie die Papiere gemustert und nichts gefunden haben, was Seiner Durchlaucht gehören oder berühren könnte; daß die Kisten nichts enthalten, als Aufzeichnungen über geistliche Angelegenheiten."

„— Und was bieten Sie mir dafür?"

Der Blick des Paters wurde noch lauernder und schärfer. „Was Sie eigentlich suchen," sagte er; „Dasjenige, was Sie veranlaßt hat, Seine Durchlaucht zu diesem Befehle zu bestimmen. — Gehen Sie denn in die Gruft hinab. Auf dem linken Flügel in der hintern Abtheilung befinden sich mehrere nur zum Scheine vermauerte Gruft-Nischen. Sie erkennen dieselben leicht an einem Kreuze, welches in der untern linken Ecke der Grabsteinplatte angebracht ist: dort finden Sie die Kisten, die Sie suchen. Sie nehmen davon, was Sie verlangen, und händigen mir dafür diesen Befehl Seiner Durchlaucht aus . . ."

„. . . Ich nehme es an," sagte der Kanzler nach einigem Besinnen, „aber erst, wenn ich mich überzeugt haben werde, daß das, was ich suche, wirklich vorhanden und unversehrt vorhanden ist."

„Das können Sie," sagte der Pater, „ich erwarte Sie hier."

Vollmar stieg die dunkle Treppe zur Gruft hinab, während zwei Soldaten mit hochgehaltenen Fackeln das eng gewundene Stiegengewölbe beleuchteten, und einige andere den Eingang besetzt hielten. In der Gruft angekommen, erkannte der Kanzler beim Fackelscheine sehr bald den Eingang zur eigentlichen Klostergruft welche sich gegenüber den fürstlichen Gräbern und den beiden Säulen nach der Kirche hin vertieft und links und rechts in geräumige Gewölbe abtheilt. Rasch waren in dem linken Nebengewölbe die bezeichneten Nischen an den gemerkten Steinen erkannt, ebenso rasch von den kräftigen Fäusten

der Soldaten geöffnet und eine Reihe schmaler, schlanker Holzkisten daraus hervorgezogen.

„Steckt Eure Fackeln in die Mauerringe dort!“ sagte der Kanzler. „Dann zieht Euch an den Treppen-Eingang zurück, bis ich Euch rufe.“ Er wartete kaum die Entfernung der Soldaten ab, als er mit der Gier des Geizhalses, der sich auf lang' vermißte Schätze stürzt, über die Kisten herfiel, sie öffnete und hastig mit gewandter Hand durchmusterte. Es war weder eine schwierige, noch eine zeitraubende Arbeit, denn die Papiere waren mit musterhafter Genauigkeit geordnet, in Bündel gebunden und mit Aufschriften versehen. „Es ist merkwürdig,“ sagte er vor sich hin, „mit welchem Hamsterfleiße dieser Mann Alles zusammengetragen und geordnet hat, was ihm irgend von Bedeutung schien! — Was ist hier? — Notizen über die Verhältnisse aller Hof- und Staatsbediensteten in der Grafschaft Tirol? . . . Aufschreibungen über die Beziehungen Seiner Durchlaucht zu . . . Weg damit! Und hier? Systematische Zusammenstellungen über die Zahl der Pfarreien und der Einwohner . . . Uebersicht des gesammten Kirchenvermögens . . . Halt!“ unterbrach er sich plötzlich, indem er mit zitternder Hand das von Biener und Malaspina versiegelte Päckchen ergriff. Mit zwischen Furcht und Freude schwankender Hast überflog er die Aufschrift und rief: „Ich bin am Ziele — endlich habe ich diese verwünschten Blätter in meiner Hand! Die Aufschrift läßt keinen Zweifel zu — auch die Siegel sind unverletzt; was werde ich erfahren?“ Mit unsicherer Hand öffnete er den Umschlag und zog die darin enthaltenen Schriften hervor. „Also Du warst das Gespenst,“ rief er, „das mich wie mein Schatten unheimlich auf jedem Tritte verfolgte? . . . Man sollte nie eine Hand zum Vertrauten seiner Gedanken machen, damit sie nicht gegen ihren Herrn zeugen und an ihm zum Verräther werden kann! Mein Plan über die Umgestaltung des

deutschen Reiches, wie ich ihn einst Bernhard von Weimar mitgetheilt habe! . . . Unbegreiflich, wie diese Blätter in Bieners Hand gelangt sein können — noch unbegreiflicher, daß er es unterließ, davon Gebrauch zu machen! Es sind Träume," fuhr er ort, indem er die Blätter flüchtig überblickte, „nichts als thörichte Träume . . . Aber das Erwachen aus ihnen, wenn sie in unrechte Hände kämen, wäre das Blutgerüst! Also fort mit dir, unberufener Zeuge vergangener Thorheit! Höre auf zu sein! Die Siegel waren unveretzt, Niemand kennt den Inhalt, selbst Malaspina und Gravenegger scheinen nichts davon geahnt zu haben . . . Von den Lebendigen ist nur Einer, der den Inhalt kennt. So vergehe denn zuerst, du todtes Blatt; dann komme die Reih an den Lebenden!"

Er hielt die Bläter mit dem Umschlage an die Fackel, bis die glimmenden Reste auf das Steinpflaster herabfielen und langsam verlöschten. Behutsam überzeugte er sich, daß auch nicht ein Theilchen unverbrannt geblieben, dann zertrat er die Asche und verließ eilig Gruft und Kloster. —

Während dessen war auch Präsident Schmauß in seinem Angerzeller Schlößchen nicht minder wichtig und emsig beschäftigt gewesen. Die Beamten, welche die Haussuchung bei Biener vorgenommen, hatten an ihn, als den Vorstand der Untersuchungsbehörde, Alles abgeliefert, was ihnen irgend der Wegnahme oder Beachtung werth geschienen hatte. Auf dem Tische des schönen Saales mit dem Eisen-Balkon lagen Papiere und Acten bunt durcheinander, und der Präsident war eifrig daran, sie zu durchsuchen und zu lesen. In übertriebener Sorge, daß ihnen ja nichts entgehe, was eine Beschuldigung oder ein Beweismittel gegen den Verhaßten bilden könnte, hatten die Commissaire auch eine Menge der unverfänglichsten Dinge

mit sich fortgenommen; dennoch war die Ausbeute für ihren Zweck sehr gering und im Grunde so gut, wie gar keine. Studienzeugnisse, Familienpapiere, harmlose Freundschaftsbriefe wechselten mit Auszügen und Bruchstücken aus dem Tacitus, aus Erasmus von Rotterdam und aus dem Fürsten des Machiavell. Dazwischen fanden sich wieder vollendete oder auch nur angefangene und entworfene Aufsätze, staatsrechtliche Abhandlungen, Zusammenstellungen aus der Geschichte der verschiedensten Länder der Erde, heitere Uebersetzungen aus den satyrische Dichtungen von Horatius, Martial und Persius. Auch an größeren und kleinen unvollendeten Gedichten fehlte es nicht, oder richtiger gesagt, an Vormerkungen, zu deren Ausarbeitung der vielbeschäftigte Staatsmann keine Zeit gefunden haben mochte.

Der Präsident las und las. Trotz seines leichten Sinnes, trotz der durch stete Schwelgerei herbeigeführten Abstumpfung seines Geistes trat ihm aus den Papieren das Bild eines schönen, echt männlichen Lebens immer heller, immer bestimmter entgegen — eines Lebens, das sich nie stillstehend begränzt hatte, sondern im rastlosen Fortstreben bemüht war, sich zu entwickeln und nach allen Seiten möglichst viel anzueignen, das Erworbene aber in Verbindung mit sich zu bringen und darüber in freier Herrschaft wie über einem geistigen Eigenthume zu stehen. So sehr die Schönheit dieses Bildes mit seinem eigenen, nur dem Genusse geweihten Leben im Gegensatze stand' verfehlte sie doch auch auf Schmauß ihren Eindruck nicht. Der gutmüthige Theil seiner Natur gewann in ihm die Oberhand, und er fühlte etwas, wie eine Regung des Mitleidens in sich emporsteigen. Nachdenklich geworden, suchte er weiter und fand Claudia's verschlossenes Schreiben an Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol, das sie Biener noch auf dem Todtenbette übergeben hatte; er entdeckte die von ihr ausge-

stellte Quittung über die Graubündner-Urkunden, und auch das Notizbüchlein entging ihm nicht, in welches Biener die verhängnißvolle Umänderung der Verse unter Claudia's Bildniß eingeschrieben hatte. Diese Papiere waren es, worauf Vollmar seine besondere Aufmerksamkeit gelenkt hatte; diese sollten, wenn auch gar keine anderen Anhaltspuncte zu finden wären, die Hauptwaffen werden zu Biener's Vernichtung.

Ueber Schmauß senkte sich lastend der Gedanke herab, daß Biener's Schicksal mit diesen Papieren in seiner Hand lag. — Wenn er diese Blätter vernichtete, war derselbe von einer furchtbaren Anschuldigung befreit, wenn er sie Vollmar übergab, machte er dessen Schale unwiederbringlich sinken! — Schwankend gingen ihm die Gedanken hin und wieder, und unentschlossen griff er nach dem Burgunderglase, das auch bei der Arbeit neben seinem Tische nie fehlen durfte; er dachte wohl, in dem Trunke Erfrischung und Entschluß zu finden. Darüber fiel sein Blick auf ein anderes Büchlein, das er öffnete und zu lesen begann. Heiteres Lächeln überflog sein Gesicht und steigerte sich bald immer mehr, noch erhöht durch das Behagen der Schadenfreude, die sich von dem eigenen sichern Standpunkte aus daran ergötzt, Andere scharf und tüchtig getroffen zu sehen. Er lachte manchmal laut auf und begann zuletzt halblaut vor sich hin zu lesen und zu sprechen. „Sieh' da," sagte er, „eine Genealogie Vollmar's! Voll der interessantesten und merkwürdigsten Aufschlüsse über ihn und alle seine Familien-Angehörigen! Das will ich mir aufbewahren! — Biener ist ein grober Maler, das ist wahr — aber seine Bilder sind zum Sprechen ähnlich! Wie ich ihm das gönne, diesem Vollmar," fuhr er fort indem er sich tückisch die Hände rieb, „dem hinterlistigen Schuft, der meine Lage mißbraucht, der mich zwingt, ihm zu Willen zu sein, und statt der verdienten Belohnung

mich mit den Brocken abspeisen will, die er mir zuwirst!"

Mit einem Male hielt er betroffen inne, hob sich halb aus dem Stuhle empor und starrte auf das neu umgewandte Blatt des Büchleins, indeß über sein Angesicht die blaue Röthe des Zornes flog, als drohte er zu ersticken. Auf dem Blatte stand von Biener's Hand ein Epigramm mit der Aufschrift: „Der neue Midas."

„Der edle Midas ist uns unverloren:
Ward er auch mit der Krone nicht geboren,
Geh', lieber Leser, nur zum Schmauß,
Dort kennst und triffst Du wohl den Thoren:
Der plaudert selber seine Esels-Ohren
Auch ohne Schilf und ohne Bader aus."

Das Wort „Schmauß" war sichtlich größer geschrieben und unterstrichen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, wer unter dem neuen Midas gemeint sein sollte.

Ebenso bleich, als er zuvor roth gewesen, sank der Präsident in den Stuhl zurück und rang nach Athem; dann sprang er plötzlich auf, aus seinen sonst matten Augen funkelte Wuth, aus jeder seiner Geberden sprach eine Rachbegier, wie sie von seinem sonstigen phegmatischen Wesen kaum zu erwarten war; es war ein Ausbruch des Grimms, wie er vielleicht noch nie bei ihm stattgefunden hatte, aber eben darum desto wilder und gefährlicher. Nachdem er geraume Zeit wie sinnlos in dem Saale hin und her gerannt war, kehrte er zum Tische zurück, ergriff die Empfangsbestätigung der Herzogin Claudia über die Graubündner-Papiere, zerknitterte sie und warf sie in den Papierkorb. — „Das ist die Antwort des neuen Midas!" rief er, setzte sich und schrieb einige Zeilen an Vollmar, um ihn von dem Ergebnisse der Haussuchung in Kenntniß zu setzen. „Das Wild ist in's Netz gegangen," waren die Schlußworte. „Was soll mit ihm ge-

schehen?“ Er schloß das Blatt, schellte und übergab es dem alten Niklas mit dem Auftrage, dasselbe sogleich an Kanzler Vollmar zu bringen und auf Antwort zu warten.

„Es sind zwei Herren im Vorzimmer,“ sagte der Diener, indem er sich zum Gehen anschickte, „der Kammerdiener Seiner Durchlaucht und der Criminal-Fiscal Hippoliti.“

„So laß den Herrn Kammerdiener zuerst herein,“ sagte der Präsident, „der Fiscal kann warten. — Was verschafft mir,“ fuhr er fort und eilte dem eintretenden Marello mit unterwürfiger Artigkeit entgegen, „schon so früh das besondere Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?“

„Sie sind zu gütig,“ erwiderte der Italiener, „aber Sie wissen, Altezza reisen schon diesen Vormittag. Durchlaucht wollen begleiten das neuerwählte Paar, il duca di Mantua é Montferrat und unsere erlauchte Prinzessin Clara Isabella. Die Begleitung geht vorläufig nur bis Lienz; dann wird aber wohl die schöne Gelegenheit zur Jagd benützt werden. Wir kommen vor einigen Wochen nicht zurück; da wollte ich nicht verfehlen, mich bei Ihnen zu beurlauben, Herr Präsident, und zu bitten, mich zu behalten nella sua memoria!“

„Oh! um das habe ich zu bitten,“ antwortete schmeichelnd der Präsident; der Kammerdiener aber, ohne besonderes Gewicht auf die ihm erwiesene Artigkeit zu legen, fuhr fort: „Ich wollte Sie auch fragen, ob Sie mir nichts mitzugeben haben für den Herzog? Keine Anekdoten? Keine Neuigkeiten? Sapete, als Cameriere kann man derlei gebrauchen sehr gut . . .“

„Mit einer solchen Neuigkeit kann ich allerdings dienen. Sie können Seiner Durchlaucht melden, daß sich unter den bei Kanzler Biener weggenommen Papieren eine Quittung der Herzogin Claudia über die Graubündner-

Papiere, die er von ihr erhalten zu haben vorgab, nicht gefunden hat."

„Bravo! bravissimo!" rief der Kammerdiener.

„Und dann," fuhr der Präsident fort, „traf ich unter den weggenommenen Papieren auch dieses verschlossene Schreiben an Seine Durchlaucht ... Hand und Siegel sind unverkennbar jene der Frau Herzogin Claudia, Biener hat das Schreiben offenbar unterschlagen. Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, es Seiner Durchlaucht zu übergeben?"

„Sehr gern; ich danke Ihnen sehr, Herr Präsident. Das sind vortreffliche, kostbare Neuigkeiten, die ich gehörig an den Mann bringen will. Aber ich habe Eile — Addio carissimo! Zählen Sie auf mich, wenn ich Ihnen kann erweisen irgend einen Gegendienst!" — Der Kammerdiener entfernte sich, von Schmauß bis an die Thüre begleitet, an welcher dieser den Fiscal eintreten ließ.

„Guten Morgen, lieber Hippoliti! Ich habe Sie rufen lassen, um ein kleines Frühstück mit mir einzunehmen. Ich muß Ihnen ein unangenehmes Geschäft übertragen und möchte das wenigstens durch die Art versüßen, wie es geschieht!"

„Sie sehen mich bereit, Herr Präsident," erwiderte der Fiscal. „Ich wünschte nur, daß dieses Geschäft kein anderes wäre, als das ich so eben im Sinne habe . . ."

„Und welches wäre dies, mein Bester?"

„. . . Es verlautet, daß Seine Durchlaucht gegen den vorigen Staatskanzler von Tirol, Herrn Biener, die Einleitung einer peinlichen Untersuchung beschlossen haben — ich bin ein junger Mann, ich muß Gelegenheit wünschen, mich auszuzeichnen und meine Kenntnisse zu zeigen . . ."

„Die sollen Sie haben! Wenn das Ihr Wunsch war, so ist er erfüllt, denn ich habe Sie deshalb rufen

lassen, um Ihnen die Untersuchung gegen Biener zu übertragen!"

Dem gewandten Fiscal gelang es sehr gut, den Erstaunten zu spielen. „Wie?" rief er. „Sie würdigen mich wirklich solchen Vorzugs? Wie kann ich Ihnen jemals dafür danken?"

„Danken Sie mir dadurch, daß Sie sich wirklich auszeichnen! Es handelt sich da nicht um ein gemeines Verbrechen, das sich in wenigen Merkmalen zusammenfassen läßt, um eine Kleinigkeit, wie Todtschlag oder Brandstiftung — Sie haben es auch mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu thun. Sie finden hundert Kleinigkeiten, die alle an sich nichts bedeuten, und haben einen Inquisiten vor sich, der zu den gewandesten und gelehrtesten Männern gehört . . . da ist der Kunst des Inquirenten ein weiter Spielraum gegeben: er muß gewissermassen aus Nichts Etwas machen . . ."

„Verlassen sich Excellenz ganz auf mich," sagte Hippoliti, welcher nicht verhindern konnte, daß aus seinen Augen ein Blitz gesättigter Rache hervorschlug.

„Vortrefflich! Ich werde Ihnen heute noch alle Schriften und Ueberweisungsstücke, die alten Untersuchungsacten und die neuen Anklagepunkte zustellen lassen, damit Sie sofort Ihr Werk beginnen."

„Und meine Instruction?"

„Davon später! — Im Nebenzimmer ist bereits gedeckt und das Frühstück aufgetragen; wir wollen inzwischen nichts mehr von Geschäften reden. Ich höre auch schon den Wagen des zweiten Gastes vorfahren, den ich erwarte. Es ist ein vortrefflicher alter Freund, den Sie als Trientiner ohne Zweifel auch kennen — Herr Josua Perkhofer, der Weihbischof von Brixen."

Durch die weit aufgerissene Flügelthüre trat der Genannte herein im stattlichen, schwarzen Talar, über die

Brust ein blaurothes Band, an welchem ein Kreuz in edlen Steinen funkelte. In der Thüre blieb der Bischof mit freundlichem Lächeln stehen, blickte um sich und erhob die Rechte, um den Anwesenden den Segen zu ertheilen, „Ich grüße Sie im Herrn," sagte er, „und kann Sie versichern, Herr Präsident, daß mir Ihre Einladung sehr erwünscht gekommen ist! Ich habe so viel und so Unangenehmes zu thun, daß es mir ein doppeltes Labsal ist, eine Stunde im vertrauten Kreise zuzubringen. Bischof Anton von Brixen ist, wie Sie wissen, ein sehr alter Mann und ladet mir Alles auf, was unangenehm ist!"

„Dann bitte ich, nur gleich Platz zu nehmen," sagte der Präsident, „und jede bittere Erinnerung mit meinem Burgunder hinunterzuschwemmen, an dem Sie wahrscheinlich nichts auszusetzen finden werden. — Ihren Tischnachbar und Landsmann, Herrn Fiscal Hippoliti, kennen Sie wohl bereits . . ."

„Der Herr Bischof," begann Hippolti, nachdem man sich begrüßt und gesetzt hatte, „haben, wenn ich recht berichtet bin, die Kloster-Visitation vorzunehmen? Ist das ein so unangenehmes Geschäft? Ohne Zweifel finden sich sehr viele Mißbräuche, die abzustellen sind?"

„Daran ist natürlich kein Mangel," entgegnete Perkhofer, indem er den Rothwein mit halb zugedrückten Augen prüfend hinunterschlürfte. „Das Unangenehmste aber sind die fortgesetzten Kämpfe mit den Kloster-Vorständen, mit den Prioren, Guardianen, Aebten und Aebtissinnen von allen Farben, welche fast Alle behaupten, daß sie ihre eigene Gerichtsbarkeit besitzen und von der bischöflichen ausgenommen seien. Das veranlaßt sehr unangenehme Erörterungen, und ich muß oft mit aller Strenge die bischöfliche Autorität aufrecht erhalten. Der Geist der Unbotmäßigkeit hat selbst in den Klosterzellen Eingang gefunden! Wohin sollt' es auch kommen, wenn jedes

kleine Klösterchen in der Diöcese sein eigener Herr sein und dem Bischof Hohn sprechen wollte!"

„Sie gerathen ja förmlich in's Feuer," sagte Schmauß, indem er das große Kelchglas des Bischofs wieder voll schenkte, „Sie werden wohl thun, zu löschen."

Der Bischof machte einen tüchtigen Zug, ließ sich aber in seinem Redeflusse nicht unterbrechen. „Jeden Tag," fuhr er fort, „habe ich neue unangenehme Erfahrungen zu machen. Erst diesen Morgen hatte ich einen harten Stand mit dem Prämonstratenser Chorherrenstift in Wilten — Abt Andreas, ein so vortrefflicher Mann er sonst ist, protestirte gegen meine Visitation in so entschiedener Weise, daß mir, wenn ich nicht geradezu Gewalt brauchen wollte, nichts übrig blieb, als von meinem Unternehmen vorläufig abzustehen und vorerst an Seine bischöflichen Gnaden nach Brixen zu berichten . . ."

„Ich sollte denken," sagte Schmauß, „daß Sie für diese Unannehmlichkeiten in den Nonnenklöstern entschädigt würden! Dort wird der Widerstand kaum so ernsthaft sein, und Sie bekommen manches verborgene Blümchen zu schauen, von dessen Dasein wir armen Ausgeschlossenen uns nichts träumen lassen!"

„Apage, sündhaftes Weltkind!" rief der Bischof mit drohend emporgehobenem Zeigefinger. „Wer wird solche unkirchliche Dinge sagen oder auch nur denken! — Was meinen Sie, Herr Fiscal? Verdient der Präsident nicht Strafe dafür? Ich werde seinen Becher füllen, und wenn er ihn nicht auf einen Zug leert, muß er zur Strafe einen zweiten trinken!"

Der Vorschlag wurde mit beifälligem Gelächter aufgenommen, und Schmauß war sogleich bereit, die angenehme Strafe über sich ergehen zu lassen; er stürzte den Humpen aus, daß bei der Nagelprobe nur noch einige Tröpfchen herausflossen. Das gab aber nur zu neuem Scherz und

zu neuem Streite Veranlassung. Schmauß behauptete, er habe seiner Buße genug gethan; der bereits etwas weinselige Weihbischof aber bestand darauf, der Präsident sei in die neue Strafe verfallen, und Hippoliti müsse darüber entscheiden.

Das Gelächter und heitere Gezänk wurde durch starkes Pochen an der Thüre unterbrochen, und als Schmauß unmuthig „Herein!“ gerufen, schob sich Regierungs-Secretair Bonnet, eine hagere und schüchtern aussehende Gestalt, eilig in das Gemach. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte er, „daß ich einzudringen wage: allein ein wichtiges unvorhergesehenes Ereigniß, das keinen Aufschub leidet . . .“

Schmauß war aufgesprungen, als er Bonnet erkannt hatte. „Rede Er!“ unterbrach er ihn. „Um Gottes willen, mir ahnt nichts Gutes! Das Ereigniß betrifft doch nicht den Kanzler Biener?“

„Leider!“ sagte der Secretair schmerzlich. „Herr Regierungsrath Graf von Mohr und meine Wenigkeit waren beauftragt, den Herrn Exkanzler Biener zu verhaften, begaben uns daher zum Vollzuge solchen Commissorii heute Morgen nach seinem Ansitz Büchsenhaus, nachdem wir schon die ganze Nacht alle Zugänge beobachtet hatten und gewiß wußten, daß er das Schloß nicht verlassen hatte . . .“

„Nun! Er ist doch bereits am gehörigen Orte und wohl versorgt?“

„Leider nein, Excellenz,“ sagte der Secretair noch kläglicher. „Unbegreiflicher Weise befand er sich nicht mehr im Büchsenhause, und obwohl wir es nicht glaubten und das ganze Schloß von oben bis unten durchsuchten, war doch keine Spur von ihm zu entdecken.“

Dem Präsidenten war über der unwillkommenen Nachricht die Weinlaune vollständig verflogen; mit einem

Schlage überblickte er die Wichtigkeit und Gefährlichkeit der Lage mit allen ihren Folgen. Wenn Biener wirklich entflohen war — wenn es ihm gelang, Stadt und Land zu verlassen, wohl gar Wien zu erreichen und seine Sache zum Kaiser zu bringen, dann stand vielleicht Alles auf dem Spiele, dann galt es einen gegenseitigem Kampf auf Leben und Tod! „Und sonst weiß Er nichts von Biener?" stammelte er. „Sollte er wirklich entflohen sein?"

„So gut, wie entflohen," war die Antwort. „Jedenfalls befindet er sich außer unserer Gewalt — er hat sich in die Freistatt des Wiltener Stifts begeben!"

„Ein kluger, aber verwünschter Einfall!" rief Hippoliti, während Schmauß ängstlich im Gemache hin und wieder lief und jammerte: „O, dieser Mensch! Ich habe es voraus gewußt und immer gesagt, daß es nichts Leichtes sein wird, den Kampf mit seiner Verschlagenheit aufzunehmen! Dieser einzige Schritt macht alle unsere Maßregeln zu nichte!"

„Wir haben inzwischen," begann der Secretair wieder, „alle Ausgänge mit Wachen umstellt; wenn er auch nur einen Fuß aus dem Kloster setzt, ist er in unserer Gewalt!"

„Ach, er wird nicht so thöricht sein!" rief der Präsident wieder. „In dem Asyle arbeitet er in aller Ruhe seine Beschwerde nach Wien aus und kann es bei den gastfreien Prämonstratensern gar wohl die paar Wochen aushalten, bis der Bescheid von dort eintrifft!"

„So müße man versuchen," sagte Hippoliti, „ihn durch List aus dem Asyle herauszulocken. Wie wär's, wenn man ihm irgend eine erdichtete Nachricht zukommen ließe? Etwa, daß seine Frau plötzlich auf den Tod erkrankt wäre?"

„Als ob das etwas helfen würde!" lachte Schmauß höhnisch auf.

„Es kommt auf den Versuch an," erwiderte Hippoliti mit eigenthümlicher Betonung. „Niemand weiß vielleicht besser, als ich, wie zärtlich der Herr Kanzler trotz seiner reifen Jahre für seine Hausfrau entbrannt ist. Wenn wir eine taugliche Person finden könnten, die es ihm wahrscheinlich zu machen weiß, und der er glaubt, so haben wir gewonnenes Spiel . . ."

Weihbischof Perkhofer war inzwischen aufgestanden, als ob ihn die ganze Angelegenheit nicht berühre, und an dem Bücherschranke des Präsidenten, die Bände musternd, stehen geblieben. Nach einigem Suchen nahm er ein Buch heraus und blätterte darin.

„Aber so helfen Sie uns doch, Bischof!" rief Schmauß, vor ihm stehen bleibend. „Rathen Sie doch! Wie ist es möglich, daß Sie unsere Verlegenheit sehen und dabei an andere Dinge denken?"

„In der That," sagte der Bischof, „ich denke, daß Sie eine sehr reichhaltige Büchersammlung haben. Besonders das Kirchenrecht ist vortrefflich vertreten, wie ich finde . . . Sie kennen doch Diana?"

„Schmauß sah ihn verblüfft an. Sie treiben Ihren Spott mit uns! Was haben wir jetzt mit der heidnischen Jagd- und Mondgöttin zu schaffen?"

Der Bischof lachte, daß es ihn schüttelte, und riefe „Gefehlt! ich meine nicht die heidnische Göttin, ich mein' den Schriftsteller Diana, das große kanonische Kirchenlicht, das Sie doch kennen müssen, da Sie sein „Werk" besitzen: . . . Ich finde da soeben eine seiner Abhandlungen. Ein vortreffliches opusculum über die Bulle Papst Gregor's XIV. — de immuniatate ecclesiastica . . ."

Schmauß stand unbeweglich und starrte den Bischof an. „Freund!" rief er, „Bischof, Engel! Wenn ich Sie recht verstände? . . ."

„Mein Gewährsmann," fuhr Perkhofer gleichmüthig

fort, „weist unwiderleglich nach, daß dem Bischof das Recht zusteht, für gewisse, einzelne, besonders wichtige Fälle das Asylrecht aufzuheben . . .“

„O — heben Sie es auf, Bischof!“ schrie Schmauß wie außer sich. „Es hat noch nie einen Fall gegeben in der Christenheit, der so wichtig gewesen wäre, wie dieser! Ich bitte und beschwöre Sie, heben Sie das Asyl auf!“

Perkhofer ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und fuhr fort: „Sie müssen ja nicht glauben, als habe ich bei dem, was ich sage, irgend einen Gedanken an die Person, um die es sich handelt. Kanzler Biener hat allerdings vom Innsbrucker Landtage her bei uns Brixnern eine schwere Schuld auf dem Kerbholze, — doch das ist lange vergeben und vergessen. Mir ist es einzig um die Sache zu thun: um die Aufrechthaltung der bischöflichen Autorität, und weil es eine so erwünschte Gelegenheit ist, den Hochmuth der Wiltener Chorherren zu demüthigen!“

„Was kümmern mich Ihre Gründe,“ rief Schmauß, „wenn Sie das verdammte Asyl nur aufheben! Aber Sie wollen es, nicht wahr?“

„Gut! ich will es . . . schicken Sie in einer Stunde zu mir, dann sollen Sie das Breve haben . . . Danken Sie mir nicht: es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, wo Sie mir die Gefälligkeit vergelten können. Einstweilen aber lassen Sie uns zu dem so unangenehm unterbrochenen Frühstück zurückkehren. Schwemmen Sie jetzt Ihren Schrecken hinunter,“ fuhr er fort, als man wieder Platz genommen und auch dem Secretair einen Stuhl hinzugestellt hatte. „Wir sind ja lauter Rechtsgelehrte an diesem Tische: da ist wohl auch ein juristischer Trinkspruch am Platze! Stoßen Sie an, meine Herren — es lebe das Kirchenrecht!“

Die Uebrigen stießen an das emporgehobene Glas des Bischofs an, und Schmauß rief wie begeistert: „Ja, es

lebe das Kirchenrecht: vor Allem aber Diejenigen, die es auszulegen wissen!"

Das schwelgerische Mal nahm nun seinen ununterbrochenen, immer fröhlicheren und lauteren Verlauf. Die kostbarsten Früchte, wie der Herbst in Tirol und jenseits des Brenner sie hervorbringt, wechselten im Ueberflusse mit edlen Fischen, kaltem Wildbraten und feinem Geflügel, so daß längst die Mittagsstunde vorüber war, ehe sich der Bischof etwas unsicher erhob und das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. Während man sich zum Gehen bereitete und unter Gelächter von einander Abschied nahm, trat der alte Niklas ein und überbrachte Schmauß die Antwort Vollmar's auf das ihm übersendete Schreiben.

Schmauß las laut auflachend und rief Hippoliti zurück, der bereits auf der Schwelle stand. „He da, Herr Fiscal, noch auf ein Wort! Sie haben vorhin eine Instruction für die Untersuchung gegen Biener verlangt; hier ist sie!"

Hippoliti blickte erstaunt auf das Blatt und sagte: „Das ist ja nur eine einzige Zeile!"

„Und doch mehr als genug; lesen Sie nur."

Der Fiscal las: ‚Todte Hunde beißen nicht.' Er wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Präsidenten. „Das ist verständlich," sagte er und empfahl sich.

— — Der Abend war ungewöhnlich früh und dunkel hereingebrochen, denn vom Flachlande hatte sich ein schwerer Regen in das Gebirge hereingezogen und fiel seit einigen Stunden in schweren Güssen ununterbrochen zur Erde. Auf dem etwas entfernt von Innsbruck liegenden prachtvollen Stifte Wilten mit seinen stattlichen Thürmen lag die vollste Nacht und die tiefste Ruhe; in keinem der Fenster schimmerte noch Licht, als in der Ecke des Erdgeschosses, die sich unter dem großen Speisesaale des Klosters

befand, welcher später durch Feuer zu Grunde ging. Es war jene Abtheilung des Gebäudes, in welcher die Freistatt des Klosters untergebracht war, und worin Kanzler Biener noch allein wachte. Die Zelle war einfach aber hübsch eingerichtet; auf einem Tische lag Schreibgeräth und Papier, während im Nebenzimmer ein gutes Lager auf den Flüchtling wartete, der seine Nächte hier zubringen sollte. Biener hatte einen Krug Wein vor sich stehen und war im eifrigen Gespräche mit Rudolph begriffen, der ihm in der Tracht eines Unterinnthaler Bauern gegenüber saß. Der Knabe war zum Jüngling geworden; Muth sprach aus seinem wohlgeformten Antlitz und jugendliche Kühnheit blitzte aus den dunklen Augen; er war ganz das jugendliche Abbild des Vaters, dessen Blick mit Wohlgefallen darauf ruhte. Es hatte den raschen Studenten in Salzburg nicht mehr gelitten; die vielgestaltigen dunkeln Gerüchte, welche über das Schicksal seines Vaters und über die Pläne seiner Feinde auch dort verbreitet waren, hatten ihm keine Ruhe gelassen, er war heimlich entflohen und ohne Aufenhalt nach Innsbruck gewandert; die Tracht eines Bauern hatte dazu gedient, ihn für Jedermann unkenntlich zu machen.

„Ich wiederhole es Dir gern, Du bist zur besten Stunde gekommen, mein Sohn!“ sagte Biener. „Mein Memorial für seine Majestät den Kaiser ist fertig, und meine Hauptsorge, wie ich es in seine Hände bringen soll, ist durch Deine Ankunft gehoben. Ich werde morgen noch einige Briefe an meine Gönner und Freunde in Wien schreiben, vor Allen an den edlen Grafen von Trautmannsdorf; dann machst Du Dich sogleich auf den Weg . . .“

„Dank Dir, mein Vater, für das Vertrauen, das Du mir schenkst!“ rief Rudolph. „Ich will fort und mir nicht

eher Ruhe gönnen, bis ich die Schrift in des Kaisers eigene Hände übergeben habe!"

„Horch!" unterbrach ihn der Vater, „hörst Du nichts? War es mir doch, als wenn ich Waffenklirren vernommen hätte!"

„Ich habe nichts gehört," sagte Rudolph, „es wird wohl die Windfahne gewesen sein, die sich im Sturme dreht."

„So laß uns zur Ruhe gehen, damit Du Dir Kraft sammelst — Du wirst sie bedürfen, um mit Gottes Hilfe auch mir die Ruhe wieder zu bringen!"

Das Licht verlosch, und in der sichern Umfriedung der Freistatt gaben sich Beide dem sorglosen Schlummer dahin.

Das scharfe Ohr des Kanzlers hatte sich dennoch nicht getäuscht. In der ganzen schweigenden und nächtlichen Umgebung hallte es von den Schritten Bewaffneter wieder, klirrten Büchsen und rasselten Räder; Marschalk Seiler mit einer Schaar Knechte hatte sich an der Kloster-Pforte aufgestellt. Seitwärts gegen das Kirchlein mit dem Bilde des Riesen Haymon stand eine wohlverschlossene Kutsche, ebenfalls von Soldaten umgeben. Nachdem eine Abtheilung nochmals die Runde um das Kloster gemacht hatte, zog der Marschalk die Glocke an der Pforte, deren heller Ton durch das stille Gebäude und die lautlose Nacht eigenthümlich und weithin hallte. Der schlaftrunkene Pförtner vernahm erstaunt und kopfschüttelnd den Befehl, zu so später Stunde noch den Abt zu rufen, war aber der Mühe überhoben, denn Abt Andreas, von dem Lärmen geweckt, eilte bereits über die breiten marmornen Stufen herab und fragte würdevoll nach dem Begehren des Marschalks.

„Sie haben den vormaligen Staatskanzler Biener bei sich im Stift," sagte dieser. „Ich bin beauftragt, mich

der Person des besagten Biener zu bemächtigen. Hier ist der Haftbefehl; ich bitte, mir denselben abzuliefern."

„Hier waltet ein Irrthum ob, mein guter Freund," erwiderte der Abt. „Zieh' Er mit seinen Leuten nur wieder ruhig ab. Das Wiltner Stift hat seit vielen Jahrhunderten das Recht der Freistatt; wer sich zu uns geflüchtet hat, der ist so sicher, wie im Schooße Abraham's."

„Halten Sie mich nicht auf, hochwürdigster Herr," rief der Marschalk barsch. „Ihre Freistatt gilt nichts, die ist aufgehoben, da haben Sie das Decret!"

„Aufgehoben?" erwiderte der Abt verwundert, indem er das Blatt auseinanderfaltete. „Wer sollte das gewagt haben? Wer könnte das? In der That! Ein Aufhebungs-Decret von der Hand des Weihbischofs! Aber auch das hilft Ihm nichts, guter Freund, — ich erkenne die Befugniß des Herrn Weihbischofs nicht an! Die Immunität und die Freistatt unseres Klosters kann jedenfalls nur der Bischof selbst aufheben . . . zieh' Er sich also zurück, ich werde mit Tagesanbruch an den Bischof nach Brixen berichten."

„Warum nicht lieber gleich nach Rom!" rief der Marschalk grob. „Ich kann mich darauf nicht einlassen, ich darf ohne den Gefangenen nicht zurück!"

„Aber das ist himmelschreiende Gewalt!" rief der Abt. „So will ich wenigstens das Capitel des Klosters versammeln und seine Meinung hören . . ."

„Versammeln Sie, so viel Sie wollen, — ich werde indessen thun, was mir befohlen ist," schrie Seiler. „Hier habe ich den Verhaftsbefehl und hier die Aufhebung der Freistatt — das ist mir genug! Also vowärts, Ihr Bursche, die Thüre dort links wird wohl in den Gang zur Freistatt führen; brecht auf, wenn man nicht öffnet, und verseht einmal Schlosserdienst!"

„Das ist Frevel! Das ist offenbare Gewaltthat, Bruch

des Gottesfriedens!" rief Abt Andreas. „Ich lege feierlich Protest dagegen ein und mache Ihn und Seine Auftraggeber für alle Folgen verantwortlich! Ich werde meine Beschwerde . . ."

Die Stimme des Abtes verhallte in dem Gewirr der Stimmen, in dem Klirren der Waffen, dem Dröhnen der Schritte und den Stößen an die verschlossene Pforte des Asyls.

Als sie nicht gleich aufging, nahm der Marschalk einen schon bereit gehaltenen Hammer und schlug damit so gewaltig an die Thüre, daß das Holzwerk brach, und das Schloß drinnen herunterfiel.

Von innen hörte man Biener's Stimme, der, aus dem Schlafe emporgeschreckt, herausrief: „Im Namen Gottes, was geht hier vor?"

„Im Namen Seiner Durchlaucht," entgegnete der Marschalk, „Kanzler Biener — Sie sind mein Gefangener!"

„Noch nicht, Vater!" flüsterte Rudolph, indem er sich an den Vater schmiegte, während der Marschalk und die Soldaten bemüht waren, die noch immer nicht vollständig geöffnete Thüre frei zu machen. „Wir wollen uns vertheidigen und diese Schufte niederschlagen, wenn sie eindringen . . ."

„Wozu?" erwiderte Biener, der augenblicklich seine Ruhe wieder gefunden hatte. „Widerstand wäre unnütz und ist unmöglich gegen diese Ueberzahl! Fliehe, mein Sohn — entfliehe lieber, ehe sie eindringen. Vielleicht ist das Fenster noch unbesetzt . . . Eile nach Wien — dort allein ist Rettung; dort allein ist Recht zu finden; hier herrscht die rohe Gewalt!"

Rudolph umarmte den Vater, drückte ihm einen zärtlichen Kuß auf den Mund und schwang sich mit raschem

Sprunge auf die Fensterbrüstung und von dieser in den Klostergarten hinab.

Im nämlichen Augenblicke brach die Thüre ein, die Schergen und Soldaten drangen ins Gemach; an ihrer Spitze der Marschalk, welcher Biener an der Schulter ergriff, ihn für seinen Gefangenen erklärte und ihm zu folgen aufforderte.

„Halt!“ schrie ein Knecht, welcher das Entkommen Rudolph's bemerkt hatte: „da ist Einer durch das Fenster entsprungen! Schießt ihm nach! Seht Ihr, dort klettert er gerade über die Klostermauer . . . So schießt doch, in's Teufels Namen . . .“

Der Schuß krachte durch das Fenster hinaus, einen Augenblick das Gemach in Pulverdampf verhüllend, während Alle schweigend standen und den Erfolg desselben erwarteten. Biener war blaß geworden und lauschte mit ängstlich vorgebeugtem Haupte . . . da scholl von fern her aus der Richtung des Iselberges ein frischer, heller Juhschrei durch die Nacht und zerstreute die Besorgniß des Vaters.

„Er ist unverletzt,“ sagte er, „danken wir Gott für das Gelungene und hoffen auf weiteres Gelingen!“ — Ich folge Ihm, Marschalk Seiler; erlaube Er mir nur, mich vollends anzukleiden . . .“

„Davon steht nichts in meinem Befehle,“ erwiderte der Marschalk. „Sie werden Zeit genug haben, sich anzukleiden — im Gefängniß.“

Ohne Erwiderung warf Biener einen Pelzmantel über und folgte dem Marschalk zwischen Soldaten den Klostergang dahin. Am Thore reichte er dem wie vernichtet dastehendem Abte die Hand zum Zeichen, daß er ihm keine Schuld beimesse an der Verletzung seines Zufluchtsortes: wenige Augenblicke später saß er in dem verschlossenen

Wagen, welcher der Stadt zurollte und vor dem Gefängniß neben der Ottoburg an der Fischbank anhielt.

Der Kerker, welcher für Kanzler Biener bestimmt war, für den Mann, der vor wenigen Monaten noch der gewaltigste Mann des Landes gewesen, war dasselbe Gemach, in welchem jetzt Verbrecher vor ihrer Hinrichtung während der letzten Tage ihres Lebens ausgestellt zu werden pflegen. Es war zum Empfangen seines neuen Bewohners noch nicht vollständig in Bereitschaft gesetzt. Der Gefangene mußte daher in ein leeres Gewölbe des Erdgeschosses treten, das von einer kleinen Lampe in der Mauerblende nur eben genug beleuchtet war, um die Feuchtigkeit zu erkennen, welche von Decke und Wänden niedersickerte und das Ziegelpflaster des Bodens mit grünem Schimmel überzogen hatte; die ganze Halle war leer und bot nirgend einen wenn auch noch so nothdürftigen Platz, sich niederzulassen oder auszuruhen. Biener bedurfte dessen auch nicht. Durch das Vorgefallene auf's Tiefste erregt, schritt er in dem Gewölbe auf und nieder, indem er sich bald fröstelnd tiefer in den Pelz hüllte, den er trug, bald denselben wieder zurückwarf, wie ihm die Stimmung des Augenblicks und die Reihe seiner Gedanken das Blut rascher zum oder vom Herzen strömen machte. Die Nacht war schon ziemlich weit vorgeschritten; Niemand kümmerte sich um ihn, und nur die Wachen, welche an der halbgeöffneten Thüre auf der Schwelle und auf den Steinbänken davor lagerten, erinnerten daran, daß nicht alles Leben um den Gefangenen erstorben war.

So gefaßt Biener war, vermochte er dennoch nicht, die an ihm verübte Gewaltthat mit Gleichmuth zu ertragen, und in den ersten Viertelstunden loderte bei der Heftigkeit seines Wesens sein ganzes Inneres in Zorn und Entrüstung empor. All' seine Gedanken waren damit beschäftigt, für diesen Frevel an Recht und Gesetz Rache zu neh-

men und über seine Feinde zu triumphiren. Die Einsamkeit und Stille der Nacht, verbunden mit der unvermeidlichen körperlichen Abspannung, brachten aber bald einen Umschlag in die gegentheilige Stimmung hervor, und das trotzige Bewußtsein des mißhandelten Rechtes machte tiefer Trauer, die Gedanken an Befreiung und Vergeltung schweren Besorgnissen Platz. Seine ganze Vergangenheit, all' seine hochstrebenden Pläne und Entwürfe gingen an ihm vorüber, und eine nie gefühlte Wehmuth ergriff das Herz des sonst so starken Mannes. Daß er so enden sollte! Daß die glänzende Laufbahn, die er mit Ehren durchmessen, in der Schmach eines dunklen Kerkers enden sollte — daß die Gewalt so völlig das Recht in Fesseln zu schlagen und Alles, was ihm theuer war, von seiner Seite zu reißen vermochte, erfüllte ihn mit unsäglicher Bitterkeit. Er lehnte sich mit dem Arme an die Säule des Gewölbes, stützte gramvoll den Kopf darauf und flüsterte halblaut vor sich hin: „Jetzt halte Wort, die Du der Schutzgeist meines Lebens gewesen! Die Du mir im Tode versprochen, mich auch vom Jenseits noch zu umschweben — jetzt halte Wort und sende mir den Engel, der mich stützt . . . das Gebäude meiner männlichen Kraft ist erschüttert bis in die tiefsten Fugen!“

Geräusch von der Thüre her schreckte ihn aus dem Brüten, in das er versunken war, empor; die Wachen fuhren vom Schlafe auf, griffen nach ihren Waffen und schienen Jemand den Eingang in das Gefängniß verwehren zu wollen. Durch das Geklirr der Waffen und das Getöse der rohen Männerstimmen drang ein Ton, der Biener's Herz bis in's Tiefste ergriff, der ihm nur zu wohl bekannt war, und in dem er mit Entzücken den vermißten Engel begrüßte.

„Elisabeth!“ rief er mit starker Stimme, gegen die Thüre vortretend. „Komm' an mein Herz! Laß Dich

nicht hindern in das Gefängniß Deines Gatten einzubringen — es giebt keine Macht der Erde, die Dir das zu wehren vermag! Wer unter Euch Soldaten ist Unmensch genug, ihr den letzten Abschied zu verweigern?"

Ueberwältigt von der Hoheit in Wort und Gestalt des Kanzlers, standen die Soldaten regungslos und ließen Elisabeth ein, welche verwirrt, angstvoll und bleich im weißen Nachtgewande hereineilte und sich in Biener's Arme warf. Sie war lange unvermögend, ein Wort hervorzubringen, ihre starren Augen hingen bald an Biener, bald an den Wänden des Gewölbes — es schien, als ob sie sich erst überzeugen müsse, daß dieses wirklich der Ort sei, wo sie den Mann ihrer Seele wieder fand.

Von ihr unbeachtet war ihr der rothe Hund gefolgt und sprang nun mit freudigem Knurren an den Kleidern des Kanzlers empor.

„Elisabeth!" rief Biener innig, indem er sie an sich zog und ihr die Hände auf das Haupt legte, dessen reiches braunes Haar unter der nachlässig übergeworfenen Haube verwirrt hervorquoll. „Du kommst zu mir — welch' ein Trost! Ich habe einen Augenblick an dem guten Sterne gezweifelt, der über meinem Dasein waltet, und in demselben Augenblicke leuchtet mir sein schönster Strahl aus Deinem liebenden Auge entgegen! Nun ist alle Besorgniß, aller Kleinmuth verschwunden — ich weiß jetzt, daß ich aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen werde, daß ich es muß um Deinetwillen! Aber wie war es möglich? Wie hast Du so schnell erfahren, was geschah? Wie warst Du im Stande meine Spur hier aufzufinden?"

Elisabeth war noch zu verwirrt, um ordentlich antworten zu können; mit unsicherm Blicke und stockend brachte sie hervor: „Ich habe es von Rudolph erfahren — er hat den Wagen, der Dich hierher brachte, nicht aus den Augen gelassen . . . er fürchtete, die Brücke besetzt zu finden und

von den Wachen angehalten zu werden . . . er ist über den Inn geschwommen . . ."

„Wackerer Junge!" rief Biener. „Möge das Glück ihn auf seinen gefahrvollen Wegen begleiten — aber Du, wie konntest Du es wagen, hierher zu kommen in dieser stürmischen Nacht? Ohne Schutz, ohne Begleitung?"

„Hatte ich denn Zeit, hatte ich ein Recht, mich zu bedenken?" fragte sie entgegen, indem sie zu ihm emporblickte, und die ersten Thränen ihr in die erstarrten Augen traten. „Ging ich nicht zu Dir? Hätte ich es ertragen können, bis der helle Tag heraufgekommen, und die Sonne die Gewißheit meines Unglücks beleuchtet hätte? . . . Ewiger Himmel — ist es denn möglich? Du, der Mächtige, der Gefürchtete, der erste Mann des Landes, Du an solchem Orte? Durften sie es wirklich wagen, Hand an Dich zu legen und Dich selbst aus der geweihten Freistatt zu reißen? — Es kann nicht sein, wecke mich, Biener, — wecke mich aus diesem entsetzlichen Traume! Ich bei Dir in Deinem Gefängniß . . . es ist nicht möglich!"

„Blicke fest um Dich," sagte Biener, der bei dem Anblicke von Elisabeth's Leiden immer mehr die Gewalt über sich selbst wieder erhielt. „Es ist kein Traum: Du kannst mit Händen greifen was Dir unmöglich dünkt . . . was die Gewalt vermag!"

„Die Gewalt!" rief Elisabeth angstvoll, indem sie sich aufrichtete, ihm beide Hände auf die Schultern legte und ihn mit weit geöffneten Augen fest ansah. „Gewalt ist ein entsetzliches Wort! . . . Wie — wenn sie die Gewalt noch weiter zu treiben vermöchten? Mir erstarrt das Blut im Herzen, indem ich es sage! Ich weiß, es ist ein Frevel an Dir, daß ich es nur denke — dennoch schlug im ersten Augenblicke der Gedanke in mich wie ein Donnerkeil, und ich vermag es nicht mehr, den sich aufbäumenden Brand zu bewältigen . . . So weit, als man gegen Dich gegangen

ist, Biener — so weit wagt selbst die roheste Gewalt nur dann zu gehen, wenn sie sich vollkommen sicher weiß . . . Auch die übermächtigste Gewalt ist nur in einem einzigen Falle sicher . . . Wenn ich denken müßte, Biener . . . daß Du vielleicht in Deinem hochstrebenden Sinne etwas gethan, was Du nicht verantworten könntest! . . . Wenn sie Dich mit Recht verfolgen, Biener . . . Wenn ich denken müßte . . . daß Du schuldig wärest?"

„Mein theures Weib!" sagte Biener herzlich und begütigend, aber sie ließ ihn nicht weiter sprechen. „Du bist mein Alles!" sagte sie. „Es ist vielleicht ein Frevel, daß es so ist . . . es ist eine Lästerung, daß ich es sage, aber ich will mich nicht vor Gott beschönigen und nicht vor Dir, wenn Du bis zu dieser Stunde noch nicht gewußt haben solltest, daß Du mein Alles bist! Du bist mir der Inbegriff von Allem, was gut, edel und recht heißt auf Erden — wenn Du nicht rein wärest, Biener — wenn Du schuldig sein könntest . . . es gäbe kein Recht, keine Treue und keinen Glauben mehr hienieden . . .!"

„Beruhige Dich, meine Theure!" begann Biener wieder. „Ich bin schuldlos — ich bin es vor Gott und vor Dir — ich bin es vor meinem eigenen Bewußtsein! Zweifelst Du noch immer? Meine persönlichen Feinde haben Ohr und Herz eines schwachen Fürsten mit ihren Verleumdungen gegen mich eingenommen — aber so tief ich jetzt auch herabgestürzt scheine, ich werde wieder emporsteigen aus dieser Erniedrigung! Wenn ein gerechter Gott über uns ist im Himmel, kann mir kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden!"

Elisabeth sah ihn einen Augenblick groß und schweigend in's Angesicht: „Ich bin beruhigt," sagte sie dann, „jetzt bin ich es, denn ich weiß — über uns im Himmel ist ein gerechter Gott!"

„Es ist Zeit!" rief der Gefangenwärter zur Thüre

herein, indem er mit seinem Schlüsselbunde rasselte; „der Gefangene muß in seine Zelle gebracht werden."

Weinend hing Elisabeth wieder an dem Nacken ihres Mannes, der ihr mit zärtlichem Flüstern zurief: „Fasse Dich, Elisabeth — zeige Dich würdig, mein Weib zu heißen! Gönne unsern Feinden nicht den Triumph, ihnen zu zeigen, wie tief sie unsere Herzen getroffen!"

Elisabeth erwiderte nichts, aber sie richtete sich hoch auf, strich sich das Haar aus der Stirne und drückte Biener noch einen langen, innigen Kuß auf die Lippen. Eine Secunde blickte sie ihn fest an, als wollte sie sein Bild sich recht in's Gedächtniß prägen, dann bot sie ihm beide Hände zum Abschiede und wandte sich schweigend der Thüre zu, das Gesicht mit ihrem Gewande verhüllend.

Der Hund, auf dessen Anwesenheit Niemand geachtet hatte, und der sonst keinen Schritt von seiner Herrin zu weichen pflegte, blieb ruhig zu des Kanzlers Füßen liegen und blickte schweifwedelnd mit den klugen Augen zu ihm empor. Biener bemerkte ihn. „Siehst Du," sagte er, „Fidel will bei mir bleiben — willst Du mir ihn lassen, als Genossen meiner Einsamkeit?"

Elisabeth brach in herzerschütterndes Schluchzen aus. „Ach! wie beneide ich das Thier!" rief sie, indem sie zu Biener zurückeilte und ihn noch einmal leidenschaftlich umschlang. „Mein Herz, mein Leben — ach Alles, Alles bleibt ja bei Dir zurück! Aber sei ruhig," fügte sie nach kleiner Pause hinzu, indem sie sich entschlossen wieder aufrichtete. „.... Ich werde nicht mehr weinen! Ich werde stark sein — denn Du bist schuldlos, und über uns im Himmel ist ein gerechter Gott!"

Siebenzehntes Kapitel.

Im Hochschloß.

In der Ecke des Thorbogens, welcher das Judenviertel zu Innsbruck gegen die Sarntheingasse abschließt, kauerte tief verhüllt eine weibliche Gestalt und schien auf die Oeffnung des Thores zu warten, denn noch war es nicht vollständig hell geworden, und kein Sonnenstrahl fand noch den Weg herab zwischen den engstehenden hohen Häusern und Giebeln. Es war schon spät im September, und der Morgen empfindlich kühl, denn vor den Thoren lag der Reif auf den Feldern und hatte seine Silberkruste auch auf die Zinnen der Häuser und auf jene Stellen des Pflasters niedergeschlagen, bei welchem der Luftzug es gestattete. Die Gestalt schauderte einmal über das anderemal vor Kälte, obwohl sie warm gekleidet war und einen dichten Mantel über Kopf und Nacken geworfen hatte; aber sie dachte nicht daran, sich des Mantels zum eigenen Schutze zu bedienen, sondern schlug ihn nur stets enger und wärmer um das Kind, das ihr im sorglosen ersten Morgenschlummer im Arme lag.

Endlich erschien das Weib des Thorwarts, rieb sich die schlaftrunkenen Augen und zog gähnend die Thorriegel zurück, ohne nur einen Blick nach dem Winkel zu werfen, in welchem die Verhüllte saß. Einige jüdische Weiber und Männer in ärmlichen Kleidern und mit allerlei Päcken und Bündeln beladen, schienen von innen bereits auf das Oeffnen des Thores gewartet zu haben und schlüpften, im eifrigen Gespräche sich drängend heraus. Sie eilten, früh an ihr mühsames Tagewerk zu kommen und keinen Augenblick von der kargen Handelschaft zu versäumen, welche sie

beschäftigte und nährte. Auch diese Schaar war zu sehr auf sich selbst und ihre Sorgen bedacht, als daß sie Sarah bemerkt hätten, denn sie war es, welche mit dem Kinde in der Ecke saß.

Als es um sie herum still und leer geworden, eilte sie mit raschen, lautlosen Schritten durch die Gasse an die Thüre des Vaterhauses und horchte; noch regte sich nichts, und sie drückte an der Feder des Thürschlosses, die ihr als einstiger Hausgenossin noch wohl bekannt war. Behutsam und auf jeder Stufe anhaltend, stieg sie dann die Treppe empor. Als sie auf der Hausflur angelangt war und den wohlbekannten Raum überblickte, welcher der Schauplatz ihrer Jugendfreuden gewesen, der ihre ersten Thränen und alle ihre leidenschaftlichen Kämpfe mit sich selbst gesehen hatte, drang die Erinnerung so mächtig und überraschend auf sie ein, daß sie einen Augenblick still stehen und sich wankend auf das Treppengeländer stützen mußte. Endlich ermannte sie sich und näherte sich einer Thüre, vorsichtig horchend, ob sich nichts darin vernehmen lasse. Sie glaubte Schritte zu hören und beugte sich bebend zu dem Schlüsselloche herab, warf einen Blick durch dasselbe und knickte vollends in die Kniee zusammen — sie hatte den verlassenen Vater erblickt, dem sie seit ihrer Flucht nicht mehr vor die Augen gekommen war. Abraham hatte die Gebetriemen um seine Hände und um das silberweiße Haupt geschlungen und beendigte soeben seine Morgenandacht.

Sie wagte nicht, ihn zu stören; als er den Gebetschmuck abgelegt hatte, versuchte sie, ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, die Thüre zu öffnen, aber der Drücker widerstand ihrer Hand: sie war verschlossen. „Vater,“ rief sie schüchtern und mit von Furcht gedämpftem Tone: „Ich bin da — öffne die Thüre und Dein Herz . . . Sarah ist da, um von Dir Abschied zu nehmen . . .!“

In dem Zimmer blieb Alles still, und auch die herumwandelnden Tritte hörten auf.

„Vater"' begann sie wieder, „ich muß Stadt und Land verlassen und werde nicht wiederkommen . . . Laß mich nur ein einziges Wort zum Abschiede hören!"

In dem Zimmer war es still, wie zuvor.

„ . . . Ich weiß, daß Du mir zürnst, Vater," fuhr sie unter Schluchzen fort. „So laß mich Deine Stimme wenigstens im Zorne noch einmal hören — ich will es ertragen! Ich habe nicht anders gekonnt, aber Dein Haupt wird mir heilig bleiben mein Leben lang! — Ich bin nicht allein, Vater," rief sie nach einer Pause, in welcher sie vergeblich eine Erwiderung erwartet hatte, „ . . . ich habe mein Kind bei mir . . . Deinen Enkel . . ."

Kein Laut, keine Regung wurde in dem Zimmer hörbar: am Ende der Flur aber, wo sich Aaron's Kammer befand, ertönte Geräusch; Sarah mußte eilen, wenn sie nicht von dem Widerwärtigen überrascht werden wollte.

„Ich kann nicht mehr länger verweilen, Vater," rief sie wie zuvor. „Muß ich denn wirklich fort, ohne nochmals Deine Stimme zu hören? . . . So lebe wohl — ich danke Dir ewig für alles Liebe und Gute, was Du mir gethan, und werde auch mein Kind lehren, es zu thun . . ."

Lautlos und unbemerkt, wie sie gekommen, schritt sie die Treppe hinab; die Thüre oben blieb verschlossen. Hinter derselben aber stand Abraham, mit weit ausgebreiteten Armen, feurige Segensworte auf den bebenden Lippen; alle Starrheit, aller Grimm seines Wesens war gegen den Mann gerichtet, in welchem er den Urheber seines Unheils sah; es war nichts mehr davon übrig geblieben für den schuldlosen Enkel und für die so schwerschuldige Tochter.

Eine halbe Stunde später rollte ein hübsches Wägelchen, mit einem flinken Pferde bespannt, die Landstraße am Innufer dahin. Zügel und Peitsche in den Händen, saß darin der dicke Heimbl, neben sich Sarah und deren Kind, und fuhr lustig pfeifend in den Herbstmorgen hinein, der sich immer schöner, frischer und farbenreicher vor den Reisenden ausbreitete. Die Sonne war bereits über dem mächtigen Rücken des Patscherkofels heraufgestiegen und hatte den Nachtreif aufgelöst, der nun in zahllosen Tropfen an den gebräunten Wiesenhalmen und Blättern glänzte, oder wie Edelgestein in den verdichteten Spinngeweben schimmerte, welche in Kronen und Zweigen der jungen Tannen den Weg entlang aufgehangen waren. Durch die helle, blaue Luft schossen Schwalben hin und her, bereit, ihre Winterflucht anzutreten; von den Kirchthürmen aus nah und fern scholl Glockengeläute und rief zum Morgen-Gottesdienst.

Sarah's Knabe schlief; auch die junge Frau sah nichts von der Schönheit des Morgens, denn ihre Augen waren noch immer von Thränen verdunkelt. Heimbl ließ sie eine Weile gewähren; dann ließ er das Pferd im Schritte ausschnauben und rief ihr zu: „Jetzt lassen Sie es aber genug der Thränen sein, Frauchen! Wischen Sie sich die Augen und schauen Sie frisch und froh in die Welt hinaus! Draußen giebt es auch schönes Land und wackere Leute! — Ach was," fuhr er fort, als sie schweigend und mit nassen Augen den Kopf schüttelte: „Schauen Sie mich an! Ich hätte es auch nie gedacht, daß ich gerade jetzt, wo ich so nahe daran war, mir auch ein festes Nest zu bauen, mein Vaterland mit dem Rücken ansehen und Alles, was ich habe, auf dem Rücken mit forttragen müßte! Hätte ich da nicht Ursache, traurig zu sein und mir das Salzwasser in die Augen steigen zu lassen? Ich thu's aber nicht; ich pfeife alle Traurigkeit weg, denn mein Bewußtsein sagt mir, daß

ich recht gethan habe, und so können und müssen Sie auch sagen und denken!“

„Sie sind so gut!“ sagte Sarah, indem sie ihm die Hand bot und ihn mit dankbaren Blicken ansah.

„Machen Sie kein Aufhebens davon!“ rief er. „Henrici ist mein Freund; ich habe es ihm versprochen, Weib und Kind wohlbehalten in seine Arme zu bringen, und nun kann ich Sie sogar selber begleiten. Ich hab's vorhergewußt, daß es einem so tüchtigen Burschen, wie Henrici, nirgends fehlen kann! Er hat in Augsburg richtig eine ganz feine Stelle erobert: jetzt kann er's wett machen und sorgen, daß sich auch für mich ein Plätzchen findet. Haben Sie nur Geduld, bis wir erst Kufstein und die Grenze hinter uns haben! Im Bayerischen drüben, wo Alles weiß und blau ist, werden Ihre Thränen schon versiechen, wenn aus dem ersten Busche am Wege ein weißes Tuch Ihnen zuwinkt, und ein Paar blaue Augen . . .“

Das Pferd scheute und unterbrach durch einen Seitensprung Heimbl's Redefluß; er nahm die Zügel fester zusammen und brummte: „Die Alte könnte auch 'was Beff'res thun, als da unter der Hecke zu sitzen und mir den Gaul scheu zu machen!“

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Frau über den Wegrand heraufgeeilt war und neben dem Wägelchen stand, den Mantel fallen ließ und die Arme ausbreitete. Eben so schnell war Sarah vom Wagen herunter und lag an dem Herzen der Frau. Nur wenige Worte wurden gesprochen; Beide waren zu sehr ergriffen. „Der Gott unserer Väter gehe mit Dir!“ sagte Rebekka. „Ich danke, Jehova, daß meine Augen Dich noch einmal gesehen! Nimm, was Dir gehört, gedenke unser — und der Gott unserer Väter gehe mit Dir!“

Sie hatte Sarah einen versiegelten Pack gereicht, wendete sich rasch und verschwand im Gebüsche. Bald rollte

das Wägelchen wieder lustig die Straße fort; Sarah weinte still, aber bitterlich vor sich hin; auch Heimbl pfiff nicht mehr und machte keinen Versuch weiter, die Betrübte zu trösten.

— Um dieselbe frühe Morgenstunde war es auch schon um Biener's Kerker lebendig. Die Soldaten der Thorwache standen in verstärkter Anzahl unter Waffen: es war klar, daß etwas Ungewöhnliches und Besonderes vorging. Plaudernd und lachend lehnten sie unter dem Thore und unter den Bogen des Regierungsgebäudes, unter denen ein junger Bauernbursche sich mit einem Rückenkorbe voll Pflaumen aufgepflanzt hatte. Er schien nur mit seiner Waare und den wenigen Kirchgängern beschäftigt zu sein, welche aus der eben beendigten Frühmesse kamen, und die er zum Kaufe seiner laut und eifrig angepriesenen Früchte einlud. Demungeachtet fand er Zeit, manchmal einen Blick nach den Soldaten und ihrem Treiben zu richten und ihr Gespräch zu belauschen.

Ein jüngerer, etwas gutmüthig aussehender Soldat lehnte neben einem ältern unter dem Bogen in der Nähe des Bauers. „Kauft mir auch von meinen Pflaumen ab," sagte er zu ihnen, „ich geb' sie wohlfeil!"

„Lass' mich aus mit Deinem Zeug," rief der ältere Reiter, „es macht einen öden Magen!"

„Das meine ich nicht," sagte der Jüngere. „Es wird Mittag werden, bis wir nach Hall kommen; auf dem weiten Ritt und bei der Hitze, die wir bekommen werden, sind die Dinger eine prächtige Erfrischung! — Da hast Du einen halben Zehner; fülle mir meinen Helm, ich will sie in die Satteltasche packen."

Der Bauer that es bereitwillig, und während er dem Reiter reichlich zumaß, suchte er ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. „Du hast ganz recht, Landsmann," sagte er.

„Bei einem solchen Uebungsritte mag es Euch wohl heiß werden unter den schweren Panzern und Pickelhauben."

„Mit dem Uebungsritte," antwortete der Soldat, „ist es diesmal nur Schein. Wir haben einen vornehmen Gefangenen weiter zu liefern; es giebt eben allerhand saubere Geschäfte, die man einem Soldaten zumuthet!"

„Ihr thut's wohl nicht gern?" fragte der Bursche, indem er den Soldaten genauer in's Auge faßte.

„So 'was thut Keiner gern, aber es ist einmal Befehl!"

„— Wer ist wohl der Gefangene?" fragte der Bauer wieder, indem er sich an seinem Korbe zu schaffen machte, in möglichst gleichgültigem Tone.

„Das darf man nicht sagen," erwiderte der Soldat, „es ist gar streng verboten, aber Du kannst errathen, daß es kein geringer Mann ist, dem man ein solches Ehrengeleit giebt!"

„Mich kümmert's auch nicht; aber es thut Einem doch immer leid, wenn man so 'was hört! Und dann weißt Du wohl, Landsmann, wenn man vom Markte heimkommt aus der Stadt, will man was zu erzählen haben . . ."

„Wie kannst Du Dich mit dem Bauern einlassen?" rief der ältere Reiter dazwischen. „Du hast wohl Lust, einen Gang durch die Steigbügelriemen zu machen? Und Du, Bauer, bist ja verflucht neugierig! Nimm Dich in Acht: sonst kann Dir Deine Handelschaft theuer zu stehen kommen!"

Die Mahnung kam zur rechten Zeit, denn eben begann es in dem Gewölbe neben der Stiege laut zu werden. Rudolph, denn er war der Bauernbursche, bebte zusammen und hatte alle Mühe, seine Fassung zu behaupten und sich nicht zu verrathen, als er die Stimme seines Vaters vernahm und dessen hohe Gestalt auf der Schwelle erscheinen sah. Die Soldaten stellten sich auf, oder eilten nach ihren Pferden,

während Biener, das kriegerische Gewirr überblickend, sich an den ihn begleitenden Marschalk wendete. „Was soll das bedeuten?" rief er. „Wohin will man mich führen? Ich gehe keinen Schritt, bevor man mir sagt, wohin man mich bringen will!"

„Das weiß ich nicht," antwortete Seiler. „Ich habe nur den Befehl, Sie von hier fortzubringen!"

„Sonderbar! Aber wenn ich fort soll," sagte Biener, „so will ich wenigstens meinen Angehörigen schreiben, die man nie mehr zu mir gelassen, und die um mich in Sorgen sein werden. Ich habe Ihn schon vor mehr als einer Stunde ersucht, mir Schreibzeug und Papier zu verschaffen . . ."

„Thut mir leid," erwiderte der Marschalk, „aber es ist nirgends ein Schreibzeug zu finden . . ."

„Im ganzen Regierungsgebäude kein Schreibzeug zu finden?" rief Biener, indem er den Marschalk mit verächtlichen Blicken maß. „Kann man doch keinen Schritt darin machen, ohne über einen Schreiber zu stolpern! — Armseliger Mensch, der nicht einmal eine Ausrede hat für seine Bosheit!"

Der Marschalk achtete nicht darauf und rief heftig gegen die Soldaten hinüber: Was giebt's da vorn? Warum geht's nicht vorwärts?"

„Es geht nicht!" wurde zurückgerufen. „Ein Frachtwagen ist stecken geblieben; wir können nicht durch und müssen warten!"

„Wir können nicht warten!" schrie der Marschalk. „Die Leute sammeln sich schon von allen Seiten. Die Reiter sollen aufsitzen und uns vor dem Thore erwarten; wir müssen mit den Fußknechten einen andern Weg machen . . ."

Der Zug wollte demungeachtet nicht in Bewegung kommen und nöthigte den Marschalk, selbst voran zu eilen

und seine Anordnung zu treffen. Wider Willen mußte er seinen Gefangenen einen Augenblick allein lassen und Rudolph, auf den Niemand geachtet hatte, benützte den Augenblick, sich demselben zu nähern.

„Gestrenger Herr, kannst keine Pflaumen brauchen?" sagte er.

Biener fuhr zusammen, als er ihn erkannte und flüsterte: „Du bist's? Du bist noch hier!"

„Nimm sie nur!" fuhr Rudolph in seiner Bauern-Rolle fort. „Es giebt einen heißen Tag heut'; wirst sie wohl brauchen können . . ."

Biener nahm die Mütze vom Haupte und hielt sie dem Bauer hin, der sie mit Früchten füllte und ihm zuraunte: „Zürne nicht, Vater! Ich habe nicht fortgekonnt und habe mich die ganze Zeit vergebens bemüht, Dich zu sehen oder zu sprechen — ich bin so unglücklich gewesen, die Schrift an den Kaiser zu verlieren — sie muß mir beim Sprunge aus dem Fenster entfallen sein! Ich bin wohl zurück, um sie zu suchen, aber alle Mühe war vergebens . . ."

„Das ist wirklich ein Unglück," erwiderte Biener, „aber halte Dich nicht länger mit Suchen auf. Die Schrift ist ohne Zweifel schon lange gefunden: es bleibt nichts übrig, als daß Du doppelt eilst, nach Wien zu kommen, und dem Kaiser mündlich erzählst, was hier vorgeht. — Ist Herzog Ferdinand Karl hier!"

„Er wird heute erwartet, wie ich höre!"

„— Dann begreift sich diese Eile, mich aus der Stadt zu schaffen! Sie wollen jede Möglichkeit abschneiden, mit ihm in Berührung zu kommen: versuche es auch nicht, es wäre doch vergeblich! Zögere keinen Augenblick mit der Abreise!"

„Was giebt's hier?" schrie der wieder herankommende Marschalk dazwischen. „Was untersteht sich der Bauer?"

Rudolph, der bereits seinen Korb auf den Rücken geladen und sich zur Flucht bereit gemacht hatte, war mit einem raschen Satze hinter den Pferden der Soldaten verschwunden, während Biener sich gegen Seiler wendete. „Es wird doch wohl erlaubt sein, sich Pflaumen zu kaufen?" sagte er, indem er ihm die Mütze mit Früchten hinhielt.

„Nichts da!" schrie der Marschalk roh, ergriff die Mütze und schüttelte die Früchte auf den Boden. „Kann ich wissen, ob damit nicht ein geheimer Rapport stattfindet? Ich muß mit meinem Kopfe gut stehen für den Herrn! Und jetzt vorwärts!"

Der Zug bewegte sich einige Häuser weit unter dem Bogengange fort und beugte dann in ein dunkles, überwölbtes Gäßchen ein, kaum weit genug, um einen Menschen durchzulassen. „Warum diesen Weg?" fragte Biener. „Der ist so recht gemacht für ein schlechtes Gewissen! Ich habe keines; ich kann es ertragen, offen über die Straße geführt zu werden. Was ist das für ein Schlupfwinkel? Wohin führt er?"

„Das ist das Ofenloch," sagte der Marschalk, welcher voranschritt. „Es ist freilich ein bischen eng und finster, aber es geht überall ein Weg nach Rom: wer weiß, ob der da nicht gar nach Wien führt!"

„Ich verstehe," murmelte Biener vor sich hin. „Rudolph hat nicht mehr nöthig, nach dem Memoriale zu suchen! Wohlan — wie dieses Gewölbe senken sich die Wolken immer düsterer und näher auf mich herab — immer nächtlicher wird die Bahn; immer wilder drängen sich Bosheit und Gemeinheit an mich, — aber ich will nicht erlahmen in meinem Laufe! Ich will des Sinnbildes eingedenk sein, das ich an die Decke meines trauten Wohngemaches malen ließ — einmal muß ich die Stelle berühren,

wo mir die Schwingen sprossen und mich emporheben über meine Feinde!"

Der Weg war eine Zeit an Hintergebäuden entlang durch Gäßchen und Winkel gegangen und mündete zuletzt über den Pfarrplatz durch einen Thorbogen auf den Inndamm, auf welchem ein nach allen Seiten geschlossener Wagen von Reitern umgeben wartete. Biener mußte denselben besteigen, der Marschalk setzte sich ihm gegenüber und stieß mit einem Fußtritte Fidel zurück, der ebenfalls in den geöffneten Schlag springen wollte. „Lass' Er das Thier doch," sagte Biener. „Er wird doch nicht glauben, daß ich auch mit dem Hunde im geheimen Rapport stehe?"

Etwas beschämt drückte sich Seiler in seine Ecke, während der Hund sich Biener zu Füßen legte, und der Wagen abfuhr.

Biener schloß die Augen, um dem Anblicke des lauernden Begleiters zu entgehen, und es mochte wohl der Einfluß der lang entbehrten freien Luft sein, was den verstellten Schlaf allmälig in einen wirklichen übergehen ließ. Trotz des Rasselns und Rüttelns des Wagens, trotz des Hufschlags der Escorte und des Klirrens ihrer gezogenen Pallasche erwachte er nicht und fuhr überrascht auf, als der Wagen anhielt. Er mußte sich besinnen, wo er sich befand, denn im Traume war er in dem trauten Kreise seiner Lieben gewesen; der muntere Doctor hatte wie sonst seine Späße gemacht und mit bedeutungsvoller Miene auf das Deckengemälde hingewiesen, mit welchem sich die Einbildungskraft des Gefangenen noch vor kurzer Zeit beschäftigt hatte. Der Abstand war etwas grell, als der Marschalk den Schlag öffnete und ihn aufforderte, auszusteigen. Biener blickte verwundert um sich. „Ist das nicht die Lände von Hall?" sagte er. „Richtig! dort ist der nicht zu verkennende sonderbare Thurm an der

Stadtmauer, das Wahrzeichen von Hall! Was sollen wir hier?"

„Sehen Sie dort das Schiff auf dem Inn liegen? Das werden wir besteigen und weiter fahren!"

„Und wohin soll die Reise gehen? Ich bin es müde, mich wie einen Waarenballen verpacken und weiter spediren zu lassen. Wenn Er mir nicht das Ziel der Reise bezeichnet, besteige ich das Schiff nicht!"

„Dann wird man Sie dazu zwingen!"

„Versuch'. Er's einmal! Ich mache Lärmen und rufe die Bürger auf!"

„Dafür ist gesorgt! — Sehen Sie sich um: alle Zugänge sind besetzt und abgesperrt! Auch kann ich Ihnen unmöglich sagen, was ich selbst nicht weiß! Ich weiß nur, daß die Reise auf dem Wasser so weit fortgeht, bis irgendwo am Ufer ein Kanonenschuß fällt und das Zeichen zum Anlanden giebt!"

„Welche Anstalten!" rief Biener, indem er am Ufer hin und wieder schritt. „Was für geheimnißvolle Vorbereitungen! Was beabsichtigt man damit? Was hat man mit mir vor? Sollte man wirklich daran denken, mich nach Wien zu bringen? — Aber nein, sie wissen nur zu gut, daß dort kein Boden ist für ihre Pläne! Auch bedürfte es dazu keineswegs dieser befremdlichen Maßregeln — es ist klar, sie wollen mich nur von Innsbruck weg haben und vermeiden mit der Angst des schlechten Bewußtseins jedes Aufsehen, damit nicht die Bürger oder die mir freundlich gesinnten Bauern davon erfahren und den Wall durchbrechen, den die Creaturen um den Herzog aufgeführt haben!"

Er fand und erhielt keinen Aufschluß über seine Fragen; nach wenigen Augenblicken war das Schiff zur Abfahrt bereit, der Marschalk mit einigen Fußsoldaten bestieg es, und Biener folgte, das Nutzlose jeder weitern Weigerung

erkennend. Die zurückbleibenden Reiter hielten das Ufer besetzt, bis das Schiff eine Strecke weit entfernt war; Niemand von den Bewohnern von Hall hatte sich näher gewagt, und nur Einzelne aus scheuer Entfernung den sonderbaren Vorgang beobachtet.

Dennoch waren die von Biener's Feinden so fein ausgesonnenen Vorkehrungen bereits zum großen Theile unnütz geworden. In einem Hause an der Lände hatte Erzgießer Godel am Fenster hinter dem Laden gestanden und mit Verwunderung und Schrecken in dem Gefangenen den Freund und das Haupt der Palmen-Gesellschaft erkannt. Noch war Alles, was gegen Biener geschehen, zu neu; das Volk schwankte noch und trug sich mit den abenteuerlichsten Gerüchten; daher war die Art, wie man ihn weiter brachte, dem Meister doppelt unbegreiflich. Er besann sich nicht lange und erzählte seinem Gastfreunde, daß er eilig nach Innsbruck zurück müsse. Er war wegen des Aufziehens einer neuen Glocke nach Hall gekommen; das bot nun erwünschte Ausflucht. Er gab vor, ein dazu unentbehrliches Geräth vergessen zu haben, und versprach, bis zum Abend wieder zurück zu sein. Ehe eine Viertelstunde verging, hatte er sein Pferd aus dem Stalle gezogen und sprengte der Hauptstadt zu: noch vor den Reitern, die sich bei einer Schenke am Wege für die ausgestandenen Mühen entschädigten.

Während dessen glitt das Fahrzeug mit dem Gefangenen so sicher und anmuthig stromabwärts, das reizende Innthal dahin, als gelte es eine Lustfahrt wie weiland in den Tagen Claudia's. Bald breitete das freundliche Schwaz sich am Ufer aus, über sich das Kellerjoch mit seinem schön geschwungenen Nacken und dem mächtigen kahlen Scheitel, während gegenüber bald Schloß Trazberg seine Zacken und Zinnen emporstreckte, und dahinter das Kaiserjoch sich aufthürmte. Dann erhob sich der graue

viereckige Thurm aus den halbverfallenen Mauern von Kropfsberg, des ritterlichen Georg von Frundsberg versinkender Heimath; weiter unten tauchte das freundliche Kirchlein von Sanct Margarethen auf seinem Felsenvorsprunge aus dem Waldesgrün; die Ruinen von Rottenburg sahen ernsthaft hernieder, während links das gewaltige Sonnwendjoch immer näher heranrückte. Ein langsam heranrauschender Bach bezeichnete die Thalschlucht, durch welche er aus dem einsamen, ernsthaften Achsensee herangezogen kam, während drüben die muntere Ziller von den reizenden Ebenen und Höhen ihres Thales zu erzählen schien. Dort versteckte sich das friedliche Brixlegg in dem stillen Bergwinkel, und der Zimmermannsberg drängte sich mächtig und streitlustig vor bis an den Fluß, der ihm grollend und schäumend weichen muß. Auf dem Felsknie, in dessen Schatten das Städtchen Rattenberg kühl gebettet liegt, erhob sich das feste Bergschloß mit dem runden Wartthurme, dem stattlichen Mittelbau und den gebieterischen Flankenthürmen, während die mächtige Ringmauer einerseits das Städtchen in ihre schützenden Arme nahm, auf der andern Seite aber, wie eine graue riesige Schlange sich den steilen Berg hinan wand, die untere Veste mit dem obern Schlosse vereinigend, das auf den höchsten Felsenzinnen thronte — wohl noch eine Warte aus jener Zeit, als die weltherrschenden Römer auch in diesen Thälern gehaust.

In Träumen der Vergangenheit hing Biener's Auge an den grauen Mauern und Zinnen des wehrhaften Schlosses, als aus einer der Mauerscharten ein Blitz, von einer Rauchwolke umhüllt, hervorzuckte, und der Donner eines Kanonen-Schusses wiederhallend an den Bergen dahin rollte.

„Das Zeichen! Holla, das Zeichen!“ rief der Marschalk aufspringend. „Zugehalten und angedaucht, Ihr



Schiffsleute — das gilt uns! Seht zu, daß Ihr die Anfahrt nicht versäumt! Gott sei Dank, daß die Geschichte glücklich zu Ende ist! Ich will dafür eine Wallfahrt machen zum heiligen Wasser."

Gespannt beobachtete Biener die Wendung und Annäherung des Schiffes und das drohende Nähertreten der gewaltigen Festungswerke, über deren Zinnen man Helme und Waffen blitzen sah. Man schien droben die Ankunft des Schiffes schon lange beobachtet zu haben, denn das thalaufwärts gerichtete Thor öffnete sich, und eine Schaar Soldaten eilte den schmalen Bergpfad herunter, den Gefangenen in Empfang zu nehmen. Die Ausschiffung seines wenigen Geräths war rasch geschehen, und Biener schritt zwischen den Soldaten den Fels empor, umbellt von Fidel, der emporsprang und ihm die Hände leckte. Biener streichelte ihn. „Ich danke Dir, gutes Thier," sagte er. „Wie ein Schiffbrüchiger, der ein einziges, letztes Stück seiner Habe gerettet hat, seh' ich Dich an — Du bist der letzte Zeuge meines alten Glückes, der mich begleitet!"

Bald hatte die Schaar die erste Zugbrücke hinter sich und war durch das Ausfallthürchen des eisenbeschlagenen Thores in den dunklen Thorweg geschlüpft, dessen Gewölbe jeden Schritt und jeden Laut verstärkend nachdröhnte. Durch den untern Hof zwischen den Stallungen und Wohnungen der Dienstleute wendete sich der Weg über den innern Graben in das eigentliche Hochschloß. Das finstere Kreuzgewölbe des Eingangs mündete hier überraschend in einen lichten, sonnigen Hof, dessen Ende aufwärts gegen den Strom der runde Wartthurm bildete, während rechts eine gemauerte Brustwehr die senkrecht nach der Stadt abstürzende Felswand umzäunte, seitwärts aber nach links sich die kleine Spitzbogenthüre einer freundlichen Capelle öffnete. Neben dieser stieg das eigentliche Schloßgebäude

empor mit stattlichen Bogenfenstern in jenen Räumen, welche der Schloßhauptmann bewohnte, und einer Reihe schmaler Oeffnungen darüber, deren mächtige Eisengitter den Zweck der dahinter liegenden Gelasse deutlich erkennen ließen.

In diesem Hofraume machte der Zug Halt, und der Führer desselben, ein bärtiger Feldwebel, zeigte nach einer am Treppeneingange des Hauptgebäudes angebrachten Steinbank. „Da kann sich der Herr niedersetzen, bis der Hauptmann kommt,“ sagte er. „Wir haben das Schiff nicht so bald erwartet; er ist hinunter in die Stadt zum Landrichter . . .“

Biener empfand kein Verlangen, der Einladung zu folgen; er durchschritt den Hof und überblickte das Gebäude und dessen völlig abgeschlossene einsame Lage, und eine dunkle Ahnung ließ ihn immer mehr erkennen, weshalb man ihn an diesen Ort gebracht haben mochte: hier sollte er dem betrogenen Fürsten und den Menschen, die etwa Theil an ihm nähmen, aus den Augen gerückt bleiben, bis sie ihn etwa vergessen hätten! Auf dem Wege gegründeter Anschuldigung und rechtlichen Verfahrens konnte — dessen war er sich bewußt — nichts gegen ihn ausgerichtet werden! darum hatte man den Ausweg gewählt, ihn ohne Untersuchung und Urtheil in einem solchen Bergneste verschwinden zu lassen. Damit stimmten auch die ungewöhnlichen und geheimnißvollen Anstalten, die man dabei getroffen, überein; wie schon öfter, wandelte ihn tiefe Schwermuth an, und den Blick zu den vergitterten Fenstern emporgerichtet, gedachte er mit Herz durchbohrender Trauer, dahinter den Rest seines Lebens verbringen zu sollen! Mit eigenthümlicher Empfindung musterte er die bleichen Gesichter, die hie und da hinter den Gitterstäben sichtbar wurden, und deren Genosse zu werden er im Begriffe stand . . . Ein unsäglicher Schmerz schnürte ihm die Brust

zusammen, als mit einemmale seine Aufmerksamkeit dadurch gefesselt wurde, daß er zu bemerken glaubte, wie aus dem obersten der Fenster ein verwilderter bärtiger Kopf ihm zunickte.. Er täuschte sich nicht — als er, ohne seine Ueberraschung zu zeigen, nochmals und schärfer hinblickte, wiederholte sich die Geberde.

Die Züge kamen dem Kanzler bekannt vor; er besann sich, wo er denselben schon begegnet sein mochte, als auf den Stufen, welche zur Wohnung des Schloßhauptmanns führten, eine hohe Frauengestalt erschien. Sie war überaus schlank gebaut, und das eng anliegende schwarze Kleid ließ sie noch feiner und zarter erscheinen. Die dunkle Farbe des Gewandes, wie der kleinen, schmucklosen Haube mit spitzer Schneppe über dem hochblonden Haare machten die Todtenbläße des Antlitzes und der marmorweißen Hände nur noch mehr hervortreten. Es gehörte wenig Erfahrung dazu, um in dieser leuchtenden Bläße, in den eingefallenen Wangen und in den geisterhaft flackernden Augen die Zeichen einer Krankheit zu erkennen, welche tödtlich an dem innersten Kerne des Lebens zehrte.

„Treten Sie hier ein," rief sie. „Der Aufenthalt im Schloßhofe will Ihnen nicht geziemen . . . Ich nehme es auf mich," fügte sie hinzu, als der Feldwebel dagegen Einsprache thun wollte, und verwundert folgte Biener der Frau, welche ein kleines, aber schön eingerichtetes, spitzbogiges Gemach öffnete und ihm einen bequemen Lehnstuhl, um auszuruhen, anbot. „Ich lese in Ihren Augen die Frage," sagte sie, „was mich veranlaßt, Excellenz zu mir einzuladen . . ."

„Allerdings. — Sie kennen mich?"

„Wie sollte ich nicht? Ich bin eine Innsbruckerin: ich habe oft gewünscht, Ihnen meinen Dank aussprechen zu können, und bin glücklich, Ihnen zu begegnen, wenn

es mich auch tief betrübt, daß es auf solche Weise geschieht!"

„Dank? Wofür Dank? Ich hatte nicht gedacht, bei meinem Eintritte in dieses Schloß von solchen Klängen begrüßt zu werden! Der Dank hat gewöhnlich ein kurzes Gedächtniß — zumal gegen einen Mann, der meine Wege wandelt!"

„Mein Gedächtniß ist in meinem Herzen und wird nur mit seinem letzten Schlage erlöschen . . . daß ich noch lebe und zu leben vermag, verdanke ich Ihnen allein!"

„— Ich verstehe Sie nicht: lösen Sie mir dies Räthsel."

„Mein Name wird es thun: er ist — Aloysia von Schmauß . . ."

„. . . Die Tochter des Präsidenten?"

„Ihres Feindes — und die Frau des Schloßhauptmanns von Neuhaus."

„Neuhaus ist der Commandant des Schlosses?" rief Biener, nicht ohne Betroffenheit. „Wahrlich — daran hatte ich nicht gedacht — aber Sie beschämen mich, edle Frau! Dieser Dank gebührt mir nicht, denn ich irre kaum — das Gerücht hat mir erzählt, was ich für Sie gethan, sei nicht zu Ihrem Glücke ausgeschlagen . . ."

Aloysia senkte das Auge sinnend zu Boden und sagte: „Was ist Glück, und wer kann sich rühmen, es zu verdienen? — Was ich zu tragen habe, nehme ich als Buße für die Thorheit meiner Jugend; und habe ich hienieden auch schwere Pflichten zu erfüllen, so kann ich es doch in Ehren thun und auf ein befreiendes Jenseits hoffen! . . . Ohne Sie hätten mich die Wogen des Inns schon lange von hinnen getragen, als ehrlose Selbstmörderin in die rächende Verdammniß!"

Sie war im hohen Grade ergriffen, und auch Biener bewegte die leidenschaftliche Gluth, die aus jedem ihrer

Worte hervorbrach. „Gott hat Sie davor bewahrt," sagte er, „nicht ich! Aber ich will Ihren Dank doch nicht zurückweisen — er ist mir ein Zeichen, daß des Ewigen Hand auch in diesen Mauern über mir schwebt . . . Dieser Gruß hat mir das Herz erfreut! Ihre Hand, edle Frau . . ."

Rasch ergriff Aloysia die dargebotene Hand und beugte sich darüber mit der leidenschaftlichen Heftigkeit solcher Kranken, daß sie beinahe in die Kniee sank, und ein paar schwere Thränentropfen auf Biener's Rechte fielen.

In diesem Augenblicke flog die Thüre des Gemaches auf, daß sie an der Wand anschlug; auf der Schwelle stand Neuhaus, seine plumpe Gestalt mit absichtlicher Breite aufpflanzend, das unschöne Gesicht durch den Ausdruck des rohesten Hohnes verzerrt. „Was muß ich erleben!" schrie er. „Seit wann ist meine Wohnung ein Aufenthalt für Malefficanten? Du, Frau, pack' Dich augenblicklich in Deine Stube! Er aber geht, wohin man Ihm den Weg weisen wird! Ich habe Ihm die höchste und festeste Keuche im Schlosse ausgesucht! Er soll zufrieden sein mit mir — ich muß doch Seinem Vertrauen Ehre machen und zeigen, daß ich wirklich zum Kerkermeister tauge!"

Biener wurde wechselnd roth und bloß im Gesichte; seine Lippen zuckten, und die ganze Gestalt bebte, gegen Neuhaus los zu brechen, aber er bezwang sich und wandte sich Aloysia zu, welche, nach Athem ringend, sich am Tische hielt. „Lassen Sie sich's nicht gereuen, sich eines Gefangenen angenommen zu haben," sagte er. „Ich muß es tragen, wenn der Stachel eigenen Redens und Thuns mich trifft; aber von Ihnen bedarf ich der Verzeihung, daß ich auch Ihnen den Kerkermeister aufgezwungen!"

Neuhaus bebte vor Grimm, als er sah, daß seine Worte auf Biener keinen tieferen Eindruck machten; er hatte sich so sehr auf den Augenblick gefreut, den Verhaßten so

recht fühlen zu lassen, daß er in seiner Macht war, und sah nun knirschend den tückischen, tödtlichen Stoß abgleiten, den er für unfehlbar gehalten hatte.

„Man hat mich wohl nicht verstanden?“ rief er wieder. „Dann habe ich Mittel, Ihm das Gehör zu öffnen! Fort! — Wie oft soll ich Dir noch wiederholen, Dich in Deine Stube zu scheeren? Willst Du mir überall im Wege sein, Du widerspenstiges Geschöpf?“

Er trat hinzu und faßte sie hart am Arme, um sie nach der anstoßenden Kammer zu zerren; Biener aber stand mit einem Schritte dazwischen, schleuderte ihn zurück und bot Aloysia den Arm, um sie nach dem Gemache zu geleiten. Neuhaus trat der Schaum vor den Mund; seine Augen rollten, er war in solcher Wuth, daß er einen Augenblick unfähig war, derselben Luft zu machen.

Aloysia hatte Biener's Begleitung mit höflicher Verbeugung abgelehnt. „Ich bin wieder stark genug, Ihren Arm nicht zu bedürfen,“ sagte sie und trat mit so ruhiger Entschlossenheit vor Neuhaus hin, daß sie auch dessen pöbelhafte Rohheit entwaffnete. „Dieses Gemach ist mein Bereich,“ sagte sie. „In diesem ist der Kanzler mein Gast, den ich selbst eingeführt habe, und als solchen weiß ich ihn zu schützen! Draußen magst Du als Hauptmann des Schlosses handeln, wie Du willst — hier herrsche ich und befehle Dir, dies Gemach zu verlassen, oder meinem Gaste die Ehrerbietung zu bezeigen, die seinem Stande gebührt, wie seinem Unglück!“

„Ehrerbietung?“ lachte Neuhaus in beleidigendem Tone. „Damit ist's vorbei! Das Rad hat sich gedreht: was oben war ist unten und muß durch den Koth! Was Gast? In diesem Schlosse giebt es keine Gäste, als die bei mir eingeladen sind, und ich kenne nur Maleficanten und Arrestanten. Also zum letzten Male — hinaus, oder ich lasse die Soldaten angreifen!“

Aloysia wollte sich dem Hauptmann und den andringenden Soldaten entgegen stellen, wurde aber von Biener zurückgehalten. „Vermeiden Sie ein Aeußerstes um meinetwillen! Ich habe Bitteres ausgegeben und muß es selber wieder hinnehmen — ich bedaure nur, daß ich vielleicht das Loos manches Unglücklichen durch die Wahl dieses Mannes noch schwerer gemacht habe! Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner im Frieden . . . Herr Schloßhauptmann ich bin der Ihrige!"

Mit ruhiger, männlicher Würde, von jeder Ueberhebung frei, schritt er der Thüre und den Soldaten zu.

„Was will der Hunde-Köter"? rief Neuhaus, als er bemerkte, daß Fidel dem Gefangenen auf dem Fuße folgte. „Maleficanten haben kein Recht, sich Hunde zu halten — fort mit dem Vieh zum Schinder!"

Biener stand unschlüssig und streichelte den Hund, der sich an ihn anschmiegte und, als ob er verstände, um was es sich handelte, Neuhaus knurrend die Zähne wies.

Aloysia trat dazwischen. „Der Hund ist von diesem Augenblicke an mein!" rief sie. „Ich will ihn für seine Treue so lange bewahren, bis die Treue auch Sie diesen Weg zurückführen wird . . . Leben Sie wohl!"

Neuhaus lachte höhnisch auf; Biener aber folgte dem Schließer bis in das oberste Stockwerk der Burg, wo dieser eine schwere, eisenbeschlagene und mit mächtigen Riegeln versehene Thüre öffnete. Sie führte in ein hohes Gemach mit weiß getünchten kahlen Wänden und ausgetretenem Holzboden; aber die nach drei Seiten angebrachten Fenster machten den Raum hell und luftig, und durch die Gitter derselben schien die Nachmittagsonne so freundlich, daß sie selbst auf dem armseligen Tisch und das noch schlechtere Lager in der Ecke einen verschönernden Schimmer streute. Biener warf sich auf dasselbe, unbekümmert um den Schloßhauptmann, der die Festigkeit von Fenstern und von Thüren

untersuchte, und ungestört durch das Rasseln der Schlösser und Riegel, die sich hinter demselben schlossen. Froh, mit sich und seinen Gedanken allein zu sein, sank er vollends auf das Bett und barg wie betäubt das sorgenschwere Haupt in den ärmlichen Kissen.

— Monate vergingen, ohne daß die Riegel der Schlösser sich zurückbewegten. Bald hatte der Winter das ganze weite Thal unter tiefem, unwegsamen Schnee begraben, die Thürme von Kundel und Radfeld hoben die beschneiten Häupter aus einer unabsehbaren weißen Ebene empor, und die Gebirge hatten sich bis an die Sohlen in den eisglänzenden Mantel gehüllt. Kein menschliches Antlitz kam vor des Gefangenen Auge; durch eine verschließbare Mauer-Nische wurde ihm täglich das karge Mahl von unsichtbaren Händen hereingeschoben. So oft und viel er auch die Frage hinausrief, was man mit ihm vorhabe, warum man nach so langer Gefangenschaft ihm noch nicht einmal den Grund derselben eröffnet und zum Beginne der Untersuchung ihn nicht ein einziges Mal verhört habe, ob keine Nachricht, kein Gruß von den Seinigen gekommen — keine Antwort kam zurück.

Jeder Tag weckte ihn mit der Hoffnung, die Richter erscheinen zu sehen; es wäre ja, wie er zuversichtlich glaubte, der erste Schritt zu seiner Befreiung gewesen: jeden Abend umschwebte sein unter Sorgen entschlummertes Haupt der sehnsüchtige Gedanke an seine Lieben — er war und blieb verlassen. Der Frühling kam wieder; der Schnee schmolz im Thale und bis zu den Stirnen der Berge hinan; die Schwalben nisteten in den Zinnen des Thurms und zwischen den Gitterstäben seiner Fenster; sie flogen rastlos zwitschernd ab und zu, aber keine brachte Kunde von der Heimath; keine brachte die Botschaft, daß man seiner noch gedenke am lieblichen Hügelgelände des Inns und am fernen Gestade der Donau.

Das am schwersten empfundene Leid war für den geistig frischen, an rege Thätigkeit gewöhnten Mann der gezwungene Müßigang, der gänzliche Mangel jeder entsprechenden Beschäftigung. Mit der Einsamkeit hätte ein Geist sich zu befreunden und zu vertragen vermocht, dem in der Fülle der Bildung und des Wissens. ein unübersehbares Feld der Betrachtung und des Nachdenkens geöffnet war, aber der Mangel an Arbeit drohte ihn aufzureiben. Er war überglücklich, als er nach einiger Zeit in den Falten seines Gewandes das unbeachtet gebliebene Stück eines Schreibstifts fand; er begrüßte das unscheinbare Stückchen Blei wie ein Schiffbrüchiger das rettende Brett, das ihn vor dem Versinken bewahrt! Er begann, die weiß getünchte Wand zur Vertrauten seiner Gedanken zu machen; Zeile reihte sich an Zeile, und bald entstand in gewählten lateinischen Distichen ein großes schilderndes Gedicht, das, anknüpfend an die Beschreibung der Gegend, die er von seinen Kerkerfenstern übersah, eine Geschichte seiner eigenen Lebensentwicklung und des Weges enthielt, der ihn bis dahin geführt hatte. Das Bedürfniß machte ihn erfinderisch, und als das Restchen Stift verschrieben war, mußte dessen Stelle ein verrosteter Nagel vertreten, den ihm aus der Thüre zu reißen gelang; bald machte die Uebung ihn geschickt genug, daß er denselben wie das bequemste Schreibwerkzeug zu handhaben wußte.

Endlich wurde eines Tages das einförmige Schweigen des Bergschlosses unterbrochen; statt des Anrufens der Wachen, statt ihres abgemessenen Hin- und Wiederschreitens und des Schnarrens der Thurmuhr, welche zum Schlage ausholte, wurde Pferdegetrampel und das Rädergerassel eines Wagens hörbar, welcher den Burgweg herauf in den Schloßhof fuhr.

Biener's Vermuthung, daß damit eine Wendung in seinem Geschicke nahe sei, hatte ihn auch nicht getäuscht.

In einem gewölbten Gemache des ersten Stockwerks, dessen Düsterkeit noch durch das schwarze Getäfel erhöht wurde, das hoch an der Wand herumlief, war eine lange schmale Tafel zurecht gestellt und mit schwarzem Tuche bedeckt. Darüber an der Wand stand auf einem Postamente ein Crucifix und vor demselben zwischen zwei Leuchtern ein Menschenschädel. Am Ende der Tafel saß ein junger Mensch von widrig abgelebter und etwas verkrümmter Gestalt, eine Brille auf der Habichtsnase und eine mächtige Schwonenfeder hinter dem Ohre; eben damit beschäftigt, sich andere Federn zuzubereiten und Papier zum Schreiben zurecht zu legen. Am Tische saß Hippoliti, hinter einer Verschanzung von Acten und Schriften; neben ihm ein ältlicher Mann, der den kahlen' mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckten Kopf stark seitwärts geneigt hielt — ein selten trügendes Kennzeichen der Schwerhörigkeit. Es war der Fiscal Marcantonio Bertelli aus Trient, von Schmauß, Vollmar und Hippoliti ausgewählt, um Letztern in seinem schwierigen Geschäfte zu unterstützen. Sie wollten durch die Beiziehung eines zweiten Commissarius sich den Schein der Parteilosigkeit und Gründlichkeit geben und wagten doch nichts dabei, denn Bertelli hatte die Gewohnheit, seine Schwerhörigkeit gänzlich zu leugnen und sich daher immer so anzustellen, als ob er Alles vollkommen gehört habe. Die natürliche Folge davon war, daß keinerlei Widerspruch von ihm befürchtet werden durfte. Ueberdies war er in Criminal-Geschäften ergraut, gegen Alles, was in Untersuchungen vorkommen konnte, abgehärtet und vollends dem Weihbischof Perkhofer, dem er mancherlei zu danken hatte, mit Leib und Seele ergeben. Ein Wink desselben genügte, jede Bedenklichkeit zu beseitigen, wenn in seinem starren Gemüthe eine solche wider Erwarten hätte Wurzel fassen können.

Hippoliti hatte das Taschenbuch in der Hand, welches

bei Biener weggenommen worden war, und blätterte darin; dann stand er auf und winkte dem Bucklichen, zu ihm an's Fenster zu treten. „Höre, Strozzi," sagte er leise, „Du bist eigentlich ein höchst gefährliches Subject! Du hast die Handschrift hier nachgemalt, daß kein sterbliches Auge im Stande ist, sie von der echten des Kanzlers zu unterscheiden . . ."

„Diese Anerkennung freut mich außerordentlich," sagte der Schreiber, indem er mit vergnügtem Grinsen sich die Hände rieb. „Ich darf ohne Ruhmredigkeit wohl sagen, daß es mir in dieser freien Kunst nicht leicht ein Zweiter gleichthun wird!"

„Es ist ein gefährliches Handwerk!" entgegnete der Fiscal. „Ich warne Dich und hoffe, Du hast mich recht verstanden und wirst Deine Geschicklichkeit nur hier geltend machen — sonst könnte ich mich leicht daran erinnern, wo und wie ich die Bekanntschaft des Signor Strozzi gemacht habe . . ."

„Sie können auf mich Häuser bauen, Herr Fiscal!" erwiderte der Fälscher. „Jener Strozzi, von dem Sie reden, ist nicht mehr auf der Welt! Ich bin in ehrliches Deutsch übersetzt, und Jedermann kennt mich nur als Herrn Strotz, wohlbestallten, öffentlichen Notarius! Ich werde nie vergessen, daß Sie sich an mich erinnert und mich befreit haben, Herr Fiscal, und thue deshalb, was Sie verlangen . . . Ich will doch lieber im kalten Innsbruck frei sein und für einen ehrlichen Kerl gelten, als im schönen Italien auf der Galeere keuchen!"

Geräusch vor der Thüre trennte die Beiden, die rasch ihre Plätze wieder einnahmen. Biener trat ein, vom Schließer begleitet, der ihn auf einen Stuhl ohne Lehne hinwies, welcher den Richtern gegenüber gestellt war. Biener war im Begriffe, die Anwesenden mit würdevoller Verbeugung zu begrüßen, blieb jedoch, als er Hippoliti er-

blickte, wie versteinert an der Thüre stehen, während sein Auge forschend und durchdringend auf denselben traf, als müsse er sich überzeugen, daß er wirklich recht gesehen, und nicht ein Wahngebilde ihn täusche.

Hippoliti bemerkte Biener's Ueberraschung sehr wohl, verzog aber keine Miene und deutete mit der gelassensten Gleichgiltigkeit ebenfalls auf den für den Angeschuldigten bereiteten Platz. Nicht eine Wimper zuckte, als er mit dem Tone völliger Unbefangenheit begann: „Wasmaßen Seine landesfürstliche Durchlaucht Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol beschlossen haben, wider Doctor Wilhelm Biener, Seinen gewesenen Geheimen Rath und Staats-Kanzler, verschiedener Inzichten wegen peinliche Anklage erheben zu lassen, als habe ich Solches als eigens bestallter Untersuchungs-Commissarius dem gedachten Biener zu eröffnen und fordere ihn auf, über die Anklagspunkte, so ihm sollen bekannt gegeben werden, sich standhaft zu verantworten. — Actuarius, beginne Er das Protocoll!"

„Ganz wohl," erwiderte Biener in einem Tone, in welchem der Unmuth mit dem Spotte kämpfte. „Das Erste aber, was der Actuarius protocolliren wird, ist meine Erklärung, daß ich dieses Gericht nicht anerkenne!"

„Man wird wohl thun, solche Ambages zu unterlassen," sagte Hippoliti gravitätisch. „Warum will man das Gericht nicht anerkennen?"

„Weil Sie nicht Richter sein können gegen mich! Weil nach den Rechten dieses Landes der Angeklagte einen Richter verwerfen darf, mit welchem er in offener Feindschaft lebt! Warum ich Sie verwerfe, wissen Sie — oder wollen Sie, daß der Actuarius den ganzen Vorfall aus meinem Büchsenhauser-Garten zu Protocoll nimmt?"

„Der Herr Doctor irren, wenn Sie mich für Ihren Feind halten," entgegnete Hippoliti. „Ich sitze hier als

Richter und habe kein Gedächtniß für erhaltene Beleidigungen. Wenn Sie also sonst keine Einwendung gegen das Gericht haben ..."

„Solche habe ich allerdings! Das Gericht hier zu Lande kann nicht abgehalten werden, ohne daß zu jeder Verhandlung zwei Beisitzer aus dem Volke zugezogen werden. Wo sind sie? Mit welchem Rechte hat man sie weggelassen?"

„Mit demselben Rechte," rief der Fiscal, „mit welchem ich auch Ihre ungegründete Perhorrescenz zurückweise ... kraft ausdrücklicher, landesherrlicher Vollmacht!" — Er entfaltete ein Actenstück und las daraus: „Also ist unser gnädigster Befehl, daß Ihr wider besagten Biener inquirirt und darauf hin vornehmt, was Ihr recht und nach Gestalt der Umstände nothwendig findet: wozu wir Euch hiemit volle Gewalt ertheilen. Schärfen Euch auch auf's Strengste ein, daß Ihr, wenn Biener in seiner Vertheidigung gegen die vornehmen oder geringen Staatsbeamten aufzuziehen sich unterstände, ihm dieses nicht zu gestatten und Euch durch etwaige Perhorrescenz-Einwendungen nicht irre machen zu lassen habt, indem Alles auf Eure Relation gestellt ist ... So lautet der Befehl Seiner Durchlaucht! Ueberzeuge sich der Herr Doctor."

Biener ergriff und durchlas das Blatt in sichtbarer Aufregung, aber es war mehr jene des Schmerzes, als der Bestürzung. „Armer Fürst!" rief er wie vor sich hin. „Was mögen sie Dir Alles vorgespiegelt haben, bis Du Deinen Namen unter dieses unwürdige Blatt gesetzt hast! Dich trifft nur der geringe Theil der Schuld, aber die Stunde wird kommen, in welcher Du Jahre aus Deinem Leben hingäbst, diesen einzigen Federstrich zurück zu kaufen!"

„Der Angeklagte unterlasse alle unnöthigen Exclamationen! Er hat lediglich zu antworten."

„Das will ich!" rief Biener heftig. „Hat mich auch der irre geleitete Fürst wehrlos und wie mit gebundenen Händen meinen Feinden übergeben — ich will antworten! Will Eure Truggewebe zerreißen und Euch die Schamröthe auf die Wangen treiben, und wenn Ihr sie in die Fußsohlen hinabgescheucht hättet! Ich werde antworten — aber nicht, weil ich das Gericht anerkenne: nein, nur weil ich Euch nicht selbst einen Vorwand geben will, die Untersuchung und meine grundlose Gefangenschaft zu verlängern!"

„Wenn Ihre Verantwortung so kräftig ist, wie Ihre Zuversicht, dann hat Ihre Gefangenschaft gewiß schon die längste Zeit gedauert," entgegnete Hippoliti, in den Acten blätternd. „Dem Angeklagten ist bekannt, was schon vor einigen Jahren unter weiland der Hochseligen Frau Herzogin Claudia gegen Ihn ist ventilirt worden: derselbe hat sich daher darüber zuerst zu verantworten!"

„Ist es möglich?" rief Biener aufflammend. „Man wagt es wirklich, auf diese längst erledigten Umtriebe zurück zu kommen? Hat man vergessen, daß ich freigesprochen bin? Ist das Urtheil nicht laut und offen verkündigt worden, am Landtage von Innsbruck? Das ganze Land hat es gehört — es steht in den Herzen der Tiroler geschrieben!"

„Ueber die Herzen wird keine Registratur geführt," sagte Hippoliti mit kaltem Spotte. „Diese vor mir liegenden Untersuchungsacten aber schließen mit der Vertheidigung ab und enthalten keinerlei Sentenz. Die Untersuchung kann daher in jedem Augenblicke wieder aufgenommen werden."

„Und die öffentliche Erklärung der regierenden Fürstin

gilt für nichts? Und Claudia's Wort ist wie von den Winden verweht?"

Der Fiscal zuckte die Achseln. „Der Mißgriff einer rechtsunkundigen Fürstin kann auf den strengen Gang des Rechts keinen Einfluß haben. Antworten Sie demnach, wie ich Ihnen die einzelnen Klagepunkte vorhalten werde . . ."

„Nein, ich habe schon geantwortet! Sie sagen selbst, daß meine Vertheidigung bei den Acten liegt: wohlan, ich habe ihr nichts beizufügen! Soll ich nach zehn Jahren mich darüber verantworten, daß ich das Kegelspiel aus dem Sitzungssaale wegbringen ließ? Die alten Kinder haben ihr Spielzeug wieder — ist das nicht genug?"

„Sie sind beschuldigt und haben auch nicht widersprochen, daß in Ihrem Ansitze zu Büchsenhaus von Zeit zu Zeit geheime Zusammenkünfte stattfanden. Sie werden aufgefordert, Zweck und Mitglieder dieser höchst verdächtigen Versammlungen anzugeben."

Biener trat mit unterschlagenen Armen und lachend einen Schritt näher an den Tisch. „Ich beziehe mich auch hier auf meine frühere Vertheidigung!" sagte er. „Ich bin nicht schuldig, irgend Jemand Rechenschaft dafür zu geben, wer mich als Freund besucht. Beweisen Sie mir erst, daß dabei irgend etwas Verdächtiges stattfand! Herzogin Claudia kannte den Zweck jener Versammlungen und hat ihn gebilligt — das muß Ihnen genug sein . . . die Mitglieder aber würde ich nicht nennen — selbst wenn Sie sich darunter befänden!"

„— Dennoch besteht dringender Verdacht, daß diese Versammlungen sich mit Angelegenheiten der Religion befaßt haben . . . daß es sich darum gehandelt, die lutherische Ketzerei in Tirol einzuführen!"

„Signor," entgegnete Biener mit bewußtem Stolze, „Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich fünfzehn Jahre

Staatskanzler von Tirol gewesen bin. Nennen Sie mir die Handlung, die Sie berechtigt, mir eine solche Dummheit zuzutrauen!"

Dem tauben Bertelli mochte ein solcher Angeklagter noch nicht vorgekommen sein; er sah seinen Collegen etwas befremdet an und flüsterte ihm zu: „Scheint ein verstocktes Individuum zu sein! Da sind strenge Maßregeln am Platze. Ich bin vollkommen mit Allem einverstanden!"

„Sie würden besser thun," fuhr Hippoliti fort, „Ihren Ton herabzustimmen, denn zu den alten Beschuldigungen kommen noch schwerere neue . . ."

„Ist es möglich?" fragte Biener entgegen. „Ist die Vorrathskammer der Bosheit und des Aberwitzes noch nicht erschöpft?"

„Muß ich Sie an die Ehrfurcht erinnern, die Sie dem Gerichte schuldig sind?"

„Ich ehre das Gesetz und Den, der es giebt — vor solchen Vertretern derselben kann ich nicht heucheln, was ich nicht fühle!"

Biener stand in der ganzen Höhe seiner ungebeugten Gestalt vor dem Richtertische und ließ die Augen vernichtend auf Hippoliti ruhen; dieser aber war nicht aus der Fassung zu bringen: er hielt den Blick des Gefangenen aus, und die eiserne Stirne blieb regungslos und glatt. „Der Herr Doctor," begann er wieder, „glauben ohne Zweifel, durch dieses auffahrende Wesen Ihre Unschuld zu beweisen — aber Sie irren sich! Es ist der Uebermuth und Trotz des bösen Gewissens, was aus Ihnen spricht! Ihr Aufbrausen soll nur das Schuldbewußtsein verhüllen und ist darum ein Geständniß der Anklage. Ich ermahne Sie also noch einmal, dies zu bedenken und in ruhiger, gebührender Weise zu antworten . . . In diesem Büchlein, das in Ihrem Hause in einem geheimen Fache Ihres Schreibtisches gefunden wurde, und das Sie wohl als das

Ihrige anerkennen werden, finden sich eine Reihe der beleidigendsten Spottgedichte auf die ersten und vertrautesten Diener Seiner Durchlaucht . . ."

„Daraus," unterbrach ihn Biener, „soll doch wohl nicht ein peinlicher Anschuldigungsgrund gemacht werden? Sie sagen selbst, daß das Büchlein in einem geheimen Fache gefunden wurde — wen kann es berühren, was ich in meinen vier Pfählen denke und schreibe? Hat aber mein Spott sein Ziel dennoch getroffen, was hat der Staat, was hat das peinliche Gericht damit zu schaffen? — Dann habe ich diese hohen und vertrauten Diener Seiner Durchlaucht als Privat-Personen beleidigt und bin bereit, Jedem Rede zu stehen, der sich um Aufklärung melden will!"

„Sie sind nicht blos dabei stehen geblieben: Sie haben sogar gewagt, Seine Durchlaucht selbst mit Ihren Pasquillen anzugreifen!"

„Das ist eine Lüge!" erwiderte Biener ruhig. „Ich habe nicht Ursache, Ferdinand Karl's Lob zu singen, und als er mich noch anhörte, habe ich mich nicht gescheut, ihm selbst zu sagen, was ich über ihn denke — seit ich von meinem Staatsamte in's Privatleben zurückgetreten bin, habe ich keinen Augenblick vergessen, was der Bürger dem Oberhaupte des Staates schuldig ist, wenn er auch den Weg tadeln und beklagen muß, den er dasselbe wandeln sieht . . . Aus meinem Munde und aus meiner Feder ist ein Wort, das ihn beleidigen konnte, nicht geflossen!"

„Vergebliche Ausflucht!" entgegnete Hippoliti, indem er ihm das Büchlein vorhielt, der Actuar aber emsig schreibend sich tiefer auf sein Protocoll niederbückte. „Hier ist der Beweis des Gegentheils!"

Biener betrachtete das Blatt mit schmerzlichem Kopfschütteln und rief: „Das soll ein Beweis gegen mich sein? Sie haben sich geirrt, Herr Fiscal: das ist der Beweis, daß

meine Feinde selber mich für unschuldig halten! Sie haben mich gestürzt und wollen mich vernichten, und weil sie wissen, daß sie das mit der Wahrheit nicht können, nehmen sie die Lüge zur Hülfe — das habe ich nicht geschrieben ... diese Handschrift ist gefälscht!"

„Besinnen Sie sich, was Sie sagen, Herr Doctor!" erwiderte Hippoliti mit eisiger Ruhe. „Wie sollte dieses Blatt, das nach dem Urtheile von Sachverständigen vollständig mit Ihrer Handschrift übereinstimmt, in das Büchlein gekommen sein, wenn nicht Sie es geschrieben?"

„Das werden Sie besser erklären können, als ich, Herr Fiscal — irgend ein Schuft hat meine Handschrift nachgemacht! Ich bin mein ganzes Leben mit der Feder umgegangen und gehöre wohl auch zu den Sachverständigen... erklären Sie mir darum diesen Widerspruch, Herr Fiscal! Es ist weit länger, als ein halbes Jahr, daß ich dieses Büchlein nicht mehr besitze, daß ich ein Gefangener bin — wie kommt es nun, daß diese Schrift so neu ist? Sehen Sie nur, der Streusand hängt noch daran!"

Der Actuar schrieb eifrig und tief gebückt fort. Hippoliti aber suchte seine augenblickliche Betroffenheit hinter der Maske der Entrüstung zu verstecken und sprang auf: „Welche Verstocktheit!" rief er. „Statt sich zu rechtfertigen, wollen Sie Ihre Richter anklagen? Wollen Sie etwa auch leugnen, daß Sie die Verse parodirt haben, die sich unter dem Bilde der Herzogin Claudia befinden?"

„— Es ist nicht meine Art, zu widersprechen, was wahr ist."

„Sie bekennen also?" rief Hippoliti hastig. „Diese Verse sind ein libellus famosus, ein Schmähgedicht auf die verewigte Fürstin! Sie enthalten ein Crimen laesae majestatis, das Verbrechen des Hochverraths!"

„Warum nicht auch Mord und Brand!" entgegnete Biener lächelnd. „Der ganze geheime Rath seiner Durch-

laucht war zugegen, als man das Bildniß der Herzogin brachte. Ich tadelte die Unterschrift, und um zu zeigen, wie unpassend sie sei, weil sie mit ein paar Worten in's Gegentheil umgewandelt werden könne, schrieb ich die Verse in jenes Büchlein, das ich eben bei mir trug. Meine offen ausgesprochene Absicht dabei war, Claudia's Andenken zu ehren, nicht sie zu beleidigen!"

„Die Absicht zu beleidigen, geht aus dem Inhalte hervor."

„Wem der Inhalt gilt, zeigt schon die Ueberschrift. Sie lautet: ‚An einen schmeichlerischen Dichterling'. Ich hasse Alles, was schmeichelt — darum wollte ich dem elenden Versifex eine Lection geben, der einen zweideutigen Gemeinplatz stahl, um damit das Bild der Herzogin aufzuputzen — die Stirne Claudia's ist anderer Kränze würdig!"

„Sie widersprechen sich selbst," sagte der Fiscal lauernd. „Die Unterschrift unter dem Bilde enthält ein Lob; wenn Sie dies Lob eine Schmeichelei nennen, treten Sie der hochseligen Fürstin zu nahe, für welche Sie doch solche Verehrung heucheln . . ."

„Herr," rief Biener mit aufflammendem Zorne. „Alles auf Erden hat seine Grenzen — so auch das Lob, so nicht minder Ihre Gewalt über mich und meine Geduld! Lassen Sie eine solche Rede sich nicht wieder entschlüpfen! Mein Eigenthum war von jeher das freie Wort: die Heuchelei überlasse ich Ihnen und Ihren Genossen! — Lob ist eine gefährliche Gabe für Fürsten; doppelt gefährlich nach ihrem Tode, wenn die Macht der Erde abgefallen und nichts zurückgeblieben ist, als der Mensch und was er geleistet! Nichts ist für das Andenken eines Herrschers verderblicher, als wenn Kriecher und Schmeichler der Nachwelt sein Bild in Farben überliefern wollen, die davon abfallen, wie der Bewurf von einem verwitternden Gemäuer! Claudia's

Andenken ist mir heilig — darum wollte ich sie vor solcher Malerei bewahrt wissen! In jenen Versen unter Gustav Adolph's Bild hieß es doch nur:

Nimmer im Erdenkreis gäb' es ein schöneres Bild."

Das war meinem Dichterlinge nicht genug: er hat dafür ‚Nimmer im Weltenkreis' gesetzt und stellt dadurch Herzogin Claudia der ganzen Schöpfung, der Erde und dem Himmel gegenüber! Das ist zu viel. So sehr ich Frau Claudia verehrt habe; so erhaben sie auch nach dem Tode noch vor mir steht — das ist zu viel! Meine Phantasie kann sich im ewigen Jenseits, in der Nähe der Gottheit, gar wohl noch schönere Bilder denken, und auch der Glaube sagt mir, daß dort die Mutter des Herrn thront — Wollen Sie mich zur Verantwortung ziehen, wenn mir menschlich Vergängliches dunkel erscheint neben dem Ewigen?"

„Der Untersuchungsrichter schlug die Augen nieder und blätterte in seinen Acten. „Die Absicht zu beleidigen, geht auch schon daraus hervor," sagte er nach einiger Zeit, „daß Sie diese veränderten Verse überall sorgfältig verbreitet haben . . ."

„Das habe ich nie gethan! Ich habe die Verse niedergeschrieben und Niemand mitgetheilt, als dem versammelten Geheimen Rathe! Sind die Verse verbreitet worden, so ist es durch diese Herren geschehen. Sie selbst, Herr Fiscal — ich habe es wohl erfahren, aber als ungefährlich nicht beobachtet — haben Sie nicht selbst in einer gewissen Gesellschaft diese, angeblich so beleidigenden Verse auf einem eigenhändigen Blättchen bei sich getragen und öffentlich vorgelesen? Wenn das ein Verbrechen ist — dann lade ich Sie ein, neben mir Platz zu nehmen!"

„Lächerliche Ausflucht! Thörichte Erfindung!" rief Hippoliti, nicht ohne Verwirrung. „Man wird Ihnen be-

weisen, daß Sie der Verbreiter waren! Zu dem Verbrechen der beleidigten Majestät kommt aber noch der Versuch des Hochverraths: der Versuch, die Majestät auch in den Augen des Volkes herab zu würdigen und es dadurch zur Empörung zu reizen und vorzubereiten!"

Biener schwieg einen Augenblick und kämpfte seine Aufwallung nieder. „Sie stehen vor mir mit Vollmacht Seiner Durchlaucht," sagte er dann gelassen, „den ich verehre, auch wenn er mir Unrecht thut — dessen Name ich achte, auch wo er mißbraucht wird... aber ich hoffe zu Gott, ich werde Ihnen einst wieder frei gegenüber stehen und Rechenschaft fordern für dieses Wort ... Die Geschichte mag richten, ob Wilhelm Biener ein Verräther war!"

„Dennoch," sagte der Fiscal tückisch, „hat Hert Wilhelm Biener den Graubündnern die Urkunden über die alten Verträge in die Hände gespielt!"

„Das ist einer Antwort unwürdig! Herzogin Claudia hat diese Urkunden von mir in Empfang genommen und verbrannt. Die hochwürdigen Herren Gravenegger und Malaspina waren zugegen!"

„Sie müssen jedenfalls zugeben, daß es höchst verdächtig ist, sich auf das Zeugniß von drei Verstorbenen zu berufen. Zudem ist erwiesen, daß Sie mit den Bünden in besondern freundschaftlichen Verhältnissen und sogar in Verkehr gestanden haben. Sie haben von dort ganz ungewöhnlich schönes Vieh bezogen . . ."

„Und bezahlt!" erwiderte Biener. „Ich kann den Händler nennen, von dem ich's bezog — aber freilich, das müssen Sie wissen! Ich habe Ihnen ja durch diese Hörnerträger hindurch das Geleite aus meinem Hause gegeben!" Der Fiscal biß sich auf die Lippen, Biener aber fuhr fort; „Ich kann die Todten nicht als Zeugen stellen, aber Herzogin Claudia hat mir einen Empfangsschein über die Ur-

kunden gegeben: dieses schriftliche Zeugniß lebt und muß sich unter meinen Papieren gefunden haben."

„Es kann dem Herrn Doctor nicht unverhalten bleiben," sagte Hippoliti, „daß eine solche Schrift keineswegs ermittelt werden konnte . . ."

„Dann ist sie unterschlagen! Ich habe es geahnt, als man gegen Gesetz und Recht sich arglistig und hinter meinem Rücken meiner Papiere bemächtigte; aber ich habe es nicht für möglich gehalten, daß Rachsucht und Haß selbst hochgestellte und hochgeborne Männer zu gemeinen Verbrechern machen können! — Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß ein Fürst, der einst mein Schüler gewesen, ein solches Verfahren gestatten würde; daß solche Schändlichkeit in einem Lande möglich wäre, dessen Regierung so lange Zeit in meinen Händen gelegen . . . O Tirol, Tirol, sieh' Dich vor, daß Deine Berge nicht wanken — Deine felsenfeste deutsche Treue hat welsche Arglist untergraben!"

Hippoliti legte seine Actenbündel zusammen und sagte mit schneidender Kälte: „Ich schließe das Verhör. Die Anklagepunkte sind im Allgemeinen erschöpft; der weitere Lauf der Untersuchung wird den Herrn Doctor wohl zum Geständniß bringen . . . Ich bedaure nur, daß Sie nicht gleich bekannt und anstatt sich in nutzlosen und übertriebenen Declamationen zu verlieren, lieber Ihr Gewissen erleichtert haben!"

„Wohl Jedem, Herr Fiscal," war Biener's feurige Antwort, „dem in diesem Augenblicke so leicht um's Herz ist, wie mir! Vor dem Ewigen sind wir Alle schwache, sündige Geschöpfe — vor Ihnen aber und vor der Welt ist mein Gewissen frei!"

Hippoliti hatte sich erhoben, und sein Schatten Bertelli war ihm gefolgt. „Ich kann diese Verstocktheit nur beklagen," sagte er. „Sie werden sich's selbst zuschreiben

müssen, wenn das Gericht sich genöthigt sieht, ihr gegenüber zu anderen Mitteln zu greifen!"

„Und diese andern Mittel sind?" fragte Biener, ihm würdevoll entgegentretend.

„Sonderbare Frage für einen Juristen! Die peinliche Frage! Die Tortur!

„Die Tortur?" rief Biener, dessen Entrüstung die Zügel der so lange gehandhabten Mäßigung durchbrach, mit der vollen Kraft seiner an's Befehlen gewohnten Stimme, mit dem erschütternden Ausdrucke schuldlosen Bewußtseins. „Damit wagt man einem Manne meines Ranges, in meinem Alter zu drohen? Das erkühnt man sich, ohne alle Beweise? Wegen leerer, aus Bosheit und Rachsucht zusammengestoppelter Anklagen? Wo ist ein Gesetz, das solches gestattet? . . . Aber warum auch nicht? Wer thun kann, was bisher geschah, der schreckt auch vor einem weiteren Schritte nicht zurück! — Wohlan denn — wagt es, Hand an mich zu legen! Wagt es, dieser Spiegelfechterei von Gerechtigkeit, diesem schmachvollen Scheinbilde eines gesetzlichen Verfahrens die Krone der Gewaltthaten aufzusetzen! Zermalmt diese Hände, die nur für das Wohl dieses Landes thätig waren — zerreißt auf der Marterbank diese Sehnen, die nur für das Recht und die Wahrheit gewirkt — aber hofft nicht, mich erliegen zu sehen! Wähnet nicht, von mir auch nur einen Laut der Zustimmung zu erpressen! Ich kann sterben in der Qual, aber mein letztes Wort wird sein: Schmach über dieses Gaukelspiel von Recht und Gesetz! Ueber diese Bande, die den Fürsten zum Werkzeuge ihrer Rache erniedrigt — Schmach und Schande über sie! Aber Heil selbst über den irregeleiteten Fürsten! Heil dem Andenken Claudia's, der Edelsten ihres Geschlecht und Stammes! Heil, wofür ich gelebt und zu sterben bereit bin — dem einen, ewigen Men-

schenrechte, dem ehrlichen deutschen Manneswerte — der deutschen Männertreue, Heil!"

Triumphirend, als wäre er nicht der Gefangene im Schlosse, sondern dessen Gebieter, schritt Biener an dem ihn erwartenden Schließer vorüber seinem Kerker zu.

Hippoliti stand verblüfft; der Notar machte sich mit seinem Protocolle zu schaffen: der taube Bertelli aber schüttelte unwillig den Kopf. „Wahrhaftig," rief er, „ein Inquisit der boshaftesten und verstocktesten Art! Es ist ein Verdienst, das Land von ihm zu befreien!"

Achtzehntes Kapitel.

Der treue Mann.

Der Hochsommer war gekommen; ein schwüler Tag nahm eben glänzend von dem Innthale Abschied, indem er die Berge des rechten Stromufers mit glühenden Rosen bekränzte. Der Abend begann die ersten kühlen Athemzüge auszuhauchen, und in dem hellen, blauroth verdämmernden Himmel schwebte bereits die farblose Mondsichel herauf. Das Brausen des Inns und das Rauschen des Bergwaldes stieg bis zu den Zinnen von Rattenberg empor und der schmeichelnde Abendwind trug den Duft von beiden bis hinter die Eisenstäbe des Kerkerfensters, an welchem Biener lehnte und sinnend das prachtvoll hingebreitete Land übersah. Er suchte in Gedanken jenseits der dunkelnden Berge die Stelle, wo das einst so glückliche Büchsenhaus lag: es kam ihm vor, als ob der vorüber=

ziehende Strom im letzten Strahle des Tages noch einmal heller aufblitzte, um ihm das liebliche Bild zu zeigen, das in seinen Wellen sich abspiegelt! — Die lange Dauer der Gefangenschaft, das Entbehren frischer Luft und freier Bewegung, der Mangel gewohnter Thätigkeit, verbunden mit der Sorge um das endliche Schicksal seiner Familie und um sein eigenes Loos — waren an dem kräftigen Manne nicht spurlos vorüber gegangen. Er war blaß und hager geworden, sein Haar war vollständig erblichen, und die Ecken an Schläfen und Stirne beträchtlich höher hinaufrückt. Der während der ganzen Zeit nicht abgenommene graue Bart bedeckte Mund, Kinn und Wangen und vermehrte den Ernst der ganzen Erscheinung. Er sah auf die Häusergiebel des Städtchens hinunter und betrachtete das Ringeln und Verwehen des Rauchs, der über denselben emporstieg; er hörte den Schlag der Hämmer verstummen, aus manchem Fenster blinkte Lichtschein herauf, und als die tief unter ihm hängenden Glocken des mächtigen Thurms der Pfarrkirche das Ave Maria ausgeläutet hatten, war nichts mehr hörbar, als hie und da der Laut betender Stimmen, welcher verkündete, daß eine glückliche Familie sich friedlich zur Abendmahlzeit versammelt habe.

Biener's Gemüth war erweicht und um Vieles milder gestimmt, aber sein Geist war ungebeugt wie immer. Vergebens hatten die Untersuchungsrichter seit Monden das Schloß nicht mehr verlassen und beinahe keinen Tag vorübergehen lassen, ohne ihn mit Verhören zu quälen und zu versuchen, ob ihm nicht ein Geständniß abzuringen war; umsonst hatten sie sich in verfänglichen Fragen und Unterstellungen erschöpft, um ihn in Widersprüche zu verwickeln und dadurch zu überweisen: — sein klarer Geist schwebte über dem ganzen, absichtlich verwirrten Gewebe und hielt dessen Fäden mit einer Schärfe aus einander und

fest, welche jeden Kunstgriff des Fragenden scheitern machte. Vergebens hatte dieser nicht verschmäht, auch den Verrath zu Hülfe zu nehmen, und hatte Biener anscheinend mehr Freiheit und eine mildere Behandlung gewährt, um ihn dadurch arglos und zutraulich zu machen. Die Wärter und Wachen wurden beauftragt, sich gesprächig gegen ihn zu zeigen, sich durch erheucheltes Mitleid sein Vertrauen zu gewinnen und ihre Dienste anzubieten. Er hatte sich nur einmal verleiten lassen, einem solchen Anerbieten zu glauben, und hatte Papier und Stift angenommen, Elisabeth einen Brief zu schreiben, den ein Soldat zu überbringen versprach, aber, wie Biener bald erkannte, an Hippoliti ausgeliefert hatte. Von diesem Augenblicke wich er jeder Annäherung und jeder Lockung aus und ließ seinen Feinden nur die Beschämung, ihn auch hierin nicht gekannt und für schwächer gehalten zu haben, als er war. Nach mehr als dreißig Verhören und mehr als fünfhundert Fragen war man nicht weiter als am Anfange, und nur um die Ueberzeugung reicher, daß es unmöglich sei, zu Biener's Verurtheilung einen haltbaren, rechtlichen Grund zu finden: daß, wie mit einer Gewaltthat begonnen worden war, nichts übrig bleibe, als mit einer solchen auch zu schließen. Biener selbst täuschte sich nicht mehr über die ganze Gefahr seiner Lage; er erkannte vollkommen, daß man zu weit gegen ihn gegangen war, um abbrechen oder ihm mit seiner Freiheit die Möglichkeit geben zu können, sich sein Recht zu verschaffen und der Welt zu verkünden, wie man gegen ihn verfahren hatte: aber gerade dies war es andererseits, worauf dennoch seine Hoffnung endlicher Befreiung beruhte. Er war überzeugt, daß man trachten müsse, die Sache auf jede Weise zu verzögern und zu verschleppen, und damit war Alles gewonnen; es konnte ja nicht mehr lange dauern, so mußte Rudolph sein Ziel in Wien erreicht haben und mußte — dessen war er gewiß

— den Befehl des Kaisers zu seiner Befreiung und mit ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung bringen.

In solchen Gedanken vertieft, stand Biener am Fenster und sah, wie im wachen Traume, in die einbrechende Nacht hinaus. Er hörte kaum und beachtete nicht, daß von der Straße, welche an der Rückseite des Schlosses nach dem Städtchen und dem Kirchhofe hinabführt, der Gesang einer schönen, männlich klingenden Stimme hörbar wurde: es mochte wohl ein Wanderer sein, der die eingetretene Kühle noch zur Weiterfahrt benützen wollte. Mit einem Male fuhr Biener aus seinem Sinnen empor, ein lebhaftes Erröthen überflog das der Freude so lange entwöhnte Antlitz; er trat näher an's Fenster, er drängte sein Gesicht an die Gitterstäbe und suchte hinunter zu blicken — es war ja eine bekannte Weise, es waren bekannte Worte, welche gesungen wurden, und auch die Stimme klang ihm nicht fremd! Ganz deutlich tönte es jetzt über die Mauern herauf:

„Das Eisen verrostet, der Marbel zerbricht,
Aber Liebe von Herzen verwandelt sich nicht.“

Es war keine Täuschung — das war Rudolph's Stimme: der wackere Sohn, mit ihm die Stunde der Befreiung waren nahe!

In fieberhafter Spannung lauschte er noch lange in die Nacht hinaus, als bereits Alles wieder verstummt war. Er konnte sich nicht von dem Gedanken trennen, daß noch ein weiteres Zeichen folgen müsse, aber Alles blieb still, er mußte sich zuletzt überzeugen, daß der Gesang nur ein erster Gruß, nur ein Vorbote des Kommenden sein sollte. Fast schlaflos brachte er die Nacht in peinlicher Aufregung dahin, und selbst aus dem Schlummer, der ihn manchmal überkam, fuhr er beunruhigt auf, denn bald war es ihm, als höre er den Hoffnung bringenden Gesang aus der Ferne wieder beginnen, oder als vernähme er Rudolph's

Stimme, die hart neben seinem Lager flüsterte, es sei Zeit, sich zu erheben. Einigemale wurde er auch durch geheimnißvolles Klopfen geweckt, das sich schon seit einigen Nächten in seinem Kerker wiederholte und aus den Wänden oder aus dem Fußboden zu kommen schien. Die Regelmäßigkeit in der Abwechslung und verschiedenen Stärke der Schläge hatten Biener bald überzeugt, daß ein anderer Gefangener in seiner Nähe sich mit ihm zu verständigen suche, aber er hatte es nicht für gerathen gefunden, darauf zu erwidern. Jetzt diente das Pochen dazu, seine Erwartung noch zu steigern, denn immer mehr drängte sich ihm die Möglichkeit auf, daß es mit Rudolph's Erscheinen im Zusammenhange stehe.

Endlich kam der ersehnte Morgen und neue Ueberraschung mit ihm. Das Thürchen in der Mauernische öffnete sich wie gewöhnlich, und die Hand des Schließers stellte das irdene Schüsselchen mit der Morgensuppe herein, aber sie zog sich nicht, wie gewöhnlich, wieder zurück. Der Arm streckte sich durch die Oeffnung ganz herein, die Finger hielten ein versiegeltes Blatt, und eine gedämpfte Stimme flüsterte: „Nimm das, Herr! Nimm geschwind, es ist nicht Lenz, der Schließer — ich versehe den Dienst für ihn, weil er's in den Beinen hat. . . .“

„Spar' Dir die Mühe, Spion!“ entgegnete Biener. „Was habe ich Dir zu Leide gethan, daß Du helfen willst, einen schuldlosen Gefangenen zu verderben?“

„Das will ich nit,“ antwortete es von draußen, wie zuvor. „Ich will Dir ja helfen, Herr! Nimm nur das Brief'l und eil' Dich; ich muß gleich wieder fort, damit Niemand 'was merkt . . .“

Biener nahm erstaunt das Blatt, dessen bloßer Empfang ihm doch keinen Schaden zu bringen vermochte, öffnete es und sank mit wankenden Knieen auf sein Lager: der Brief war von Elisabeth! Es waren nur wenige Zeilen, aber

ein Betrug konnte hier nicht obwalten; das war zweifellos ihre Hand, und der Inhalt machte völlig jede Besorgniß schwinden. Es war eine wehmüthig innige und einfache Klage der Liebe, die im Schmerze vergeht und dennoch an sich halten will, um den Geliebten durch die Klage nicht zu betrüben. „Herzliebster Herr," so schloß das Brieschen, „sie sagen, Du stehst nicht wohl, Du sollst das Leben verwirkt haben — Gott, was muß ich denken von meinem Manne! Sollte der nicht redlich gehandelt haben? Was muß ich thun? Ich baue darauf, über uns im Himmel ist ein gerechter Gott, dem soll Alles geklagt sein — Deine tiefbetrübte Hausfrau Elisabeth!"

Biener war ungemein ergriffen und las mit verschwimmenden Augen die herzlichen Zeilen wieder und wieder! war es doch das erste Zeichen des Lebens, das nach so langer Zeit aus der Welt zu ihm drang — das erste Zeichen, daß außerhalb seines Mauergrabens ein Wesen noch an ihn dachte, ein liebendes Herz für ihn schlug. Er fand nicht lange Zeit, sich seiner Erregung hinzugeben, der Stellvertreter des Schließers, auf den er ganz vergessen hatte, regte sich wieder und rief herein: „Hast schon gelesen, Herr? Willst mir vielleicht 'was aufgeben?"

„Sage mir erst, wer Du bist!" rief Biener näher tretend. „Nach diesem Beweise, den Du mir gebracht, scheint es allerdings, daß ich Dir trauen darf, aber wie kommst Du dazu, Dich meiner anzunehmen?"

„Das will ich Dir wohl erzählen. Ich bin der Peter Herzog von Seefeld. Wirst den Namen wohl vergessen haben; hab' vor Jahren einen Prozeß gehabt bei Dir in 'Spruck mit dem Stamser Kloster. Ich hab' schon gewonnen gehabt und dann doch wieder verloren — ich hab's nie erfahren und begreifen können, wie es damit so recht eigentlich hergegangen ist!"

„Und Du willst mir helfen?“ sagte Biener zweifelnd. „Ich habe ja gegen Dich entschieden . . .“

„Sell' thut nichts, Herr! Es ist ganz gut so gewesen. Wie die Herren von Stams gesehen haben, daß ich verspielt hab', da haben's ganz andere Saiten aufgezogen. Es ist ihnen nur um ihr Recht gewesen, haben sie gesagt; sie wollten aber meinen Schaden nicht, und wär' ihnen recht, wenn ich mich mit ihnen vergleichen wollt'. Das ist dann geschehen, sie haben mir das Güt'l abgekauft, zu dem die Oelgruben gehört hat, und haben meinem Vater, dem alten Mand'l, bis an seine selige Sterbstund' im Stift ein Platz'l gegeben, wie er's seiner Lebtag' so gut nicht gehabt hat. Seitdem bin ich viele Jahr' auf der Handelschaft herumgezogen; es geht aber all'm nimmer recht, die Füß' lassen aus, und ich bin recht froh gewesen, daß ich da im G'schloß ein klein's Amt'l gefunden hab' für meine alten Tag'. Ich hab' schon all'weil große Bedauerniß mit Dir gehabt, Herr, und hätt' Dir gern geholfen, wann ich nur gewußt hätt', wie? Vor ein paar Tagen hab' ich einen jungen Burschen bemerkt, der in einemfort um's Schloß herumgeschlichen ist und nach den Fenstern geguckt hat. Die Wacht ist schon aufmerksam geworden auf ihn, d'rum bin ich verstohlener Weis' hinaus und hab' ihm gesagt, daß er sich in Acht nehmen soll. Es ist auch recht gut gewesen, daß ich das gethan hab', denn Du kannst Dir schon einbilden, wer der Bursch gewesen ist: er hat mir das Brief'l gegeben, damit Du mir glauben sollst!“

„Rudolph!“ rief Biener erfreut. „Er ist also wirklich zurückgekommen? Und Du weißt, was er im Sinne hat? Hat er Dir sonst nichts aufgetragen?“

„Ei ja wohl,“ war die Antwort, „Du sollst Dich bereit halten heut' Nacht — wir kommen und holen Dich!“

Die Nachricht war so unerwartet und überraschend,

daß Biener trotz aller Fassung einen unwillkührlichen Ausruf der Freude nicht zu unterdrücken vermochte. „Frei?“ rief er. „Diese Nacht noch? Wäre das möglich?“

„Es ist nit anders; heut' Nacht ist die gelegenste Zeit. Der Landrichter in der Stadt drunten hat heut' seine Hochzeit! Der Schloßhauptmann ist eingeladen, und Niemand im Haus als die Frau. Der Schließer ist aber krank, und so kann ich Dich hinunter führen bis in's Erdgeschoß. Dort machen wir das Fenstergitter los und kommen auf die Weis' bis an die Mauer — ein guter Freund hat die Wacht und thut mir schon den Gefallen, auf die andere Seite zu schauen. Still . . . ich hör' 'was auf der Stiegen — B'hüt Gott, Herr, bis auf die Nacht!“

Der treue Bursche entfernte sich und überließ Biener einer Fluth von Gedanken und Empfindungen, die überwältigend auf ihn einstürmte. Der Gedanke der Freiheit rollte seine Bilder in entzückender Reihe vor ihm auf — er sah die zärtliche Elisabeth, sah seine geliebten Kinder vor sich, erblickte sich auf dem Wege nach Wien: sein einfaches Wort, seine bloße Erscheinung genügte, um das gegen ihn geschmiedete Complott zu vernichten — seine Ehre, seine Unschuld waren auf's Glänzendste wieder hergestellt! Nur einen Augenblick wurde er unsicher und schwankend; warnend und mahnend drängte sich ihm der Gedanke auf, ob es recht und wohlgethan sei, sich der noch nicht beendigten Untersuchung durch die Flucht zu entziehen; aber bald war diese Besorgniß von der Ueberzeugung verscheuscht, daß man nicht die Absicht hatte, gegen ihn das Recht, wenn auch in größter Strenge, walten zu lassen; daß das ganze Verfahren gegen ihn nur ein hinterlistiger Mißbrauch der Form und des Rechtes war, auf nichts Anderes, als auf sein Verderben berechnet. Das war kein ehrlicher, offener Kampf, in welchem die Waffen gleich, und dem Angegriffenen die Vertheidigung gestattet war! Das

war fortwährende Ausübung der rohen Gewalt des Stärkern: dieser gegenüber konnte die Flucht ihn weder entehren, noch schlimmen Schein gegen ihn begründen . . . Die Pflicht der Selbsterhaltung erlaubte und gebot ihm jedes Mittel, der Gewalt zu entrinnen und einen Zustand der Gleichheit zwischen sich und seinen Angreifern hervorzubringen.

Während der ganzen langen Dauer seiner Gefangenschaft war Biener noch kein Tag so lang geworden, und dennoch war ihm keiner unter so mannigfaltigen und abwechselnden Gefühlen vergangen. Als endlich die langersehnte, späte Dämmerung hereinbrach, lauschte sein fieberhaft gespanntes Ohr auf den leisesten Laut; er stand am Fenster, als ob er die Stimme seines Sohnes dort eher zu hören, oder ihn wohl gar zu erblicken vermöchte. Aber Alles blieb still draußen, in Biener's Kerker dagegen begann das schon oft beobachtete Klopfen wieder immer näher und stärker, so daß er nicht mehr zweifeln konnte, daß die Schläge mit Rudolph's Unternehmen in irgend einem Zusammenhange stehen müßten. Nach und nach erkannte er ganz deutlich, daß das Geräusch aus der Ecke hervorkam, in welcher der aus starken gebrannten Thonstücken erbaute mächtige Ofen stand: es war keine Täuschung — eine gedämpfte Stimme sprach vollkommen vernehmlich Biener's Namen und das Wort Kanzler aus.

„Was geht hier vor?“ rief Biener entgegen. „Wer ist hier? Was will man von mir?“

„Treten Sie näher an den Ofen,“ antwortete die Stimme, „und sehen Sie, ob Sie nicht eine Kachel auslösen können, damit wir uns besser verstehen . . . ich sitze hier im Kamin . . .“

Ueberrascht trat Biener an den Ofen; es hielt nicht schwer, ein Kachelstück locker zu machen und auszuheben: als es geschehen war, ließ sich die Stimme ganz nahe und

deutlich vernehmen. „Ich bin's," sagte sie, „Franz Hartmann — erinnern Sie sich nicht mehr an den Buchdrucker von Innsbruck, der Ihnen die Breisacher Papiere gebracht hat?"

„Wie, mein Freund, Er ist es?" rief Biener, welcher sich in der Erinnerung schnell das bleiche, bärtige Gesicht vergegenwärtigte, das er beim Eintritt in das Schloß am Fenster bemerkt hatte. „Wie kommt Er hieher?"

„Wissen Sie denn nicht," erwiderte Hartmann, „wie sie mich trotz Ihrer Verwendung zur Ruthe und zu langjährigem Gefängniß verurtheilten? Die Zeit ist mir zu lang geworden; da habe ich Kraft und Muße, die ich doch zu nichts gebrauchen durfte, dazu verwendet, durch meinen Ofen einen Weg in den Kamin zu suchen, weil sie jetzt doch nicht gebraucht und darum nicht untersucht werden. Ich bin mit meiner Arbeit fertig und will in einigen Tagen ausfliegen, aber ich kann nicht fort, ohne Excellenz mitzunehmen. Ich denke, Sie müssen mein Klopfen schon lange gehört haben."

„Allerdings, mein Freund; ich bin auch von dem ganzen Plane bereits unterrichtet."

„Wie kann das sein? Wie könnten Sie wissen, was ich vor hatte?"

„Je nun, von dem Schließergehilfen! Ist er denn nicht mit Ihm und meinem Sohne einverstanden?"

„Ich weiß von Niemand; was ich thue, habe ich auf eigene Faust unternommen und ausgeführt."

„Dann nehme Er meinen besten Dank und alles Glück auf den Weg, wenn auch Seine Mühe für mich überflüssig ist. Mein Sohn ist mit dem Schließergehilfen und Andern einverstanden und wird mich noch diese Nacht befreien."

Die Stimme des Unsichtbaren wurde ängstlich. „Excellenz erschrecken mich! Heute Nacht ist es zu früh, wir

haben Vollmond! Wie kann man entwischen, wenn die ganze Gegend so hell ist, wie bei Tage? Wir müssen durchaus das letzte Viertel abwarten, Sie müssen es Ihrem Sohne wissen lassen . . ."

„Das kann ich nicht."

„O weh, o weh!" jammerte der Andere. „Dann steht es gefährlich, und wenn vollends Mehre darum wissen —."

„Das darf Ihn nicht beunruhigen, ich halte den Schließer für ganz verlässig."

„Wenn auch! Es ist immer schade, selbst wenn es gelingt — ich hätte Sie gar zu gern allein befreit! Wenn's aber doch nicht anders sein kann, so gehen wir wenigstens zusammen — ein Glück für mich, daß ich Alles schon vorbereitet habe! Wenn Sie fort wären, würde man jeden Winkel durchsuchen und sicher auch meine Anstalten entdecken und mich irgendwo hinsetzen, wo ich das Durchbrechen wohl bleiben lassen müßte!"

„Horch!" unterbrach ihn Biener. „Hört Er nichts? Die verabredete Stunde ist da — meine Thüre wird aufgeschlossen!"

„Wirklich?" entgegnete Hartmann, „dann habe auch ich hohe Zeit."

Biener hörte den Sprechenden durch den Kamin hinunterrutschen, zugleich aber, wie behutsam und geräuschlos der mächtige Schlüssel an seiner Thüre gedreht und die Riegel daran zurückgezogen wurden. Das Dunkel vor derselben ließ ihn nichts unterscheiden, und er mußte sich nach dem Laute hintasten, als Peter mit unterdrückter Stimme flüsterte: „Wo bist, Herr? Gieb mir Deine Hand . . ." Biener fühlte seine Rechte rasch ergriffen und folgte dem Führer in den dunklen Raum.

„Tritt leis' auf," sagte dieser, „und behutsam . . .

So, da kommt die Stiege . . . sie ist gewunden; halte Dich mit der andern Hand an die Wand . . ."

„Was ist Dir?" flüsterte Biener entgegen. „Deine Hand zittert!"

„Kann schon sein, daß mir ein bischen gruselt — es wäre just kein Spaß, wenn's fehl schlagen thät'. Brauchst aber keine Sorg' zu haben d'rum — da sind wir schon im zweiten Stock — Jetzt noch eine Stiege, und wir haben's gewonnen . . ."

Biener hielt den Voranschreitenden etwas zurück und deutete auf einen langen, schmalen Lichtstreifen, der vom Hintergrunde des Ganges her auf das Ziegelpflaster fiel. „Das thut uns nichts," flüsterte Peter. „Das ist das ewige Licht in der Capelle, die Thüre ist nur angelehnt . . ."

In gleich vorsichtiger, lautloser Weise schritten Beide die zweite Treppe hinab, als vom äußern Schloßhofe her ein lauter, durchdringender Schrei ertönte, und gleich darauf das Gewirr von streitenden Männerstimmen hörbar wurde. „Heilige Mutter!" flüsterte Peter zusammenschreckend: „Was ist das? — Bleib' hier, Herr — ich will hinunter und sehen, was es giebt." Rasch war er die Treppe hinab, während Biener die wenigen Stufen wieder hinaufschritt in den dunklen Gang. Er kam eben recht, um neben sich das Brechen einer Heizthüre zu hören, aus welcher, von dem Scheine der Capelle schwach beleuchtet, Hartmann, mit Ruß und Staub bedeckt, hervorkroch. „Sind Sie's, Excellenz?" rief er. Hören Sie den Lärm drunten? Es ist gegangen, wie ich gefürchtet habe. Die Waffen sind in Alarm, sie haben die Befreier erwischt und gefangen genommen."

„Das wolle Gott nicht," erwiderte Biener, indem er zu ihm an das Gitterfenster des Ganges trat.

„Es ist doch nicht anders," rief Hartmann entgegen.

„Der Mond scheint auch so hell, daß man es im Schatten sieht, wie sie einander herumzerren . . . Jetzt müssen Sie doch meinen Weg gehen, Herr Kanzler! Gott gebe nur, daß das Gitter da nicht gar zu fest hält. Ich habe aus meinem Strohsack ein festes Seil gedreht, an dem lasse ich Sie hinunter und folge nach; sind wir nur erst unten, so wird der Lärm uns vielleicht durchhelfen . . . sie werden mit ihren Gefangenen zu thun haben, und wir können über die äußere Mauer auf die Kirchhofbäume hinunter gelangen . . ."

Hartmann erwartete keine Antwort, sondern machte sich sogleich an die Arbeit und rüttelte, riß und wog an dem Gitter, daß die Steine krachten. Gleichzeitig öffnete sich am andern Ende des Ganges die Thüre der Capelle, und Aloysia stand im weißen Nachtgewande mit hoch empor gehaltener Lampe auf deren Schwelle. Sie überblickte rasch, was vorging, und rief Biener nähertretend zu: „Sie sind es! Ich begreife, daß Sie diesen Kerker verlassen wollen . . . Wie gern möcht' ich es auch, aber für mich giebt es keine Befreiung auf Erden! Gehen Sie mit Gott, eilen Sie . . . Neuhaus ist vom Gelage bereits zurückgekehrt und liegt noch im ersten, festen Schlafe. Sie müssen im Freien sein, ehe er erwacht . . ."

Behutsam löste Hartmann die Steine aus, damit sie kein Gepolter verursachten, als mit einem Male vom Erdgeschosse her so lautes, klagendes Geheul ertönte, daß es das ganze Schloß durchdrang, und alle bestürzt zusammen fuhren. „Um Gottes willen!" rief Aloysia angstvoll, „das ist Fidel! Er scheint Ihre Spur zu wittern und wird Neuhaus wecken, der nebenan schläft. Ich will hinunter, ihn zu beschwichtigen . . ."

„Es ist vergeblich!" rief Biener schmerzlich, „meine Bahn geht zu Ende — die Treue selber ist es, die mich verräth!"

Aloysia war kaum an der Treppe angekommen, als sie zusammenbebte. „Jesus," rief sie, „das ist seine Stimme! Er kommt . . . eilen Sie, ich will wenigstens versuchen, ihn aufzuhalten!"

Mit übermenschlicher Gewalt und von Biener's ungewohnten Händen unterstützt, rüttelte Hartmann an dem Gitter, während von unten das rohe Wuthgebrüll des Halbbetrunkenen immer näher kam. Endlich wichen die Eisenstäbe den vereinten Anstrengungen; im nämlichen Augenblicke tobte auch Neuhaus im Nachtwams, den bloßen Degen in der Faust, die Treppe herauf, prallte aber einen Schritt zurück, als er oben Aloysia bleich und hochaufgerichtet stehen sah, welche ihm die abgemagerten Hände wie drohend und abwehrend entgegenstreckte. „Hab' ich es nicht gedacht, daß die Närrin mit im Spiele ist!" tobte der Wühtende. „Aus dem Wege, oder ich renne Dir den Degen durch den Leib!"

„Georg!" rief die Frau wie außer sich, „bedenke Dein unsterblich Theil — nur einmal sei menschlich, damit Du auch Gnade findest, wenn Du gerichtet wirst."

„Der Schloßhauptmann," schrie er ihr entgegen, „geht vor dem Menschen! Gieb Raum, verfluchtes Weib, oder es ist Dein Letztes!"

Sie wich nicht, und da er sie, wie sie sich an das Stiegengeländer klammerte, nicht wegdrängen konnte, stieß er sie wüthend mit dem Degengefäße vor die Brust, daß sie mit einem schwachen Ach an die Wand taumelte und in schwerem Falle zu Boden schlug, während ihr Blut aus Mund und Nase hervorbrach.

Inzwischen war das Gitter völlig gebrochen. Hartmann hatte das Seil an einem Mauerhaken befestigt und Biener um den Leib gebunden, der sich eben auf die Fensterbrüstung schwang als Neuhaus, an der in ihrem Blute liegenden Aloysia vorüber eilend, ihn an den Schultern

ergriff und zurückriß. „Keinen Schritt weiter, Herr!“ rief er. „Keine Bewegung, oder Sie sind des Todes!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Schloßhauptmann,“ sagte Biener gelassen. „Man hält mich auf unverantwortliche Weise gefangen: das hat mich berechtigt, meine Freiheit zu suchen . . . es ist mißlungen, und ich bin wieder in Ihrer Gewalt! Seien Sie meinetwegen unbesorgt und stehen Sie Ihrer Gemahlin bei!“

„Denke Er an sich selbst,“ antwortete Neuhaus. „Ich meine, Er könnte es satt haben, sich in fremde Angelegenheit zu mischen! — Vorwärts, Soldaten! Nehmt den Arrestanten in die Mitte und bringt ihn in die Wachtstube, bis ich Alles untersucht und Ihm ein anderes, festeres Gefängniß angewiesen habe.“

Wortlos und ohne Widerstand folgte der Kanzler den ihn umringenden Soldaten; nur bei Aloysia, welche von einigen Knechten emporgehoben wurde, blieb er einen Augenblick stehen. „Sie scheint erlöst zu sein!“ sagte er vor sich hin. „Wohl uns Sterblichen, daß es eine Grenze giebt, über welche keine Menschen-Gewalt hinausreicht!“

Neuhaus störte ihn nicht, denn er hatte Hartmann bemerkt, der, bisher in der dunklen Ecke neben dem Schürloch niedergekauert, seine Entfernung rasch benützt und sich an dem Seile aus dem Fenster geschwungen hatte.

„Halt, Kerl!“ rief der Schloßhauptmann, hinzuspringend. „Wer entflieht hier?“ Er stand am Fenster, als Hartmann eben in halber Thurmhöhe über der Tiefe hing. „Wenn es der Schuft so haben will,“ fuhr er fort, „so kann er die Himmelfahrt machen . . .“

Mit einem Zuge war das Seil durchschnitten, und ein dumpfer Schrei tönte von unten herauf. „Geht hinaus, Soldaten!“ sagte Neuhaus, sich kaltblütig abwendend. „Tragt ihn weg, der entläuft uns nicht mehr!“

Als Biener in die Wachtstube trat, fiel sein erster

Blick auf Rudolph und den treuen Peter, die gebunden und geknebelt am Boden lagen. Trotz seiner Bande sprang Rudolph mit einem Schrei des Schmerzes empor und warf sich weinend in des Vaters ihn zärtlich umschlingende Arme. Einen Augenblick hielten sich Beide schweigend umfaßt: Keiner fand ein Wort, dem Uebermaße des Schmerzes Luft zu machen.

Der alte bärtige Feldwebel sah zu, dann trat er näher und lößte die Bande von Rudolph's Händen. „Sie werden keinen Versuch mehr machen, zu entkommen," sagte er, „also kann ich Ihnen die Stricke wohl abnehmen — der Commandant ist nicht da . . . die Magd hat ihn hinübergerufen in die Wohnung . . ."

Der Jüngling war trostlos, und es bedurfte aller Stärke und Fassung des Vaters, daß er ihn nur in etwas beruhigte. „Sammle Dich," sagte er, „fasse Dich, mein Sohn! Lerne bei Zeiten, Dich in das Unvermeidliche zu fügen, denke an Deinen Horatius und sein:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

So konnte der Heide sagen: wir sind Christen und wissen, über uns und unsern Feinden waltet ein gerechter Gott im Himmel. Sammle Dich, damit ich erfahre, ob Du nach Wien gekommen, und wie Du meinen Auftrag besorgt hast?"

„Ich war in Wien," erwiderte Rudolph unter Thränen — „ich habe mir nicht Rast und Ruhe gegönnt, bis ich den Stephansthurm vor mir aufsteigen sah . . . Daß ich vergeblich reiste, kannst Du Dir denken — ich wäre sonst nicht auf den Einfall gekommen, Dich auf solchem Wege zu befreien!"

„Sie hatten tüchtig vorgearbeitet?" sagte Biener. „Ich hätte es denken können! Nicht wahr, es ist, wie ich sage?"

„Du hast es errathen. Graf Montecuculi hat seit Jahren nichts unterlassen, das gute Andenken an Dich zu trüben und das Wohlwollen für Dich zu untergraben.“

„— Aber der Kaiser?“

„Ich vermochte nicht, zu ihm zu dringen. Man hat es wohl verstanden, mir den Weg zu ihm zu versperren.“

„Und hatte Niemand ein Ohr für Dich? Niemand ein Wort für den ehemaligen Freund? Nicht Dietrichstein, Colloredo, nicht einmal der edle Trautmannsdorf?“

„Keiner. Graf Trautsmanndorf nahm mich herzlich und wohlwollend auf, aber er glaubte nicht an die Größe der Gefahr, die ich ihm schilderte. Er meinte, meine Besorgniß um Dich lasse mich die Sache zu schwarz sehen: Deine Unschuld würde sicher an den Tag kommen, denn er sei von ihr überzeugt: wenn er etwas für Dich thun würde, müsse er besorgen, Dir eher zu schaden, als zu nützen!“

„Ich danke ihm dafür,“ sagte Biener, „daß er an mich glaubt — das arglose deutsche Gemüth hat keine Ahnung, wie weit welsche Rachsucht geht! — In Gottes Namen denn, wir müssen es allein zu Ende führen!“

Augenblickliches Schweigen trat ein, denn von der Höhe des Schloßthurmes herab schallte der Ton eines Glöckleins hell durch die Nacht; es war das Zügenglöcklein, das man zu läuten pflegt, wenn eine christliche Seele von hinnen scheidet. Die Soldaten stießen einander an und sagten sich, es sei die Frau des Schloßhauptmanns, der das Läuten gelte.

„Alles geht zu Ende,“ sagte Biener, indem er einen Kuß auf Rudolph's Stirne drückte: „diese Dulderin hat ausgerungen — laß uns bereit sein, wenn unsere Stunde kommt!“

— — — Auf dem Landesfürstlichen Jagdschlosse Martins-Bühel bei Zirl ging es wenige Tage später sehr

laut, munter und lebhaft zu. In dem Hofraume lagerten Jäger und Treiber im bunten Kreise um ein offenes Feuer, über welchem ein tüchtiger Gemsbraten sich am Spieße drehte. Aus einem nebenan liegenden Fasse wurde der Weinkrug stets neu gefüllt, und mit seinem Inhalte ging Geplauder und Gelächter in der Runde.

Auch im Speisesaale des Schlosses war frohe Gesellschaft versammelt; Erzherzog Ferdinand Karl saß an der Abendtafel, neben im Anna von Toscana, seine Gemahlin; zu beiden Seiten in glänzender Reihe die höchsten Würdenträger des Hofes mit Frauen und Töchtern, Alle in reicher und zierlicher Jagdkleidung. Die Gesellschaft bestand dem größten Theile nach aus Italienern; ihre wohlgefällige Geschmeidigkeit hatte sich immer mehr bei dem Herzog eingeschmeichelt und die minder gefügigen unbequemen Deutschen und Tiroler verdrängt. In der ganzen Versammlung, deren die heiterste Stimmung sich bemächtigt hatte, war kein anderer Laut zu vernehmen, als die weichen Klänge von jenseits der Alpen. Die Jäger bliesen von Zeit zu Zeit unter den geöffneten Fenstern muntere Märsche und Jagdstücke, oder stimmten schmetternde Fanfaren an, wenn oben ein Trinkspruch ausgebracht wurde und unter feurigen Evviva's die klingenden Venetianer-Kelche an einander stießen. Das geschah nicht selten, denn der Erzherzog war auf der Jagd sehr glücklich gewesen und hatte einen stattlichen Gemsbock in voller Flucht und aus großer Entfernung erlegt. Das Thier war schon bis an die Ecke einer Felswand gekommen; noch ein Sprung — so war es in Sicherheit, aber gerade im entscheidenden Augenblicke wurde es von der sichern Kugel erreicht und stürzte, sich überschlagend, in den Abgrund. Dort langte es freilich nur zerschmettert und unbrauchbar an, aber der fürstliche Schütze hatte sich bewährt, und die Cavaliere überboten sich, in begeisterten Reden die Heldenthat zu

preisen. Ferdinand Karl war dadurch in die fröhlichste Laune versetzt; er strahlte vor Vergnügen, und doch war der Glanz seiner Augen nichts gegen den Schimmer von Glück, der aus den Augen der Fürstin leuchtete, denn Ferdinand unterhielt sich fast nur mit ihr, war überaus gesprächig und ließ es an Artigkeiten und angenehmen Redewendungen nicht fehlen. Das Mahl ging erst mit dem Tage zu Ende, der draußen auf den Bergen zu verglühen begann: sonst wurde die Tafel eher aufgehoben, aber die Herzogin unterhielt sich so gut, daß sie Viertelstunde um Viertelstunde vergaß, sich zu erheben und dadurch das Zeichen zum Aufbruche zu geben. Als sie es endlich that, um sich nach ihren Gemächern zurückzuziehen, blieben die Männer noch beim Gelage zurück, und Ferdinand Karl, nachdem er von der Herzogin fast zärtlich Abschied genommen, war bald wieder mit seinen Nachbarn in ein Jagdgespräch vertieft, das ihn vollständig fesselte, und bei welchem man nicht vergaß, die Becher fleißig zu füllen und zu leeren. Auch der Herzog schloß sich nicht davon aus, obwohl es nicht seine Gewohnheit war: er war meist nüchtern und mäßig, aber heute schien er die Zurückhaltung vergessen zu haben, und das Glühen seiner Wangen und seine erhöhte Lustigkeit zeigten, daß das Uebermaß seine Wirkung nicht verfehlte.

Die Gesellschaft hatte sich in verschiedene Gruppen getheilt, die nach Gefallen plaudernd beisammen saßen oder standen. Eine Abtheilung war auf den Vorplatz hinausgetreten, von welchem ein Söller wolkenhoch über den tief unten am Fuße des steilen Felsen vorbeirauschenden Innstrom hinaushing. Es ware Marchese Luniati, Graf Ferrari und ein dritter, erst unlängst am Hofe angekommener, aber mit großer Gunst empfangener Cavalier — Graf Montecuculi, gealtert, abgelebt, ergraut, aber von der alten, auffahrenden Lebhaftigkeit.

„Ein eigenthümliches Land, dieses Tirol!“ rief er, indem er auf den Söller heraustrat und sich auf die steinerne Brüstung lehnte. „Wenn es nicht so rauh wäre, müßte Italien davor verschwinden! Sehen Sie nur, wie prachtvoll da unten der Inn vorüber zieht, und wie drüben auf dem grünen Mittelgebirge die letzten Streiflichter des Sonnenuntergangs erlöschen! Die glänzende Spitze dort muß der Kirchthurm von Perfuß sein, und der eisige Berggipfel darüber ist ohne Zweifel der Gries-Kar.“

„Ich staune!“ rief der Marchese. „Sie sind so lange weg, Herr Graf, und sind im Lande noch so wohl bewandert, wie kaum ein eingeborner Tiroler?“

„Leicht erklärlich,“ lachte Montecuculi; „Land und Berge bleiben, nur die Menschen sind wandelbar. Das hab' ich heut' wieder gesehen! Hieß es doch, Erzherzog Ferdinand Karl lebe mit seiner Gemahlin in offener Entzweiung — und siehe da, sie sitzt ihm zur Seite, lächelt wie eine Braut, und er hat nur Augen für sie und benimmt sich wie der feurigste Amoroso in den ersten vier Wochen!“

„Sie haben also noch nichts von dieser Veränderung gehört?“ fragte Ferrari. „Es ist eine wunderbare Geschichte. Allerdings war es, wie Sie sagen; der Herzog war ganz in den Banden der schönen Römerin Lucia, die ihn mit Augen und Stimme bezaubert hatte, wie eine zweite Armida. Die Sache erreichte ihren Gipfel, als es der schönen Favoritin einfiel, die Spröde zu spielen und Monate lang unsichtbar zu bleiben.“

„La striga!“ rief Montecuculi. „Das war ohne Zweifel wohl berechnete Absicht!“

„So dachten Alle. Man glaubte, sie wolle den Bogen noch höher spannen und wohl gar die Herzogin ganz ver-

drängen; man munkelte von einer Ehe zur linken Hand — plötzlich war sie eines schönen Morgens verschwunden und ließ nichts zurück als einen Brief!"

„Und der Brief —?"

„Enthielt, daß ihr Gewissen ihr nicht mehr erlaube, dem Herzoge anzugehören — daß sie fliehen müsse, um den Liebesnachstellungen des Kammerdieners Marello zu entgehen —"

„Ah furbetto!" rief Montecuculi. „Ich habe den Burschen aus dem Nichts hervorgezogen, aber er macht meiner Schule Ehre und hat sich vervollkommnet. Wie kommt es, daß er doch noch in Amt und Gunst steht? Hat ihn das nicht gestürzt?"

„Er ist wie eine Katze und fällt immer auf die Füße!" erwiderte Luniati. „Er soll Durchlaucht die Beweise vorgelegt haben, daß die Signora ein zärtliches Verhältniß mit einem hübschen Fähnrich unterhielt! Das entwaffnete die Anklage und brach ihr die Spitze, während zugleich die Entrüstung den Schmerz des Verlassenen milderte. Auch war er schlau genug, sich sogleich um eine neue Protection umzusehen; — er sah wohl ein, daß der Herzog bei seinem weichen Gemüthe dem Schicksal kaum entgehen kann, von irgend Jemand regiert zu werden . . . Er gab der Herzogin unter der Hand einen Wink; sie ergriff die Zügel im rechten Augenblicke und in der rechten Art — und ist nun vollständig Herrin der Lage!"

Montecuculi's staunende Erwiderung wurde durch lautes Gespräch abgeschnitten, das von der Treppe hörbar wurde. „Was giebt es hier?" rief Ferrari, indem er näher trat, dem Kammerdiener zu, der, in der Mitte der Treppe stehend, einigen Männern den Weg zu versperren schien, welche die Stufen herauf eilen wollten.

„Hier sind einige Herren und Bürger aus Innsbruck," sagte Marello, „welche eigens so spät noch von der Stadt

herausgekommen sind und wollen sprechen durchaus und augenblicklich mit Sua Altezza . . . Die Sache leidet keinen Aufschub, wie sie sagen."

Die Männer auf der Treppe waren Doctor Wardtell, Erzgießer Godel und Maler Schorer mit einigen Bürgern von Innsbruck, unter denen der verfassungskundige Handschuhmacher nicht fehlte. Seit der Erzgießer von Hall mit der Nachricht über die räthselhafte Verhaftung des Kanzlers zurückgekommen war, hatten die ihm freundlich gesinnten Bürger nichts unterlassen, was in ihrer Macht stand, das Schicksal des Freundes zu ändern und zu verbessern. Vollmar und Schmauß hatten sie mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und versichert, daß Alles seinen geregelten Lauf haben werde; Niemand sei mehr von der Unschuld des Kanzlers überzeugt, Niemand wünsche lebhafter deren vollständige Anerkennung, als sie Beide: eben darum sei es nicht klug, dem von Seiner Durchlaucht eingesetzten Gerichte vorzugreifen, das könne den Herzog nur reizen und erbittern. Der Schein der Arglosigkeit und freundschaftlichen Theilnahme, womit diese Versicherung begleitet waren, machte die schlichten, mit den Künsten der Verstellung nicht vertrauten Männer in ihren Unternehmungen irre. Sie beschlossen, dem Rathe folgend, abzuwarten, um so mehr, als ihnen eigentlich nur der eine Weg offen stand, sich mit einer Bitte persönlich an Ferdinand Karl zu wenden, dieser aber die meiste Zeit hindurch auf Reisen und Ausflügen aller Art abwesend war. In den letzten Tagen aber hatten sich die Gerüchte über Biener's endliches Schicksal immer mehr gehäuft und waren dunkler und drohender geworden. Die Geheimnisse des Hochschlosses von Rattenberg begannen, sich durch dessen Mauern unsichtbare Bahn zu brechen; man erzählte sich von der ungewöhnlich strengen Gefangenschaft des Kanzler; von der Grausamkeit, womit er von den Seinigen völlig getrennt

gehalten werde; von der Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens und von dem persönlichen Hasse seiner Richter. Jetzt war kein Aufschub mehr denkbar, und als Ferdinand Karl von einem Besuche seines Herzoglichen Schwagers in Florenz zurückgekommen war, eilten die Auserwählten von Biener's Freunden sogleich der Hofburg zu, sich Gehör zu verschaffen. Auf die Nachricht, daß er auf die Jagd gezogen sei und die Nacht im Schlosse zu Martins-Bühel verbringen werde, ließen die wackern Genossen es sich nicht verdrießen, noch bei einbrechender Nacht den weiten Weg dahin zurück zu legen.

„Es geht nicht an!" rief ihnen Graf Ferrari zu; „Sie können jetzt unmöglich Gehör finden bei seiner Durchlaucht — Sie sind dringend beschäftigt."

„Man lasse uns hinein, oder melde uns!" rief Doctor Wardtell. „Es kann kein Geschäft geben, das dringender wäre als das unsere."

„Ich bedaure dennoch, Signori. Es ist unmöglich!" In Ferrari's Worte ertönte aus dem Tafel-Saale lautes Gelächter und Gläserklingen.

„Wenn das die Geschäfte Seiner Durchlaucht sind," rief Wardtell noch entschiedener, „dann wollen wir doch sehen, ob es nicht möglich ist, daß er von seinem Vergnügen sich einen Augenblick abbricht und seinen Landeskindern schenkt! Machen Sie Platz, meine Herren —"

„Es geht nicht," sagte Ferrari, ich habe ausdrücklichen Befehl, Niemand vorzulassen. Zudem weiß ich gar nicht, was Sie zu Seiner Durchlaucht führt?"

„Das ist kein Geheimniß," erwiderte der Doctor. „Wir kommen, um bei Seiner Durchlaucht eine Fürbittte zu thun wegen des vorigen Staatskanzlers Biener."

„Davon kann nicht die Rede sein!" entgegnete Ferrari rasch. „Durchlaucht wollen davon ein- für allemal nichts hören, und auch Sie thäten besser, Signori, sich

nicht darein zu mischen und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen!"

„Dafür will man eben sorgen!" rief Wardtell. „Es giebt Casus, in denen es noth thut, der blinden Frau Themis die Binde zu lüften, wenn ihr die Bosheit die Waage verfälscht und statt des Schwertes eine Geißel in die Hand gegeben hat! Man muß ihr und dem Herzog die Augen öffnen!"

„Zurück! Als redliche Unterthanen sollten Sie sich schämen, für einen Hochverräther das Wort zu nehmen!"

„Lug und Trug!" entgegnete Wardtell. „Der Biener ist so wenig ein Hochverräther als ich! — Man will uns also nicht melden? Es ist wirklich so weit gekommen, daß es von den Welschen abhängt, ob ein Deutscher zu seinem Landesherrn kommt?"

„Albernes Geschwätz! Kommen Sie am rechten Orte und zu gelegener Zeit, dann wird man Sie nicht abhalten. Seine Durchlaucht sind mit Regierungssorgen geplagt genug und müssen wenigstens hier davon frei sein. Gehen Sie, Signori, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen die Trabanten den Weg weisen!"

„Dessen bedarf's nicht," erwiderte der Doctor. „Kommt denn, meine Freunde; ich nehme alle Anwesenden zu Zeugen, wie man uns den Zutritt zu Seiner Durchlaucht verweigert. — Auch für diesen Uebermuth wird die Stunde der Vergeltung kommen, man weiß jetzt wenigstens, was man zu thun hat!" Ohne Gruß und trotzig wendeten die Innsbrucker den Hof-Herren den Rücken und verließen das Schloß.

„Da sieht man," rief Montecuculi hinter ihnen her, „wie weit es gekommen ist! Sie wollen Seiner Durchlaucht Vorschriften geben! Dieser rebellische Geist kommt von Niemand, als von dem Manne, für den sie sich verwenden; er ist die Folge seines schlaffen Regiments!"

„Nun, für den ist gesorgt," sagte Ferrari, „der wird Niemand mehr schaden!"

„Ja, endlich ist wieder Gerechtigkeit im Lande!" entgegnete Montecuculi. „Und das war's auch allein, was mich von Wien wieder zurückführte. So lange Herzogin Claudia lebte, war es unmöglich, an ihn zu kommen, ich kann ein Lied davon singen, und man weiß auch," setzte er mit tückischem Spotte hinzu, „welch' besondere Gaben es waren, die ihm ihre Huld in so hohem Grade erwarben! Die Stütze ist nun weg — da liegt der Coloß, wie ein Haus ohne Stützmauern beim Erdbeben!"

„Bei alledem ist's Schade um ihn!" bemerkte der Marchese. „Er war ein heller Kopf, und seine witzigen Einfälle haben mir viel Vergnügen gemacht. Auch hat er das Verdienst, eine Eintracht am Hofe hervorgerufen zu haben, wie sie in keiner andern Angelegenheit besteht: Er hat es glücklich zu Stande gebracht, sich mit Allen zu verfeinden. Die Geistlichen hassen ihn, weil er den Lutheranern das Wort geredet hat; die Adeligen haben es nicht vergessen, daß er ihnen auf dem Sterzinger Landtage die Bürger und Bauern über den Kopf setzen wollte, und wir Italiener üben nur das Recht der Wiedervergeltung, wenn wir ihn hassen, wie er Alles verfolgt hat, was nicht deutsch ist! — Rechnet man noch seine Spottgedichte hinzu, die wie ein stechender Wespenschwarm um ihn herumfliegen, so ist es nur zu verwundern, daß er sich so lange zu halten vermochte!"

„Aber wie steht es nun mit ihm?" fragte Montecuculi. „Wie weit ist die Untersuchung gegen ihn vorgeschritten?"

„Das können wir am besten von Demjenigen erfahren," erwiderte Ferrari, „dem die Leitung der ganzen Sache übertragen ist, von dem Kammerpräsidenten Schmauß. Da kommt er eben aus dem Saale und scheint auch frische

Luft schöpfen zu wollen. — Nun, Herr Präsident," rief er Schmauß zu, der die Glasthüre des Saales hinter sich zuzog und dann mit leichter Verbeugung zu den Uebrigen auf den Söller trat. „Sie bringen es über's Herz, schon von der Tafel aufzustehen? Ist der Burgunder, oder der Wein aus Champagne nicht nach Ihrem Geschmack?"

„Es ist Alles vortrefflich!" erwiderte Schmauß. „Ein wahrhaft lucullisches Mahl . . . aber es fehlt an mir — ich habe die Freunde an der Tafel und den Appetit verloren, vor lauter unangenehmen Beschäftigungen und Arbeiten!"

„Sie meinen ohne Zweifel den Bienerischen Prozeß? Wie steht es mit ihm?"

„Den meine ich allerdings! Was hat es nicht Sorge und Mühe gekostet, bis er zu Ende geführt war, und jetzt, da es so weit ist, fängt die Sorge erst recht von Neuem an!"

„Wie meinen Sie das?" riefen die Welschen wie aus einem Munde.

„Der Staatskanzler Vollmar," sagte Schmauß, „hat mir einen Courier auf die Jagd nachgeschickt mit dem Endurtheile über Biener. Nun gilt es erst, von Seiner Durchlaucht die Unterschrift zu erhalten."

„Eine große Neuigkeit! Wie lautet das Urtheil?"

„— Er ist des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Hochverraths für schuldig erklärt . . . und zum Tode verurtheilt."

Eine augenblickliche Pause trat ein. Trotz ihrer Abneigung gegen Biener übte der Ernst der Entscheidung auch auf die Anwesenden seine Wirkung aus, sie erschraken gewissermaßen innerlich, als sie vollendet sahen, was sie so lange gewollt und bereitet hatten.

„So ist es also entschieden!" sagte Montecuculi. „Ich

bewundere Sie, Herr Präsident; Sie haben Ihre Aufgabe glänzend durchgeführt: Simson ist seiner Locken beraubt, und die Philister sind über ihm!"

„Noch ist nicht Alles gethan," erwiderte Schmauß, „die Unterschrift Seiner Durchlaucht . . ."

„Die wird leicht zu erlangen sein!" rief Montecuculi. „Dafür ist gerade der günstige Augenblick. Kehren wir zur Tafel zurück: geben Sie auf mich Acht und unterstützen Sie mich . . . ich will mein Probestück machen!"

— An der Tafel hatten indessen Gespräch und Gelag in erhöhter Lustigkeit fortgedauert, an welcher auch Ferdinand Karl in ganz ungewohnter Aufregung Theil nahm. Er war in einem Gemüthszustande, der ihm selten zu Theil wurde, denn wenn ihn Arbeitsscheu und der unersättliche Hang nach Vergnügen auch zu Manchem hinrissen, was er innerlich selbst nicht billigte, kam dennoch der im Grunde treffliche Kern seines Wesens immer wieder zu Tage. Seine wenigen einsamen Stunden waren daher nicht selten mit Selbstvorwürfen ausgefüllt, die ihn übellaunig machten, und die er in erneuten Vergnügungen wieder zu übertäuben suchte. Jetzt empfand er eine gewisse innere Beruhigung, denn die Leidenschaft für Lucia war aus seinem Gemüthe vollständig verflogen, und er glaubte sich als Verdienst anrechnen zu dürfen, was im Grunde nur die Folge seiner Wandelbarkeit war. Die Aussöhnung mit seiner Frau hatte ihn heiter gestimmt; der reichliche Wein trug zur Steigerung bei, und sein Zustand war so überreizt, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihn in das Gegentheil, oder in Wildheit überschlagen zu machen. Die Cavaliere wetteiferten, die gute Laune des Gebieters zu erhalten, und ersannen Scherze und Trinksprüche, um den Strom nicht stocken zu lassen. Ein erst unlängst am Hofe angekommener florentinischer Nobile überbot alle Anderen durch eine prunkhafte Rede, worin er die Regierung Ferdinand

Karl's mit dem goldenen Zeitalter verglich, ihn den Augustus seines Jahrhunderts nannte und damit schloß, ihm zur Beglückung der Menschheit Methusalem's Jahre zu wünschen.

In künstlicher, oder auch wirklicher Begeisterung stimmte die ganze Gesellschaft ein, und der Saal erbebte unter Evviva's, Gläserklingen und dem von unten herauf schmetternden Schalle der Jagdhörner.

Montecuculi hatte wie zufällig dem Herzog gegenüber Platz genommen und es so einzurichten gewußt, daß auch Schmauß nur wenige Stühle seitwärts saß. Bei dem allgemeinen Jubel hielt er allein sich ruhig, schüttelte den Kopf und flüsterte seinem Nachbar mit spöttischem Lächeln ein paar Worte in's Ohr.

Er wollte von dem Herzog bemerkt werden und erreichte diesen Zweck auch vollkommen.

Erhitzt sprang Ferdinand Karl auf und rief: „Warum lachen Sie, Montecuculi? Ich habe es wohl gesehen, daß Sie es nicht der Mühe werth fanden, in den Trinkspruch einzustimmen!"

„Durchlaucht entschuldigen," erwiderte Montecuculi in erheuchelter Bestürzung, „wie könnte ich es wagen? . . ."

„Keine Ausflüchte!" rief der Fürst entgegen. „Warum haben Sie das gethan? Antworten Sie, oder fürchten Sie meinen Zorn!"

„Nun — wenn Durchlaucht befehlen," sagte Montecuculi in tiefster Unterwürfigkeit, „dann muß ich allerdings reden . . . Ich glaube Durchlaucht bereits bewiesen zu haben, wie sehr ich Ihrem erhabenen Hause und Ihnen ergeben bin! Wie gern hätte ich daher in den begeisterten Trinkspruch eingestimmt! Welch' größere Freude könnte es für mich geben, als Durchlaucht so recht vergnügt zu sehen — aber ich konnte mich des Gedankens nicht er=

wehren, daß dieses Vergnügen wohl leider bald wieder gestört werden dürfte . . ."

„Warum das?"

„— Weil es wahrscheinlich nur kurze Zeit anstehen wird, bis die harmlosen Freuden dieses Abends wieder boshaft entstellt unter's Volk kommen . . . bis man vielleicht Spottlieder machen und Durchlaucht jede Erinnerung daran verbittern wird . . ."

Der Herzog lachte wild auf. „Damit hat es keine Gefahr! Der Mann, den Sie meinen, ist aufgehoben, daß es ihm wohl vergehen wird, Spottgedichte zu machen . . . Und wenn es dennoch geschähe," fuhr er hitziger fort, als Montecuculi ungläubig die Achseln zuckte — „wenn ein Wort in sein Gefängniß hinein, oder aus dem Gefängniß heraus käme, dann lasse ich den Commandanten an der Thüre aufhängen!"

„Ich wage zu bezweifeln," entgegnete Montecuculi, „daß dies Mittel die Sache zum Schweigen bringen würde. Durchlaucht kennen die alles übersteigende Kühnheit jenes Mannes! Was für Dinge sind mir erzählt worden, die geschehen sein sollen, seit ich von Innsbruck entfernt war! Hat er sich nicht erkühnt, bei seiner Entlassung Euer Durchlauch einen Absagebrief zu schreiben, der . . ."

„Nicht weiter!" rief der Herzog, den jede Erinnerung an dieses Schreiben in einen Wuthanfall versetzte. „Präsident Schmauß . . . ich bin sehr unzufrieden mit Ihm! Er erfüllt Seine Aufgabe schlecht! Wie lange wird Er die leidige Angelegenheit noch hinziehen?"

„Durchlaucht erlauben mir, anzuzeigen," entgegnete Schmauß, „daß der mir gewordene Auftrag vollzogen ist. Die peinliche Untersuchung gegen den vorigen Staatskanzler Biener ist beendigt, und das vom Geheimen Rathe genehmigte Urtheil mir vor einer Stunde zugekommen. — Ich

habe nicht gewagt, die Freude des Festes mit einer so traurigen Angelegenheit zu stören . . .“

„Wo ist das Urtheil?“ rief der Herzog heftig. „Ich will es sehen — wie lautet es?“

„— Tod durch Henkershand . . .“

„Und die Untersuchung, sagt Er, ist vollständig und gehörig durchgeführt?“

„. . . In aller Form Rechtens.“

„Er ist überwiesen und geständig? Ist er's?“

„Ueberwiesen der Majestäts-Beleidigung und des Hochverraths. Aber alle Kunst und aller Eifer der Richter, ihn zum Geständniß zu bewegen, war leider vergebens! Nach ihren Berichten — und es sind die Berichte von zwei völlig unbefangenen Männern — sind seine Aussagen nichts Anderes, als ein höhnisches Gewebe der Lüge und der Verstocktheit: jedes Verhör böte reichlichen Stoff zu neuen, nicht minder schweren Anklagen . . .“

Die Augen des Herzogs funkelten vor Zorn, und die Stimme bebte ihm, als er erwiderte: „Er leugnet wirklich? Und hat er die Quittung vorgezeigt, die er von meiner Mutter über die Bündener Urkunden erhalten haben will?“

Schmauß stockte einen Augenblick. „In den Acten,“ sagte er dann mit absichtlichem Doppelsinne, „ist eine solche Quittung nicht vorhanden. Dennoch ist sein Uebermuth der alte: er trägt das Haupt noch höher, als zuvor . . .“

„Er soll es beugen lernen!“ knirschte der Herzog. „Geb' Er mir das Urtheil, ich will unterzeichnen — wenn dieser Kopf sich nicht beugen will, so soll er fallen!“

Er ergriff die von Marello in dienstfertiger Eile dargebotene Feder und unterzeichnete mit raschen unwilligen Zügen. Dann stieß er den Stuhl zurück und winkte Marello, ihm nach seinen Gemächern voran zu leuchten.

Unterwürfig und stumm standen die Cavaliere zu beiden Seiten und zerstreuten sich in der Stille, als er verschwunden war. „Jetzt keinen Augenblick gesäumt!“ rief Montecuculi dem Präsidenten zu. „Schicken Sie sogleich einen Reitenden ab; nur was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden!“

— — Ferdinand Karl, war noch nicht lange in sein Schlafgemach getreten, und die Unruhe des Schlosses fing eben an, dem Schweigen der Mitternacht Platz zu machen, als von fern eilende Hufschläge hörbar wurden, und bald darauf einige Reiter in sausendem Galopp in den Hof jagten. Der Herzog schickte Marello ab, sich nach den späten Gästen zu erkundigen, aber ehe dieser zurückkam, hörte er schon Stimmen und Fußtritte, die sich von der Treppe her seinem Zimmer näherten. Ueberrascht und befremdet eilte er der Thüre zu und stand seinem Bruder, Erzherzog Sigismund Franz, gegenüber.

Der Prinz, der trotz seiner Jugend bereits die Inful des Bisthums Passau trug, stand einen Augenblick schweigend; auf der hohen, ruhigen Stirne lag ein so milder Ernst, daß die Erscheinung des fieberhaft aufgeregten und noch nicht völlig ernüchterten Herzogs zu ihr einen höchst ungünstigen Gegensatz bildete. Ferdinand Karl mochte das fühlen, er war beschämt und verwirrt, daß er nur unzusammenhängende Worte zum Gruße hervorzubringen vermochte.

„Gott zum Gruße,“ sagte Sigismund, nachdem er den Bruder fragend und wie trauernd betrachtet hatte. „So habe ich nicht gedacht Dich zu finden!“

„Warum nicht?“ entgegnete Ferdinand sich zusammenraffend. „Was thu' ich Unrechtes? Freilich — seit Du den geistlichen Rock trägst, bist Du ein Feind der Freude geworden . . .“

„Einer so wüsten Freude, als sie mir im Vorübergehen

der verlassene Saal gezeigt hat, bin ich allerdings nicht gewogen. Wie ist es möglich, daß Du Dich auf solche Weise freuen kannst? Daß Du es kannst in einem solchen Augenblicke?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Eine entsetzliche Nachricht ist zu mir gedrungen. Mein Amt hatte mich nach Passau gerufen; ich vernahm sie, als ich nach Wien zurückkehrte — sie hat mich in rastloser, angstvoller Eile hiehergeführt . . . Sollte es wirklich wahr sein? — Ferdinand, Du hast Staatskanzler Biener peinlicher Anklage unterworfen? Er ist gefangen, und sein Leben bedroht?"

„Es ist verwirkt," sagte der Herzog kalt. „So eben habe ich sein Todesurtheil unterzeichnet."

„Und Du kannst Dich freuen," rief der Bischof erschüttert, „in dem Augenblicke, in welchem Du diesen Spruch genehmigt hast? Mit der Hand, die Deinen Namen unter dieses Bluturtheil gesetzt, kannst Du den Becher heben? — Bruder, wenn er zehnfach schuldig wäre, mich würde das Gefühl vernichten, daß ein solcher Mann so tief zu sinken vermochte . . . Wie nun, wenn er nicht schuldig wäre?"

„Er ist es — er ist überwiesen."

„Weil Du ihn seinen Feinden in die Hand gegeben! — Ihre bloßen Namen, als ich sie erfuhr, waren genug, mich davon zu überzeugen. Konntest Du Dich dieser Ueberzeugung verschließen? Ferdinand, das Volk denkt anders über diesen Mann, und Volkesstimme ist hier Gottesstimme! — Ich bin auf dem Wege den Innsbrucker Bürgern begegnet, die man an Dich abgeschickt hat, um Dir Biener's Schicksal an's Herz zu legen — sie haben es nicht einmal vermocht, zu Dir zu dringen: Deine welschen Höflinge haben sie abgewiesen."

„Davon weiß ich nichts," sagte der Herzog verwirrt.

„Darum eben komme ich zu Dir mitten in der Nacht, wie das Gewissen und wie der Tod, um Dir zu sagen, was Deine Schmeichler vor Dir verbergen wollen! Bruder, denk' an unsere Jugend zurück! Erinnere Dich, wie wir diesen Mann, den Du als einen Verbrecher behandelst, vor uns wandeln sahen, als weisen Staatsmann, als den treuen Diener unseres Vaters, als den im Feuer erprobten Freund unserer verlassenen Mutter, als Deinen Lehrer — und für all' das willst Du ihn tödten, weil er vielleicht eir freies Wort gesprochen, das Dir und Deinen Creaturen mißfiel?"

„Du sprichst von vergangenen Zeiten —" sagte der Herzog finster, „auch Engel sind gefallen!"

„Darum sollten Menschen gnädig richten!" erwiderte der Bischof mit Wärme. „Ich habe diesen Mann von Kindheit auf geliebt, mein Bruder! Ich habe in ihm das Ideal meiner Jugend gesehen, das Urbild eines edlen Freundes, der, wie jener wackere Hans von Müllinen, mit Recht den Namen verdiente — der treue Mann! Ich bin nicht irre geworden an ihm: ich weiß gewiß, mein unbefangenes Kinderurtheil hat mich nicht getäuscht . . . darum bitte ich Dich, Bruder, widerrufe den übereilten Spruch! Lasse die Sache nochmals von parteilosen Richtern untersuchen! Uebertrage die Sache mir, der Dir und Deinem fürstlichen Ansehen so wenig zu nahe treten wird, wie ihm! Laß Biener kein solches Ende nehmen — beflecke nicht Deinen Namen, nicht den unserer vortrefflichen Mutter mit solcher Schmach!"

Der Herzog, bei dem die Wirkung des Weins zu verfliegen begann, schritt schweigend durch das Gemach. „Ich kann nicht zurück," sagte er dann. „Das Recht habe seinen Lauf."

„Gut," entgegnete Sigismund mit gewichtigem Ernste. „Ich wollte den Entschluß der Gnade von Dir, von Dei-

nem Herzen erlangen: Du berufst Dich auf das Recht — wohlan, auch ich thue es, und was Du der Bitte verweigerst, das fordere ich von der Gerechtigkeit des Fürsten! — Widerrufe das Urtheil, Herzog Ferdinand Karl, es ist ungerecht . . . Biener ist falsch angeklagt!"

„Eine kühne Behauptung — Deine Vorliebe für jenen Mann muß sie entschuldigen!"

„Er ist falsch angeklagt, ich wiederhole es! — Wie, wenn ich Dir beweise, daß eine, daß die schwerste der Anschuldigungen gegen Biener grundlos ist? Wirst Du auch dann noch an die andern glauben?"

„— Das ist unmöglich!"

„Biener ist beschuldigt, wie ich höre, die Bündener-Verträge unterschlagen und den Grisonen ausgeliefert zu haben . . . Er behauptet, daß Herzogin Claudia diese Urkunden von ihm in Empfang genommen, ihm eine Quittung darüber ausgestellt und sie verbrannt habe. — Ist es nicht so?"

„So lautet die Anschuldigung."

„Wohlan denn, sie ist falsch. Unsere Mutter hat die Urkunden wirklich verbrannt . . . Hier ist der Zeuge dafür!"

„Kannst Du Todte erwecken?" rief Ferdinand Karl ungläubig, während der Prinz zur Thüre trat und sie öffnete.

Auf der Schwelle stand der alte Schildhofer.

„Schildhofer, Du?" rief der Herzog befremdet. „Wie kommst Du hieher?"

„Nichts für ungut, Herr Herzog!" erwiderte der Bauer, „wenn ich Dir ungelegen komm'. Ich bin just auf dem Weg gewesen zu Dir und bin dem Prinzen-Bischof begegnet — der hat mich mitgenommen. Im ganzen Land ist nur ein Reden von dem Kanzler Biener, und daß er ein Ver-

räther sein sollt' an Dir und am Land Tirol. Die Leut' wollen das nit glauben, denn sie haben's nit vergessen, wie treu er in mancher harten Zeit zum Land gestanden ist, und zu Herzog Leopold und Frau Claudia selig. Ich hab's zwiefach nit glauben können, wie das Gered' auch zu uns bis in's Passeyer hineingekommen ist — denn ich kenn' den Mann vielleicht besser, als Alle, und er ist all'm ein guter Freund von mir gewesen! D'rum hab' ich mich aufgemacht und will Dir sagen — ich bin dabei gewesen, selbigsmal, bei der Geschicht' mit den Graubündnern; ich bin im Fenster gestanden, und hat vielleicht Niemand Acht' geben auf mich — da hab' ich's gesehen mit meinen eigenen Augen: der Kanzler Biener hat der Frau Claudia die Bündener Verträg' gegeben — es sind fünfe gewesen, glaube ich — und sie hat sie in den Kamin geworfen ..."

Die einfache Aussage des Bauers war überwältigend; der Herzog stand betroffen und schwieg.

„Was sagst Du nun?" rief Sigismund feurig. „Wenn die Anklage in diesem einen wichtigen Punkte widerlegt ist, verdienen die andern noch Glauben? Ferdinand — Bruder, wenn Du je im Ernste Biener dieses Verrathes für fähig gehalten — kannst Du es noch? Kannst Du es, ohne das Andenken Claudia's, unserer Mutter, zu schmähen? In ihrem Namen, Bruder — im Namen Gottes, dessen Priester ich bin, frage ich Dich: Glaubst Du noch an seine Schuld? Hast Du die unerschütterliche Ueberzeugung, die Du haben mußt, um ihn zu verdammen? Und wenn Du sie nicht hast — mir schaudert vor dem bloßen Gedanken! — Bei Deinem ewigen Heile beschwöre ich Dich, lade nicht solche Blutthat auf Deine Seele!"

Der Prinz war im Feuer der Rede mit ausgebreiteten Armen dem fürstlichen Bruder zu Füßen gesunken; der greise Schildhofer beugte neben ihm die Kniee.

„Steht auf," sagte der Herzog erschüttert: „Biener soll Tirol verlassen — ich will ihm nicht mehr begegnen! Schickt einen Boten nach Rattenberg — ich begnadige ihn!"

Neunzehntes Kapitel.

Thomas Morus.

Das Schloß Büchsenhaus ragte im Kranze seiner Thürme und Tannen so ruhig und heiter in den wolkenlosen Julitag hinein, wie damals, als es noch der beglückte Schauplatz häuslichen Stilllebens gewesen; der Wanderer der daran vorüberzog, mochte noch immer den Mann glücklich preisen, der sich eines solchen Besitzes erfreuen durfte — das äußere Ansehen der Gebäude und der Anlagen zeigten noch keine Spuren der Trauer und Verlassenheit, die d'rinnen längst ihre Stätte aufgeschlagen hatten. Kein Laut war in der Runde zu hören; selbst in der sonst so lustig hallenden Brauerei waren die Gesänge der Knechte verstummt, Alles ging schweigend seinen Geschäften nach, als ob es sich scheute, an einem Orte des Leides die freudige Regung laut werden zu lassen, die etwa unbeachtet durchzubrechen versuchte. Es kam aber selten dazu, denn die Bewohner und Diener des Hauses waren ihrem edlen und gütigen Gebieter liebend ergeben; sie trauerten um ihn mit der verlassenen Frau, die in den weiten Räumen des Schlosses einsam, bleich und ruhelos umher wandelte, wie ein klagender Geist aus vergangenen Zeiten.

Elisabeth saß im Erkerzimmer bei häuslicher Arbeit, aber diese ruhte in Hand und Schooß; stundenlang saß

sie brütend in die Gegend und auf die Stadt hinab, ohne etwas von all' dem wahrzunehmen, worauf ihr Auge ruhte. Die Landschaft war für sie nur an Biener's Seite schön gewesen; die Arbeit, die nicht für ihn geschah, hatte ihren Reiz verloren. Nichts regte sich um sie her, denn auch der Knabe lag auf dem Ruhebette und war eingeschlafen.

Von Zeit zu Zeit erhob sich Elisabeth und warf bange, forschende Blicke auf den Landweg, der stromaufwärts von Mühlau her auf das Schloß zuführt; sie hielt den Athem an und wurde einen Augenblick noch bleicher, wenn sie eine menschliche Gestalt daher kommen sah, und wenn ein entfernter Busch oder Zweig im Luftzuge schwankte. Sie glaubte einen Boten kommen zu sehen, der ihr schon von weitem fröhliche Nachricht zuwinkte, und versank, wenn sie die Täuschung erkannt hatte, in das alte Leid nur noch tiefer zurück. War es Rudolph's treuen Bemühungen gelungen, bis zu seinem Vater zu dringen? War ihr Brief wirklich in die Hand des geliebten Mannes gelangt? War der Plan zu seiner Befreiung bereits gemacht, vielleicht gar schon ausgeführt? Durfte sie hoffen, in wenigen Stunden in der Wiedervereinigung mit Biener allen Schmerz und alle Schmach der letzten Monate zu vergessen — oder war das Unternehmen mißlungen und hatte es nur dazu gedient, die letzte Hoffnung zu vereiteln und die Ketten des Gefangenen noch schwerer zu machen? — Alle diese Gedanken, Befürchtungen und Möglichkeiten durchkreuzten wie eben so viele Messer Gehirn und Herz, bis der erschöpfte Körper, dem auch die Nachtruhe nur in kurzen, traumgequälten Zwischenräumen des Grams vergönnt war, zuletzt unerbittlich sein Recht forderte: das müde Haupt der Leidenden neigte sich unwillkürlich, und der Schlummer umhüllte für wenige Augenblicke Hoffnung und Furcht ihrer Seele mit beglückender Vergessenheit.

Tritte, welche sich dem Gemache näherten, schreckten Elisabeth bald wieder empor; sie sprang auf und eilte dem Kommenden entgegen — wer konnte es anders sein, als der ersehnte Bote, dessen Annäherung ihr im Schlummer entgangen war?

Sie öffnete und der Fiscal Hippoliti trat mit kriechend schmeichlerischer Verbeugung ein.

Empor geschnellt, wie von dem plötzlichen Anblicke eines häßlichen Ungethiers, stand Elisabeth stolz vor ihm; dann wandte sie ihm den Rücken, wies mit gebietender Geberde nach der Thüre und rief: „Sie sind irre gegangen, mein Herr — in diesem Hause haben Sie nichts zu suchen."

„Doch, doch, meine Gnädigste," erwiderte Hippoliti. „Ich kann mir wohl denken, daß Sie ganz andern Besuch erwarteten und eine ganz andere Botschaft zu hören hofften, als ich sie zu überbringen habe; aber so schwer es meinem zärtlichen Gemüthe fällt, eine so traurige Nachricht bringen zu müssen — habe ich es doch unternommen, mich Ihrem Unwillen auszusetzen, weil ich zugleich hoffe, diesen Unwillen entwaffnen zu können — weil ich allein im Stande bin, Ihrem traurigen Schicksal eine bessere Wendung zu geben!"

„Reden Sie denn," sagte Elisabeth, „aber eilen Sie — ich habe Geschäfte."

„Sie wissen," fuhr Hippoliti fort, „daß Ihr Stiefsohn, Herr Rudolph Biener, den Plan gefaßt hat, seinen Vater aus dem Rattenberger Gefängnisse zu befreien? Sie wissen aber kaum, daß es ihm sogar gelungen war, einige von den Wächtern und Dienern der Festung zu gewinnen; daß schon die vergangene Nacht zur Ausführung des Anschlags bestimmt war ... es ist ein Widerspruch mit meiner traurigen Pflicht als Untersuchungsrichter, wenn ich es sage, allein mein weiches Gemüth zwingt mich dazu, das Wort zu gebrauchen — leider ist das Unternehmen mißlungen —

leider gescheitert an der unerbittlichen Wachsamkeit des Commandanten!"

Elisabeth zuckte zusammen, die Kniee brachen ihr, es verschwamm ihr vor den Augen, und sie fühlte, daß sie im nächsten Augenblicke umsinken müsse; aber eben dieser Gedanke gab ihr die Kraft, die Anwandlung der Schwäche zu überwinden. Es war ihr als ertönte, wie damals im Gefängnisse, Biener's Zuruf an ihr Ohr: ‚Zeige, daß Du verdienst, mein Weib zu heißen — verschaffe unsern Feinden nicht den Triumph, ihnen zu zeigen, wie tief sie uns verwundet haben.'

„Es ist gut, mein Herr," sagte sie mit gewaltsamer Fassung und bebender Stimme. „Ich danke Ihnen . . . Sind Sie zu Ende?"

„Ich bedaure wiederholt," sagte der Fiscal einschmeichelnd, „Sie durch eine so traurige Nachricht betrüben zu müssen: mich tröstet nur, daß ich es, wie schon gesagt, durch eine bessere gut machen kann."

„Eine gute Botschaft? Aus Ihrem Munde?"

„. . . Die Lage Ihres Herrn Gemahls ist eine höchst gefährliche . . ."

Elisabeth lachte bitter auf. „Ist das die bessere Nachricht?" rief sie.

„— Ich kann Ihnen sogar nicht verfehlen, daß es sich um Leben und Tod handelt . . ."

Rasch wandte sich Elisabeth um, trat dem Fiscal einige Schritte näher und richtete ihre großen verweinten Augen so durchdringend auf ihn, daß er die seinigen davor niederschlagen mußte. „Das ist nicht wahr!" sagte sie. „Mein Mann ist unschuldig — und über uns ist ein gerechter Gott!"

„Dann kann ich nur wünschen," erwiderte Hippoliti mit Achselzucken „daß die Festigkeit Ihrer Zuversicht nicht

zu Schanden werden möge! Worauf beruht dieselbe? Woher wissen Sie so gewiß, daß Biener unschuldig ist?"

„— Er hat es mir selbst gesagt."

„Hippoliti wollte in spöttisches Lachen ausbrechen, aber in Elisabeth's einfacher Erwiderung, in ihrer unerschütterlichen Zuversicht lag etwas so Großes und Rührendes, daß der frevelhafte Laut ihm auf den Lippen erstarb. „Dennoch werden Sie wohl thun," sagte er, „das Gegentheil wenigstens für möglich zu halten und den Weg zur Rettung nicht zu verschmähen, den ich Ihnen zeigen will! Bedenken Sie wohl, es ist der einzige! Sie wissen," fuhr er fort, als ihn Elisabeth wie erwartend und fragend anblickte, „wie sehr ich Ihnen von jeher ergeben war... wie sehr ich von Ihren Vorzügen gefesselt, von Ihren Reizen gefangen bin! Sie haben mich stets mit unverdienter Härte zurückgewiesen, Sie wollten nicht einsehen, welchen ergebenen Freund Sie an mir besitzen . . . Lassen Sie sich jetzt vom Gegentheil überzeugen! Weisen Sie die Hand nicht zurück, welche Ihnen die Schlüssel zum Kerker Ihres Gatten bringt!"

Elisabeth's Antlitz glühte vor Scham und Entrüstung. „Aus meinen Augen!" rief sie mit lauter Stimme und sehr verständlicher Handbewegung gegen die Thüre.

„Besinnen Sie sich!" entgegnete Hippoliti tückisch. „Wir stehen uns nicht, wie damals in Ihrem Garten, gegenüber: es gilt Leben oder Tod Dessen, der Ihnen jetzt nicht zu Hülfe kommen kann!"

„Aus meinen Augen!" wiederholte Elisabeth bebend und in steigendem Unwillen.

„— Und Sie wollen sagen, daß Sie Ihren Mann lieben? Sonderbare Liebe, die den Geliebten in den Tod schickt!"

„Die Liebe wäre nicht, was sie ist, wenn sie von Ihnen begriffen werden könnte . . . Aus meinen Augen, Herr

Fiscal! Um diesen Preis ist auch das kostbarste Leben zu theuer erkauft!"

„Das sind Ansichten, die sich recht heldenmüthig anhören und auch ganz leicht auszusprechen sind, wenn man frei, gesund und im Ueberflusse lebt! Der Herr Kanzler ist im Gefängniß, schöne Frau — einsam, gealtert, von Entbehrungen geschwächt, von Sehnsucht verzehrt . . ."

„O Wilhelm, Wilhelm!" rief Elisabeth in ausbrechendem Schmerze, „das von Dir hören zu müssen und aus diesem Munde!"

„Der Kaiser, auf den er so zuversichtlich baute, hat ihn verlassen; der Sohn theilt nach dem mißlungenen Rettungsversuche den Kerker mit ihm, seine Freunde sind stumm und ohnmächtig geworden — die ganze letzte, einzige Hoffnung muß auf Ihnen ruhen. Wollen Sie es auf sich nehmen, sich einmal sagen zu müssen, daß Sie nur die Hand auszustrecken brauchten, ihn zu retten, und daß Sie es nicht gethan?"

„Ich will es," sagte Elisabeth fest. „Sie haben die Kunst, Menschen zu martern, meisterlich erlernt, aber Sie vergaßen, daß auch der höchste Schmerz eine Grenze hat, die ihn stumpf macht durch die Betäubung! — Treten Sie, wenn Sie den Muth haben, vor Biener hin, wiederholen Sie ihm Ihren Rettungsvorschlag, und die Antwort, die er Ihnen ertheilen wird, nehmen Sie schon jetzt als die meinige an . . . Aus meinen Augen, Herr Fiscal, — wenn sie nicht wollen, daß ich meine Leute rufe und mein Hausrecht gebrauche!"

Schweigend und grimmig entfernte sich Hippoliti und schritt an Frenzel vorüber, welche hastig den Gang heraneilte und Elisabeth mit schmerzlichem Ausrufe um den Hals fiel. „So weißt auch Du bereits?" rief diese. „Ist es schon so bekannt? O meine theure, innig geliebte Freundin! Er ist dem härtesten Schicksale preisgegeben — sogar sein

Leben wird bedroht! Alles hat ihn verlassen, Niemand ist ihm mehr übrig geblieben, als die liebende unglückliche Tochter, als sein treues, noch unglückseligeres Weib! Nicht wahr, Du wirst mir rathen? Du wirst mir beistehen — ach, auf uns Beiden ruht ja seine einzige Hoffnung!"

„Das wolle Gott verhüten!" rief Fränzel, welche Elisabeth erschrocken betrachtete und ihren Reden wie verwirrt zuhörte. „Solch' entsetzliche Prüfung wird Gott über mich nicht verhängen . . . ich muß fort, Elisabeth!"

„Fort? Und in diesem Augenblicke? Was hast Du vor? Du willst zu Deinem Vater?"

„O meine Schwester," erwiderte Fränzel, indem sie mit weinenden Augen von Elisabeth's Herzen in ihre Augen emporblickte. „Du hast mich mit Deinen Fragen überrascht und nicht zu Worte kommen lassen . . . schilt mit mir — aber es ist nicht der Vater, wegen dessen ich gekommen bin, nicht zu ihm will ich fort! Du weißt ja, was geschrieben steht: Das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen . . ."

„Wie, Du wolltest zu dem Schändlichen zurückkehren, der Dich verrathen und betrogen hat?"

„Nein," antwortete Fränzel mit stärker fließenden Thränen, „nicht zu ihm . . . zu einem Unglücklichen und Reuigen — an das Lager eines Sterbenden. Lies — so eben habe ich diese Zeilen erhalten . . . hier. Lies nur das Ende . . ."

Elisabeth las: „In meinen Qualen gedenke ich jenes Augenblicks, als ich Dich in der Felsenschlucht hinter Deinem väterlichen Schlosse traf, und Du mich fragtest, ob denn die Liebe über einem Abgrund hause? Dein scherzendes Wort ist entsetzliche Wahrheit geworden! Wir haben auf der Brücke des Abgrundes gehaust, sie ist eingestürzt, und der Abgrund hat mich verschlungen. Du aber bist empor-

geschwebt, wie ein Engel; Du stehst wie damals gleich einem Sterne über mir und strahlst herunter in die Tiefe meiner Verzweiflung! Erbarme Dich meiner Qual, erbarme Dich des Elenden, der den Himmel besaß und sich selbst daraus verbannte! Mein Leiden kennt keine Hülfe, neben meinem einsamen Lager, verlassen von Allen, die einst vorgaben, mich zu lieben, grinst der Tod mich unerbittlich an — nur Dein holdes Antlitz schwebt mir sanft, mild und rein wie immer vor der Seele ... es ist allein unverändert geblieben, — o wär' es auch Deine Liebe! O Francesca, führe den Verzweifelnden in den verlorenen Himmel zurück! Komm und verscheuche — Du kannst es allein — die Dämonen der Hölle, die ihn schon hier peinigen und dort für ewig an sich reißen wollen . . . laß in Frieden und Versöhnung von hinnen scheiden Deinen unglücklichen, sterbenden . . ."

„Kann ich dieser Aufforderung widerstehen?" fragte Franziska. „Muß ich nicht an das Sterbelager des Unseligen eilen, den ich beweint, aber nie aufgehört habe zu lieben?"

„Und Dein Vater?"

„Der Vater hat Dich — Malanotte hat Niemand! Kannst Du mich tadeln, wenn ich dasselbe thue, wie Du? Du giebst Alles für den Gatten hin — darf ich zögern, das Gleiche zu thun?"

„Thue, wie Dein Herz Dich treibt," sagte Elisabeth, indem sie sich aufrichtete und ruhig, aber entschieden von Franziska losmachte. „Geh' Deine Bahn und lebe wohl: ich werde die Kraft finden, allein zu vollenden!"

„Du zürnst? O weise mich nicht so kalt von Dir — Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht anders kann . . ."

„Sie wollte die Freundin umarmen, aber Elisabeth entwich ihr und rief: „Ich bin nicht kalt und zürne nicht — aber ich muß ernsthaft sein, muß meine Gedanken stählen und

mein Herz waffnen, damit es dem Kommenden widersteht . . . fühle ich doch schon, wie in Kopf und Brust die Fäden des Lebens zu reißen drohen und die Vernichtung hereinbricht! Ich darf mich nicht erweichen lassen — darum reise mit Gott, reise schnell und lebe wohl!“

Weinend und wortlos eilte Franziska aus dem Gemache, das Elisabeth hinter ihr verschloß und sich in Thränen aufgelöst neben den schlummernden Knaben auf das Lager warf.

Sie öffnete nicht und erhob sich nicht, als Franziska nach einiger Zeit wieder kam und Einlaß verlangte, um vor der schnell bereiteten Abreise noch Abschied zu nehmen. Sie blieb stumm und regungslos, bis auch vor der Thüre Alles verstummt, und das Rollen des dahin eilenden Wagens verhallt war.

— — Am Morgen desselben Tages war Biener, der nach dem verunglückten Fluchtversuche wieder in sein altes Gefängniß gebracht worden war, ungewöhnlich früh erwacht und wieder emsig beschäftigt, die Wand seines Gefängnisses zu überschreiben. Der Commandant hatte die frühere Schrift abscharren und die Wand neu übertünchen lassen, aber wie eine einsame Spinne die Fäden ihres zerstörten Netzes im nächsten ruhigen Augenblicke wieder anknüpft, ließ sich auch der Gefangene die Mühe nicht verdrießen, das zerstörte Gedicht wieder herzustellen und aus dem Gedächtniß wieder nach zu dichten. Die frische Wand diente dabei als treffliche Schreibtafel, und ein Stück Fensterblei vertrat zur Genüge die Stelle des Stifts. Er war so sehr in seine Beschäftigung vertieft, daß er es gar nicht bemerkte, als die Thüre des Kerkers sich öffnete, und die Stimme des Commandanten ihm zurief: „Immer unverbesserlich! Hab ich es nicht streng verboten, die Wände zu besudeln?“

„Ich besudle sie nicht, wenn ich schreibe,“ sagte

Biener gelassen „und auch das thue ich nur, weil ich nicht müssig sein kann. Geben Sie mir Bücher und Papier, verschaffen Sie mir Beschäftigung, wie sie mir gebührt, dann können Sie den Kalk ersparen — doch ich sehe eben, daß ich dessen in Zukunft nicht mehr bedürfen werde."

„Wie so?" erwiderte Neuhaus verwundert.

„Da Sie nicht allein zu mir kommen, sondern geistliche Begleitung mitgebracht haben, erkenne ich, daß meine Gefangenschaft die längste Zeit gedauert hat. Sie halten mich für schwach, darum soll dieser würdige Herr mich vorbereiten. Ist es nicht so, Hochwürdiger Herr?" setzte er hinzu, indem er dem Geistlichen, welcher mit Neuhaus gekommen war, die Hand bot.

Dieser, ein großer, hagerer Mann in ziemlich vorgerückten Jahren, mit ernst freundlichem Angesicht, in welchem ein schwermüthiger Zug überwiegend hervortrat, ergriff die dargebotene Hand, drückte sie mit Wärme und erwiderte: „Es ist, wie Sie sagen, und mir ein großer Trost, Sie so ruhig zu sehen — ich habe diesen Gang mit schwerem Herzen gemacht!"

„Gott sei Dank, es ist nicht nöthig, daß mir die Fassung, mein Urtheil zu ertragen, erst von außen kommen muß. Ihr Name, Hochwürdiger Herr? Nach Ihrem Kleide gehören Sie, wenn ich nicht irre, dem Prediger-Orden an?"

„Sie haben recht gerathen. Mein Name ist Hyazinth Rothenbucher vom Prediger-Orden; Beichtvater im Kloster der Dominicanerinnen zu Marienthal."

„Beichtvater?" erwiderte Biener mit einem Anfluge von Lächeln. „Sie sind also gekommen, auch mich Beichte zu hören?"

„Er spricht ja," unterbrach ihn Neuhaus, „als ob Er die Sentenz schon wüßte?"

„Ich weiß sie auch," war Biener's Antwort. „Meine Feinde sind nur durch meinen Tod gesichert. Eh' ich das Schloß betrat, war ich schon dazu verurtheilt: was jetzt noch kommt, ist nur nothdürftige Formel und armseliger Schein!"

„So sind Sie gefaßt," begann der Pater wieder, während Neuhaus betreten schwieg, „ein Urtheil zu hören, selbst wenn es den Tod über Sie verhängte?"

„Ich bin es," rief Biener feierlich, indem er beide Hände auf der Brust zusammenlegte. „Der Tod hat nichts Fürchterliches für mich! Meine Hoffnung auf die Hülfe von Freunden, auf die Gerechtigkeit des Kaisers hat mich getäuscht; die Unternehmungen zu meiner Befreiung sind gescheitert, ich bin in der Gewalt meiner Feinde und habe meine Freiheit nie zu erwarten. Soll ich nicht einen raschen Tod lebenslänglichem Gefängniß vorziehen? Ich bin alt und grau geworden — vielleicht der Zeit nach zu früh, aber ich habe den Becher des Lebens vollkommen gekostet: er hat mir so reich gesprudelt, wie vielleicht wenig Sterblichen, reich an Allem, was dem Menschen wünschenswerth erscheint, reich an Lust und an Leid . . . Soll ich anstehen, die Hefe zu leeren, die mir beschieden ist? — Nein, ich bin alt genug, um zu sterben, und bedarf in diesem Sinne Ihres Zuspruchs nicht. Doch wird es mich freuen, wenn Sie mich besuchen; ich bin lange keinem Auge begegnet, aus welchem ein Menschenherz leuchtete — in dem Ihrigen entdeck' ich seinen Strahl. Man giebt ja den armen Sündern in den drei letzten Tagen ihres Lebens die Henkersmahlzeit und wird die harmlose Vergünstigung auch mir nicht versagen. Seien Sie also mein Gast für heute, Hochwürdiger Herr!"

„Ich habe keine Vollmacht, das zu bewilligen," rief Neuhaus dazwischen. „Für sich allein kann der Herr verlangen, was er will!"

Biener zuckte die Achseln, machte eine gleichsam entschuldigende Bewegung gegen den Pater und fuhr gleichmüthig fort: „So werden Sie mir wenigstens Tinte, Feder und Papier nicht verweigern? Einem Sterbenden geziemt es, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen; ich will meinen letzten Willen niederschreiben."

„Der Malificant vergißt," erwiderte Neuhaus, „daß er keinen Willen mehr hat."

Ueber Biener's Angesicht flog eine Wolke des Unmuths, während der Pater nicht mehr an sich zu halten vermochte und mit bewegter Stimme rief: „Herr Commandant, es ist nicht meines Amtes, Ihnen etwas darüber zu sagen — aber es ist mir doch wohl erlaubt, Sie zu bitten gegen einen solchen Mann die Rücksichten zu beobachten, die Sie seiner Bildung und seinem Stande schuldig sind! Der Herr Kanzler . . ."

„Kanzler!" rief Neuhaus barsch. „Wo ist hier ein Kanzler? Hier ist nur ein Arrestant, ein zum Tode verurtheilter Hochverräther! Ich muß wissen, was ich nach meiner Instruction zu thun habe! Man soll sehen, daß man mich nicht umsonst zum Kerkermeister gemacht hat!"

„Lassen Sie ab, Hochwürdiger Herr!" sagte Biener. „Wir wollen den gewissenhaften Mann zu keiner Dienstwidrigkeit verleiten. Und welchen Bescheid giebt Ihre Instruction auf mein Verlangen?"

„Daß es unstatthaft ist. Ein zum Tode Verurtheilter hat keinen Willen mehr und hat nichts, worüber er verfügen könnte; überdies ist sein ganzes Vermögen confiscirt!"

„Und Weib und Kinder sind zu Bettlern gemacht?" rief Biener schmerzlich. „War es an meinem Blute nicht genug? Müssen auch die Unschuldigen mitgestraft werden? — O das ist hart!" die Ruhe, mit der er das eigene

Schicksal vernommen hatte, verließ ihn einen Augenblick, als er das seiner Angehörigen überdachte; Thränen füllten seine Augen, und er sank erschüttert auf sein ärmliches Lager.

Pater Hyazinth trat an seine Seite, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Mann! Christ! — Fassung und Ergebung, das ist der erste Tropfen von der Hefe!"

„Ich bin gefaßt," sagte Biener, indem er sich nach wenigen Augenblicken wieder erhob. „Ist es mir vielleicht erlaubt, das Schicksal meines wackern Sohnes zu erfahren, der den Vater retten wollte?"

„Man hat ihm den Prozeß gemacht wegen widerrechtlicher Befreiung eines Gefangenen und hat ihn des Landes verwiesen."

„Mein Segen und das Glück begleite ihn auf seinem Wege! Sie werden ihm nirgends fehlen, wo er die Grenzen dieses Landes hinter sich hat . . . Und jene andere treue Seele? Was ist es mit dem Bauer, der mich mit befreien wollte?"

„Er ist als Verführter angesehen und aus dem Dienste gejagt worden!"

„Wohl ihm! Er wird den Oelkasten wieder auf den Rücken nehmen und wieder wandern, bis ihn die alten Beine zur Ruhe tragen!"

Ein Soldat trat ein und flüsterte dem Commandanten einige Worte zu. „Wohlan," rief dieser, Alles ist vorbereitet: folge mir der Herr zur Urtelsverkündung!"

Biener folgte schweigend, aber er konnte ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken, das aus der Besorgniß entstand, seinem Peiniger, dem verhaßten Hippoliti wieder gegenüber treten zu müssen. Er war daher angenehm überrascht, als er das Untersuchungszimmer betrat und in der Person des Richters einen Freund aus alter Zeit

erkannte. Es war der vormalige Regierungssecretair Kolb, der inzwischen zum Landrichter von Rattenberg vorgerückt und als solcher mit dem Vollzuge des Urtheils betraut war.

„Ist es möglich?" rief ihm Biener mit freudestrahlendem Angesicht entgegen. „Sie sind es, mein Freund? Ich habe wirklich das Vergnügen, Sie noch einmal zu sehen?"

Der Landrichter war bleich und beinahe außer Stande, sich aufrecht zu erhalten. „Ja, ich bin es," rief er mit bebenden Lippen, „ich bin der Unglückselige, den das Schicksal hierher geführt hat, seinem Gönner und Freunde ein solches Urtheil verkünden zu müssen!"

„Beruhigen Sie sich," rief Biener mit freundlicher Heiterkeit. „Glauben Sie, daß ich das ernste Wort nicht lieber aus dem widerstrebenden Munde eines Freundes, als aus dem schadenfroh verzerrten eines Feindes höre? — Und als Landrichter finde ich Sie wieder? Sie haben also Ihren Weg gemacht und sind wohl auch schon ein glücklicher Familienvater? — Ach ja, ich erinnere mich! Ich habe unlängst von einer Hochzeit im Städtchen gehört; nur wußte ich nicht, daß der Bräutigam mir so nahe steht!"

„Ich bin glücklich, vollkommen glücklich," antwortete Kolb; „ich war es wenigstens bis heute — dieser Augenblick wird meine ganze Zukunft vergiften!"

„Das soll er nicht!" entgegnete Biener herzlich. „Fassen Sie sich; Sie sind Richter, thun Sie Ihre Schuldigkeit!"

Der Landrichter raffte sich zusammen, indem er den Schweiß von der Stirne trocknete und dem Actuar winkte, sich zum Protocolle bereit zu halten. Dann begann er mit schwankender Stimme zu lesen: „Wir Ferdinand Karl, Erzherzog von Oesterreich und regierender Graf von Tirol,

haben uns von Unserm getreuen Kammerpräsidenten Doctor Johann Michael Schmauß Vortrag erstatten lassen in der ihm übertragenen peinlichen Untersuchung gegen Unsern vormaligen Geheimen Rath und tirolischen Staatskanzler Biener und erkennen wider besagten Doctor Wilhelm Biener zu Recht ... Nein — ich vermag es nicht ..." unterbrach sich der Lesende, indem ein Thränenstrom unaufhaltsam über sein männliches Antlitz stürzte. „Ein solcher Mann und ein solches Ende, und durch ein solches Urtheil!"

„Muß ich, muß der Verurtheilte Sie ermuthigen?" rief Biener. „Wollten Sie lieber, daß das Urtheil ein gerechtes wäre? Wollten Sie mich lieber schuldig wissen, anstatt mir zu vergönnen, daß ich zwar vor der Welt als ein Verbrecher von hinnen gehe, aber vor mir selbst, vor den Freunden und auch vor Ihnen gerechtfertigt und schuldlos? — Mein Leben kommt zu einem schönen Ende! Als ich ein kleines Studentlein in Amberg war und die Schulen besuchte und mein erstes Prämium in rudimentis erhielt, war es die Lebensgeschichte des Thomas Morus, weiland Staatskanzlers Heinrich des Achten, Königs von England ... Das Buch hat meine Knabenphantasie gewaltig ergriffen und angeregt — ich hatte keinen höheren Gedanken, keinen schöneren Wunsch, als einmal einen solchen Tod zu sterben — ich freue mich, daß es also gekommen ist. Lesen Sie!"

Mit wankender Stimme fuhr Kolb in der Lesung des Urtheils fort; Biener hörte ruhig zu; nur bei einigen Stellen des Urtheils schüttelte er den Kopf und vermochte hie und da selbst ein Lächeln nicht zu unterdrücken.

Das Urtheil schloß: „Sintemalen obgedachter Biener wider seine geleistete Pflicht, Eid und Instruction zu merklichem Nachtheile sowohl seiner gnädigsten Herrschaft, als auch vieler anderer Parteien in seinem Kanzellariat sich verhalten; auch nicht, wie einem getreuen Rathe gebührt,

seiner gnädigsten Herrschaft Ehre, Reputation und Interesse beobachtet, oder seiner Schuldigkeit nach verfochten; viel minder die so groß empfangenen erzfürstlichen Gnaden mit dankbarem Gemüthe erkannt; sondern ganz meineidig und treulos sowohl die abgeleibte, verwittwete durchlauchtigste Erzherzogin Claudia seligsten Angedenkens, als auch die jetzt riegierende Unsere gnädige Herrschaft mit etwelchen durch seine eigene Hand geschriebenen famosis libellis und ehrenrührigen Anzügen, ebenso auch deren fürnehmste, geistliche und weltliche Räthe mit spöttlich aufgesetzten Schandversen an ihren Ehren und guten Namen verletzt, also vielfältig die landesfürstliche Majestät und Hoheit beleidigt — also ist hierum zu Recht erkannt, daß er mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet werden soll, ihm zur Straf' und Andern zum Exempel — vorbehalten, die seinetwegen erlaufenen Unkosten mit seiner zurückbleibenden Verlassenschaft zu nehmen. Also gegeben am 16. Juli des Jahres 1651. Ferdinand Karl."

Ein feierliches Schweigen war nach Beendigung des Bluturtheils eingetreten; Biener unterbrach es zuerst, indem er sich mit ruhiger Würde erhob, mit fester Hand seinen Namen unter das Eröffnungs-Protocoll schrieb und es dann dem Landrichter hinreichte. „Ich danke Ihnen noch einmal für Ihre Theilnahme," sagte er, „und glaube von Ihnen noch nicht Abschied nehmen zu sollen. Wir sehen uns wohl in ernster Stunde noch einmal. — Und wann," fuhr er zu Neuhaus gewendet fort, „soll das Urtheil vollzogen werden?"

„Morgen um neun Uhr."

„Sie werden mich bereit finden," schloß Biener, indem er sich mit edlem Anstande vor den Anwesenden verbeugte und in seinen Kerker zurückkehrte.

Keine Spur unruhiger Erregung war an ihm zu be-

merken; mit untergeschlagenen Armen schritt er eine Zeit lang, wie er gewohnt war, durch das Gemach und blieb dann vor der Schrift an der Wand stehen, überlas sie und griff nach seinem Stückchen Blei, um in der Arbeit fortzufahren. Noch ehe er aber damit begonnen, legte er den Stift wieder weg und trat an das Fenster, das ihm die weite Aussicht in das Thal stromaufwärts öffnete. „Wäre es jetzt am Platze,“ rief er, „in dichterischer Betrachtung und Schilderung dieser schönen Gegend mich zu verlieren? Es ist Zeit, die Augen auf eine andere Gegend zu richten: auf mein Leben . . . auf dessen letzter Höhe ich angelangt bin — von dem es zu scheiden gilt! — Wohlan, ich will seinen Gang prüfen, will seine dunklen Stellen durchforschen und schonungslos auch die geheimste Erinnerung an's Licht ziehen . . . Ich will mich selber fragen, welchen Schritt möchtest Du nicht gethan haben? Welchen würdest Du ungeschehen machen, wenn es in Deine Macht gegeben wäre? Sieh' da,“ fuhrt er fort, nachdem er eine Weile in tiefes Nachdenken versunken dagestanden. „Sieh' da, welch' ein freundliches Bild! — Ich danke Dir, mein Gott . . . so schön hab' ich diesen Rückblick nicht erwartet, nicht zu hoffen gewagt! — Welch' heitere, lachende Gegend, durch die der Pfad meines Lebens dahin zieht, und wohl mir — er ging offen und gerade, nirgends zu Winkelzügen verkrümmt, nirgends unter Täuschungen versteckt . . . es ist nichts an ihm, wessen das Geschöpf vor dem Schöpfer sich zu schämen hätte, nichts des Menschen Unwürdiges . . . Ich erkenne Euch wieder, Ihr dort, stille Büsche am Gestade der Vils! Schauplatz meiner Jugend, meiner Knabenspiele, Stätte des ersten Ringens und Erreichens, ich erkenne Dich wieder! — Wie dort der Inn aus dem Walde in offenes, sonniges Flachland tritt! Das ist mein folgendes Leben — das sind die ersten heitern Jahre am Hofe des Markgrafen

von Burgau, im Dienste Maximilian's von Bayern! Ein dunkler, überhängender Felsen drängt sich dort in das Bett des Stromes vor, der ihn umbrandet, jenseits aber ruhig wieder weiter zieht . . . Die Stelle kann ich wohl mit jener Zeit vergleichen, als mich das Verhängniß in die Dienste des Kaisers und des Erzherzogs Leopold führte! — So frisch kräftig brauste mein Leben auf — so still floß es dann an Deiner Seite dahin . . . gutes, treffliches Weib, das Du so sanft und so kurze Zeit an meiner Seite dahinschrittest! Wärest Du länger bei mir geblieben — Dein stiller, freundlicher Einfluß hätte vielleicht umgestaltend auf mein, ganzes Leben gewirkt . . . Du verließest mich so bald und wie dort die gekrönten Thürme jenes Schlosses stieg die Zukunft majestätisch vor mir auf . . ."

Er war so ergriffen, daß er sich einen Augenblick vom Fenster abwandte und mit mächtigen Schritten das Gefängniß durcheilte. „O meine Hoffnungen!" rief er. „Meine Gedanken — meine kühnen, hochstrebenden Gedanken! . . . Claudia, hohes, herrliches Frauenbild, da schwebst Du an meinem Horizonte empor und strahlst und ziehst mich mit Dir hinauf, wie ein Stern in Deine unnahbare Höhe! Du bist lange hinunter —" setzte er erweicht hinzu . . . „Nacht und Gewölk haben Dich vor meinen Blicken verhüllt, aber in meinem Herzen ist Dein Lichtstrahl geblieben, er hat sich gehärtet und verklärt, wie der Thautropfen in der Muschel — ich werde mit ihm vor den Thron des ewigen Richters treten und ihn rein vor ihm niederlegen, als die Perle meines Lebens . . ."

„Sieh' da," fuhr er fort, nachdem er wieder an's Fenster getreten, „dort drängen sich auf einmal düstere, zertrümmerte Felsenmassen gegen den Strom, als wollten sie ihn unter ihrem Schutte begraben . . . ein Bergsturz hat sie vielleicht vor einem Jahrtausend dahingewälzt! . . .

So ist auch das Gebäude meiner Hoffnungen zusammengestürzt — die Nachwelt wird nichts von mir finden, keine Spur meines Daseins, als Ruinen und Trümmer. — Nein!“ unterbrach er sich in begeisterter Regung, „nein, das wird sie nicht! Ich bin für das Recht gestanden mein Leben lang, für das eine, ewig gleiche Recht, das nur den Menschen kennt und ihn nicht unterscheidet und abstuft nach Farbe, Gesinnung und Glauben — das Recht ist Duldung, ist zur That gewordene Liebe! Ich habe guten Saamen gestreut und dünge ihn mit meinem Blute — die Saat wird nicht vergeblich sein, und wenn Jahrhunderte über ihr hingezogen, einmal wird der Morgen tagen, an dem sie keimt! — Mein Leben wird nicht verloren sein! Ich habe es der Wahrheit gewidmet, rücksichtslos und unerbittlich — auch über mich wird die Wahrheit zu Gericht sitzen!“

Er hielt inne und sah einen Augenblick beklommen vor sich nieder. „Das wird sie,“ fuhr er fort, „und ohne Zweifel ebenso rücksichtslos und unerbittlich, wie ich es war! — Und ist es denn wahr? Habe ich wirklich nur der Wahrheit gedient? Kannst Du von Dir sagen, Biener, daß keine andere Triebfeder Dich dabei geleitet, keine andere Regung sich in Dein Wollen gemischt? Die Hand auf's Herz — hüte Dich, daß Du Dich nicht selbst belügst in diesem Augenblicke, der Dir nie wiederkehren wird ... Es war nicht immer der reine Eifer für die Wahrheit, was Dich trieb! Du kannst dem morgenden Tage gegenüber die Augen nicht frei emporheben und sagen, daß nie der Hochmuth Deinen Sinn und Deine Zunge geleitet! Die Ueberschätzung Deiner selbst ließ Dich Andere geringer achten und vergiftete die Pfeile Deines Spottes! — Ja, ich erkenne es — deshalb sind sie auf mich zurückgeprallt, und ich erliege den eigenen Geschossen — aber nicht unwürdig! Durch diese Stunde bin ich entsühnt —

harre meiner, o Claudia, wenn Du über mir schwebst! Der Augenblick, in welchem ich Dir wieder begegnen darf, naht heran — ich bin nicht unwerth, Dir zu begegnen!"

In solchen Gedanken und Empfindungen ging ihm der Tag vorüber, und die letzte Nacht des Verurtheilten sank auf Thal und Schloß herab. Er war vollständig heiter geblieben; ruhig nahm ihn der Schlaf in die Arme, umgaukelt von Bildern heitern Erwachens und ewigen Wiedersehens. — —

— — Am nächsten Morgen trabte ein frischer Reiter auf munterem Pferde wohlgemuth die Straße nach Mühlau dahin, pfiff und sang abwechselnd und schien es langweilig zu finden, so allein zu reiten. Er trachtete deshalb, einen andern Reiter einzuholen, welcher in einiger Entfernung dahintrottete. Auch dieser schien es nicht eilig zu haben und blickte manchmal zurück, als ob es auch ihm nicht unangenehm wäre, einen Reisegefährten zu erhalten. So kam es, daß der Reiter in der Nähe der Capelle, welche am Wege stand, den Andern ziemlich eingeholt hatte. Es war ein großer Mann in dunkler Tracht, das ganze Gesicht mit ungewöhnlich dichtem, schwarzen Barte bedeckt. Auf dem Kopfe trug er einen großen, breitkrämpigen Hut, den er tief in die Stirne gezogen hatte, als wollte er seine Augen vor der Julisonne schützen, welche bereits längst die Morgenkühle verscheucht hatte und ihre sengenden Strahlen mit voller Macht auf das Thal und die staubige Straße fallen ließ.

Der schwarze Reiter hielt sein Roß an, blickte nach dem Ankommenden zurück und rief: „Guten Morgen, Gesell! Laß den Braunen ausschnauben . . . ist der Ritt gar so eilig?"

„Das versteht sich," antwortete der Courier, „hab'

einen landesfürstlichen Befehl nach Rattenberg zu bringen; das hat immer Eile."

„Ei was," erwiderte der Andere, „es wird ein heißer Tag werden heut'! Solltest Dein armes Thier ein bischen verdampfen lassen!"

„Der Braune ist gut auf den Beinen und an's Laufen gewöhnt. Ich kann's ihm nicht besser machen, als es mir selber geht, ich muß auch aushalten, wenn mir schon die Zunge am Gaumen, und das Hemd am Leibe klebt vor Hitze. Große Herren fragen danach nicht."

„Ja, ja," sagte der Schwarze gleichgiltig, „ist nicht gut Kirschen essen mit den großen Herren! Befehlen allerhand in den Tag hinein, und muß Alles gleich eilig geschehen, und hinterher wär's ihnen oft lieber, es wäre nicht so geschwind gegangen!"

Franz zog die Zügel seines Braunen an, betrachtete seinen Gefährten bedenklich vom Kopfe bis zum Fuße und rief: „Ihr setzt mir da einen Floh in's Ohr — es ist wohl möglich, daß meine Botschaft nicht viel Gutes enthält!"

„Blos möglich?" lachte der Schwarze. „Ich meine, es ist mehr als wahrscheinlich! Ich bin ein Kaufmann aus dem Bayerischen, bin nur in Geschäften da und weiß wenig Bescheid in Eurem Tirol; das aber weiß ich, daß Rattenberg eine Festung ist, wo es auch an Gefangenen nicht fehlen wird, und Dein Befehl wird ihnen wohl kaum eine Freude bringen!"

„Ihr könnt wirklich nicht Unrecht haben," erwiderte Franz besorgt. „Der Brief, den ich überbringen soll, wird mir ordentlich schwer und fängt an, mich auf dem Herzen zu brennen. Da seht," fuhr er fort, indem er das verschlossene Schreiben unter seinem Koller hervorzog und dem Reiter hinzeigte. „Dem Papier ist's ergangen, wie mir; es ist ganz erweicht, und das Siegel fast los-

gegangen! — Ich könnt' es öffnen, ohne daß man's merkte . . ."

„So thu's, Gesell," erwiderte der Reiter unbefangen, „und lies; dann bist Du auf einmal aus aller Sorge!"

Franz lachte und nahm sein Pferd zusammen, das an einer Ecke scheuen wollte. „Wenn ich so gescheidt wäre und lesen könnte, würde ich nicht als Courier mich von der Sonne braten lassen."

„So gieb mir das Schreiben; ich kann lesen und will Dir den Inhalt sagen . . ."

Zwischen Besorgniß und Neugier schwankend, reichte Franz dem Reiter das Schreiben, der es öffnete, flüchtig überlas und ihm schweigend zurückgab.

„Nun, Ihr sagt ja gar nichts?" rief er betroffen. „Was steht denn in den Brief?"

„Es ist nicht gut sagen — ich meines Theils möchte nicht der Bote einer solchen Nachricht sein!"

„Aber so redet doch — ich bitt' Euch, Herr . . ."

„Nun denn, es ist der Befehl, dem Kanzler Biener, der in Rattenberg gefangen sitzt, augenblicklich, wie der Bote eintrifft, den Kopf vor die Füße zu legen . . ."

Franz erschrak, daß er bis in den Mund hinein erblaßte und sich am Sattelknopfe halten mußte, um nicht vom Pferde zu sinken. „Jesus, Maria!" schrie er, wie außer sich. „Das steht wirklich in dem Brief? Und die Botschaft soll ich nach Rattenberg bringen?"

„Ich glaube, daß es Dich schwer ankommt," sagte der Schwarze mitleidig. „Das ist ein harter Auftrag."

„Ich soll einen solchen Blutbefehl bringen?" jammerte Franz. „Gegen den Mann, dem ich Alles zu verdanken hab'? Der meiner guten, alten Mutter ihr Lebensend' leicht und angenehm gemacht hat — dem soll ich dafür den Todesbefehl bringen? Nein, das thu' ich nicht! Ich

reite zurück, ich kehre um: sie sollen einen Andern abschicken mit dem Befehl . . ."

„Du mußt am besten wissen," sagte der Andere achselzuckend, „ob Du das kannst, ob Du es wagen darfst, gegen einen herzoglichen Befehl Dich aufzulehnen!"

„Ach, Ihr habt Recht!" rief Franz ängstlich, „das darf ich mich nicht unterstehen; ich hab' auch gar nicht so recht im Ernst daran gedacht — ich weis nur, daß ich ein unglücklicher Mensch bin, und daß es mit dem Befehl keine Eile hat. Ich wollte mein Brauner wäre eine Schnecke und müßte seiner Lebtag' an den paar Stunden kriechen!"

„Ich verdenk's Dir nicht," sagte der Andere, während sie so eben die ersten Häuser von Mühlau erreicht hatten. „Aber weißt Du, was wir thun wollen, Gesell? — Wir wollen zusammen reiten, vielleicht kommt uns ein guter Anschlag in den Sinn. An meinem Klepper ist ein Hufeisen los; ich will's wieder festmachen lassen, da nebenan in der Schmiede. Trink' Du indessen beim Zapfler einen Schoppen auf den Schrecken und warte bis ich Dich abhole."

„Damit lenkte der Schwarze in einen Seitenpfad ein, während Franz langsam dem Wirthshause zuritt und anhielt. Er hätte es vielleicht auch ohne diese Aufforderung nicht über's Herz gebracht, an dem Hause vorüber zu reiten, das einst der Inbegriff aller seiner Wünsche gewesen, und das er wie einen verpesteten Ort gemieden hatte, seit alle diese Wünsche gescheitert waren. Er hätte es kaum vermocht, vorbei zu reiten, denn auf der Treppe vor dem Hause, an welchem zu so früher Stunde sich noch keine Gäste eingefunden hatten, saß Lise, bleich, mit abgezehrtem Angesichte und eingebrochenen Augen, aber auch in der Zerstörung noch von jenem Liebreiz umgeben, der ihn einst so unwiderstehlich an sie gefesselt hatte. Mit einem Aus-

rufe des Schreckens sprang sie empor, als sie den Reiter bemerkte und erkannte, und eilte, von der Gluth der Scham übergossen, dem Hause zu. Vergebens rief ihr Franz nach: „Bleibe, Lise! Ich thu' Dir nichts zu Leide, ich will nur einen Schoppen für mich und frisches Wasser für den Braunen . . ." Sie war und blieb verschwunden, und Franz mußte seine Aufträge dem Vetter wiederholen, der mit verlegenem Gruße herbeikam.

Der andere Reiter hatte sich indessen nur kurze Zeit und wie zum Scheine an der Schmiede zu schaffen gemacht; hinter einem Hause verborgen, beobachtete er, was Franz that, und schien damit vollkommen zufrieden zu sein. „Es scheint," murmelte er vor sich hin, „der Zufall hat's hier noch besser getroffen, als ich — der sitzt fest!" Dann nahm er sein Pferd am Zügel und führte es behutsam auf einem Umwege aus dem Dorfe. Am Ende desselben warf er sich darauf und sprengte im Galapp die Straße nach Rattenberg dahin.

Verwundert hatte ihm der Schmied nachgesehen und rief achselzuckend: „Ein sonderbarer Heiliger das! Weiß nicht, ob ich recht gesehen habe, aber es ist mir vorgekommen, als wenn unter dem wilden schwarzen Barte ein rother Knebelbart verborgen gewesen wäre . . ."

Inzwischen hatte der Zapfler Sauerwein dem Vetter den verlangten Schoppen vorgesetzt und sich nach dem Befinden des seltenen Besuchs erkundigt.

„Ich kann nicht sagen, daß es mir gerade gut geht, zumal heut'," erwiderte Franz, „aber sag' mir zuerst, warum Du mir den Wein gebracht hast, und nicht die Lise, wie ehemals?"

„Das ist nicht schön von Dir, Vetter," erwiderte der Wirth, „daß Du so fragst! Du weißt doch, daß sie Schande über die ganze Freundschaft gebracht hat . . . sollst Dich nit kümmern um sie."

„Das ist nit Dein Ernst! Wenn Du so dächtest, thätst Du sie auch nit im Haus behalten . . .“

„Bin ich denn ein Unchrist? Hätte ich sie hinausjagen sollen, daß sie noch elender wird und sich zuletzt noch gar ein Leids anthät? Ich lass' sie halt mitkommen — es wird ohnedem bald ein End' hergehen mit ihr!“

„Warum?“ fragte Franz unsicher.

„Hast ihr's nit angesehen, daß der Tod schon mit ihr aus der Schüssel ißt? Leichtsinnig ist die Lis' immer gewesen, aber nit so schlecht, daß sie sich's nicht zu Gemüth gezogen hätt'.“

„Also hat er sie völlig sitzen lassen, der wällische Schuft?“

„Völlig — wie der arme Narr verführt gewesen ist, hat er sich nimmer sehen lassen. „Ich bin dann, wie ich die Geschichte erfahren hab', hinein zu ihm in die Burg nach Spruck und hab' dem Menschen sagen wollen, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist: er aber hat mich gar nicht angehört und hat mir gedroht, er wollt' mich mit Hunden aus dem Schloß hetzen lassen, wenn ich nicht gutwillig ginge. In einem Wirthshause gingen gar Viele aus und ein; die Lis' hätt' sich das Kind an der Straße geholt, so sollte sie nur auch dort nach dem Vater suchen!“

„Und giebt's denn keine Hilf' bei der Obrigkeit gegen so 'was?“

„Was wird die Obrigkeit ausrichten gegen den Kammerdiener des Erzherzogs, und wer mag solch' eine Sach' gern an die große Glocke hängen? Ich hab' lang' hin und her sinnirt, bis es von selbst anders 'worden ist. Die Lis' hat sich schon zuvor halb todt geweint, und wie ihre Zeit 'kommen ist, hat das Würmel nur ein paar Schnapper gemacht und ist hin gewesen . . . Da war die Hauptsorg' aus . . .“

„Und wo ist sie jetzt?" unterbrach ihn Franz.

„Sie wird wohl d'rinnen liegen in ihrer Kammer und weinen — aber einem Reuenden giebt man halt nichts!"

„Ich will hinein, will mit ihr reden . . ."

„Thu's nit, es würd' sie gar stark angreifen, mein' ich, und Du hast gerad' auch nicht Ursach', daß Du Dich um sie annimmst . . ."

Das Vorüberziehen eines Reiters unterbrach den Wirth, der sich rasch erhob und demselben zurief: „Grüß' Gott, Hochwürden! Werden doch nicht an meinem Haus vorbeireiten?"

Es war der Gesellpriester von Taur, wohin damals Mühlau eingepfarrt war. „Ich hab' keine Zeit," erwiderte er, indem er den Hut lüftete und sich den Schweiß abtrocknete, „muß noch bis auf die Scheineralm hinauf. Die Sennerin hat sich verfallen und wird's nimmer lang' machen. Ich muß ihr noch einmal zusprechen vor ihrem End'."

„Deswegen dürfen Hochwürden doch nit an meinem Haus vorbei, Sie müssen einen Schoppen mitnehmen . . ."

Der Geistliche ließ sich bereden, band sein Pferd an die Mauer und nahm an einem der Tische Platz, während der Wirth in's Haus eilte, ihn zu bedienen. Franz benützte seine Entfernung, dem Zuge seines Herzens zu folgen, und eilte in das Haus.

Er hatte das wohlbekannte Stübchen bald erreicht und sah das Mädchen über das Bett hingeworfen, wie sie von krampfhaftem Schluchzen erzitterte und die Kissen mit ihren Thränen benetzte. Ueber dem Bette hing ein verblaßtes, staubiges Kränzel von Feldblumen, wie man sie Kinderleichen aufzusetzen pflegt. Bei dem Knarren der Thüre fuhr sie empor, verbarg sich aber sogleich wieder in die Kissen und rief mit erstickter Stimme: „Geh' nicht herein,

Franz! Um Gottes Barmherzigkeit bitt' ich Dich, geh' nicht herein . . ."

„Warum?" erwiderte der Bursche sanft, indem er näher trat und ihr die Hand auf die Schulter legte: „Ich hab' Dich lang' nicht mehr gesehen, Lise, und muß bald wieder fort — soll ich Dir da nicht einmal Grüß' Gott sagen?"

„Du guter, guter Mensch," rief Lise, indem sie sich etwas aufrichtete, „es ist also wirklich wahr, daß Du mich nicht ganz und gar verachtest?"

„Verachten? Ich Dich? Armer Wurm, Du bist gestraft genug! Und siehst Du nicht, daß mir das Leidwesen um Dich fast das Herz abdrückt?"

„Du verzeihst mir also, Franz? Du bist mir nit böse?"

„Ich hab' Dir nichts zu verzeihen, Lise, und bös' kann ich Dir nit sein — dazu hab' ich Dich noch immer viel zu lieb . . ."

„O Du treues Gemüth!" weinte das Mädchen. „Wie bitter bin ich gestraft, daß ich Dich verachtet habe. Was hätte ich werden können, und was bin ich geworden . . .!"

„Kränke Dich nicht über das, was nicht mehr zu ändern ist; trachte nur, daß Du wieder gesund wirst, dann kann Alles noch gut werden . . ."

Sie blickte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth an, und ein mattes Lächeln überflog das abgehärmte Gesicht. „Gut werden?" flüsterte sie. „Das hoffe ich auch, aber da muß ich erst noch kränker werden — ich bin für nichts mehr auf der Welt, es ist gut, wenn ich von ihr erlöst werde, und sie von mir! Aber geh' jetzt, Franz — es greift mich gar zu stark an, und das Herz klopft mir bis in den Hals herauf . . . Ich danke Dir, es ist doch recht freundlich, daß Du mich heimgesucht hast!"

„Ich will gehen," erwiderte Franz, „aber ich komme bald wieder . . ."

„Das mußt Du nicht thun," sagte sie und sank in die Kissen zurück. „Mach' mir und Dir das Herz nicht noch schwerer, aber wenn Du hörst, daß ich gestorben bin, dann kommst Du wieder und gehst mir mit der Leiche . . . Nit wahr, das versprichst Du mir?"

Abgewendet reichte sie ihm die Hand, die er schweigend schüttelte und hinausstürzte. Draußen war heller Sonnenschein, aber Alles kam ihm düster vor, denn seine Augen waren von Thränen verschleiert. Schweigend setzte er sich in die Nähe des Tisches, an welchem der Vetter neben dem Caplan Platz genommen hatte, leerte sein Glas und reichte es dem Wirthe, um es nochmals füllen zu lassen.

„Du scheinst keine Eil' zu haben," sagte dieser, indem er ihn verwundert betrachtete. „Wo willst denn hin?"

„Nach Rattenberg — mit meiner Botschaft komm' ich noch allemal früh genug!"

„So, so?" sagte der Caplan, während der Wirth nach dem Keller ging. „Nach Rattenberg? Da hat Er wohl Recht, nicht zu eilen, da giebt's heut' gar ein trauriges Schauspiel! Es ist ein Exempel," fuhr er fort, als Franz ihn fragend ansah, „wie weit ein Mensch kommen kann! Es ist noch wenig Jahre her, daß der Kanzler Biener der erste Mann war im ganzen Land, und heut' Vormittag wird er als Landesverräther enthauptet!"

Franz fuhr auf, wie Jemand, der durch einen plötzlichen Schrecken aus dem Schlafe empor gerüttelt wird, faßte sich aber rasch wieder und rief: „Da sind Hochwürden nicht recht berichtet: das muß ich leider am besten wissen!"

„Sein Wort in Ehren," antwortete der Caplan, „aber ich hab's von bester Hand; von dem Scharfrichter von Sonnenburg. Der Commandant von Rattenberg

ist vor ein paar Tagen bei ihm gewesen und hat ihn auf heut' Vormittag nach Rattenberg bestellt. Es geschah im tiefsten Geheimniß, und er hat ihm aufgetragen, wenn Jemand ihn frage, wohin er gehen wolle, so solle er nur sagen, im Unterinnthale habe Einer verzweifelt und sich erhängt, den müss' er einscharren. Der Scharfrichter hat's aber doch seiner Frau gesagt, und so hab' ich's auch erfahren."

„Das ist Alles möglich — kann aber doch nicht sein, wie Hochwürden sagen; ich hab' ja leider das traurige Geschäft, daß ich dem Commandanten den Befehl zur Hinrichtung bringen muß."

„Freilich, wenn das ist . . ."

„Sehen Hochwürden selber, da ist das Schreiben, das Siegel hat sich losgelöst von der Hitze."

Der Geistliche warf einen Blick in das Blatt und erblaßte. „Um's Blut Christi willen!" rief er. „Was ist das? Wer hat Ihm denn gesagt, daß das der Befehl zur Hinrichtung ist?"

„Wer? Ein Mann, der mir unterwegs begegnet ist, wie just das Siegel losgegangen war; der hat's gelesen, und da hab' ich mir gedacht, daß das keine Eile habe . . ."

„Unglücklicher!" rief der Caplan, „hier waltet ein entsetzlicher Irrthum! Das ist nicht der Befehl zur Hinrichtung — das ist die Begnadigung des Kanzlers!"

„Jesus!" rief Franz und taumelte auf, wie Jemand, der einen plötzlichen Schlag vor die Stirne erhalten hat. „Wird doch das nicht sein? stammelte er. „Um Gottes Willen, Vetter, meinen Gaul . . . Um alle Heiligen — meinen Gaul, das überlebe ich nicht . . ."

Er stürzte mehr, als er ging, die Treppe hinunter und saß augenblicklich auf dem Rosse, dem er wüthend die Sporen gab, daß es sich bäumte und dann im gestreckten Laufe dahin sauste.

„Sonderbar und entsetzlich!“ rief der Priester, ihm nachblickend. „In mir steigt ein fürchterlicher Argwohn auf. Gott gebe dem Thiere Kraft und sichern Tritt!“

— — — Die Sonne dieses Tages war schon hoch über den Bergen, als Kanzler Biener erwachte; der Schall von Hammerschlägen und Beilhieben dröhnte aus dem Schloßhofe herauf und weckte ihn. Er trat an das dahinführende Fenster; ohne daß er in den Hof vollständig hinabblicken konnte, errieth er sehr wohl, was diese Töne bedeuteten.

Das Schaffot wurde führ ihn gezimmert.

Mit ungewohnter Sorgfalt richtete er seinen Anzug zurecht und wählte die besten Kleidungsstücke, die ihm zu Gebote standen. Ueber das feine brauntuchene Wams legte er einen breiten gestickten Kragen und befestigte Manschetten von gleichem Stoffe an die Aermel: darüber warf er seinen weiten, pelzverbrämten Mantel; ein kleiner aufgekrämpter Hut, darunter eine schwarze Sammetmütze, deckte sein graues Haupt.

Er war kaum mit diesen Vorbereitungen zu Ende, als Pater Hyazinth erschien, um ihn zum Todesgange vorzubereiten. Biener bedurfte dessen nicht; er war eher dazu gestimmt, den Pater zu beruhigen, auf dessen schwermüthige Gemüthsart das Benehmen des Verurtheilten einen erschütternden Eindruck machte. Er hörte dessen Beichte auf dem einzigen Stuhle des Gefängnisses sitzend, während Biener, auf einem Schemel knieend, sich auf das Bett stützte.

Ergriffen schwieg der Pater, nachdem der Beichtende lange verstummt war, dann sagte er feierlich: „Und sonst haben Sie mir nichts mehr zu sagen?“

„Nein!“

„Im Angesichte des Todes bleiben Sie bei der Versicherung Ihrer Unschuld?“

„Ja — wessen die Menschen mich verklagen, weiß ich mich rein: vor Gott aber hoffe ich Gnade zu finden!"

„Sie wird Ihnen werden, mein Sohn! es ist ein Strahl von ihr, der Ihnen diese Stärke verleiht! Aber noch ist auch nicht alle Hoffnung auf irdische Gnade verloren! Seine Durchlaucht können unrecht berichtet sein: sie könnten sich anders entschließen! Wie, wenn Sie sich zur Demuth bequemen und um Gnade bitten wollten?"

„Um Gnade bitten? Was hieße das anders, als mich schuldig bekennen? Ich bin unschuldig, so wahr über mir ein gerechter Gott im Himmel ist, vor dem ich in wenig Augenblicken von Angesicht zu Angesicht stehen werde! — Ich will mein Recht, und weil mir das verweigert wird, bedarf ich keiner Gnade. Was bedeutet dies Zeichen?" unterbrach er sich, als das Läuten eines hellen Glöckleins zu dem Gefängniß emporschwebte.

„Das heilige Meßopfer beginnt; folgen Sie mir in die Capelle."

„Das will ich, ich habe als Christ gelebt und will als Christ sterben."

Er schritt der Thüre zu, wandte sich aber an der Schwelle um und ließ den Blick durch den engen, kahlen Raum seines Gefängnisses gleiten. „Ich muß doch Abschied nehmen," sagte er, „von der Klause, die mich so lange und so sicher beherbergt hat! — Was ist es doch um den Menschen, die Gewohnheit vermag ihn selbst mit einem solchen Aufenthalte zu versöhnen, und ich scheide von ihm fast, wie von einem liebgewordenen Freunde . . ."

In der Capelle waren nur wenige von den Bewohnern des Schlosses versammelt und im Hintergrunde des Schiffes zusammengedrängt. Dort kniete auch Landrichter Kolb, das schwerbekümmerte Haupt tief in den Händen verbergend. Für Biener war im Chore vor dem Altare ein Betschemel bereit gestellt, auf dem er mit würdigem Ernste Platz nahm

und dann das Abendmahl empfing, das Pater Hyazinth ihm mit bebender Hand reichte.

Als die Messe beendigt war, erhob er sich und wandelte durch die Capelle hin und her, indem er gelassenen Sinnes und mit dem Wohlgefallen des Kenners die schönen altdeutschen Bauformen der Capelle und die darin angebrachten Gemälde aus dem Leben der heiligen Ursula betrachtete. Dann trat er zu Kolb, legte ihm die Hand auf die Schulter und rief: „Ich will Sie zwar nicht im Gebete stören, — aber es ist wohl kein Unrecht, wenn ich Sie bitte, mir noch einige Augenblicke zu schenken! — Als wir uns das letztemal sahen, sind Sie beinahe in Feindschaft von mir gegangen. Gestehen Sie es nur, Sie waren gereizt, weil Sie meine Handlungsweise nicht billigen zu können glaubten, und ich sagte Ihnen damals, ich hoffte, nicht aus der Welt zu scheiden, eh' es zwischen mir und Ihnen klar geworden. Das hat sich nun wirklich so gefügt . . ."

„Wie können Sie glauben," unterbrach ihn Kolb, „daß ich in diesem Augenblicke daran denke!"

„Aber ich denke daran, denn ich hatte von meinem Standpunkte aus vollkommen Recht. Ich erinnere mich an die Streitsache, die der Anlaß unseres Zwistes war, noch so genau, als ob es gestern gewesen wäre. Der Kläger, ein armer Bauer, war mit der Spolienklage aufgetreten, weil das Kloster Stams ihn eigenmächtig aus dem Besitze einer ihm sehr werthvollen Oelgrube verdrängt hatte. Das Kloster hatte dagegen eingewendet, die Grube sei sein Eigenthum, und hatte das Eigenthum sogleich durch eine Urkunde nachgewiesen. — Ist es nicht so? Nach dem Buchstaben des Gesetzes mußte der Kläger allerdings wieder in den Besitz gesetzt, und das Kloster mußte angewiesen werden, sein Eigenthum durch besondere Klage in petitorio geltend zu machen . . . mit anderen Worten,

man mußte dem Kläger heute geben, was man ihm morgen wieder abnehmen mußte! Der Wirklichkeit nach war das Kloster im Rechte, die Form war für den Bauer — ich habe mich nicht für die Form entscheiden können. Sie müssen zugestehen, das Formelthum ist der Tod: Sie sehen an mir, wohin es führt! Glauben Sie mir, mein Freund, es werden Zeiten kommen, in welchen die Rechtsprechung dasselbe abschüttelt und sich bestreben wird, nur das zu sein, was sie sein soll — der Ausdruck des allgemeinen Rechtsgefühls. Freilich werden noch Jahrhunderte vergehen, bis der Geist durchbricht, und der Buchstabe wird noch manches Opfer tödten, aber seine Tage sind darum nicht minder gezählt . . ."

Trommelwirbel vom Schloßhofe her unterbrach ihn; der Commandant Neuhaus trat mit gezogenen Degen in die Capelle und rief: „Es ist Zeit; die Stunde der Vollstreckung ist gekommen!" Pater Hyazinth trat zu Biener und flüsterte ihm zu: „Muth, mein Sohn in Christo, Muth — es sind schwere, aber auch die letzten Augenblicke . . ."

Lächelnd reichte ihm Biener die Hand. „Fühlen Sie," sagte er, „ob mir der Muth gebricht! — Welchen Tag haben wir heute?"

„Den siebzehnten Juli, den Tag des heiligen Alexius . . .

„Sieh', wie sich das trifft!" erwiderte Biener. „Ich hatte einen Freund dieses Namens, den ich sehr werth gehalten habe, und der tief in mein Schicksal verflochten ist! — Ehrwürdiger, edler Malaspina, Du hast nicht geahnt, daß ich an diesem Tage einen solchen Gang machen müßte . . . es soll mir eine freundliche Vorbedeutung sein!"

Mit diesen Worten trat er aus der düstern Capelle in den hellen, sonnigen Schloßhof hinaus. In wolken-

loser Bläue wöbte sich der Himmel über dem Schlosse und dessen Mauern, über welche hin von den Stufen der Capelle aus sich eine weite Fernsicht auf das Innthal mit Strom, Städten und Bergen öffnete.

Biener stand einen Augenblick still, blickte in die glänzende Landschaft hinaus und athmete tief auf. „Sie ist herrlich, die Luft dieser Berge,“ rief er, „ich habe sie lange so voll und frei nicht genossen.“

Er schien das nebenan aufgeschlagene, mit schwarzem Tuche behangene Schaffot gar nicht zu bemerken. In der Mitte desselben stand ein einfacher, hölzerner Lehnstuhl, seitwärts an einem Tische saß der Landrichter mit dem Gerichtsschreiber und den Schöffen, die er nach den Gesetzen beigezogen hatte. Um das Schaffot war ein Kreis von Soldaten aufgestellt, in welchem Neuhaus in voller Uniform zu Pferde hielt. Von dem Pater begleitet, stieg Biener die Stufen des Gerüstes hinan und rief den Schöffen und Gerichtsleuten im Vorübergehen einen fröhlichen guten Morgen zu; dann erhob sich der Gerichtsschreiber, und die Verlesung des Urtheils begann. Schweigend und mit entblößtem Haupte hörte Biener zu; bei einer einzigen Stelle, welche ihn des Diebstahls an anvertrauten Geldern bezichtigte, erhob er vorwurfsvoll die Augen zum Himmel.

Lautlose Stille trat ein, als der Landrichter sich erhob, mit bebender Hand das verhängnißvolle schwarze Stäbchen ergriff, brach und die Trümmer dem einstigen Staatskanzler von Tirol vor die Füße warf.

Ueber Biener's Antlitz flog eine leichte Blässe, doch trat er festen Schrittes vor, setzte seinen Fuß auf den zerbrochenen Stab und rief mit voller, weithin tönender Stimme: „Ich beuge mich in Ehrfurcht dem Willen Seiner Durchlaucht — der übelberichtete und übelgeleitete Fürst hat keine Schuld an meinem Blute, aber im letzten Augen-

blicke rufe ich Alle hier zu Zeugen an und klage gegen Jene, die ihn verleitet haben! Ich klage, daß man wider Gesetz und Recht mich gefangen gesetzt und gehalten! Daß man mich unwürdig, wie einen gemeinen Dieb oder Räuber behandelt hat, daß man mit ausgesuchter, ungesetzlicher Grausamkeit mich vollständig von den Meinigen trennte! Ich klage, daß man mich unschuldig verurtheilt — Ja, als ein Sterbender und mit meinem letzten Athemzuge betheure ich, daß ich keinen Theil habe an Allem, wessen meine Feinde mich verklagen!"

„Still geschwiegen!" unterbrach ihn Neuhaus barsch. „Hier ist nichts mehr zu disputiren!"

„Das will ich auch nicht!" war Biener's Antwort, „aber dies mußt' ich sagen und der Welt und dem Lande verkünden. — Jetzt" sagte er, zu dem Pater gewendet, „jetzt kommt, was ich auf den letzten Augenblick verschoben habe, um mich nicht zu erweichen . . . Grüßen Sie mir mein Weib und meine Kinder . . . Arme Elisabeth, um Deinetwillen blutet mir das Herz! Wie wirst Du diesen Schlag ertragen — Gott bewahre Dich vor Verzweiflung!" — Alle Kraft des gefaßten Mannes schien gebrochen; er kämpfte einige Augenblicke mit einer tiefen Rührung, die ihn zu übermannen drohte. „Grüßen Sie mir" sagte er dann mit erschüttertem Tone, „meine Wittwe und meine Waisen — sie sollen sich an Niemand rächen, aber meiner in Liebe gedenken, wie ich ihnen für ihre Liebe und Treue danke! Das Schwert, das meinem Leben ein Ende machen wird, soll man ihnen bringen . . . mein Gebetbuch gehört Ihnen, hochwürdiger Herr, — meine Kleider den Soldaten, die mich einscharren werden . . . Und nun das Letzte," setzte er leiser hinzu, indem er den Pater etwas beiseite führte. „Geben Sie mir Ihre Hand darauf und geloben Sie mir, zu thun, was ich von Ihnen verlangen werde! — Gehen Sie nach meinem Tode zu Erzherzog

Ferdinand Karl, erzählen Sie ihm, wie ich gestorben bin; daß es mit Betheuerung meinern Unschuld geschah, und daß ich es verschmäht habe, seine Gnade anzurufen. Erzählen Sie ihm, daß es in meiner Macht gestanden wäre, mich auf diese Gnade zu berufen . . . Seine verklärte Mutter, Herzogin Claudia, hat auf ihrem Sterbebette eine Ahnung des Kommenden gehabt — darum gab sie mir ein verschlossenes Schreiben an ihren Sohn, das mich schützen sollte, auch wenn sie nicht mehr unter den Lebenden wäre. Meine Feinde haben die Schrift ohne Zweifel gefunden und, wie so vieles Andere, unterschlagen . . . Ich habe keinen Beweis für meine Angabe — aber im Angesichte des Todes wird er mir glauben und vielleicht gerechter von mir denken! — Und so," setzte er, gegen den Stuhl gewendet, hinzu, „empfangen Sie meinen Dank für Ihren freundlichen Beistand und leben Sie wohl . . ."

„Was hab' ich zu thun?" fragte er einen Mann, der auf einen Wink des Commandanten die Bühne bestiegen hatte. „Wenn es sein kann, möchte ich vermeiden, daß mich die Hände des Henkers berühren."

„Ich bin kein Scherge," sagte der Mann. „Ich bin ein armer, aber ehrlicher Taglöhner aus der Stadt und will dem Herrn, wenn er's erlaubt, den letzten Liebesdienst thun und ihm die Kleider abnehmen!"

„Muß das sein? Ich hätte gedacht, mein Hals böte auch ohne das Raum genug!" Ruhig ließ er den Pelzmantel fallen, nahm mit Hülfe des Taglöhners den Kragen vom Wams und setzte sich in den Richtstuhl, indem er dem Pater dessen Crucifix abnahm und fest mit beiden Händen umfaßte.

Der Taglöhner band ihm ein weißes Tuch vor die Augen und entfernte sich leise. Biener aber rief laut

und feierlich! „Nun, o Herr! entlasse Deinen Diener in Frieden . . .“

Mit stampfendem Gepolter sprang der Scharfrichter aus seinem Versteck auf die Bühne; das breite Schwert blitzte in der Mittagssonne — und Biener's Haupt rollte blutend auf dem Schaffot dahin. Daneben lagen abgehauen die Finger der rechten Hand, die der Entseelte im Augenblicke des Hiebes emporgehoben hatte, und die von dem Schwertstreiche mitgetroffen worden waren.

Grabesstille trat ein, nur von dreimaligem Trommelwirbel unterbrochen; dann trat Pater Hyazinth hervor und sprach erschüttert ein kurzes Gebet, in das sich das laute Aufschluchzen des Landrichters mischte, der unfähig war, länger seinen Schmerz zu bemeistern. „Ewiger, allmächtiger Gott,“ schloß der Pater, „der Du die Herzen und Nieren durchforschest! Nimm diese Seele in Gnaden zu Dir und richte sie nach Deiner Barmherzigkeit, deren wir Alle bedürfen! . . . Lasse sie eingehen in Dein Reich und in Deinen Frieden — Amen!“

Die Soldaten stiegen auf das Gerüst, legten die Leiche nieder und begannen das schwarze Tuch des Schaffots zusammen zu rollen und sie darin zu verhüllen. Während sie damit beschäftigt waren, trat Neuhaus hinzu und zog die Decke zurück, um seinen Haß noch einmal an dem Anblicke des Getödteten zu weiden. Sein Blick streifte dabei an die Fenster des Schlosses empor, an deren einem ein bärtiges Gesicht sichtbar war. Wer an diesem Morgen die Straße von Mühlau nach Rattenberg gewandert war, würde ohne Schwierigkeit in ihm den schwarzen Gefährten des Courirs erkannt haben. Dann richtete der Commandant seinen Blick auf das abgeschlagene Haupt des Kanzlers, aber er vermochte den Anblick des auch im Tode noch würdigen Angesichts nicht zu ertragen; zum ersten Male im Leben fühlte er sich von einem Schauer

geschüttelt, befahl die Leiche wegzubringen, und eilte dem Schlosse zu.

Von der Hand des Paters unterstützt, wankte Landrichter Kolb in den Thorbogen.

Da dröhnten aus der Ferne wiederholte gewaltige Schläge an das äußere Festungsthor, und eine ängstliche Stimme rief: „Macht auf: Um Gottes Willen, macht auf!“ — „Was soll des bedeuten?“ riefen Pater Hyazinth und Kolb wie aus einem Munde, während Neuhaus einen Soldaten abschickte, der nach wenigen Augenblicken mit einem jungen Bauernknechte wieder erschien, dessen schweißtriefendes und glühendes Angesicht von angestrengtem Laufen zeugte. Ich bringe einen Befehl von Seiner Durchlaucht an den Commandanten,“ stammelte der Bursche und reichte Neuhaus das Schreiben, der ihn wie verwundert fragte, wie er zu dem Befehle komme?

„Ein Courier des Herzogs,“ sagte der Bursche, noch immer fast athemlos, „ist auf der Straß' von Brixlegg daher gejagt 'kommen; ich hab' just am Weg einen Fichtenbaum zugehauen und hab' schon von weitem gesehen, daß der Gaul todtmüd' war und nicht mehr fortgekonnt hat, so sehr ihm der Reiter auch die Sporen einsetzte und mit der Peitsche darauf losschlug! Das arme Thier hat die letzten Kräfte angestrengt, aber es hat nichts genutzt, und an dem Eck, wo der Zimmermannsberg von Brixlegg gegen den Inn vorspringt, da ist es gestürzt und der Reiter mit ihm kopfüber auf einen Felsen, daß ihm gleich das Blut aus Maul und Nase geschossen ist. Er wird's nicht mehr lang' machen, denk' ich — denn wie ich zu ihm hingesprungen bin, hat er just nur noch so viel zuwegen gebracht, daß er mir das Schreiben gegeben hat: ich sollt' eilig nach Rattenberg in's Schloß laufen und es dem

Commandanten geben ... es hänge Leben und Tod davon ab."

Neuhaus hatte das Schreiben entfaltet und rief den Umstehenden achselzuckend zu: „Seine landesfürstliche Durchlaucht haben den Herrn Biener begnadigt und die Todesstrafe in Landesverweisung verwandelt. Wir müssen bedauern, daß die Hinrichtung so eben vollzogen wurde. Der Gnadenbote muß seine Schuldigkeit nicht gethan und sich unterwegs verspätet haben ..."

— Am Abend stand ein schlecht zusammengenagelter Sarg auf ärmlicher Bahre unter den prachtvollen dunklen Marmorsäulen der St. Virgiliuskirche zu Rattenberg, nur wenige Schritte neben der Thüre, welche auf den Kirchhof führt. Die ewige Lampe im Mittelschiffe der Kirche warf nur einen matten Schein in diese Gegend; desto riesenhafter waren die Schatten, die sie an den Wänden und an dem Gewölbe hervorrief. Die Kirchthüre stand weit offen, aber auch draußen war es vollständig dunkel, und der Mond noch nicht aufgegangen. In der hintersten Ecke des Kirchhofes, hart neben dem an den Schloßfelsen anstoßendem Beinhause stand eine Laterne auf einem Schutthaufen und leuchtete mit ihrem trüben Scheine dem Todtengräber, welcher dem hingerichteten Verbrecher das ehrlose Grab an der Kirchhofwand bereitete.

Das Geräusch des Spatens und der Grabschaufel und das Licht der Laterne, das nur einen kleinen Kreis erhellte, machten es möglich, daß zwei dunkle Gestalten im Kirchenschatten zwischen den Kreuzen und Grabhügeln unbemerkt dahinschreiten und in die Kirche schlüpfen konnten.

Es war Doctor Wardtell und der alte Schildhofer, die mit andern Freunden gekommen waren, um den Begnadigten, wenn er am Abend aus seiner Haft entlassen würde, in Empfang zu nehmen, ihn über die Grenze zu begleiten

und ihm die Seinigen dann nachzubringen — die Nachricht des Todes war das erste Wort, das sie begrüßte, das zweite war die Weigerung des Commandanten, ihnen die Leiche herauszugeben, oder sie auch nur besuchen zu dürfen. Sie sollten bald erfahren, daß der Haß seiner Feinde mächtiger war, als das Wort des Fürsten, und daß die Grausamkeit, die ihn im Leben verfolgt hatte, sich auch an dem Todten noch zu sättigen suchte. So blieb ihnen nichts übrig, als sich bei Nacht und heimlich zu dem Freunde zu schleichen.

„Es ist Niemand hier," flüsterte Schildhofer, „der Todtengräber macht sich sein Wächteramt leicht."

Wardtell war an den Sarg getreten und hatte den Deckel abgehoben; der starke Mann wankte und schluchzte laut auf, als er das greise Haupt des Freundes mit den blutgetränkten Locken erblickte und mit dem blutigen Wahrzeichen um den Hals. „O Du mein bester, mein einziger Freund!" rief er weinend. „O amicorum amicissime — daß ich Dich so wieder finden muß! Daß dem Edelsten der Menschen ein solches Ende bestimmt sein mußte! Nun hast Du doch Recht behalten, daß es mit Dir einmal schnell zu Ende gehen würde!"

„Er muß eine Ahnung gehabt haben," sagte Schildhofer, dem die Thränen über die gefurchten Wangen in den weißen Bart kugelten. „‚Sei getrost, alter Freund,' sagte er, als wir das letztemal auseinander gingen — ‚mich erwartet eine feste, sturmsichere Freistatt' — die hat er wahrhaftig gefunden!"

Der Doctor beugte sich über den Sarg und drückte einen innigen Kuß auf die Lippen des Todten. „Lebe wohl," sagte er. „Man müßte verzweifeln, daß es einem Menschen, wie Dir, so hat ergehen können, wenn man nicht wüßte, daß es ein Jenseits giebt. Dort — unter der himmlischen Palme sehen wir uns wieder!"

Während die Freunde den Sarg wieder verschlossen, tönte von draußen wüstes Geschrei und wildes Gelächter herein; es kam aus der Schenke, die am andern Ende des Kirchhofes tief in der Gasse lag: die Knechte und Soldaten hatten die Kleider des Enthaupteten vertheilt und ausgewürfelt und verjubelten in rohem Gelage die seltene Beute.

„Da drüben geht's lustig her," sagte der Todtengräber zu seinem Gehülfen. „Mach', daß wir bald fertig werden, damit für uns auch noch 'was abfällt!"

Ueber der Arbeit beachteten sie die beiden trauernden Freunde nicht, die wieder aus der Kirche traten und im Dunkel der Nacht verschwanden.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Hufel.

„Befiehl' Du Deine Wege
„Und Alles, was Dich kränkt,
„Der treuen Vaterpflege
„Dess', der den Himmel lenkt!"

So klang es, von den wehmüthigen Tönen der Bratsche begleitet, aus dem Munde des alten blinden Schwarze durch die einbrechende Nacht zum Erker des Büchsenhauser Schlosses empor. Auf demselben saß Elisabeth, in Trauerkleider gehüllt, neben sich ihren Knaben, der mit kindlichem Wohlgefallen dem Gesang und Spiele des Alten zuhörte. Sie trug zwar noch die Farbe der Trauer, aber ihr Herz war freudig, und ein Wiederschein davon lag über die kum=

mervollen Züge gebreitet. Trotz der immer mehr eintretenden Dunkelheit vermochte sie noch nicht, sich von der Stelle zu trennen, welche nach allen Richtungen die weiteste Aussicht gewährte; wartete sie doch auf Doctor Wardtell oder einen der andern Freunde des Hauses, die ausgezogen waren, den Begnadigten an der Thüre seines Kerkers zu begrüßen. Einige davon wollten ihn dann bis an die Grenzen des Landes begleiten, das er meiden mußte; Einer aber, das hatten sie mit Hand und Mund versprochen, wollte gewiß zu ihr kommen und Frau und Kinder an das so lang' entbehrte Herz des Vaters und Gatten führten.

„Gieb mir ein schönes, blankes Silberstück, Mütterlein," sagte der Knabe, sich an sie anschmiegend. „Ich will es dem alten Mann da drunten geben für sein Lied. Es gefällt mir sehr, ich will es mir merken und dem Vater vorsagen, wenn er wieder heimkommt. — Er kommt doch bald, Mütterlein? Sage doch, warum ist der Vater so lange von uns fort?"

„Frage nicht, mein Sohn," erwiderte Elisabeth. „Dein Kindergemüth könnte es doch nicht begreifen . . . Der Vater kommt nicht wieder hieher, aber auch wir bleiben nicht mehr hier! Wir reisen fort, in ein anderes Land, wo der Vater uns erwartet!"

„In ein anderes Land?" rief der Knabe neugierig. „Von dem mußt Du mir erzählen, Mütterlein, sobald ich dem Blinden das Geld gebracht habe. Ist es schön dort, und reisen wir schon bald?"

„Bald, mein Kind — heute noch vielleicht: ich zähle gleich Dir die Secunden, bis es geschieht . . . aber geh' und laß den Alten nicht zu lange warten. Da drüben zieht ein schweres Gewitter herauf — halte ihn nicht auf, daß er noch sein Obdach erreichen kann, eh' es losbricht!"

„Ich gehe schon, Mütterlein," rief der Knabe, blieb aber dennoch vor ihr stehen und sah ihr in's Gesicht. „Mußt aber nicht mehr weinen, wie Du's immer gethan hast!" sagte es dann. „Wenn wir zum Vater reisen, brauchst Du ja nicht mehr zu weinen! Hast Du das schöne Lied nicht gehört — befiehl Du Deine Wege? O — Benedict weiß recht gut, daß damit der liebe Vater im Himmel gemeint ist . . . der wird uns schon auf der Reise führen, daß wir zum Vater kommen!"

Der Knabe sprang mit der erhaltenen Münze fort, Elisabeth aber sank in die Kniee und hob die gefalteten Hände inbrünstig zu dem Nachthimmel empor, durch dessen Schwärze die ersten fernen Blitze zuckten. Ja, mein Gott, das will ich thun!" rief sie. „Ich will der Kinderstimme folgen, will Dir meine Wege befehlen und Alles, was mich kränkt! Du wirst Alles zum Besten lenken, Deine Hand hat aus den Wolken gegriffen, eh' ich erlag, und hat das Herz des Fürsten zur Gnade geweckt . . . Ich fühlte es, o Herr, daß meine Kraft erlahmte, mein Herz stockte, und die Gedanken, im Gehirn zu kreisen begannen . . . hättest Du nicht geholfen, das Leid wäre zusammengeschlagen über meinem Haupte!"

Das rasche Oeffnen der Thüre schreckte sie aus ihrem Gebete empor; Rosine, die Magd, kam eilig herbeigelaufen und meldete verstört, daß Leute vom Gerichte gekommen seien und Einlaß verlangten.

„Heute noch?" fragte Elisabeth befremdet . . . „Aber geh' nur! Sie mögen kommen — hab' ich doch schon lange die Macht verloren, Jemand den Eintritt in diese Räume zu verweigern!" Die Magd ging, aber auf dem Gange drang ihr schon Fackelschein entgegen; der späte Besuch hatte nicht auf Antwort und Bewilligung gewartet — mit einem Gefühle des Schauders erkannte Elisabeth den Fiscal, der mit einem Schreiber und einigen Bewaffneten die

Treppe herauf kam. Er winkte seiner Begleitung zurück und rief eintretend mit süßlichem Tone: „— Entschuldigen Sie es mit der Unerbittlichkeit meiner Pflicht, wenn ich Sie schon wieder mit meinem unangenehmen Anblick belästigen muß . . . Das Herz blutet mir ohnehin, daß ich Ihnen abermals Trauriges zu verkünden habe!"

„Es ist Nacht, und wir sind allein," sagte Elisabeth, ihm den Rücken zuwendend. „Sie wissen, daß Ihre Comödie mich nicht täuscht, andere Zeugen Ihrer Lügenkunst haben Sie nicht — also lassen Sie die Maske fallen und zeigen Sie sich, wie Sie sind!"

„Hartnäckige Verblendung!" rief der Fiscal. „Aber wohlan denn — wenn die milden Worte des Freundes Sie verletzen, so sollen Sie nur den Fiscal zu allen Räumen kommen! Sie werden mir die Schlüssel zu hören be= und Behältnissen des Schlosses ausliefern: ich habe Befehl, es zu durchsuchen und Alles, was sich darin vorfindet, zu verzeichnen!"

„Und warum das?" fragte Elisabeth verwundert. „Ist es nicht unser redliches Eigenthum?"

„Nein," erwiderte Hippoliti trotzig „Die Kosten des Malefizprozesses gegen Ihren Mann, die Entschädigungen zu welchen er verurtheilt ist, betragen wahrscheinlich mehr, als das ganze Vermögen ausmacht — deshalb hab' ich Auftrag, Alles in Beschlag zu nehmen!"

„Schön! Herrlich!" rief Elisabeth. „Ich fange an, zu begreifen, was es heißt, wenn Fürsten begnadigen! Wir sollen nichts behalten, nichts, als das Leben und nackt und arm in die Verbannung ziehen! — Wenigstens wird mir doch erlaubt sein, zu nehmen, was mein ist? Gegen mich ist meines Wissens ein Malefizprozeß nicht geführt, ich bin zu keinem Ersatze verurtheilt worden!"

„Gewiß nicht, aber die dringende Eile, die mir zur Pflicht gemacht ist, gestattet eine solche Ausscheidung nicht.

Vorläufig bleibt Alles hier — was sich als Ihr Eigenthum erweisen läßt, wird Ihnen später nicht vorenthalten werden . . . Erlauben Sie," sagte er rauh, indem er ihr den Schlüsselbund vom Gürtel riß und dem Schreiber zuwarf. „Beginn' Er unterdessen das Inventar . . . Frau Biener aber wird ohne Andeutung begreifen, daß das Schloß, das aufgehört hat, ihr Eigenthum zu sein, auch nicht mehr geeignet ist, ihr zur Wohnung zu dienen . . ."

Elisabeth war bei dem Entreißen der Schlüssel zusammengezuckt und tastete jetzt unsicher um sich nach einem Gegenstande, um sich daran zu stützen. „Mein Kopf . . . o mein Kopf!" murmelte sie schmerzlich, „meine Gedanken verwirren sich . . ." als Benedict weinend hereineilte und sich an ihre Kleider hing: „Was geschieht mit uns, Mütterlein?" rief er. „Was wollen diese garstigen Männer?"

„Sei ruhig, mein Knabe," sagte sie, sich ermannend, „mir geschieht kein Leid . . . ich habe Dir ja gesagt, daß wir dieses Schloß verlassen und reisen . . . Wohlan, mein Herr, wenn man mich von dieser Schwelle verjagen will, wie eine treulose Magd . . . ich bin bereit! Wenn Sie aber gedacht haben, mich dadurch zu demüthigen oder meinen Sinn zu beugen, dann ist Ihr Anschlag mißglückt! Nehmen Sie hin, was wir besitzen: rauben Sie mir und diesem Kinde das Obdach — ich weiß ja doch, wohin ich mich flüchten darf — ich lache Ihrer Bosheit, ich bin doch reicher, als ich es je gewesen! — Seien Sie unbesorgt, Herr Fiscal, mit Tagesanbruch werden wir Ihnen nicht mehr im Wege sein!"

„Ich verstehe den Sinn dieser Rede nicht ganz," erwiderte Hippoliti. „Auf den mir begreiflichen Theil aber muß ich bemerken, daß es nicht in meiner Macht steht, einen

solchen Aufschub zu gewähren — nach meinem Befehle haben Sie dies Schloß augenblicklich zu räumen!"

„So? Steht es nicht in Ihrer Macht?" rief Elisabeth mit flammenden Augen. „Aber den Augenblick zur Verkündung dieses Befehles so zu wählen, wie Sie gethan — mich in Nacht und Ungewitter hilflos und ohne Obdach hinaus zu stoßen, das steht in Ihrer Macht! O komm, mein Knabe, wir wollen fort! Fürchte Dich nicht vor der Finsterniß, vor Regen und Sturm — ich bin bei Dir, ich führe Dich zum Vater!"

Sie machte einige Schritte gegen die Thüre, als Doctor Wardtell mit Schildhofer eilig und erhitzt eintrat. „Sie kommen eben recht, guter Doctor!" rief sie ihnen entgegen, „ich bedarf des Freundes mehr als je! — Komm, Schildhofer, Deine ehrliche, treue Bauernhand war es, die mich in dieses Schloß geleitet: sie soll es auch sein, die mich wieder hinausführt!"

„Wieder hinausführen?" rief der Doctor. „Also ist wirklich wahr, was ich höre? Quousque tandem! Man untersteht sich, Sie mir nichts dir nichts aus dem Hause zu weisen? Reden Sie, Herr Fiscal — das kann unmöglich der Wille Seiner Durchlaucht sein!"

„Es ist nicht anders," entgegnete Hippoliti trotzig. „Mein Befehl gestattet nicht den geringsten Aufschub."

„Bis morgen muß man Aufschub geben!" rief der Doctor hitzig. „Das fordert die Menschlichkeit! Ich wiederhole es, das kann der Wille Ferdinand Karl's nicht sein! Ich mache Sie verantwortlich, wenn Sie irgend etwas auf eigene Faust unternehmen! Noch diese Nacht such' ich Gehör bei Seiner Durchlaucht und werde den Unterdrückten gewiß Recht verschaffen!"

„Thun Sie, was Sie thun zu können glauben, Herr Doctor," entgegnete der Fiscal geringschätzig; „ich gewähre keine Secunde . . ."

„Geben Sie sich keine Mühe, Doctor!“ sagte Elisabeth. „Sie sehen, daß es darauf angelegt ist, uns zu vernichten; thun wir ihnen den Willen! Führen Sie mich dahin, wohin mein Herz mich zieht — ach, es hängt nicht an Vermögen und Reichthum... ich will denken, Räuber haben uns geplündert, und Feuer habe dieses Schloß verzehrt! Weichen wir, wir sind bei lebendigem Leibe beerbt!“

„Bei lebendigem Leibe?“ rief der Doctor erblassend und übereilt. „So wüßten Sie noch nicht —.“ Er hielt inne und bereute, bereits so viel gesagt zu haben, allein das Wort war ausgesprochen und an Elisabeth's erregtem Ohr und Herzen nicht vorübergegangen.

„Was weiß ich noch nicht?“ rief sie beinahe athemlos, indem sie das Unheil verkündende Antlitz des Arztes mit den Augen verschlang. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Gehen wir lieber,“ sagte Wardtell, „wenn es denn doch sein muß, und lassen unausgesprochen, was Sie noch immer zu früh erfahren . . .“

„Ich habe also etwas zu erfahren?“ rief Elisabeth in steigender Aufregung. „Und etwas Entsetzliches — das lese ich in Ihrem Antlitze . . . Doctor! ein schrecklicher Gedanke blitzt in mir empor. Sie betonten das bei ‚lebendigem Leibe‘ so sonderbar — haben Sie damit Wilhelm — haben Sie meinen Mann gemeint?“

„In Gottes Namen denn,“ sagte der Doctor dumpf, indem er schmerzlich die Lippen zusammenklemmte, „ertragen Sie es mit christlicher Fassung . . . dieser Knabe hat keinen Vater mehr — Sie sind Wittwe!“

„Elisabeth wollte aufschreien und stand mit weitgeöffnetem Munde, starr aufgerissenen Augen und ausgebreiteten Armen; sie schwankte und zitterte, aber sie vermochte lange keinen Laut herauszubringen. „Doctor!“ schrie sie endlich, „einziger Freund — sagen Sie das nicht! Nehmen

Sie es zurück — es kann nicht sein! Halten Sie Biener einer Unwahrheit, einer Lüge für fähig? Nicht? — Nun denn, er selbst hat mir in feierlicher Stunde auf meine feierliche Frage seine Unschuld betheuert: ‚Mir kann kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden‘, sagte er ‚so gewiß ein gerechter Gott über uns im Himmel ist!‘ Wenn das wahr wäre, was Sie sagen, Doctor, müßte ich nicht verzweifeln an Gottes Dasein und seiner Gerechtigkeit? Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht, und sagen Sie Nein!“

Ihre Brust arbeitete, jede Sehne ihres Körpers zuckte sichtbar, und beide Hände hielt sie fest an die Stirne gepreßt, als ob sie dort einen ungeheuren Schmerz empfände und ihm zu wehren suchte.

„Ich kann leider nicht anders sagen,“ erwiderte Wardtell, der selbst die Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte. „Ich bin mit diesem Freunde an seiner Leiche gestanden . . .“

„Es ist wahr,“ sagte Schildhofer traurig, während Elisabeth im ungeheuersten, schrankenlos losbrechenden Schmerze aufschrie: „An seiner Leiche! O Himmel und Erde — Sie haben es gewagt, ihre verbrecherischen Hände an sein ehrwürdiges Haupt zu legen! Sie haben das Schwert auf ihn gezückt, . . . sie, die Verbrecher, die Schuldbeladenen, auf ihn, den Schuldlosen und Reinen! O mein Gott, mein Gott! Das ist die fürchterliche Ahnung, die mich so oft durchbebte! Das ist der kalte bleiche Mond-Strahl, der damals wie ein scharfes Schwert zwischen uns niederfiel!“ —

Die Männer standen tief ergriffen, der Knabe weinte laut auf, als er den Jammer der Mutter hörte und sah, und in seinem Kinderherzen eine unklare Ahnung des Geschicks auftauchte, das ihn betroffen hatte. „O Vater, Vater!“ jammerte er, „wo bist Du? Komm Mütterlein

zu Hülfe und Deinem kleinen Benedict! Verlaß uns nicht, Vater, verlaß uns nicht!"

„Still' mein Kind!" rief Elisabeth, „diese Männer sagen, das Ohr Deines Vaters sei verschlossen für Deinen Ruf — sein Herz walle nicht mehr Deiner Stimme entgegen! Sage ihnen, daß es eine Lüge sein muß, was sie erzählen . . . eine Lüge, oder daß Fürstenwort und Fürstengnade Märchen sind!"

„— Die Gnade war kein Märchen," erwiderte Wardtell, „und meine Botschaft ist leider keine Lüge . . . der Gnadenbote kam zu spät . . . als das Haupt des Freundes schon gefallen war . . ."

„Gefallen . . . sein Haupt! Sein edles, königliches Haupt! O . . . die ganze Welt ist verarmt und leer durch diesen Fall . . . er war reich genug, sie allein mit seinen Schätzen zu beglücken . . .! Und er soll todt sein, wirklich todt! Gewaltsam getödtet! Durch Henkers Hände! Hinweggerissen aus dem vollen Leben! Ohne Abschied, ohne Gruß von mir und dem Kinde! Unschuldig ermordet! . . . Nein, sage ich, nein — es kann nicht sein!"

Das Gewitter war näher gekommen; ein furchtbarer Blitz fuhr blendend herab, und im nämlichen Augenblicke schmetterte der Donner, als ob das Schloß in sich zusammenstürzte. „Ha!" rief Elisabeth außer sich, „donnerst Du droben in der Nacht? Wagst Du noch zu donnern und willst Zeugniß geben von Deinem Dasein? Laß ihn verstummen den leeren Schall — es ist eine Lüge, daß Du bist und da droben waltest! Du bist kein Gott, bist kein gerechter Gott! Du hilfst den Bösen und lässest die Unschuldigen ermorden!"

Noch gräßlichere Blitze zuckten, noch fruchtbarere Donnerschläge krachten so rasch und betäubend nach einander, daß die Anwesenden sich davor, wie vor Entsetzen über die Lästerung der Unglücklichen bekreuzigten.

„Komm fort, arme Frau," sagte Schildhofer „und rede nit lästerlich — wir sind Alle in Gottes Hand!"

„Auch muß ich erinnern," sagte Hippoliti, „daß dieses nicht der Augenblick zu derlei Expectorationen ist — ich habe keine Zeit zu verlieren!"

„Keine Zeit?" rief Elisabeth wieder, wie sinnlos ausbrechend. „Aber ich habe noch Zeit genug, ehe ich dieses Schloß verlasse, und auch Ihr müßt sie haben, und wenn ich Euch mit den Zähnen zurückhalten müßte! Ihr müßt Euch Zeit nehmen, meinen Fluch zu hören! — Donnere nur wieder!" rief sie, als eben ein neuer majestätischer Schlag durch die Nacht dahin rollte. „Wenn Du wirklich über den Wolken hausest, wenn Du ein Auge hast für den Jammer der Erde und ein Ohr für den Ruf des Wurmes, der sich zertreten im Staube krümmt — so höre mich! Schleudere Deine Blitze nieder, laß Deine Donnerkeile fallen auf sie Alle, die sich zum Sturze des Edelsten der Männer verschworen! Verwirre ihre Sinne! Sie und ihr Geschlecht sollen vergehen und vergessen sein — oder, wenn sie bestehen sollen, gieb ihnen das ewige Gedächtniß der Schande! Höre mich — Du, an dem ich verzweifle! Keinen von ihnen laß fröhlich enden! Durch gewaltsamen Tod reiße sie vom Leben, wie sie ihn dahin gerissen haben! Wenn Du wirklich bist, müssen sie zu Grunde gehen, noch ehe der Herbst kommt, wie die Blätter, die vor dem Herbststurme fallen! Mit den fallenden Blättern müssen sie vor Deinem Richterstuhle stehen! Dort will ich sie treffen — ich fordere sie dahin!"

Erschöpft von der Heftigkeit des Ausbruchs, sank Elisabeth wie bewußtlos in die Kniee zusammen, während der Knabe, der sie entsetzt betrachtet hatte, sich an sie hinschmiegte und weinend rief: „Was ist Dir Mutter? O, steh' auf, steh' auf — verlaß Deinen Buben nicht! er hat ja Niemand mehr, als Dich . . ."

Die Stimme des Kindes schien Elisabeth zur Besinnung zu bringen: sie raffte sich auf, blickte unsicher um sich und machte einige Schritte vorwärts, indem sie vor sich hinmurmelte: „Fort, fort, wir müssen fort! Ganz recht, ich hatte es nur vergessen. Ich will auch fort — Niemand soll mich halten! Habt Ihr seinen Ruf gehört? Mitten durch den Donner vernahm ich die Stimme . . . es war Wilhelm, der mir ruft! Hört Ihr, da tönt sie wieder . . . Seht, seht, . . . dort schwebt er den dunklen Gang hinunter . . . Ihm nach . . zu ihm . . .“

„Heiliger Gott!“ rief Schildhofer, indem er ihr nacheilte, „sie hat den Verstand verloren . . .“

„So muß man glauben!“ sagte der Doctor, ihnen folgend. „Man kann sich über diese Symptomata nicht täuschen, — vollständige Insania!“

Von den Freunden gefolgt, unbekümmert um den weinenden Knaben, stürzte die Unglückliche die Treppe hinab, während Hippoliti den Schreiber anwies, sich zur Protocollirung bereit zu halten, und feierlich ausrief: „Ich nehme alle Anwesenden zu Zeugen, daß ich für Seine Durchlaucht Erzherzog Ferdinand Karl von diesem Schlosse und von Allem, was es enthält, Besitz ergriffen habe!“

Unaufhaltsam war Elisabeth unten angelangt und eilte dem Thore zu. Vergebens suchte der Doctor sie anzuhalten; die Verwirrung ihrer Sinne schien ihr Flügel zu geben. Schildhofer schritt mit dem Knaben hinterher, auf welchem die Schrecken des Abends einen vernichtenden Eindruck zu machen schienen, und der, wie verwirrt und ängstlich um sich blickend, nur dem Bauer folgte, dessen Anblick ihm von seinen frühesten Jahren an vertraut war. An der Thorschwelle brauste der Sturmwind Elisabeth entgegen, und der strömende Regen schlug ihr in's Gesicht; — sie ließ sich davon eben so wenig abhalten, als von dem Ge-

finde und den Knechten, welche das entsetzliche Schicksal der Familie ihres bisherigen Herrn bereits erfahren hatten und sich nun weinend herbeidrängten, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen und von der unglücklichen scheidenden Gebieterin Abschied zu nehmen.

Sie schien ihre Anwesenheit gar nicht gewahr zu werden, sie fühlte und beachtete die Küsse der treuen Diener nicht, womit sie ihre Hände und Gewand bedeckten, sie starrte und drängte nur in die Nacht hinaus und fuhr fort zu toben. „Was heulst Du, Sturmwind? Willst Du mich am Haare fassen und mir beweisen, daß Einer ist, der Dich leitet? Es ist Lüge! Leer ist's im Himmel, — leer wie Du selbst, leer wie die Stätte, über welche Du dahin gebraust bist — es ist kein Gott!"

Neben den Stufen des Hauses hatte sich unter den Dienern mit den Soldaten auch Frau Sepha eingefunden und mit kaltblütiger Bosheit hart an die Thüre gestellt, um das furchtbare Schauspiel recht genau zu sehen. „Jetzt will ich gern sterben," rief sie, „weil ich das noch gesehen habe! Wohl giebt es einen gerechten Gott — darum muß dieses hochmüthige Volk hinausgejagt werden, wie sie mich hinausgejagt haben!"

Die Worte der Bosheit erreichten nicht Elisabeth's Ohr, das ihnen wie denen der Liebe verschlossen war; sie war mit dem Wahn-Gebilde des gemordeten Gatten beschäftigt, das sie immer vor sich schweben und ihr winken sah. Auch folgte dem Frevel die Strafe auf dem Fuße nach, denn der alte Schatzmann, der neben Sepha gestanden und aus ihren Mienen errathen hatte, was seine Taubheit ihn nicht verstehen ließ, hatte die Alte ingrimmig gepackt und mit einem Schlage über den finstern, regenströmenden Hügel hinabgestüzt, daß sie sich mühselig aufraffte und heulend davonlief.

„Seht Ihr," rief Elisabeth, als eben ein heftiger Blitz secundenlang die ganze Umgegend grell beleuchtete, „es ist nicht wahr, was Ihr mir gesagt! Biener ist nicht todt! Seht Ihr, dort stand er! Der Blitz hat ihn mir gezeigt, dort an der Garten-Wand! Er winkt mir, haltet mich nicht — ich soll ihm folgen . . ."

„Theure Frau," sagte Wardtell, indem er sie am Arme ergriff und Schildhofer zuwinkte, das Gleiche von der andern Seite zu thun, „besinnen Sie sich. Wir wollen Sie ja nicht abhalten, aber lassen Sie uns nur erst für sich und das Kind ein Obdach suchen in diesem gräßlichen Unwetter."

„Nein, nein," rief Elisabeth, „Ihr hintergeht mich nicht wieder! Hinweg von mir Alle! Ihr sollt mich nicht halten! Wilhelm, ich folge Dir . . ."

„Mit der Riesenkraft der Verzweiflung und des Wahnsinns hatte sie sich von den Armen der Männer befreit und stürzte mit wild flatterndem Haare in die Gewitternacht hinaus, deren Finsterniß sie schon nach wenigen Augenblicken den Blicken der Uebrigen entzog.

„Man sorge für den Knaben," sagte der Doctor, „ich will der armen Frau nach und will sehen, daß ich sie unterbringe und verwahren kann."

Er ging mit einigen der Knechte, die sich ihm anschlossen; Schildhofer aber nahm den zitternden Benedict auf die Arme und sagte: „Arm's Bübl', muß halt ich Dich mitnehmen und schauen, daß wir wo unterkriechen können! Du sollst es spüren, ob ich Deinen armen Vater lieb gehabt habe!" Damit schritt auch er in die finstere, unheimliche Nacht hinaus: weinend zerstreuten sich die Dienstboten; einsam und dunkel lag das einst so glückliche Büchsenhaus, und nur ein erleuchtetes Fenster zeigte die Stelle, wo noch Gewalt und Rache wachten, ihr Werk zu vollenden.

Ehe die Vorbereitungen zur Verfolgung der Flüchtigen getroffen werden konnten, ehe aus den Nachbarhäusern Laternen und Fackeln herbeigeschafft waren, war jede Spur Elisabeth's in dem Unwetter verloren und zerstört. Sie stürzte blind vorwärts, denn sie fühlte nicht, daß der strömende Regen sie bis auf die Haut durchnäßte, und wie der Sturm ihre gelösten Haare zerzauste. Sie hatte keinen klaren Gedanken; wie Nebel war es vor ihren Augen, und wie Strombrausen vor ihren Ohren — der Wahnsinn hatte sich ihrer vollkommen bemächtigt. Ein einziges Bild stand hell vor ihrer Seele: das ihres Gatten; es war ihr zu Muthe, wie einem Träumenden, der ein Ziel vor sich sieht, das er angstvoll erreichen will, dem er aber vergebens nachstrebt, weil er mit gebundenen Füßen nicht von der Stelle kann. Irr und planlos rannte sie hinter den auf den Höttinger Anhöhen zerstreuten Häusern umher und gelangte bis an die Spitze des danals noch weit in die Hochebene herunter reichenden Tannen-Waldes. Das Gewitter hatte zwar allmälig vertobt, und auch der Regen ließ nach, aber Elisabeth's zarter Körper vermochte nicht länger der Wuth der Elemente zu widerstehen; Fieber und Kälte schlugen ihre Zähne klappernd an einander, und die erschöpfte Natur wollte sich Ruhe erzwingen. Sie wäre vor Ermüdung am Wege umgesunken, wenn nicht ein ferner Lichtschein durch die Bäume geschimmert und sie instinctmäßig an sich gelockt hätte. Bald stand sie vor einer kleinen, unscheinbaren Waldcapelle, deren Wände von der Gluth eines unfern dahinter brennenden Kohlen-Meilers röthlich beleuchtet waren. Sie sank an dem Betschemel unter dem Wetterdache zusammen und bemerkte nicht, daß bereits eine andere dunkle Gestalt in der Capelle Zuflucht vor dem Wetter gesucht und sich in der Ecke niedergekauert hatte.

Es war der alte blinde Schwarze, den das Ungewitter

auf seiner Bettelfahrt überrascht hatte, und der, an Weniges gewöhnt und mit noch Wenigerem zufrieden, sich schnell entschlossen hatte, hier die Nacht zuzubringen. Er horchte hoch auf, als er das Herannahen Elisabeth's und das Geräusch ihres Niedersinkens vernahm. „Wer ist da?" rief er. „Gieb Antwort. Bist Du krank?" fuhr er fort, als er nur undeutliches Murmeln und unterdrücktes Wimmern vernahm. „Was ist's mit Dir? Wo kommst Du her, wohin willst Du?"

„. . . Ihm nach!" murmelte Elisabeth halblaut, indem sie sich etwas aufrichtete und die tropfenden Haarflechten aus der Stirne strich. „Kannst Du mir sagen, wo ich ihn finde? Ich habe ihn gesehen . . . aber nun hab' ich den Weg verloren. Oh — hilf mir, die Teufel wollen nicht, daß ich ihn erreiche! Die Menschen sind zu Teufeln geworden, und die Teufel sind die Herren. O!" setzte sie mit herzzerreißendem Schmerze hinzu, „es ist so unendlich traurig, daß es keinen Gott giebt . . ."

„Lästere nicht, Unglückliche!" rief Schwarze. „Was Du auch Schreckliches erlebt haben magst, es ist ein Gott, und der Teufel hat keine Macht über Die, so dem Herrn dienen!"

Elisabeth lachte wild auf. „Gott?" sagte sie. „Glaubst Du auch an das Märchen? Oh.. Oh... Ich habe so sehr zu ihm gebetet! Ich habe mir die Füße wund gekniet und die Augen fast aus dem Kopfe geweint im Gebete — wenn ein Gott wäre, er hätte sich meiner erbarmen müssen! Er hat es nicht gethan. Nein — es ist kein Gott, die Teufel sind die Herren in der Welt... Ah! da sind sie wieder!" kreischte sie entsetzt. „Sie greifen nach mir!... Wilhelm, Wilhelm! hilf, sie reißen mich von Dir . . ."

„Schauervoll," murmelte der Blinde, „schauervoll! Wie entsetzlich sind die Prüfungen, o Herr! die Du uns

auferlegst, aber es bleibt doch ewig wahr, und ich halte daran:

„Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Dess', der den Himmel lenkt!"

„Kennst Du das Lied auch?" sagte die Wahnsinnige. „O ... es war eine Zeit, da habe ich es auch gesungen, aber das ist lange — ach, so lange her! Mein Knabe wußte es auch, das Lied, es hat ihm so sehr gefallen ... Still, still! Mein Knabe, mein süßer Benedikt weint ... ich will ihm die Kissen zurecht legen — O! mein Gewand ist so naß geworden . . . sie haben mir nichts gelassen, den armen Wurm vor der Kälte zu schützen . . ."

„Um Gottes willen, Frau," rief der Blinde wieder, „wer seid Ihr?"

„Ja, wer ich bin!" flüsterte sie wieder. „Das will ich Dir wohl sagen — mußt es aber Niemand verrathen, sonst verfolgen sie mich wieder ... Es ist schon ein altes schwäbisches Lied'l!

Ich komm', weiß nicht woher,
Ich geh', weiß nicht wohin,
Ich bleib', weiß nicht wie lang'
— Mich wundert's, daß ich so lustig bin.

Ach ja, so lustig! So ungeheuer lustig!" rief sie und schlug ein grelles Gelächter auf, daß dem Blinden die Haut schauderte.

„Unglückliche!" rief er, „hebe Dein Gemüth empor! Die Trübsal der Welt wird verlaufen, wie Gewitterregen, und das Land, das er überschwemmt hat, wird daraus wieder emportauchen."

„Ja . . . aber verwüstet und öde . . ."

„Die Gnade des Ewigen schafft Leben selbst in das Gestein!"

„Leben?" schrie Elisabeth. „Das ist nicht wahr! Was todt ist, das kommt nicht wieder zum Leben! Wer kann das blutige Haupt wieder mit dem Körper verbinden?"

„Um Gottes willen, Frau, was sind das für Reden? Wer seid Ihr?"

Sie gab ihm keine Antwort und murmelte vor sich hin, indem sie auf den leiser fallenden Regen lauschte, „Hörst Du die Tropfen rinnen? Das ist sein Blut — es rieselt fort und fort . . . es will gar kein Ende nehmen . . . Oh, oh — warum kann ich's nicht stillen . . . es ist so edles, so kostbares Blut . . ."

Ihre Klage ging nach und nach in immer leiseres Wimmern über und verstummte zuletzt in den Armen des Schlummers, der sich barmherzig über sie senkte.

Schwarze horchte noch einige Zeit, dann machte er sich auf und tastete sich aus der Capelle bis an den Kohlen-Meiler hin, dessen Platz er aus früheren Wanderungen kannte. Er rief die Köhler auf, ihm beizustehen und eine Wahnsinnige, die irgendwo entsprungen sein müsse, zu bewachen und den Ihrigen zurückzubringen. Die gutmüthigen Menschen waren bald bereit; zwei Bursche folgten dem Blinden, während eine alte Frau einen Bündel Kienspäne anzündete und damit voranleuchtete. „Gott sei bei uns!" rief die Alte, als sie Elisabeth an der Capelle liegen sah. „Ist das nicht die Schloßfrau vom Büchsenhaus? Ich kenne sie, habe sie ja oft gesehen, wenn ich herunter bin und Kohlen abgetragen habe . . . Sie ist es!"

„— Eine vortreffliche Frau," sagte der Blinde, „wenn Ihr Recht habt, Kohlenbrennerin! Die hat keinen Bedürftigen oder Leidenden unbeschenkt und ungetröstet von sich gelassen und muß nun selbst herumirren, ärmer und trostloser, als Alle? — Was muß da geschehen sein? O Gott — wir Menschen begreifen Dich nicht, aber Du

bist! Auch diese entsetzlichen Fügungen kommen von Dir, und wohl Dem, der da aushält in der Versuchung! — Laßt uns die Unglückliche nach dem Schlosse zurückbringen — ohne Zweifel wird man sie dort schon vermißt haben und überall suchen." Die Köhler schickten sich an und bildeten aus Tannenästen eine Tragbahre, auf welche sie Elisabeth brachten und in halbsitzender Stellung forttrugen, während die Alte, mit der Fackel voranschreitend, zugleich dem Blinden ihre Hand reichte.

Elisabeth hatte kein Gefühl dessen, was mit ihr vorging, sie ließ sich willenlos aufheben und fortbringen; bald war man eine geraume Strecke auf der Hochebene dahin gegangen und nicht mehr fern von der Stelle, wo sich der Pfad nach der Fallbacher Thalschlucht absenkt. Bis dahin war die Nacht still und schwarz auf dem ganzen Innthale gelegen, das Gewitter hatte sich seitwärts gezogen, und die Blitze ließen nur von Zeit zu Zeit die gegenüberliegenden dunklen Höhen der Lanser Köpfe hervortreten. Allmälig aber war der Wind umgesprungen und hatte sich wieder erhoben; es schien, als wollte er das Gewitter über den Strom zurückjagen, der Regen begann neuerdings zu strömen, grelle Blitze zuckten, und Donnerschläge erschütterten die Berge mit verstärkter Kraft. Ihr Gebrüll schien Elisabeth aus der Betäubung aufzuschrecken. „Wo bin ich?" schrie sie auf. „Was wollt Ihr von mir, Ihr Teufel? Warum haltet Ihr mich? Fort! laßt mich los! Hört Ihr den Donner? . . . Meint Ihr, das sei Gottes Stimme? Ich weiß es besser . . . seine Stimme ist es, die mir im Donner ruft! Seht Ihr dort die Thürme des Schlosses? Das ist das Büchsenhaus . . . O, ich erkenn' es wohl . . . wir müssen uns still daran vorüber schleichen . . . Ha — habt Ihr gesehen? Der Blitz schwingt sich darüber hin, wie eine Fackel . . . Saht Ihr an den Zinnen die weiße Gestalt im blutigen

Gewande! Das ist Wilhelm! Er ist da . . . ich hab' ihn wieder . . . er kehrt wieder in sein Haus zurück — er winkt mir zu sich . . . Wilhelm . . . Wilhelm, ich komme . . ."

Mit übermenschlicher Kraft riß sie sich aus den Armen der Köhler; vergebens war alles Nachrufen und Bemühen, sie einzuholen — windschnell stand sie an dem Rande der Hochebene, wo sich die steilen Felsenwände in die Büchsenhauser Gufel senken. Beim Scheine des Blitzes sahen die Köhler ihr Gewand über dem Abgrunde flattern und in ihm verschwinden . . .

Entsetzt eilten sie auf dem Seitenpfade in die Tiefe . . . am Fuße des Felsens, wenige Schritte von der herrlichen Linde, die das Lieblingsplätzchen der Unglücklichen gewesen, fanden sie ihren zerschmetterten, fast unkenntlichen Leichnam. Sie knieten dabei nieder und beteten, daß Gott der wahnsinnigen Selbstmörderin die ewige Ruhe geben und das ewige Licht ihr leuchten lassen möge — dann eilten die Köhler, die Nachricht in's Schloß zu bringen, der Blinde aber übernahm es, die Todtenwache zu halten.

Bald hatte das Gewitter vollständig ausgetobt, die Nacht ward sternenhell, und ein Athem des Friedens wehte durch die versöhnte Natur. Der Blinde horchte und betete lange: wie unsichtbar für ihn der Mond in ruhiger Klarheit über dem Gebirge aufstieg, leuchtete in seiner Seele der Glaube und das Vertrauen auf Gott — er griff nach seiner Bratsche, und über dem so grausam gemarterten zärtlichen Frauenherzen stieg das: ‚Befiehl Du Deine Wege' in tiefen, wehmüthigen Tönen zu den Sternen empor, wie ein versöhnendes Geleit, ein milde Bitte um Gnade an den geheimnißvollen Thron, vor dem bereits die befreite Seele stand.

— — Wenige Tage später schritt Herzog Ferdinand Karl in seinem Gemache in der Burg zu Innsbruck zür-

nend auf und nieder; seitwärts stand Pater Hyazinth Rothenbucher, der Beichtvater der Dominicanerinnen von Marienthal, und beendigte soeben seinen Bericht über Biener's Tod. „Und wenn ich es noch zehnmal wiederholen müßte," schloß er bewegt, „ich kann nur dieselben Worte wiederbringen — sie sind mir unauslöschlich eingeprägt. ‚Ich habe keinen Beweis für meine Behauptung' sagte er, ‚aber einem Sterbenden wird er glauben und vielleicht milder von mir denken!' . . . Es waren die letzten Worte, Durchlaucht, die er zu mir sprach — ehe der tödtliche Streich ihn traf . . . Die Leiche war noch nicht in den Sarg gelegt, als die Gnadenbotschaft ankam!"

Ferdinand Karl war tief ergriffen. „Ich danke Ihnen für Ihren Bericht," sagte er ernst. „Nehmen Sie mit dem einfachen Danke fürlieb, der Schmerz verhindert mich, mehr zu sagen! Ermessen Sie darnach, wie tief ich den entsetzlichen Zufall beklage, der meine milde Absicht vereitelte!"

„— Und wenn es kein Zufall gewesen wäre?" fragte der Pater bedeutsam.

„Nein, nein, sagen Sie das nicht!" rief der Fürst. „Lassen Sie mich das nicht denken! Es wäre entsetzlich!"

„Dennoch muß ich es glauben. Ich habe Durchlaucht die auffallenden Umstände erzählt, womit das Ausbleiben des Couriers begleitet war . . . ich bin überzeugt, es war ein abgekartetes Spiel!"

„Nein, sage ich, nein!" wiederholte Ferdinand Karl. „Ich kann es nicht glauben . . . aber es soll streng untersucht werden. Wehe, wer es gewagt, sein Amt so zu mißbrauchen, sich meinem Willen in den Weg zu stellen — seine Strafe soll ohne Beispiel sein!"

„Und wird sie vermögen, Geschehenes ungeschehen zu machen? . . . Das edle Blut bleibt vergossen . . .

der unschuldig Gemordete kehrt nicht mehr in's Leben zurück!"

„Besinnen Sie sich, Pater, und erwägen Sie Ihre Worte! Gemordet ist nicht, wen der Spruch des Gesetzes trifft . . . das Urtheil mag streng . . . es mag vielleicht hart gewesen sein, aber ungerecht war es nicht!"

Er schritt unmuthig und noch hastiger durch das Gemach und blieb dann vor dem Pater stehen, der ernst zu Boden sah. „Bei Ihrem priesterlichen Worte," sagte er milder, „ich frage Sie, halten Sie den Kanzler wirklich für unschuldig? Für gänzlich unschuldig?"

„So wahr ich selbst das Heil meiner Seele hoffe — ja!" erwiderte der Pater feierlich, „Die Lüge kann viel; aber am Grabe fällt ihre Tünche ab — so geht nur ein reines Bewußtsein in den Tod!"

„Unschuldig!" rief Ferdinand und warf sich in einen Stuhl. „Ich muß glauben, daß er es war . . . ich glaube es auch, Pater; — es ist nur der schreckliche Gedanke, unschuldiges Blut vergossen zu haben, was mich treibt, mir selbst von der Gerechtigkeit des Urtheils einzureden . . . Unschuldiges Blut! Meine Hände dampfen davon! Weh' mir, Pater, retten Sie mich vor diesen Gedanken, der mich vernichtet! Armseliges Loos eines Fürsten . . . Uns zum Verderben hat uns Gott einen Theil seiner Allmacht gegeben, seine Allwissenheit hat er uns versagt!"

„Freveln Sie nicht, Durchlaucht — Fürsten bedürfen der Allwissenheit nicht: Sie haben Ihre Pflicht gethan, wenn sie ihre Macht mit Weisheit und Mäßigung gebrauchen und die geheiligten, nur ihnen anvertrauten Waffen nicht andern Händen zum Spielzeuge überlassen!"

„Ich verstehe Sie, Pater, und darf nicht sagen, daß Sie Unrecht haben . . . Ich fürchte, der Scepter war meinen Händen entschlüpft und zum Spielzeuge der Leiden=

schaft geworden . . . Aber es soll anders werden fortan!" setzte er entschlossen aufspringend hinzu. „Ich bedarf den Rath eines redlichen Freundes. — Seien Sie mir dieser Freund . . . kommen Sie recht oft zu mir, Pater, oder bleiben Sie ganz in meiner Nähe!"

„Durchlaucht fordern von mir, was ich nicht vermag!" sagte Pater Hyacinth schwermüthig. „Ich bin nicht der Mann, der in das Getreibe des Hofes taugt — ich tauge überhaupt nicht mehr in die Welt . . . Seit ich jenen Mann sterben sah, ist die Ruhe meines Lebens gestört: die Freudigkeit meiner Tage, die Ruhe meiner Nächte ist dahin — das blutige Bild steht vor mir im Wachen und verfolgt mich bis in meine Träume . . . ich will versuchen, die arme Seele durch mein Gebet zur Ruhe zu bringen. Darum will ich in mein Kloster zurück, oder noch lieber — wenn meine Obern es gestatten — will ich in das Dorf meiner Heimath ziehen; fern von der Welt will ich dort beten, daß die Ruhe der Seele Ihrer Durchlaucht wiederkehre . . . daß sie dem Abgeschiedenen zu Theil werde — und auch mir!"

Der Pater ging und ließ den Fürsten in tiefer Bekümmerniß zurück. Ferdinand saß wie unbeweglich auf dem Ruhebette und war so sehr in trübes Nachdenken versunken, daß er Marello nicht gewahrte, der nach des Paters Entfernung eingetreten war, seine gewöhnlichen Morgenverrichtungen vorzunehmen. Er hatte genug von der Unterredung erlauscht, um das Uebrige zu errathen und die Stimmung des Fürsten zu begreifen; darum wendete er Alles an, ihn derselben zu entreißen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Per Dio," murmelte er, als alle Versuche vergeblich blieben, „ich muß vertreiben questa melancolia . . . sie könnte gefährlich werden . . .! Ma . . . ich kenne ein sicheres Mittel! Ich

glaube, der Augenblick ist da, die entscheidende Karte auszuspielen . . ."

Unbeachtet, wie er gekommen war, schlüpfte er wieder aus dem Gemache, kehrte aber nach wenig Augenblicken zurück, ein versiegeltes Schreiben in der Hand, daß er behutsam auf einen Pfeilertisch legte.

Dann näherte er sich dem Fürsten, der noch immer regungslos saß und nur manchmal durch einen tief geholten Seufzer verrieth, daß er lebe und was in ihm vorging. „Darf ich mich erdreisten, Altezza zu stören?" sagte er schmeichelnd. „Sind Durchlaucht krank? . . ."

„Nein," antwortete Ferdinand finster, und doch ist es nicht wahr, wenn ich mich gesund nenne! Ja, ich bin krank, Marello, krank im Tiefsten meines Gemüthes . . . Das unschuldige Blut, das ich vergoß, läßt mich nicht zur Ruhe kommen."

„Unschuldiges Blut?" erwiderte der Kammerdiener leichthin. „Wer hat Durchlaucht von der Unschuld überzeugt? Wollen Sie der Versicherung eines Uebermüthigen glauben, der noch im Tode seinen alten Trotz bewahrte?"

Ferdinand Karl winkte abwehrend. „Nicht ihm," sagte er, „aber ich glaube dem Berichte des Mannes, der ihn sterben sah — der kann nicht lügen! O, ich sehe es klar, ich habe mich übereilt! „Weh' mir, was soll ich sagen, wenn Sigismund zurückkommt — ich werde seinen Blick nicht ertragen!"

„Wie aber, wenn ich Durchlaucht beweisen könnte, daß der Cancellario dennoch schuldig, daß er wenigstens nicht ganz unschuldig war?"

„Wenn Du das könntest, wenn Du diesen Zweifel bannen könntest . . . es würde mir die alte Kraft und Fröhlichkeit wiedergeben!"

„Nun denn — wer das eine Verbrechen begeht, ist auch eines andern fähig — ich habe den Beweis in Händen, daß der Cancellario hat unterschlagen Briefe an Euer Durchlaucht."

„Briefe an mich? Von wem?" fragte der Herzog hoch aufhorchend.

„Unter den Papieren des Kanzlers hat sich gefunden una lettera, ein versiegeltes Schreiben an Altezza. Wie kam es dahin? Ohne Zweifel war es ihm zur Bestellung übergeben, und er hat es offenbar nicht abgeliefert . . ."

Der Herzog sprang auf. „Mensch," rief er bebend, „ein solches Schreiben hätte sich unter Biener's Papieren gefunden? Und davon hat mir Niemand gesagt? Was weißt Du davon, wo ist dieses Blatt?"

„In meinen Händen, Altezza," erwiderte Marello, etwas betroffen über die ungewöhnliche Aufregung des Fürsten. „Ich erhielt es vor einiger Zeit von dem Präsidenten Schmauß."

„Und Du hast Dich wirklich unterstanden, es mir vorzuenthalten, Schurke? Von wem ist der Brief?"

„Di misericordia! Ich wollte abwarten eine günstige Gelegenheit und nicht noch mehr schaden dem unglücklichen Mann! Früher wäre das Schreiben gewesen ein Gewicht mehr in die übervolle Schale seiner Schuld, — jetzt kann es ihm nix mehr schaden, Euer Durchlaucht aber kann es beruhigen. Ecco la lettera! Nach Hand und Siegel zu schließen, ist es von Frau Herzogin Claudia . . ."

Der Herzog ergriff das Schreiben mit zitternder Hand; seine Augen hafteten unbeweglich darauf, während seine Lippen nur mühsam einzelne Laute hervorzustoßen vermochten. „Ihre Hand, es ist die Hand meiner Mutter! O mein Gott, es ist das Schreiben, von dem mir der



Pater gesagt — Biener ist mit keiner Lüge aus der Welt gegangen!"

Zitternd erbrach er das Blatt, las und brach ohnmächtig auf das Ruhebett zusammen, während das unheilvolle Schreiben zu Boden glitt.

„Was ist das?" rief Marello erschreckt. „Was habe ich gemacht!" Vergebens bemühte er sich, den bewußtlosen Fürsten zu sich zu bringen, und stürzte auf den Corridor, um Lärmen zu machen und Hülfe zu rufen.

Unter den Ersten, welche herbeeilten, befand sich Maria Anna, die Gemahlin des Herzogs, welche eben im Begriffe war, sich in die Hofkirche zum Morgengottesdienste zu begeben. Weinend und laut aufschreiend warf sie sich über Ferdinand; aber schon der erste Laut ihrer Stimme schien einen mildernden und lösenden Einfluß auf ihn zu üben.

„Meine Mutter," stammelte er, „meine Mutter — O! ich Unseliger!"

„Komm zu Dir, mein Ferdinand," flüsterte die Herzogin mit liebevollem Tone. „Was ist geschehen? Was hat Dich so sehr zu erschüttern vermocht?"

„Du bist's?" rief der Herzog, wie aus einem Traume erwachend. „Ich glaubte die Stimme meiner Mutter zu hören. O Marianna! beweine mich — ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne . . . Lies jenes Schreiben . . . Lies es laut, ich will mein Urtheil noch einmal hören!"

Marianna ergriff das Blatt und las: „Mein theurer, mit Schmerzen geliebter Sohn! Wenn diese Zeilen vor Deine Augen kommen, wird es in einer Stunde sein, in welcher der Geist des Guten und des Bösen sich um Deinen Entschluß streiten: ich will daher wie aus der Ewigkeit herübergreifen und dem Guten zum Siege verhelfen! Wenn Du diese Zeilen liesest, bist Du im Be-

griffe, über das Schicksal eines Mannes zu entscheiden, dem ich über das Grab hinaus verschuldet und dankbar bin . . . Glaube dem Worte Deiner Mutter, Biener ist ein edler Mann, unfähig einer erniedrigenden oder verbrecherischen Handlung! Höre darum die letzte Bitte Deiner Mutter — handle nicht unwürdig gegen ihn! In dem Gedanken, daß Du mir gehorchst, segne ich Dich! — Ich schreibe Dir in der Nähe des Todes, es soll kein Vorwurf sein, wenn ich Dir dies sage, aber gedenke jener unseligen Stunde, die zum Nagel an meinem Sarge geworden! Es ist kein Vorwurf, mein Sohn, denn ich habe Dir verziehen — aber ich mahne Dich, daß Du darum mein Andenken doppelt in Ehren halten und die letzte Bitte erfüllen mögest, welche an Dich richtet Deine sterbende Mutter Claudia . . ."

Thränen hatten die Fürstin mehrmals während des Lesens unterbrochen; tief ergriffen legte sie dann das Blatt bei Seite, schlang die Arme um Ferdinand Karls' Nacken und rief: „O mein Gemahl, welch' ein trauriges Verhängniß!"

„Weg von mir!" rief Ferdinand Karl ängstlich. „Umarme mich nicht, ich bin dessen unwürdig! Schauderst Du nicht vor mir zurück? Das Blut eines unschuldigen Mannes klebt an mir — O, er hat furchtbar Recht behalten! Fliehe von mir... ich bin der Nagel geworden zum Sarge meiner Mutter! Ich habe den Mann getödtet, der mein Lehrer war — ich bin ein Scheusal in den Augen der Menschheit . . . ich bin, wovor er mich warnte, ich bin ein Nero geworden!"

„Nein, ich weiche nicht von Dir!" entgegnete die Herzogin. „Bei Dir ist der Platz, den Pflicht und Herz mir anweisen! Verzage nicht — was geschah, ist die Schuld unseliger Verhängnisse, nicht die Deinige allein — verzage nicht, Deine Mutter hat Dich ja gesegnet!"

„Aber ich bin des Segens nicht würdig!“ rief Ferdinand wieder, indem er sich mit der Faust vor die Stirne schlug und mit der andern Hand sich, wie verzweifelnd, die blonden Locken zerraufte. „Der Muttersegen galt dem gehorsamen Sohne, der ihr Andenken ehren würde, nicht dem Mörder, dessen Hände von schuldlosem Blute triefen! — Einem Nero gilt Claudia's Segen nicht!“

„O fasse Dich, ermanne Dich, mein Geliebter!“ sagte Maria Anna noch inniger und zärtlicher. „Raffe Dich auf — und was wir auch gefehlt, wir wollen gut zu machen versuchen: wir wollen die Seelen der Geschiedenen versöhnen durch gemeinsames Gebet — sie werden Deine Reue sehen und verzeihen!“

„Du treues Herz,“ rief Ferdinand weicher werdend. „Theures — viel verkanntes, bitter beleidigtes Weib! Ja — bleibe bei mir! Du bist meine einzige Stütze, an Dich will ich mich halten ... Du aber, Marello,“ rief er plötzlich, sich gebieterisch aufrichtend, dem bestürzten Kammerdiener zu, „Du verlässest Stadt und Land in dieser Stunde! Hättest Du jenes Schreiben mir übergeben ... das Entsetzliche wäre nicht geschehen . . . Fort — und begegne mir nicht wieder im Leben! ... Komm Marianne! ich folge Dir — führe mich zur Versöhnung laß uns beten und versuchen, Sandkörner abzutragen von dem Gebirge meiner Schuld!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nachklänge.

Es war tiefer Herbst geworden, der Schnee hatte sich längst bleibend auf den Bergen gelagert und wich nur noch in den wärmeren Thälern vor dem schärferen Strahle der Mittagssonne; ein kräftiger Südwind schüttelte die vereinzelten letzten Blätter von den Bäumen und sauste unwirthlich um die hellbeleuchteten Fenster des Angerzeller Schlößchens, das Präsident Schmauß bewohnte. Desto wirthlicher und angenehmer sah es in dem Schlößchen selbst aus, in welchem der Saal des obern Stockwerks zu einem Festmahle hergerichtet war, das so glänzend zu werden versprach, als der verschwenderische Schloßherr je eines gegeben haben mochte. Eine lange Tafel mit etwa dreißig Gedecken vereinigte Alles, was Geschmack und Prachtliebe der damaligen Zeit an Verzierungen und Genüssen zu bieten vermochte; von der prachtvollen Holzdecke hing ein mächtiger Kronleuchter herab und warf sein helles Licht auf die seidenschimmernden Wände und auf die dunkelbraune Decke, deren blanke Vertiefungen, Ringe und Felder den Glanz wie ebenso viele Spiegel zurückstrahlten.

Der alte Niklas war beschäftigt, die ganze Anordnung noch mit prüfenden Blicken zu übersehen, die Stühle zurecht zu setzen und auf dem mächtigen Schenktische in der Ofenecke die Geschirre zu ordnen, unter welchen die Flaschen überwiegend die Mehrzahl bildeten. Er war damit noch nicht völlig zu Ende gekommen, als die Thüre aufging, und der Hausherr eintrat. Schmauß sah ungemein verändert aus; seine Beleibtheit war beträchtlich geschwunden, sein Antlitz runzlich und faltig

geworden, aber es war mit noch stärkerer Röthe bedeckt, und ungewohnte Gluth funkelte aus den unruhig umherflackernden Augen. Der frühere Ausdruck ruhiger Bequemlichkeit war verschwunden und hatte einer steten, fast ängstlichen Hast Platz gemacht.

„Draußen auf dem Gange und auf dem Vorplatze ist es zu dunkel!" rief er. „Es müssen mehr Lichter angezündet werden!"

„Gnaden, Herr Präsident," erwiderte der Diener, „es brennen schon über zwanzig Kerzen auf dem Gange; ich weiß nicht mehr, wo ich noch andere anbringen soll!"

„Dummkopf!" rief Schmauß ärgerlich. „Es ist zu dunkel, sage ich, es müssen mehr Lichter sein, die Dämmerung muß fort! Es ist mir unheimlich, wenn so lange Schatten an den Wänden hin und her wanken! Sage auch dem Koche, daß er die Fasanen ja nicht zu stark an's Feuer bringt, das Fleisch muß sein wie lebend, und doch auf der Zunge zergehen... Recht so," fuhr er fort, indem er den Saal überblickte, „es ist Alles ganz gut so! Die Gäste können jeden Augenblick kommen, es muß schon acht Uhr vorüber sein..."

„Nicht doch, Gnaden Herr Präsident, es hat ja kaum sieben Uhr geschlagen."

„Und schon so finster? Das ist eine traurige Jahreszeit. Ich kann sie nicht leiden die Zeit, wenn die Blätter abfallen..." Ein Schauder schien ihn zu überlaufen, und halb zornig, halb ängstlich schrie er auf: „Laß die Vorhänge herunter! Die Nacht glotzt herein, als wenn die Fenster ihre gläsernen Augen wären! — Wenn doch die Gäste bald kämen... es ist so unheimlich, allein zu sein..."

Der Diener hatte den Befehl befolgt und eilte nun auf seinen Gebieter zu, der sich in den für ihn be-

stimmten Lehnstuhl am obern Ende der Tafel geworfen hatte und, sich nach alter Gewohnheit die Stirne trocknend, tief aufathmete. „Das hat sich ja sehr geändert, Gnaden Herr Präsident!“ sagte er. „Sonst sind Sie nie vergnügter gewesen, als wenn Sie allein waren!“

„Was weißt Du davon?“ sagte Schmauß. „Ich habe mich im Grunde immer gelangweilt . . . aber nimm die Flasche dort und schenke mir ein ordentliches Glas amore perfetto ein; ich brauche Herzstärkung . . .“

Der Diener gehorchte zögernd. „Gnaden Herr Präsident sollten doch auf mein Zureden achten — das kann unmöglich gesund sein . . .

„Ueberlaß das mir!“ sagte Schmauß, indem er das Glas leerte und dann dem alten Diener die Wange streichelte. „Mit Deinem ewigen Gnaden Herr Präsident! Es wird wohl bald das letztemal sein, daß Du mir diesen Titel giebst! Ich will mein Leben jetzt genießen, Alter — ich habe für kein Kind mehr zu sorgen, brauche keinen Feind mehr zu fürchten und stehe schon an der Schwelle des Platzes, nach dem ich mein Leben lang gestrebt habe . . . Gieb mir noch ein Glas, Niklas, jetzt kann ich mir's wohl sein lassen!“

„Ich kann mir nicht helfen,“ sagte der Alte, „mir ist doch ganz angst und bang dabei! Wenn Sie doch lieber zu der gnädigen Frau hinübergingen, Gnaden Herr Präsident . . . sie hat schon ein paarmal nach Ihnen gefragt . . .“

Schmauß schlürfte sein Glas und rief: „Die Keiferin soll mich in Ruh' lassen! Zuvor hat sie mich mit ihrer Weltlichkeit gequält, und seit sie eine Betschwester geworden ist, bringt sie mich mit ihren Predigten um!“

Der Diener zuckte die Achseln. „Sie will eben durchaus mit Ihnen sprechen!“ sagte er. „Ich glaube,

ich höre ihre Thüre gehen . . . da ist sie wahrhaftig schon selbst!"

Schmauß wollte sich aus dem Saale entfernen, aber die Präsidentin hinderte ihn daran, indem sie ihm ernsthaft entgegentrat, noch hagerer als früher, mit weißem, völlig blutlosem Angesichte und von oben bis unten in das tiefste Schwarz gekleidet.

„Was willst Du schon wieder?" schrie ihr Schmauß auffahrend entgegen. „Was ist's, daß Du herumschleichst wie ein Gespenst!"

„Ich bin kein Gespenst," erwiderte die Frau mit unendlicher Traurigkeit in Blick und Ton, „aber mir lassen die Gespenster keine Ruhe! Ich habe Dich so sehr gebeten, kein Gastmahl zu geben . . . es ist noch kein Jahr, seit wir unser einziges Kind, meine gute, unglückliche Lotys begraben haben. Muß ich Dir auch noch einen andern Grund nennen, warum unser Haus kein Haus für Feste ist?"

„Schweig' mir von Deinem andern Grunde!" rief Schmauß zornig. „Es ist Thorheit, Aberglauben!"

„Mann," sagte die Frau, indem sie ihm fest in die Augen sah, „mich betrügst Du nicht . . . warum willst Du Dich selber täuschen? Du glaubst selbst nicht, was Du sagst, ich sehe das Zeichen der innern Angst auf Deiner Stirne . . . O warum hast Du mir nicht gefolgt, als ich Dich bat, Deine Hände von diesem Blute rein zu halten! Nun flüstert das Volk in den Gassen von uns und erzählt, wie das Weib des Unglücklichen seine Feinde verflucht hat! Sie blicken uns an, wenn sie uns begegnen, und suchen die Zeichen dieses Fluches an uns . . . Ich beschwöre Dich, fordere den Fluch nicht muthwillig über Dich heraus! Halte heute kein Gastmahl!"

Schmauß lachte laut auf, aber der Ton des Lachens

zeigte, wie wenig es ihm von Herzen ging. „Narrheiten," sagte er, „Du bist eine Frömmlerin geworden!"

„Ja, ich bin in mich gegangen!" sagte die Frau ernst. „Das Schicksal und der Tod meiner Aloysia haben mir die Augen geöffnet, und ich habe den sündigen Hochmuth aufgegeben! Mich quält eine unsägliche Angst, ich bitte Dich, laß das Gastmahl absagen . . ."

„Im letzten Augenblicke, Närrin? Willst Du mich zum Stadtgespräch machen?"

„. . . Nur heute halte das Gastmahl nicht . . . es soll die letzte Bitte sein, die ich in meinem Leben an Dich richte! Du kannst sagen lassen, Du seiest krank geworden . . ."

„Damit man erst recht mit Fingern auf mich deutet? Damit das dumme Volk in der plötzlichen Krankheit schon den Anfang sehe, wie seine Märchen sich erfüllen? Nein, damit sie sehen, daß ich mich nicht davor fürchte, muß heute das Gastmahl sein und soll rauschender und fröhlicher werden, als jemals. — Fort! Ich höre Gäste kommen . . . fort, daß sie Dich nicht sehen . . . Dein Leichenbittergesicht würde ihnen die Laune verderben!"

Die Präsidentin entfernte sich traurig durch die Seitenthüre, während Schmauß der Hauptthüre zueilte, aber überrascht vor dem Eintretenden zurückprallte. Es war Vollmar, in einen dunkeln Regenmantel gehüllt. „Mich hast Du wohl nicht erwartet, Vetter?" sagte er. „Ich denke, Du wirst mir auch ungeladen einen Platz an Deinem Gastmahle nicht versagen?"

„Ich weiß nur nicht," erwiderte Schmauß mit eigenthümlichen Lächeln, „ob Dir die Gesellschaft behagen wird, die ich gebeten habe . . . es sind meist italienische Herren . . ."

„Ich weiß, Du verträgst Dich in neuester Zeit außerordentlich gut mit den Welschen . . . d'rum sei ohne Sorge, ich will Dir und ihnen den Appetit nicht verderben. Ich bin nur gekommen, um von Dir Abschied zu nehmen; ich habe meine Entlassung genommen und werde Innsbruck und Tirol noch diese Nacht in aller Stille verlassen!"

Stumm vor Befremden stand der Präsident ihm gegenüber.

„Ja," fuhr Vollmar mit offener Gereiztheit fort, „die Stelle des Staatskanzlers von Tirol ist wieder frei! Was stellst Du Dich so verwundert an? Niemand weiß besser, als Du und Deine welsche Sippschaft, welche Wege Ihr eingeschlagen habt, es dahin zu bringen! Aber laß Dich nicht zum Besten haben, Vetter! Wenn sie Dir auch die Kanzlerstelle als Köder an die Angel hängen, sie speisen Dich doch ab! Denke an mich, nur ein Welscher taugt in ihre Plane, Graf Ferrari wird Staatskanzler, und Dich wird man abdanken, wie das gutmüthige Thier, das den Wagen in die Scheune gezogen hat!"

„Aber ich begreife nicht!" sagte Schmauß betroffen. „Wie ist das so schnell gekommen?"

„Das kommt daher, weil ich, Gott sei Dank gescheidt genug bin, zu sehen, daß der Wind an diesem Hofe umgesprungen ist, und um zu fühlen, daß man sich von mir zurückzieht, auch wenn man es vermänteln will! Der Herzog bereut, was er an Biener gethan; seine Schwermuth wächst mit jeder Stunde . . . wer steht mir dafür, daß sie nicht einmal ihren Groll an Demjenigen auslässt, den der Fürst als sein Werkzeug zu gebrauchen wähnte, während er selber nur das Werkzeug geheimer Plane war? Wer steht mir dafür, daß jenes Geheimniß, gegen dessen Mitwisser ich mich bis zum Aeußersten vertheidigen mußte,

nicht wie ein scharfes Gift das Gefäß, worin es bewahrt war, zerfressen hat? Daß nicht selbst Diejenigen, die der Vortheil zu meinen Freunden gemacht, elend genug waren, mich zu verleumden und zu verhandeln? — Dieser Möglichkeit will ich ausweichen, ich will nicht an mir selbst ein zweites Beispiel erleben, wie man sich in Tirol bedankt. Ich lege mein Amt nieder und gehe . . . Du hast mich zum letzten Male zum Danke verpflichtet, Vetter, denn Du hast mir einen glänzenden Vorwand dazu verschafft!"

„Ich wüßte nicht, welchen!" sagte Schmauß verwundert.

Bist nicht Du es, der dem Herzog den Vorschlag gemacht, den Graubündnern seine Hoheitsrechte über sie zu verkaufen?"

„Allerdings. Die Graubündner selbst haben den Antrag gestellt. Ist es nicht der erwünschteste Ausweg, die ewigen Zwistigkeiten mit ihnen auf einmal zu beenden?"

Ja wohl — und einen kurzen Goldregen in's Danaidenfaß der Staatscassen zu leiten! Wenn Du als Staatskanzler fortfährst, wie Du als Kammerpräsident gewirthschaftet, wirst Du bald das ganze Land verschachert haben und kannst Pfandbriefe auf die Tiroler Berge ausstellen! Ich aber will von diesem Handel nichts wissen und habe daher um meine Entlassung gebeten!"

„Sieh' doch, wie gewissenhaft Du auf einmal geworden bist!" höhnte Schmauß. „Wie lange ist es denn, daß Du nicht so bedenklich warst? Aber freilich, damals galt es Deine eigene Angelegenheit . . . es galt, den Mann zu stürzen, den Du auf's Blutgerüst gebracht hast!"

„Ich hätte das gethan?" erwiderte Vollmar kalt. „Mich dünkt, Du habest redlich dazu mitgewirkt, und



wenn etwas dabei zu verantworten ist, fällt die Hälfte der Schuld auf Dich!"

„Nein, nein!" rief Schmauß beinahe ängstlich. „Nicht auf mich — ich sage mich los davon! Du warst die Seele des Werks . . . ich . . . Du hast es selbst gesagt . . . ich habe nur den Namen dazu gegeben! Und was ich gethan, war durch die Begnadigung des Herzogs beseitigt — daß sie vereitelt wurde, trifft Dich allein!"

„Wer wagt, mir das in's Gesicht zu behaupten? — Aber ich scheue mich nicht, zu vertreten, was ich gethan, denn ich habe immer gewußt, was ich wollte! Jener Mann konnte mir zum Verderben gereichen: Einer von uns Beiden mußte fallen — wohlan, ich stehe aufrecht, und me n Geheimniß ist mit dem Gefallenen begraben... Wo ist hier eine Schuld, die mich träfe? Mögen sie denken und flüstern und unter sich zischeln, wie sie wollen — Niemand wird, Niemand kann gegen mich auftreten! Du siehst, Vetter, ich weiß meinen Theil zu tragen und denke, er soll mir den Rest meines Lebens nicht verbittern. Ich bin kein Schwächling, der Wein und Musik braucht, um sich zu übertäuben! Lebe wohl, Vetter; ich höre Deine Gäste . . . ich wünsche Dir so feste Nerven, als die sind, deren ich mich erfreue!"

Er ging und schritt achtlos und ohne Gruß an den ankommenden Gästen vorüber, die den Verhüllten verwundert betrachteten. Es waren, wie der Herr des Hauses schon bemerkt hatte, meist italienische Cavaliere und Beamte, unter denen Graf Ferrari, Marchese Luniati, sowie Hippoliti und der wilde Boccioclave nicht fehlten. Auch eine Anzahl jüngerer Leute befand sich darunter, welche die Nachricht von dem welschen Eldorado in Innsbruck und die Leichtigkeit, zu Geld und Ansehen zu gelangen, aus Italien dahin gelockt hatte. Von Deutschen

waren außer Gröbner von Wolfsthurm und Vicekanzler Pappus nur Wenige zugegen.

Mahlzeit und Gelage waren bald im Gange, aber obwohl die Köpfe sich bald erhitzten, wollte doch keine rechte Fröhlichkeit aufkommen, und ausgelassene Scherze, tobendes Gelächter mußten deren Stelle ersetzen.

Schmauß war bald in ein vertrautes Gespräch mit Ferrari verwickelt, das ihn aber nicht hinderte, über Gebühr dem Becher zuzusprechen. „Sie haben ganz recht,“ flüsterte ihm Ferrari zu, „bei der jetzigen Gemüthsverfassung des Fürsten kommt Alles darauf an, ihn nicht zu reizen, und Sie wissen, Geld-Angelegenheiten sind immer die empfindlichsten . . .“

„Ich bin mit den Bündnern schon vollständig im Reinen!“ erwiderte Schmauß. „Wir können Durchlaucht morgen schon den Abschluß des Geschäftes anzeigen. Die Bündner zahlen für die Abtretung der Hoheitsrechte hunderttausend Thaler an den landesfürstlichen Schatz — sie lassen es sich aber durchaus nicht nehmen, noch besonders zehntausend Thaler an Excellenz zu entrichten für die besondere Mühe und Arbeit, die Sie bei der Unterhandlung gehabt!“

„Nun,“ lachte Ferrari, „wenn sie es durchaus so haben wollen, wird man den Leuten wohl ihren Willen thun müssen! — Stoßen Sie an, Präsident, wir wollen uns morgen darüber berathen, was mit den Zehntausend anzufangen ist!“

Lachend stießen Beide mit den Gläsern an, und Schmauß leerte das seine mit einem Zuge.

„Unser Wirth spricht seinem Keller gehörig zu!“ sagte Bocciclave, welcher ihm schräg gegenüber saß, zu Gröbner und Pappus. „Es sieht fast aus, als wenn er sich absichtlich betrinken wollte!“

„Das könnte wohl auch der Fall sein!“ erwiderte



Pappus. „Die Leute wollen ja wissen, daß er Angst habe und deshalb so vom Fleische gefallen sei!"

„Angst? Wovor?"

„Wissen Sie nicht, was in der ganzen Stadt Einer dem Andern in's Ohr sagt? Daß Biener's Frau den Mördern ihres Mannes geflucht und sie vor den Richterstuhl Gottes geladen hat, sobald die Blätter fallen!"

„Volksaberglaube!" erwiderte Pappus achselzuckend.

„Das sagen Sie und ich," fuhr der Welsche fort, „aber nicht Alle denken so. Ich meinestheils habe den Kanzler Biener nie geliebt; er ist ein Feind meines Landes und Stammes gewesen, ich freue mich daher seines Sturzes, und was dabei etwa nicht in der Ordnung gewesen, berührt mich nicht. Wohl möglich aber, daß der Präsident es sich zu Gemüthe zieht, daß die Zeit da ist, in welcher die Blätter fallen!"

„Je nun, man kann doch nicht wissen," bemerkte Gröbner, „was an solchen Dingen ist! Ich kann mir zwar nicht denken, warum derlei wegen eines Mannes geschehen sollte, dem nach meiner Meinung nichts widerfuhr, als was ihm gebührte; aber nach unserm heiligen Glauben wären solche Zulassungen Gottes nicht unmöglich! Erzählt man doch noch allerlei sonderbare Dinge ... Abraham May, der Geldwechsler, der auch mitgeholfen, Biener zu stürzen, soll den Fluch auch auf sich bezogen haben und ist den Tag darauf, als er davon gehört, todt im Bette gefunden worden. Seine Frau hat Innsbruck schon verlassen und soll nach Augsburg gegangen sein, wo ihre Tochter lebt, wie ich glaube!"

„Lächerlich!" rief Pappus. „Der Mann war alt genug, um jede Stunde sterben zu können! Was ist da Besonderes?"

„Ja ja, das weiß man lange!" entgegnete Gröbner. „Ihr Poeten seid Alle ungläubige Menschen! Aber das

ist noch nicht genug. Ihr kennt doch Herrn Josua Perkhofer, den Brixener Weihbischof?"

„Ob ich ihn kenne!" antwortete Bocciclave. „War er es nicht, der das Wiltener Asyl aufhob, in das Biener sich geflüchtet hatte? Ich erinnere mich seiner noch ganz wohl von jenem verdammten Innsbrucker Landtage her. Was ist's mit ihm?"

„Es geht ihm, wie unserm Herzog!" sagte Gröbner. „Er ist tiefsinnig und beinahe gemüthskrank geworden. Es war auf jenem Innsbrucker Landtage, als er Biener zurief, seine rechte Hand verdiene, vom Henker abgehauen zu werden — das soll nun wirklich geschehen sein, und der Bischof nimmt sich's zu Gemüthe, als wenn sein Wort das Schicksal über Biener heraufbeschworen hätte. Aber laßt uns von etwas Anderm reden, meine Herren . . . bei dem Gespräche schaudert mir die Haut, und erstarrt Einem das Blut!"

Schmauß hatte inzwischen fort und fort getrunken und bereits vollständig das Aussehen eines Berauschten . . . das letzte Wort aus Gröbner's Munde schlug an sein Ohr. Er sprang empor und rief mit lauter Stimme: „Blut? Wer redet hier von Blut? Hier giebt es kein anderes Blut, als das aus den Flaschen strömt! Was redet Ihr thörichtes Zeug? Glaubt Ihr, daß ich das Geschwätz des Pöbels fürchte? Wer will auftreten und sagen, daß ich Schuld sei an jenem Blute?"

Die Gesellschaft schwieg und sprang entsetzt auf; die Nachbarn des Präsidenten waren vergeblich bemüht, ihn zu beruhigen. „Glaubt Ihr," schrie er noch lauter, indem er ein großes Kelchglas voll Liquer ergriff, daß ich vor dem Gefasel eines wahnsinnigen Weibes zittre? Da stehe ich in voller Kraft und denke noch manches Jahr die Blätter auf jene Gräber fallen zu sehen . . . Stoßt an! Es lebe die Zukunft, es lebe die Freude!"

Bestürzt und verlegen stießen die Nächsten mit dem Präsidenten an, der dann seinen Becher bis auf den letzten Tropfen ausstürzte.

Plötzlich entsank der Becher seiner Hand; ein wilder, schmerzlicher Schrei ertönte in das Klirren des zerschmetterten Glases, und aus dem Munde des Präsidenten, der in den Sessel zurücktaumelte, schlug eine bläuliche Flamme empor.

Das übermäßig genossene geistige Getränk hatte sich innerlich von selbst entzündet; schreiend und entsetzt drängten die Gäste aus dem Saale und ließen eine furchtbar verzerrte, halbverkohlte Leiche zurück.

Niemand als der alte Niklas hielt bei ihm aus und sank betend neben der Frau des Unglücklichen in die Kniee, welche, von dem Lärmen herbeigerufen, regungslos und thränenlos die Erfüllung des Schicksals anstarrte, vor dem sie vergeblich gewarnt!

— — Einige Monate später sah der Schildhof mit seinem stattlichen Gemäuer schon recht anmuthig und einladend von der neubegrünten Berghalde auf den Kirchthurm, auf die baumversteckten Häuser von Sanct Leonhard und auf das Kiesbette der rauschenden Passer herab, während der Jaufen und die ganze nördliche Bergkette noch in Schnee und Eis erglänzten, bis nahe herunter an die Grenze, wo schon die Castanie ihre braunen Blattgehäuse sprengte. Vor der Thüre des friedlichen Gehöftes saß Afra auf der Bank und schnitt Brod in eine Schüssel, denn die Stunde zur Mittagsmahlzeit war nahe. Sie hatte die Todtenfarbe noch nicht verloren, die ihr von dem Leben und den Ereignissen der Stadt aufgedrückt worden, aber ihr Auge sah wieder frei, und wenn auch noch immer ein trüber Zug auf der Stirne throute, zeigte doch ihr ganzes Wesen, daß die Heimath ihre kranken Sinne gestärkt und geheilt hatte. Zu der segensreichen

Einwirkung der ländlichen Stille war der milde Zuspruch des Pfarrherrn von Sanct Leonhard gekommen, der das verwirrte und erschreckte Gemüth mit sanfter Hand in seine Grenzen zurückführte und es lehrte, Unbegreifliches nicht zu ergrübeln, sondern gläubig in die Hand Dessen zu legen, der allein zu enthüllen vermag, was hienieden dunkel ist und bleiben wird. Die Genesung ward vollendet, als Schildhofer von seiner Reise nach Innsbruck zurückkam und Benedict, den verwaisten, hilflosen Knaben, mit sich brachte. Damit begann in Afra's Leben ein neuer, wohlthuender Abschnitt; sie übernahm Pflege und Aufsicht des Knaben, der auch bald ihre Aufmerksamkeit mit dankbarer Zuneigung vergalt, wenn er auch nicht, wie andere Kinder, freudigen und offenen Ausdruck dafür fand. Die Ereignisse hatten ihm die Jugendlichkeit gewaltsam abgestreift; er war immer freundlich, aber immer still, kein Lächeln spielte um seine Lippen, wie denselben kein Wort der Klage, keine Frage über das entsetzliche Geschick seiner Eltern entschlüpfte. Mit dem Erscheinen des Knaben war es in Afra's Herzen wieder warm geworden; sie besaß ein Wesen, das sie frei von allem Vorwurfe lieben durfte, und dem sie um so inniger anhing, wenn sie seiner Mutter gedachte. Das Geschick derselben war dem ihrigen ähnlich: es hätte auch sie zum selben Schreckensende führen können . . . sie dankte dem Ewigen, der die Verfinsterung wieder von ihrer Seele genommen, und der schönste Dank sollte es sein, dem Knaben die Mutter zu ersetzen.

Einige Zeit später war die Zahl der stillen Bewohner des Schildhofes durch einen vierten Ankömmling vermehrt worden, dessen Erscheinen von dem Alten mit lauter, unverhohlener Freude begrüßt wurde. Auch über Afra's Antlitz flog es einen Augenblick, wie Abendroth eines unter Gewittern und Gegenschauern dahingegangenen Tages,

dessen Glanz im Erlöschen verräth und ahnen läßt, wie schön der Tag gestrahlt haben würde, wäre es ihm vergönnt gewesen, heiter und sturmlos vorüber zu ziehen.

Es war Franz.

Gestrüpp und Gebüsch am Fuße der Mauer hatten die Gewalt seines Sturzes vom Rattenberger Thurme gebrochen: wenn auch am ganzen Leibe zerstoßen und geschunden und unfähig, sich aufzurichten, war es ihm doch gelungen, in der allgemeinen Verwirrung jenes Abends sich kriechend bis zur äußern Mauer zu schleppen und sich von dort auf einen Baumwipfel herabzulassen. Im Hause eines armen Mannes war er Wochen lang zwischen Leben und Tod verborgen gelegen und hatte sich, sobald ihn die Füße trugen, aufgemacht nach dem einzigen Orte, zu welchem ihn seine Seele zog. Des Vergangenen ward nicht gedacht, als er kam: von Liebe nicht mehr gesprochen — er konnte für den Sohn des Hauses, für Afra's Bruder gelten.

Die Sorge um Benedict war es auch heute, welche das Mädchen aus dem Hause geführt; seinetwegen war sie aus der Küche gekommen, denn unter dem Dachvorsprunge des Hauses saß der Knabe über lateinischen Büchern; der Pfarrherr hatte es übernommen, ihm Unterricht zu ertheilen. Ihr Auge hing so mütterlich sorgend an dem ernsten, bleichen Kinderkopfe, daß sie es nicht gewahr ward, wie der alte eisgraue Vater am Fenster stand und ihr bedenklich zusah — sie bemerkte selbst Franz nicht, der in der Bauerntracht der Gegend vom Felde zurückkam und bei ihrem Anblicke schweigend stehen blieb, indeß sein Auge mit einem Ausdrucke an ihr haftete, der nicht Klage und nicht Vorwurf und doch von beidem nicht frei war.

Emporschauend begegnete sie diesem Blicke und erröthete. Dann sah sie eine Secunde wie nachdenkend zur

Erde, legte ihre Arbeit bei Seite und trat zu Franz, ihm die Hand bietend: „Ich versteh' Dich wohl, Du guter Mensch," sagte sie, „und mußt nit glauben, daß ich ein undankbares Gemüth hab' . . . Ich verdien's nicht, was Du Alles für mich gethan hast und thust . . . Du hast Dein Leben und Deine Freiheit geopfert für mich . . . Du bist mir alle Stund' ein treuer Freund gewesen . . . Du bist jetzt für meinen alten Vater wie ein richtiger Sohn und schaffst, als wenn Du ein Bauer gewesen wärst, Dein' Lebtag' . . . ich kann Dir's nit vergelten, Franz! Aber ich möcht gern, daß wir niemals auseinandergehen . . . wenn Du also Geduld haben willst mit mir, wenn Du's noch im Herzen hast, wie vordem . . . so will ich mein Versprechen halten . . . und will Dein Weib werden . . . Und damit meine Verlöbniß erfüllt wird, wollen wir Vater- und Mutterstell' vertreten bei dem armen Bübel dort!"

Franz drückte sie gerührt und zärtlich an die Brust. „Das wollen wir, Afra . . ." rief er. „Du machst mich unendlich froh! Ja, gehöre mein; ich darf nicht sagen, daß ich Dich errungen habe — es ist nur Gottes Hand, die uns endlich noch zusammenführt; laß uns redlich zusammenwandern, bis das ersehnte Licht von Jenseits auf uns're dunklen Pfade fällt!"

Schildhofer war aus dem Hause getreten und legte mit wortlosem Segensspruche ihre Hände in einander.

Das Leben auf dem Schildhofe war fortan geräuschlos und glücklich, wenn auch die Freude dort nicht mehr einzuziehen vermochte. Es war der kurze schöne Herbst nach einem gewittervollen überheißen Sommer, der nach flüchtigem Sonnenscheine das welke Laub ungewöhnlich früh von den erschöpften Bäumen streift. Afra und Franz blieben kinderlos und schwanden nach einander aus dem Leben wie Schatten. Afra's Kraft war gebrochen; die

kranke Pflanze hatte wohl vermocht, noch einige täuschende Blättertriebe zu entfalten, das Blüthenherz aber war und blieb geknickt: Franzens Gesundheit hatte der Sturz von den Mauern von Rattenberg für immer zerstört. Der Schmerz über Afra's Heimgang machte ihn vollends rasch dahinsiechen, und bald stand der greise Bauer in dem Schildhofe allein, um wie ein alter ritterlicher Kämpe seinen ehrlichen freien Bauern-Schild mit in die Grube zu nehmen.

— Auch über Herzog Ferdinand Karl zogen die Jahre versöhnend und beruhigend dahin. Mancher seiner edlen Vorsätze blieb unerfüllt, er selbst in der Hand der Welschen, die es dahin zu bringen wußten, daß Biener's Tod ununtersucht und ungeahndet blieb: waren doch die beiden Hauptschuldigen beseitigt, Schmauß durch den Tod, Vollmar durch seine Entfernung nach Regensburg, wo er nach Jahren in ruhmloser Vergessenheit verkam. Die Knappen von Schwaz wurden gezüchtigt, und jede Spur der neuen Lehre mit Gewalt erstickt. Pracht und Glanz des Hofes aber blieben dieselben, doch des Herzogs frühere Freudigkeit war vernichtet; die alten Vergnügungen hatten nicht mehr den einzigen Reiz für ihn, sie waren eine Gewohnheit geworden, ein unvermeidliches Mittel, um bittere Erinnerungen zu übertäuben. Seine wenigen glücklichen Stunden erblühten ihm im Umgange mit der Herzogin: sie stand, wenn auch gleich ihm in's tiefste Leben getroffen, tröstend und beruhigend an seinem Lager, als schon nach wenigen Jahren ein fast plötzlicher Tod im schönsten Mannesalter ihn von hinnen rieß.

Er starb ohne männliche Nachkommen.

Der weise, gütige Franz Sigismund bestieg nach ihm den Thron, um dem welschen Regimente, das unter seinem Bruder Alles überwuchert hatte, ein rasches und kräftiges Ende zu machen und dies kräftige Auftreten mit frühem

Tode zu büßen. Graf Ferrari, der allmächtige verschwenderische Staatskanzler Ferdinand Karl's, entfloh der ihm drohenden Untersuchung und Strafe: mit ihm Montecuculi und Hippoliti, um spurlos unterzugehen. Der edle Fürst trank aus den Händen seines eigenen Leibarztes Agricola den Giftbecher, und mit ihm schloß sich die Fürstengruft in der Jesuitenkirche über dem Letzten der eigenen und selbstständigen Beherrscher und Grafen von Tirol.

— Biener's Geschlecht ist erloschen.

Fränzel, vom Sterbebette ihres Gatten zurückgekehrt, hatte sich und ihren Gram im Nonnenschleier der guten Frauen von Hall begraben; Rudolph, nach einigen Jahren aus der Verbannung befreit, erhielt von Ferdinand Karl den Ansitz zum Büchsenhause zurück und lebte dort in ernster Einsamkeit; auch in sein Leben hatte das Geschick des Vaters den kalten, nicht weichenden Schatten geworfen. Benedict wurde nach Schildhofer's Tode von Pater Hyazinth vollends gebildet, der als ausgedienter Priester und Commorant in seine Heimath nach Sanct Leonhard gezogen war. Zum Priester geweiht, widmete er sein ganzes Leben dem Gebete für die hingeschiedenen Seelen der Eltern an — dem Strickgürtel seiner Franziskanerkutte hing beständig das Kreuz, das sein Vater sterbend in den Händen gehalten. Streng gegen sich selbst, voll Milde und Liebe für Alle, ward er im Volke wie ein Heiliger geachtet, und als er nach vierundneunzig Lebensjahren die müden Augen schloß, war Claudia's Segen an ihm zur Wahrheit geworden: er hatte den Frieden der Seele errungen und bewahrt bis zum Ende.

Elisabeth liegt in der Kirche zu Hötting begraben; ein jetzt beseitigter Stein mit den Buchstaben E. B. zeigte noch vor einigen Jahren unter dem Eingange der Kirche die unheimliche Stelle, die der Selbstmörderin zur ewigen Ruhe gegönnt worden war. Nach der Sage des Volkes

ist die Unselige aber noch nicht zur Ruhe eingegangen: weil sie an Gottes Dasein gezweifelt, muß sie als Geist in den Räumen des Büchsenhauses umherwallen, und der gläubige Wanderer, der Nachts an den dunklen Mauern und Thürmen vorüberzieht, beschleunigt seinen Schritt und spricht ein Ave für das gespenstische „Biener-Weib'l."

Biener selbst ist unvergessen im Volke, wenn auch sein Bild erblaßt ist und nur als ein blutiges Nachtstück der Gewalt aus der älteren Geschichte des Vaterlandes herüberragt.

Zwei Jahrhunderte waren über seinem Grabe an der Kirchhofmauer dahingezogen, als der eherne Finger der neuen Zeit daran pochte und Einlaß forderte. Die Eisenbahn wand sich heran und unterwühlte den Fels, auf dem, längst in Trümmer gesunken, Schloß Rattenberg liegt. Unter der Stätte seines Todes braust jetzt der Dampfwagen dahin und durchschneidet auf seinem Wege die Stelle, wo Biener verscharrt gewesen. Bei der Abgrabung der Kirchhofsecke wurde morsches Gebein gefunden und ein verrostetes Blechschildchen, das einst am Sarge befestigt gewesen sein mochte und die hohl eingeschlagenen Zahlen 17. 7. 1651 zeigte. Die neue Zeit hatte das alte Grab aufgewühlt, um an den Mann zu erinnern, der in dunklen Jahren ihr das Licht voraus trug, um für ihre Gedanken zu bluten — ihr erster Gruß an das in alter Herrlichkeit prangende Land der Alpen galt dem Manne der Wahrheit, dem Verfechter deutschen Wesens, dem Freunde der Duldung . . . dem edlen Kanzler von Tirol!

Schlußbemerkung.

Die Geschichte Wilhelm Biener's ist hier im Wesentlichen und Einzelnen nach den im Ferdinandeum zu Innsbruck liegenden und anderwärts zerstreuten Urkunden, insbesondere den Criminaluntersuchungsacten, soweit solche vorhanden sind, und nach zahlreichen Manuscripten behandelt, und der Verfasser kann am Schlusse der mehr als zweijährigen Arbeit nicht umhin, seinen herzlichen Dank für die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit auszusprechen, womit derselbe bei seinen Studien in Innsbruck von Behörden und Privaten aufgenommen und unterstützt worden ist. Insbesondere gilt dieser Dank dem inzwischen verstorbenen Herrn Dicasterial-Advocaten und Universitäts-Professor Dr. G. Pfaundler, den Vorständen und Beamten des trefflichen Ferdinandeums, Herrn Professor Durig, Herrn Dr. Hunold und Herrn Ritter von Alpenburg, dem jetzigen Besitzer von Büchsenhausen. Die folgende Zusammenstellung soll nur einen Ueberblick von einigen der einschlägigen Quellen und Hilfsmittel geben:

1) Lateinisches Manuscript eines Ungenannten in der im Ferdinandeum befindlichen Sammlung des Apellraths Dipauli (Bibliotheca Tirolensis Dipauliana, neue Nummerirung 971), betitelt: „Peinliche Untersuchung gegen



Dr. W. Biener, Hofkanzler zu Innsbruck, angestellt im Schloß Rattenberg 1651, aus den im Innsbrucker Archiv aufbewahrten (?) Originalacten. Das Manuscript in 29 Paragraphen, darunter nach den Ueberschriften: §. 1. Verlust der Württembergischen Herrschaften und Beschuldigungen gegen Vollmar. §. 4. Commissorium für die gegen Biener bestellten Untersuchungsrichter. §. 5. Das lateinische Distichon, wegen dessen Biener zum Tode verurtheilt wurde. §. 6. Deutsche Verse gegen einige Hofherren. §. 7. Von den übrigen Biener zur Last gelegten Beleidigungen gegen das fürstliche Haus. §. 8. Erzählung dessen, was der Untersuchung voranging. §. 9. Die Graubündner Urkunden. §. 13 und §. 22. Ueber die Entschließung der Herzogin Claudia, ihr Heirathsgut betreffend. §. 15. Ueber die gar nicht oder unrichtig ausgefertigten Resolutionen. §. 27. Das Urtheil. §. 28. Biener's Gefangenschaft. §. 29. Der Vollzug des Urtheils. Beigebungen sind:

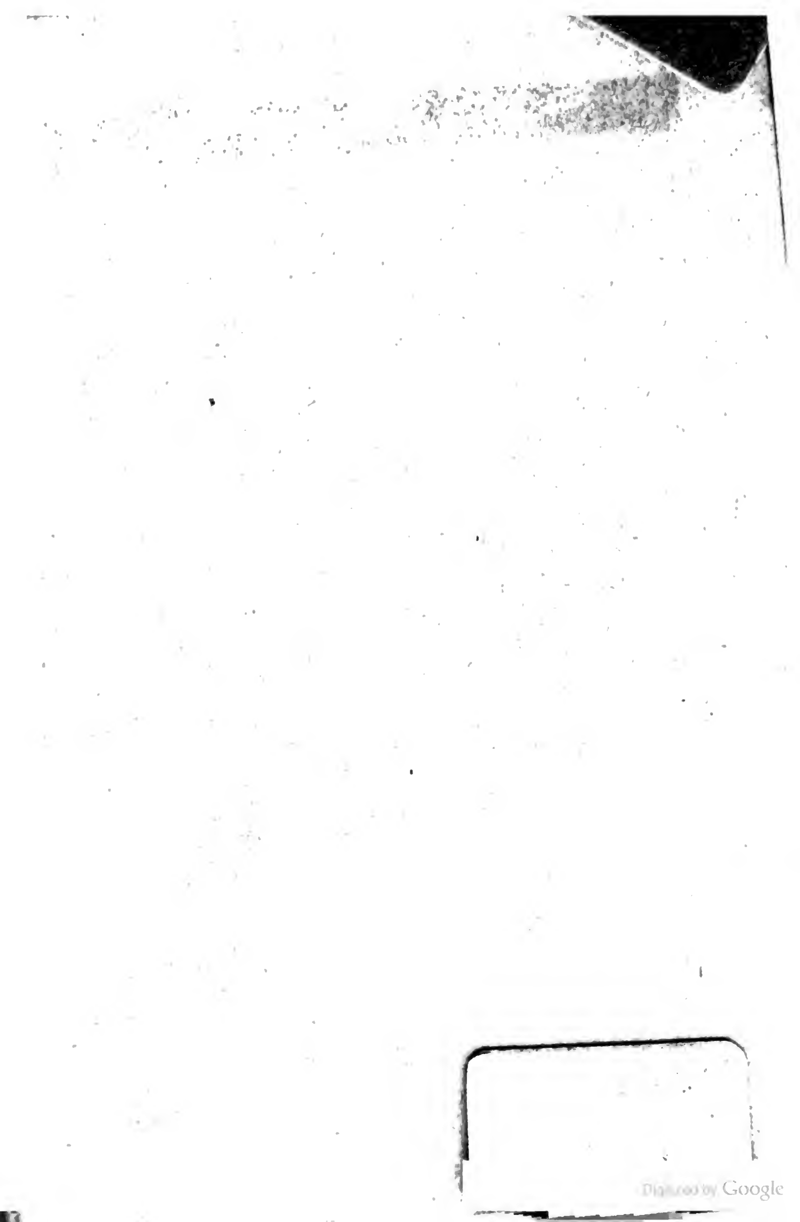
Bericht des Schloßhauptmanns Neuhaus an Ferdinand Karl über Biener's Hinrichtung.
Bericht und Entschuldigung desselben wegen Beschleunigung der Hinrichtung.
Mehrere Actenstücke über die Breisach'sche Angelegenheit.
Ein Act „in causa Vollmariana.“
Genealogia Vollmariana (die von Biener verfaßte scandalöse Chronik dieser Familie).
Biener's verschiedene lateinische Epigramme.
Brief Biener's an Claudia in der Vollmar'schen Sache.
Bericht von Hippoliti und Bertelli an Ferdinand Karl.
Brief derselben an Schmauß.
Verschiedene Verhörspunkte von Notar Strozz.

2) Bericht des Pater Hyazinth Rothenbucher über Biener's Hinrichtung (Bibl. Dip. 962, N. R.).
3) Aufsatz von Dipauli über den Biener'schen Prozeß (1014, N. R.). Abgedruckt im Tirolerboten von 1823.
4) Erzfürstliche Reiß nach Welschland, 1652 (274, A. R.).
5) L'Arciduca D'Austria Fernando Carlo, poesi di P. Deigo Leguile (seinem Beichtvater) 1653. Nr. 170, (A. R.).
6) Tirolis pacifica, Schauspiel, unter Ferdinand Karl bei den Jesuiten aufgeführt (162, A. R.).
7) Hormayer im Archiv für Geographie, Staats- und Kriegskunst von 1815 über Vollmar's Leben.

8) Thaler, Geschichte von Tirol.
9) Jäger, Albert, in den Sitzungsberichten der Wiener-Akademie der Wissenschaften X. 65 u. f. über die Bündner Angelegenheiten.
10) Sprecher v. Bernegg, Geschichte der Bündner Kriege und Unruhen. II. Th.
11) Acten über W. Biener's Verlassenschaft mit dem Inventar (Verzeichniß der Bibliothek, der Urkunden — darunter erwähnt Wappenbrief Karl's V. für Leonhard Biener, gewesten Bürgermeister von Weissenburg v. 23. Sept. 1550).
12) Tirol und Vorarlberg — statistisch und geographisch dargestellt von J. Staffler. Bd. II. S. 750. 550.
13) Sinnacher, Geschichte von Brixen. B. 8. S. 572, 73. (Die Aufhebung des Asyls, das Abhauen der Finger.)
14) Seel, Geschichte von Tirol. Bd. II. S. 298 u. f., 319 u. 326.
15) Zoller, Geschichte von Innsbruck. 2 Bde. 1816.
16) Hauschronik der Jesuiten. (Bibl. Dip.)
17) Dr. G. Pfaundler's, k. k. Dicasterial-Advocaten, Vorlesung über die gegen Wilhelm Biener geführte peinliche Untersuchung. (Handschriftliche Abhandlung.)



Druck von G. Reusche in Leipzig.



Druck von G. Reusche in Leipzig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01413 1711

